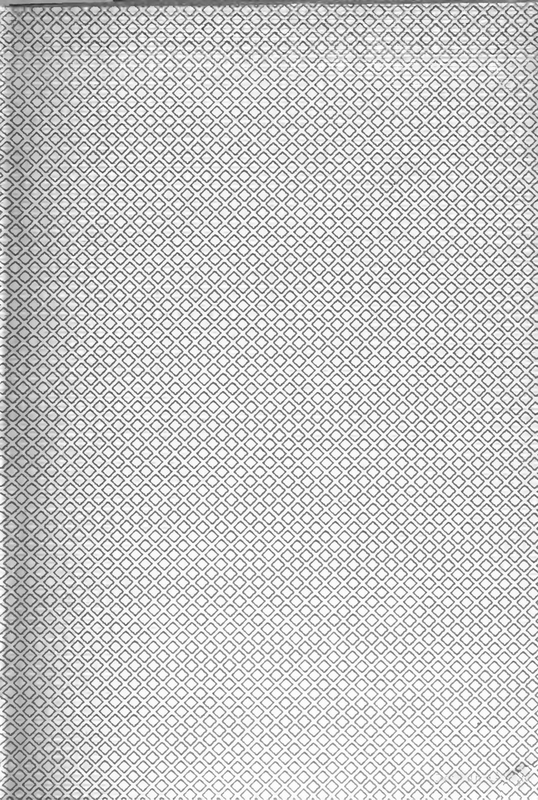


Velhagen & Klasings Monatshefte





v. Bismarck

Fürst Bismarck im Jahre 1891. Gemälde von Franz v. Lenbach.
(Nach einer Photogravure im Verlag von G. Heuer & Kirmse in Berlin W. 30.)

Velhagen & Klasings

Monatshefte.



Jahrgang 1898/99.

I. Band.



Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.



Inhaltsverzeichnis.

XIII. Jahrgang 1898/99. — Erster Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Kunst und Litteratur.

Sonstige Aufsätze.

Neues vom Büchertisch.

Kunstbeilagen.

Seite

Einschaltbilder.

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. IX. Band, Nr. 1 bis 6:

Perlen. Roman von Friedrich Jacobsen. Seite 1—132.

Hohe Schule. Roman von E. von Dornau. Seite 133—192. (Fortsetzung folgt.)



Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIII. Jahrgang 1898/99. Heft 1, September 1898.

Der Letzte.

Aus Wetterwolken überm Sachsenwald
Die Kunde schallt,
Fährt jäh wie Blitzstrahl in das Volk hinein
Durch Mark und Bein, —
Wahr ist geworden, was unglaublich schien:
„Zur Ruhe ging der letzte Paladin!“.

Geschlossen ist das ernste Augenpaar,
So treu und klar,
Erstarrt im Tod die riesenstarke Hand,
Die Riesen band;
Verstummen mußte der beredte Mund,
Auf dessen Worte lauscht' das Erdenrund.

Der von der Welt ertrotzt das deutsche Reich,
Ruht still und bleich;
Der Völker wälzte machtvoll aus der Bahn,
Er stieg hinan
Zu jenen Friedenshöhen licht und hehr, —
Nahm von uns Abschied ohne Wiederkehr.

Die Kriegerzähre rinnet scheu herab,
Rollt nach ins Grab,
Mit diesem Letzten sank die große Zeit
Der Herrlichkeit;
Verklungen ist das stolze Heldenlied,
Und nur Erinnerung durch die Saiten zieht.

So lang er lebte, war sein Name wert
Gleich Deutschlands Schwert;
Der Völker Boten horchten nach wie vor
An seinem Thor,
Und was der alte Fürst und Kanzler sprach,
Das hallt' im Echo tausendfältig nach.

Wir fühlten's froh, wie er das Reich bewacht
Bei Tag und Nacht;
Nun, da zur Heimat kehrt sein großer Geist,
Sind wir verwaist,
Doch „Unser Bismarck“ bleibt er allezeit, —
Helf' Gott, daß fürder auch sein Werk gedeiht!

Georg v. Rohrscheidt.





Bismarck.

Gedenkworte von

Professor **Erich Marcks** in Leipzig.

Überall in unserem Vaterlande wehen die Fahnen auf Halbmast; die Völker der Erde schauen, in Freundschaft oder in Feindschaft, alle mit starkem Anteil, auf unsere Trauer hin: der so lange und so oft die Blicke der Welt auf seine Riesengestalt gelenkt hat, er zog sie zum letztenmale auf sich, der Sterbende, der Tote. Uns liegt noch heute — denn gar Vielen wird es nicht anders sein als mir — ein dumpfer Druck, wie eine Lähmung, auf Herzen und Hirn. Denn wir haben ihn lieb gehabt, so sehr, wie selten ein Mensch geliebt worden ist, und wir haben in ihm gelebt, Jahre und Jahrzehnte hindurch; er hat an der Spitze unserer Welt gestanden, er hat so vielen von uns den persönlichen Mittelpunkt ihres Weltbildes, die lebendigste Kraft ihrer ganzen Lebensanschauung bedeutet. Und wenn er, der 83jährige, seit langem in Einsamkeit, in scheinbarer Ruhe saß, aus dem Bereiche seiner großen Arbeit verbannt, — wer fühlt es nicht, daß er ein Wirkender geblieben ist bis zuletzt? Uns hat er gelebt, uns ist er etwas gewesen, unablässig, so lange sein Atem ging, und uns bleibt er lebendig. So empfinde ich es, und nur so kann ich, aus der Fülle des Herzens heraus, heute reden; aber der Ton, der diese Tage überall durchzittert, sagt es mir, daß Millionen denken und fühlen wie ich. Und immer wieder, wie sie es seit so Langem gewohnt gewesen, gehen unsere Gedanken zu ihm hin: sie wandeln die Pfade dieses ungeheuren Lebens von neuem nach; sie tauchen ein in den flutenden Strom dieses Geistes, dieser Persönlichkeit.

Alle die größten Dinge, die unser Volk in diesem Jahrhundert gesehen hat — und niemals hat es größere gesehen als da, — sie schreiten vor uns vorüber; in ihrer Mitte der Mann, der sie gestaltet hat wie kein anderer neben ihm.

Eine glückliche Jugend, kraftvoll, vom Hauche des ländlichen Lebens durchweht und doch mit den Gedanken der bewegten Zeit befruchtet; Genuß und Kämpfe des Daseins, stolze Selbstbehauptung von frühen Tagen an, und dann gestrenge Arbeit auf der heimischen Flur; Kämpfe im Innern seiner Seele, bis er inmitten des Zweifelns und Tastens der revolutionären Epoche den festen

Grund monarchischer und religiöser Überzeugung gefunden hat, dessen sein Wesen bedurfte; blitzende Kämpfe im Dienste seines Königs und seines Standes — und dann die Erziehung des Staatsmannes zum Führer seiner Zeit. Er verarbeitet zögernd, widerwillig in sich die Forderungen der deutschen Nation und macht sie sich schließlich tief zu eigen. Ein Preuße von ganzer Seele, ergreift er im Sinne seines Staates, vom großen Ehrgeize Friedrichs II. getragen, die Aufgaben der deutschen Welt. Und immer freier, heller, weiter faßt er sie auf; immer höher steigt er selber empor; der widerstrebend sich mit den Kräften seiner Gegenwart durchdrungen hat, nun durchdringt er jene mit seinem persönlichen Selbst: er handelt, er ringt, ein Kämpfer, ein Vernichter, ein Neuerbauer, scharf, leidenschaftlich, in jenem höchsten Streben des Genius, sich selber machtvoll und rücksichtslos durchzusetzen, weil er das Leben und die Zukunft bringen kann. Für oder wider ihn, das wird der Schlachtruf, nach dem sich die Menschen sondern; und in dem gewaltigsten Jahrzehnt unserer neuen Geschichte wird jeder seiner Schritte ein Sieg und jeder seiner Siege eine That der nationalen Erfüllung. Er vollendet die alte Arbeit seines Preußens; er wird zum Deutschen; er wird der Gründer des Deutschen Reichs. Aber die Höhe, die er erreicht hat, der Jubel, der den ehemals Gehaßten umbraust, der Abschluß, den er scheinbar errungen — sie befriedigen ihn nicht. Er geht, mit der Partei zusammen, mit der gemeinsam er gesiegt hat, an den Ausbau des neuen Werkes und führt, mit ihr verbündet, neuen, schicksalsvollen Kampf. Allein die liberale Welt ist doch im Grunde die seine nicht; die wirtschaftlichen Gegensätze, die sozialen Nöte, die mit dem Siege des liberalen Prinzips zugleich und aus ihm heraus in die Welt gekommen sind, ergreifen ihn mehr und mehr. Und während ihn der kleinere Streit des Tages zu umstricken und zu lähmen scheint, zieht er sich, in jenen inhaltschweren Monaten von 1877, in die Einsamkeit seines Landsitzes zurück und stellt die Fragen einer neuen Lebensaufgabe vor sich auf: was ringsum gärt und tobt, er verarbeitet es in machtvoller seelischer Sammlung. Wiederum wird er der Inbegriff des Lebendigen, des Notwendigen, das sich am neuen Tage durchringen will, und als er in die Welt zurückkehrt, bringt er ein neues System staatlicher und nationaler Zusammenfassung mit; er macht die drängenden Wünsche und Klagen, die Ansprüche, die Gedanken zur staatsmännischen That. Und auch sie hat er noch vollbracht: die Wirtschaft seines Landes nach außen hin abgeschlossen und innen hundertfach bereichert; seinem Reiche durch die neuen Zölle erst die finanzielle Selbständigkeit des Daseins gesichert; seinem Staate, seiner Monarchie, seinem Kaisertum eine ganze Welt neuer Pflichten, tieferer Bestrebungen, innerlicherer, sittlicher und politischer Macht erobert. Von neuem trat ihm der Widerstand der von dieser Flut schöpferischer Pläne Überraschten oder Bedrohten in den Weg; zum zweitenmal wurde er der Führer einer umwälzenden allgemeinen Bewegung; und zum zweitenmal hat er, im Wichtigsten, gesiegt. Da wurde die Krone seines Kaisers zum echten Wahrzeichen des aufwärts- und vorwärtsdringenden deutschen Lebens; Wohlstand und Arbeit schlossen sich um ihn zusammen; die großen Probleme des sozialen Kampfes und der sozialen Heilung hat Er zuerst, nach seiner Art, aber mit gewaltiger und bahnbrechender Wucht, mitten in die staatliche Wirklichkeit hineingerückt. Und dies sein Deutschland, das er so von Neuem einte und beflügelte, blieb, so lange er es regierte, unter den Mächten des Kontinents die erste: er umgab es mit sichernden Wällen eigener Kraft und fremden Beistandes; er wies ihm noch selber, da die Stunde neuer Entwickelungen nahte, die Bahnen aus europäisch-engem Kreise hinaus in die Weiten des Erdballs, die Bahnen über die Meere hinweg, zur Handels- und Seegewalt inmitten der Welt. Unaustöschlich hat er einer neuen Epoche die Spuren seines Wirkens eingeprägt; alles deutsche Dasein hat er damals, ob nun in zähem Widerstreite oder im Jubel hingegebener Begeisterung, bis in die Tiefen hinein mit seinem Wesen durchtränkt. Als er ein Siebziger wurde, da stand er erst ganz auf dem Gipfel seiner Kraft und seiner Erfolge, der Gründer und der Neubildner dieses Reiches, ja dieses Volkes; und wenn man es je von einem Menschen sagen konnte: Fürst Bismarck war damals die deutsche Nation.

Wo ist der Sterbliche, von dem man



Otto v. Bismarck im Jahre 1834.
Nach einer Zeichnung von Gustav v. Kessel.

Größeres verkünden dürfte? Von wie Wenigen nur hat je das Gleiche oder das Annähernde gegolten; und von wem darf es gelten unter den Genien unseres Volkes? Hoch ragt die Macht seiner Thaten und seines Einflusses über den wesensverwandten Freiherrn vom Stein hinweg; nur drei sind es, die wir neben ihm nennen dürfen, die gewaltigsten Träger der Lebensalter unserer neuen Geschichte: Goethe, Friedrich II. und Martin Luther. Auch jene drei sind heute noch mit uns und in uns lebendig, jeglichen Tag; ihre Einwirkung ist unermeßlich; hat einer von ihnen so sehr das Ganze seiner Welt ergriffen wie Bismarck? Hat sich, als sie starben, so jeder Kreis des deutschen Lebens, in gutem oder in bösem Willen, mit ihnen auseinandersetzen gemußt wie heute mit ihm? War so die Trauer der Hunderttausende und der Millionen um sie vereint? Am ehesten um den mächtigsten von ihnen, um den, dessen Schicksal es war, daß er unser Volk, indem er es emporriß und auf weite Jahrhunderte hinaus belebte, zugleich mit dem Fluch der inneren Zerspaltung treffen mußte. Als Martin Luther starb, da ging wohl wirklich der Schauer durch alle Gaue und alle Lande hin wie heute, und die Sage, die seinen Tod umspann, verkündet uns, wie ungeheuer er war. Damals hat Philipp Melanchthon dem toten Freunde zu Wittenberg die Gedächtnisrede gehalten. Er hatte den vollen Eindruck des Weltgeschichtlichen, als er an diesem Sarge sprach; er fügte seinen Verstorbenen der hohen Reihe der Propheten, der göttlichen Werkzeuge und Lehrer ein, die seit dem alten Bunde die Geschichte durchziehe, und damit dem Erhabensten, davon die Reformationszeit wußte. Er schilderte den Mann, der mit der einen Hand die Kelle und mit der anderen das Schwert geführt habe. Er redete von seinen menschlichen Zügen, der furchtbaren Heftigkeit seines Wesens inmitten einer Zeit, deren Krankheit freilich einen scharfen Arzt gebraucht habe; und neben sie stellte er die Güte und Leutseligkeit, die Freundlichkeit und das Herz ohne Falsch. „Wir sind“, so sprach er von Martin Luther, „wie arme Waisen, die einen trefflichen Mann zum Vater gehabt haben und dessen beraubt sind“.

Das sind die Klänge, wie sie 1546 die Seelen durchhallten; vernehmen wir sie nicht, als seien sie heute angeschlagen worden? Und gewiß, das geht uns heute wieder durch Ohr und Herz, daß wir die Ähnlichkeit, die zwischen dem thüringer Bergmannssohn und dem altmärkischen Edelmann besteht, in ihrer ganzen Stärke von neuem empfinden. Wer den einen begreift, der kann und muß, trotz allem, was die Zeitalter zwischen sie gelegt haben, auch den anderen in seiner persönlichen Art verstehen; sie sind aus einem Holze, sie sind beide von deutscher Art. Und das ist das stolze und siegreiche Wort, das unsern Schmerz auch heute laut übertönen darf: daß wir Otto von Bismarck als den Unsern wissen. Denn er war unser! Und wir kennen ihn ganz. Nicht jeden Zug, sicherlich, und lange noch nicht jeden Reichtum und jede Phase seines Daseins: an denen wird die Nachwelt, Geschlecht um Geschlecht, forschen und deuten und immer Neues, Tieferes, Größeres, immer neues Gut, neue Überraschung und Erleuchtung aus ihnen gewinnen: das ist die Erbschaft des Genius an die Geschichte. Und doch ist uns schon heute Bismarck gegenwärtig, als ein Ganzes, das wir besitzen und durchdringen. Wer könnte die Macht dieser gewaltigen Züge verkennen? Wir wissen es, und wir denken nicht daran, es zu verhüllen — es wäre so thöricht und klein wie es nutzlos wäre: wir wissen es, er war ein Mensch der leidenschaftlichen Kraft, einer der Ungeheuren, die das Wirkliche schonungslos meistern und beherrschen, der geborene Kämpfer, wenn es jemals einen gab, verwegen bei aller schneidenden Schärfe und Sicherheit seiner Berechnung, und ein furchtbarer Gegner, der zermalmend zugriff; er hat zu jenen Stärksten unseres Geschlechts gehört, die alles wagen und können, bei denen aus dem inneren Flammenkerne der Persönlichkeit immer wieder die glühenden Kräfte hervorbrechen, ein leuchtendes Wahrzeichen über der Welt, aber nicht gefahrlos für die Kleinheit ihrer Anwohner. Wer dürfte es wagen, die Gestalt dieses Mannes ihrer heroischen Schroffheit zu entkleiden? Wir kennen die Ausbrüche seines Zornes und seiner stolzen Selbstherrlichkeit und lieben ihn darum nicht minder. Denn wir fühlen uns ihm dennoch tiefinnerlich nahe. Nicht nur, weil er für uns gestritten und für uns gesiegt, weil seine Lebensarbeit unser Dasein tausendfältig erweitert und befruchtet hat; nicht nur,



Otto v. Bismarck-Schönhausen als Ministerpräsident. 1863.
(Nach einem in Friedrichsruh befindlichen Bildnis.)

weil bei diesem Großen die Macht seiner persönlichen Antriebe doch stets in unlöslichem Bunde mit den Aufgaben seines Staates, den Bedürfnissen seines Volkes, den lebendigsten Idealen seiner Gegenwart gestanden und ihnen recht eigentlich gedient hat, und weil sein Genius so reich und so umfassend war, daß er zuletzt doch immer in allen sachlichen Entscheidungen die Gewalt seines Temperamentes unter die Zucht des staatsmännischen Maßes, einer großartigen Selbstbeschränkung und weisen Besonnenheit beugte — sondern zudem und zumal, weil er so deutsch ist bis auf den Grund, weil wir das Miteinander von zorniger Aufrichtigkeit, welche die Schranken des Korrekten verächtlich überspringt, und von zarter und schlichter Treue, wie er es besaß, an unseren besten und größten Deutschen kennen und ganz verstehen; weil diese Natur mit ihrem schöpferischen Willen und ihrer niederwerfenden Kampfeslust ihre Wurzeln so tief in dem Boden des Gesunden und Allgemeinen, in dem Boden unserer Volksart hat; weil alles dies Große so echt und schließlich so einfach ist, daß unser Gefühl es nachempfindet, ohne über seine Gegensätze zu erstaunen. Denn wir kennen ihn ja, wie er ging und stand, einig mit dem Lande, das ihn geboren hatte und dessen Früchte er, der Landedelmann, alljährlich großzog und erntete; wie er Freude hatte an allem Einfältigen und Kleinen, an jeder Sprache der heimischen Natur, sodaß ein frischer Erdgeruch das ganze hohe Dasein auch des Staatmannes, des Genius umwitterte; wie er so ganz in seiner Familie lebte, ein germanischer Mensch, untrennbar von der warmen Behaglichkeit des Hauses, zart, innig und einfach in seiner Liebe, von der er doch bekannte, daß sie mit seinem Glauben zusammen die festeste gestaltende Kraft seines Lebens war. Wir kennen ihn ja, wie er zu den Seinen, zu seiner Gemahlin, zu seiner Schwester gesprochen hat, in Briefen, klar und groß und rein bis auf den Grund, in denen alles absichtslos zu Worte kommt, übermütiger Scherz und erhabener Ernst: die tiefen Saiten seines Seelenlebens schwingen und klingen da so schlicht und so voll; wer diese Briefe liest, der muß ihn lieben. Wir wagen es heute nicht, sein Wesen zusammenzusetzen und nachsinnend zu erläutern; wir wagen es in diesen Stunden nicht, einander die einzelnen Züge der Erscheinung, des Antlitzes zu schildern, die wir nun niemals im körperlichen Leben wiedersehen sollen: aber in ihrem gesamten Bilde stehen sie uns allen doch vor der Seele, ganz hell, ganz lebensvoll; und wir sehen ihm in die Augen hinein, die das Gewaltigste waren, was unsere Zeit in einem Menschenantlitze zu schauen hatte, in diese Augen, von deren Blicken, wenn sie scharf auf dem Anderen ruhten, sich jener durchbohrt, durchdrungen, beherrscht fühlte — wir sehen ruhig und ohne Scheu in sie hinein: so löwenhaft sie sind, sie sind uns tief vertraut; wir fühlen es: e r w a r u n s e r.

Freilich, er selber ist er — und Gottlob! — geblieben bis zuletzt. Er hat das Alter unseres größten Dichters erreicht und übertroffen; er hat so wenig zu rasten vermocht wie Goethe: er hatte den allmächtigen Drang, zu wirken, so lange ihm die Sonne noch schiene. Aber gewiß, nicht in dem harmonischen Gleichgewichte der Seele, wie es der höchste Mensch unseres humanistischen Zeitalters in sich selber, als Künstler und Weiser, ausgestaltet hatte; denn Bismarck war, so tief seine Bildung und seine Liebe in dem Kreise der goethischen Kunst ruhte, wahrlich kein Humanist. Der stürmische Drang seiner Persönlichkeit sprengte alle Fesseln des goethischen Ideales: er war der Genius der p o l i t i s c h e n Zeit, und seine Seele war politisches Handeln. Verstanden hätte ihn Goethe wohl, den großen Lebensschaffer, den ewig Ringenden, den ewig Unbefriedigten, der es nicht verwinden konnte, gelähmt und von seiner Welt, dem Schaffen und Herrschen, geschieden worden zu sein. Es war ein Irrtum, wenn wir aus den Klängen seiner wundervollen Ansprachen vom 80. Geburtstage auch bei Bismarck den Geist der ruhigen Betrachtung herauszuhören meinten, den Geist goethischen Greisenalters, der die stille Welt beruhigt zu seinen Füßen sähe. Das waren Augenblicke, die auch bei Bismarck nicht selten sein mochten: aber sein Eigenstes enthielten sie nicht. Wie erschütternd klang seine Klage, daß ihm sein Leben in all dem Überschwange seiner Erfolge doch so wenig Glück gebracht hätte. Glück war ihm eben nur Kampf, und der Kampf ließ ihn niemals zum Genusse dieses Glückes kommen; ringend gegen ein bitteres Geschick, protestierend gegen alles Feindliche, das er in der Welt sich gegenüber sah, weiter-



Fürst Bismarck im Jahre 1871.
(Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.)

streitend für sein Lebenswerk, verteidigend, warnend, anklagend, lehrend — so hat er fortgelebt in seiner Art des Lebens, bis ihm der Tod den starken Strom seiner Gedanken abdämmte. Kein friedliches Greisentum, vielmehr aufrichtig und stolz, herb, kriegerisch, und doch ein unvergängliches Schauspiel: er blieb sich treu; in der Rastlosigkeit, „im Weiterschreiten fand er Qual und Glück," wie Goethes ewiger Held: er, Bismarck, nicht deshalb, weil er gleich Faust nur an dies Irdische geglaubt und in ihm allein sich hätte bethätigen wollen, sondern weil er es nicht lassen konnte, so lange er hier unten weilen müßte, die Kraft anzuwenden, die einmal in ihm war: immerfort strebend, höher und höher dringend, niemals am Ende, so lange sein Herz noch schlüge — der Träger und die Verkörperung der höchsten irdischen Erlösung, die der Dichter unserer Welt dereinst ersehnt und vorgehalten hatte: *im Anfang war die That.*

So ist er gewaltig und ganz er selber gewesen, bis in seinen letzten Tag. Eine Erscheinung von persönlicher Macht, wie das wahrlich nicht arme Jahrhundert seit dem ersten Napoleon keine gesehen hat: und Bismarck war unendlich reicher und tiefer als Napoleon. Mehr als ein Menschenalter hindurch war er der Ausdruck, der Gestalter seiner Zeit; wir haben das Gefühl, daß sie nicht nur für Deutschland, daß sie für Europa das „Zeitalter Bismarcks" bleiben wird, und daß wir die Epoche von 1870 erst mit ihm begraben. Wir haben das Gefühl und haben es immer gehabt, daß wir hoch begnadigt seien, den Genius so leibhaft unter uns, vor unseren Augen zu haben. Wenn wir je vergangenen Geschlechtern den Umgang mit den Heroen der Menschheit, die unter ihnen weilten, beneidet haben — auch dir wird dieser Neid einst gelten: das sagte sich dankbar jeder, der einmal, erschauernd und erhoben, Angesicht gegen Angesicht, vor diesen ersten unter den lebenden Menschen treten gedurft.

Otto von Bismarck wurzelte in festbestimmtem Boden, in einer festbestimmten Epoche; seine besondere Art, seine besonderen Schöpfungen sind, wie alles Irdische und wie seine Lebensdauer selbst, zeitlich begrenzt: sie sind wandelbar, sie sind sterblich. Wer könnte sich das verhehlen? Aber noch weniger zweifeln wir heute an dem anderen: ein gutes Stück seines Lebens ist dennoch ewig. Wann hat ein Einzelner sein Volk so überschwänglich reich und mit so innerlich gefesteten Gaben beschenkt? Was er zum Abschluß brachte, war ja die Entwickelung langer Jahrhunderte; was er aufrichtete, war zugleich das Ergebnis alter und starker allgemeiner Kräfte: die werden es auch künftig tragen helfen, und wir hoffen und vertrauen, daß es, einmal geschaffen, durch sich selber fortdauern wird; sein Untergang wäre ja nur denkbar im Untergange unseres Vaterlandes selbst. Daß aber jene Schöpfung wirklich vollendet ward und wie sie vollendet ward, das ist sein Werk, und tief hat sich sein Wille und sein Wesen in sie hineingeprägt: so lange jene besteht, und mag sie auch weiter- und umgebildet werden, so lange wirkt auch sein Eigenstes in ihrem Gefüge und ihrem Geiste mitbestimmend und unaustilgbar nach. Und mehr als das. Wie könnte die *Lehre* seines Daseins zu Grunde gehen? Hat er nicht, in der Fülle seiner Kraft und seines Ernstes, sein Volk erzogen, vier Jahrzehnte lang? Hat er ihm nicht die Güter seines Staates und seiner Einheit ergreifend durch Wort und That an das Herz gelegt? Hat er nicht Zug und Geist, Willen und Strenge in unser aller Leben gepflanzt, den Geist der Wirklichkeit, der Treue, der Entschlossenheit, der in ihm selber war? Die höchsten Aufgaben, die unser Staats- und Volksleben heute beschäftigen, hat er zum wichtigsten Teile noch selber gestellt; auch wo man von ihm abgehen gewollt, war er es doch gewesen, der die Probleme zuerst unausweichlich erfaßt hatte; in Liebe und Haß, in Jüngerschaft oder Gegenwehr, überall muß jede Partei, jeder einzelne mit Bismarck abrechnen: und überall fließt auch den Gegnern eine Fülle von dem positiven Wirken des großen Reichsschöpfers in ihre Arbeiten hinein. Den heutigen Tag, der nicht mehr seiner Epoche angehört, beherrscht noch immer er. Wie alle die Großen, die ich mit ihm nannte, so wird er in die ferne Zukunft hineinragen, in stets neuer Bethätigung seiner Antriebe, in stets neuer zwingender Anregung; einer der Genien, die immer wieder aufstehen und mit denen jegliches Geschlecht, mit denen alles Lebendige, lernend und ringend, sich innerlich auseinandersetzt, in jenem ernsten und tiefen Kampfe, bei dem das Wort des Wider-



Fürst Otto von Bismarck im Jahre 1892. Gemälde von Franz v. Lenbach.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

strebenden gilt: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Uns Heutigen ist es leicht, diesen Segen noch ganz unmittelbar zu verspüren. Uns ist er der Mahner und Leiter, der Meister, der Freund, der Vater geblieben, so lange er auf Erden war; in den Erfolgen, die unsere Wehrkraft zur See und unsere nationale Zusammenfassung gegen Osten in diesen letzten Monaten davontrugen, haben Tausende den letzten Sieg des alten Kanzlers erblickt. Wir können angesichts dieser Bahre den Wunsch nur immer im Innersten wiederholen, daß der Hauch seiner Größe, den wir so lange empfunden haben, über unserer Kleinheit lebendig bleibe und weiterwehe, daß seine sittlich-staatliche Erziehung uns stähle für den Kampf des morgenden Tages, den sein Auge nicht mehr schaut; daß in den Prüfungen einer drohenden Zukunft sein Geist des Mutes, der Verantwortung, der Thatkraft, des großen Willens uns weiterführen auf Bahnen, die eine neue Zeit verändernd zieht und über denen doch das Licht der alten Sonne weiterscheinen muß. Wir können nur unsere Seelen öffnen, damit der Eindruck dieses vollendeten Lebens in ihnen fruchtbar werde. Wie oft werden wir uns noch zu erbauen, zu stärken haben an diesem Bilde menschlicher und deutscher Erhabenheit. Er wird uns begleiten, — so wie in diesen ernsten Stunden, in Nähe oder Ferne, jetzt **wir** ihn treulich geleiten bis zur Gruft. Mit allem Reichtum der begreifenden Liebe, der unermeßlichen Dankbarkeit folgen wir dem Toten in diesen Tagen, diesen Wochen nach; mit aller Wehmut der Trauer, daß er uns nun doch verlassen mußte; mit allem Stolze des Gefühles, daß er zu uns gehört und wir zu ihm; mit aller Gewißheit des Glaubens, daß er unter uns ein Stück menschlicher Ewigkeit war, unverlierbar, unvergänglich, voller Kräfte, die sich weiter und weiter entfalten müssen, lange über unser persönliches Dasein hinaus.

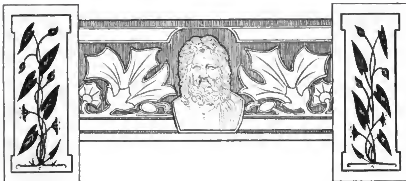
Wir nehmen von dem Gestorbenen Abschied — einen Abschied, bei dem wir dennoch wissen, daß Bismarck der Unsere nun erst recht bleibt und daß sein Besitz, den der Kampf seiner Lebenstage unmittelbar auf die beschränkte, die ihm anhingen, sich nun allmählich immer nur dehnen und dehnen kann: denn er war der Verkörperer des Ganzen unserer Nation, und dem Ganzen muß seine Nachwirkung und muß sein Bild nun zu eigen werden. Wir grüßen ihn in bitterer Traurigkeit und doch auf ein Wiedersehen: ein Wiedersehen inmitten unserer Welt, in der wir ihn treffen sollen, alle Jahre und alle Tage: so lange deutsches Leben und deutsches Wesen bestehen, wandelt er mitten unter uns. Und nur dem, den unser Auge gesehen und unser Ohr gehört hat, dem geliebten Toten, dem sagen wir heute, in den Tiefen unserer Seele erschüttert, unser Fahrewohl.

Leipzig, den 2. August 1898.





Ölstudie von Emil Brack.



Rudolf Maison.

von

Professor Dr. Max Schmid-Aachen.

Mit dem Bilde des Künstlers, einer Kunstbeilage und fünfzehn Abbildungen.

Unter den jetzt lebenden Münchener Bildhauern tritt immer mehr in die vorderste Reihe Rudolf Maison.

Dieses Meisters Leben nach seiner äußeren Gestaltung erscheint keineswegs so poetisch, so reich an wunderbaren und bedeutungsvollen Ereignissen, als man im Romane von einem echten Künstler verlangt. Für den wahren Künstler aber machen weniger die äußeren Erlebnisse als die inneren Erfahrungen den Menschen und seine Kunst aus. An solchen ist Maison reich, an traurigen Erfahrungen sogar allzu reich. Er weiß, was es heißt, nicht mit dem Strome schwimmen, etwas Besonderes wollen, etwas Höheres können als die Masse der Mitarbeiter! Geboren ist er 1854 zu Regensburg und in einfachen Verhältnissen herangewachsen. „Schon als ganz junger Bub," schreibt er mir, „war mein Bestreben, Künstler zu werden. Nun, ich machte so den üblichen Bildungsgang mit und übte mich fleißig in der Kunst, soweit es ohne Lehrer geht." Sein Beruf als Bildhauer war ihm anfänglich noch nicht ganz klar. Am Münchener Polytechnikum begann er Architektur zu studieren, und man möchte seine so großartige Raumanschauung, seine Eigenart, Monumente anders aufzubauen und geschmackvoller, als es im Durchschnitt geschieht, dieser Periode seiner Thätigkeit in Anrechnung bringen. Die bittere Not des Lebens hinderte ihn, seine





Abb. 2. Ermordung Cäsars. Skizze.

Studien fortzusetzen. Er mußte durch praktische Arbeiten seinen Lebensunterhalt sich verschaffen, mußte als Zeichner und Modelleur in Fabriken thätig sein. So fand er niemals Zeit und Gelegenheit, eine kunstakademische Schulung durchzumachen, von der er persönlich übrigens wenig hält. Es ging auch so. Die Gabe, plastisch darzustellen, die Natur mit scharfem Auge zu erfassen und mit Stift, Pinsel oder Modellierholz überraschend getreu wiederzugeben, scheint ihm eben angeboren, und Talente dieser Art können freilich den Lehrer entbehren. Nur auf dem Polytechnikum hatte er so nebenher auch modelliert, und es ist wunderbar, welch' glänzende Früchte diese „Nebenbeschäftigung" getragen hat.

München bot damals denjenigen, die nicht eigensinnig nur die sogenannte hohe Kunst pflegen wollten, sondern willig den Weg gingen, den der phantastische, kunstbegeisterte König Ludwig II. wies, vollauf Gelegenheit, sich zu bethätigen. Man muß es bedauern, daß dieser begabte Fürst nicht in unseren Jahren seine reichen Mittel und sein großes Wollen entfalten durfte. Heute, da auch Meister ersten Ranges willig die innere Einheit von Kunst und Gewerbe, die Notwendigkeit, daß edler Schmuck von Künstlern ersten Ranges geschaffen wird, anerkennen! Wie in Vorausahnung dieses Kommenden hat aber auch schon König Ludwig Meister der dekorativen Kunst in seinen Diensten gehabt, und unter denen, die mitarbeiten durften, befand sich auch Rudolf Maison. Der Segen einer praktischen Thätigkeit hat sich auch an ihm erwiesen, denn seine Projekte verlieren nicht bei der Ausführung in großem Maßstabe, wie die andern zuweilen.

Die Arbeit für des Lebens Notdurft vermochte aber nicht, den Künstler in ihm zu ersticken. Wie Menzel, Böcklin und andere echte Meister, scheint auch er gerade im harten Ringen sich gestählt und für Höheres die Begeisterung gewonnen zu haben.

Er begann in einer Reihe von Entwürfen seine gewaltige impulsive Kraft, seine

Freude an starker, dramatischer Handlung zu bethätigen. Eine solche Jugendarbeit, die Skizze geblieben ist, war seine „Ermordung Cäsars“ (Abb. 2), ein Versuch, ein eigentlich dem Maler vorbehaltenes Thema plastisch zu gestalten und die wildeste Leidenschaft eines großen historischen Ereignisses in wenigen Figuren zu konzentrieren.

Vor die Öffentlichkeit trat er mit solchen Werken zuerst 1885 mit der großen Gruppe der Kreuzesaufrichtung, die allerdings nicht im Glaspalast, sondern in einer Münchener Kunsthandlung ausgestellt wurde und selbst bei den dem Fortschritt huldigenden Beurteilern an der Isar nur geteilte Aufnahme fand. Maison war hier seiner Zeit etwas vorangegangen. In der Malerei war man auch in Deutschland damals schon den Realismus gewöhnt; ihn so unmittelbar auch in der Plastik zum Ausdruck kommen zu sehen, schien verletzend. Die Kunst, die wenigstens nach der Ansicht der Schulmeister in sich die Notwendigkeit einer idealen Behandlung trägt, zwang Maison kühn in realistische Bahnen. Hier spürte man, wie vorteilhaft es ihm gewesen, daß er der akademischen Treibhauskultur entgangen und nicht hergebrachte antike Formen auf die Darstellung des menschlichen Körpers anwandte. Aber selbst seine Freunde beklagten damals, daß er z. B. die vortreffliche Marienfigur dieser Gruppe durch die „planlos hingeworfenen Faltenmotive zerstöre.“ Man war es eben noch allzu sehr gewöhnt, daß selbst die Mutter unter dem Kreuze in dem Moment, da sie ihren Sohn hinsterben sieht, noch die „Faltenmotive“ planvoll ordnen muß, um dem hohen Publikum ihre Gestalt geschmackvoll vorzuführen, und z. B. an der Beuge des Kniees die vorgeschriebenen, Oberschenkel und Unterschenkel deutlich trennenden Falten paradieren zu lassen. Einer Frau aus dem Volke hätte man vielleicht planlose Falten verziehen, der Mutter Gottes nicht. Maison machte hier auch die ersten Versuche, die Farbe der plastischen Darstellung hinzuzufügen und damit die Realität der Erscheinung wesentlich zu erhöhen. Man kann nicht sagen, daß außer ihm und Böcklin unter den deutschen Bildhauern viele das Problem der Bemalung von Statuen mit sonderlichem Erfolg gelöst hätten. Die Theoretiker lehrten ja eifrig, daß nur eine Tönung gestattet sei, da realistische Bemalung zur Konkurrenz mit dem Wachsfigurenkabinett führen müßte. Nun, Böcklin und Maison besaßen die Verwegenheit, dieser Katheberlehre zum Hohne durch die Praxis

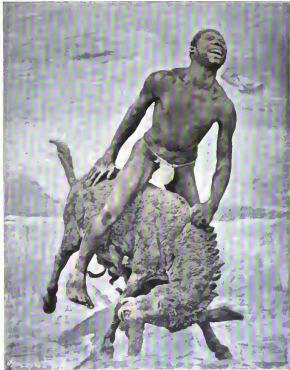


Abb. 3. Neger, auf einem Esel reitend. Farbige Gruppe.

zu beweisen, daß gerade diese, die Antike wirklich nachahmende Bemalung, wenn sie an einem echten Kunstwerke und künstlerisch angewandt wurde, keineswegs die Besitzer von Castans Panoptikum zu erschrecken braucht, deren leichenhafte Wachspuppen nicht die geringste Ähnlichkeit aufweisen. Thatsächlich hat auch gerade in künstlerischen Kreisen nichts so sehr Maisons Ruf und Namen gefördert, als die Reihe polychromer, farbiger Genregruppen und Figuren, die in der Folgezeit auf Ausstellungen kamen und besonders der Münchener Secession zur wesentlichen Zierde gereichten. Daß Maison hier bei den Secessionisten ausstellte, lag weniger daran, daß er persönliche Parteinahme für diese besaß. Den internen und oft so persönlichen Kämpfen in der Künstlerschaft stand er immer fern; seine Gemütsart und seine Schaffensweise ließen ihn, wie die Meinung der großen Masse, so auch das Parteigezänk der Künstler meiden. Aber dem, was die Secessionisten Gutes wollten, einer freien nicht akademischen Kunst Bahn schaffen, dem entsprach ja gerade das, was er gab. Übrigens hat er später auch wieder im Glaspalast ausgestellt. Die wirkungsvollste dieser farbigen Figuren war jedenfalls der 1893 ausgestellte Neger, auf einem Esel reitend (Abb. 3). Er zeigt vor allem auch den, dem Künstler als echten Deutschen eignen guten Humor. Denn dieser muskulöse, breitschultrige und derbfüßige schwarze Riese auf dem kleinen Grautier war an sich schon ein köstliches Bild. Daß aber das kleine Langohr nun gerade bocken muß und seinen Reiter und Peiniger durch einen harten Stoß gegen die Sitzpartie emporschleudert, was dieser etwas peinlich und zugleich doch lachend zu empfinden scheint, erhöht das lebendig Drollige und Drastische der Situation. Wie viel prickelndes Leben, wirkliche Bewegung und natürliches Gebaren in diesen beiden Kämpfern um die Macht! Dabei war die Gestalt des Negers von einer wundervollen Kenntnis des mensch-



Abb. 5 Der Philosoph. Farbige Statuette.



Abb. 4. Neger. Bronzestatuette.



Abb 6. Monumentalbrunnen in Fürth.

lichen Körpers, einer überraschenden Wahrheit nach Form und Farbe, und die lebhafte Bemalung erhöhte diesen Wirklichkeitsausdruck. In der That, solche schwarze muskelstarke Gestalt mit ihrer wundervoll bronzefarbigen Haut, die über dem Fleische sich so prall spannt, mit den darunter lebendig wirkenden Muskeln in farbiger Bronze wiederzugeben, war ein überaus glücklicher Gedanke, der unserem Künstler auch in der Figur des ruhig dastehenden schwarzen Hercules völlig gelungen ist (Abb. 4).

Der Akt, die unbekleidete menschliche Figur, bleibt dem Bildhauer doch immer die interessanteste und zugleich schwierigste Aufgabe, und so werden unsere Ausstellungen mit zahllosen Akten gefüllt, die trotz ihrer antiken und sonstigen Beinamen lediglich um ihrer selbst willen da sind und deswegen einer gewissen Gleichgültigkeit beim Beschauer begegnen. Wenn auf Ausstellungen die Abteilung „Skulptur" meist vom Publikum umgangen wird, so ist es nicht nur die Monotonie des ewig Weißen, die die Menschen ab und zu den Bildern hinzieht, sondern auch die unleugbare Gleichartigkeit des Dargestellten. Aber Maison weiß seine Studien der menschlichen Figur stets interessant mit einem geistigen Inhalt zu füllen, ihnen ein Motiv zu geben, ernst oder heiter, ohne dabei banaler Neugierde und Schaulust Konzessionen zu machen. So in dem wundervollen, klassisch geformten Körper des Philosophen, mit den strengen, ausdrucksvoll



Abb. 7. Tafelaufsatz in Silber.
Im Besitz des Norddeutschen Lloyd.

geprägten Zügen, der sinnend dem Liebesgirren der Tauben zu seinen Füßen zusieht (Abb. 5), oder in der köstlichen Figur des „römischen Auguren,“ der mit pfiffigem Behagen, Geflügel in der einen, den gefüllten Weinkrug in der anderen Hand, heranschreitet und die so angenehmen Opfergaben freundlich schalkhaft betrachtet (Einschaltbild zw. S. 8 u. 9). Ein Lächeln fliegt über die satten wohlgenährten Züge, der kahle Schädel glänzt, die Lippen kneifen sich wie vorschmeckend zusammen, ein Zug des Behagens geht durch die Gestalt, die unter schlaffer Haut rundliche Fettpolster aufweist. Die beiden letztgenannten Werke zeigen uns auch Maisons Gewandbehandlung, die mit der hergebrachten antiken, die stets den idealen Zweck erfüllen mußte, unter dem Gewande die Formen des Körpers deutlich zu prägen, gar nichts gemein hat, sondern das Gewand wie wirkliche wollene Tücher natürlich um den Leib legt. Bei Skizzen legt er ja auch in der That einfach in Gips getränkte Tuchfetzen um den Körper der modellierten Figur, dadurch den natürlichsten Faltenwurf und die natürlichste Textur der Stoffe erreichend. Von seinen sonstigen dekorativ wirksamen Arbeiten seien hier noch zwei Gestalten für einen silbernen Tafelaufsatz (Abb. 7 und 8) erwähnt, die beweisen, wie streng er auch im Kleinen und für manchen so Nebensächlichen gegen sich selber ist.

Diese der Kleinkunst mehr oder weniger angehörende Thätigkeit ist es freilich nicht, die Maisons höchstes Ziel bildet, obwohl die Notwendigkeit des Erwerbs ihn, der nicht von Haus aus, wie so mancher seiner Fachgenossen, souverän über Zeit und Geld verfügen kann, zum Glück und zu unserem Vergnügen häufig genug zu solcher Arbeit zwingt; wobei dann nicht vergessen werden darf, daß diese ununterbrochene Übung im Kleinen und Wirklichen dem Künstler auch im Großen einen frischen natürlichen Zug bewahrt. Lieber wäre es ihm wohl gewesen, wenn er ganz nur monumentalen Aufgaben sich widmen dürfte. Aber gerade auf diesem Gebiete sind wir ja dank dem Konkurrenzwesen heute auf dem Punkte angelangt, daß wirklich hervorragende und eigenartige Werke von der Ausführung fast immer ausgeschlossen werden. So unleugbar die Konkurrenzen gewisse Vorzüge haben, so sicher sind sie auch daran schuld, daß Deutschland jetzt in der Zeit, da eine ungeheure Denkmalsfreudigkeit Staat, Städte und Private erfüllt, dabei nur das traurige Resultat erzielt, daß oft die Mittelmäßigkeit Orgien feiert, daß in aller Welt nirgends so viele, charakterlose, nichtssagende Monu-



Abb. 8. Tafelaufsatz in Silber.
Im Besitz des Norddeutschen Lloyd.

mente stehen, als in unserem lieben Vaterlande. Würde man heute auf einem großen öffentlichen Platze sämtliche Denkmäler zusammensetzen die unserem Kaiser Wilhelm I. errichtet sind und die Inschriften und Allegorien daran entfernen, so könnte es den Vätern der Stadt, die nach vierzehn Tagen ihr Denkmal abholen wollten, passieren, daß sie es aus den Dutzenden ganz ähnlicher und gleicher nicht mehr herausfinden könnten. Da gibt es eine Normalfigur au Roß pflegt weniger energisch auszuschreiten. Was dann an allegorischen Figuren und Gegenständen aller Art am Sockel umher verstreut ist, pflegt der vom Denkmalskomitee ausgeschriebenen Summe entsprechend aus zwei bis zu acht Figuren, einigen Adlern, Löwen, Urnen, Helmen und dergleichen zu bestehen. Sobald bei einer Konkurrenz derartige Entwürfe auftauchen, erkennen die maßgebenden Väter der Stadt natürlich darin das Ideal, das ihnen immer vorgeschwebt hat, weil sie



Abb. 9. Arbeiterstreit. Skizze.

sogenanntem Schlachtroß Schlüterschen Stils, mit einem Kaiser darauf in Hermelin und Krone. In diesem Falle pflegen Roß und Reiter eine gewisse Wohlgenährtheit aufzuweisen. Ein zweiter Typus ist der General zu Pferde, in Interimsrock, Mantel und Helm, mit oder ohne Federbusch. Es fehlte nur, daß der Helm abnehmbar wäre, um an hohen Festtagen ihn in Paradeverfassung aufsetzen zu können. Hier pflegen beide Teile wesentlich magerer gebildet zu sein, und das es eben hundertmal so gesehen haben, und wählen es, weil es angeblich die wahre Vorstellung des Volkes von seinem Kaiser ausdrückt, das heißt, weil das Mittelmaß der Phantasie auch das Mittelmaß der Kunst allein begreifen kann. Und was von Kaiserdenkmalen hier gesagt ist, gilt im Durchschnitt für fast alle öffentlichen Denkmale. Daraus erklärt sich auch, daß Maisons Teilnahme an Denkmalskonkurrenzen ihm nun schon lange sehr schmeichelhafte Anerkennungen, aber fast

nie Ausführungen gebracht hat. Denn auch hier haßt er das Gewöhnliche, liebt das Charaktervolle, bringt schwungvolle poetische Gedanken in wunderbar getreuer realistischer Ausführung. Wo Maison sich beteiligte, erhielt er fast ausnahmslos Preise.

Die erste traurige Erfahrung machte er in der braven Stadt Nürnberg, die ein Brunnenmonument zur Erinnerung an die Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahn haben wollte. In Fachblättern aus jenem Jahre (1887) finde ich die Bemerkung, daß unter den eingesandten Konkurrenzarbeiten diejenigen von Maison „bildhauerisch“ am besten sei, aber der Entwurf wurde nur „zum Ankauf empfohlen“ und dafür von einem lokalen Meister auf jenen Platz ein vergrößerter Tafelaufsatz hingebaut, dessen einzelne Teile sorgsam nach bekannten Mustern zusammenkopiert und zu einem anmutigen, aber charakterlosen Ganzen zusammengestoppelt sind. Doch wurde Maison die Freude zu teil, daß sein prächtiger Entwurf nicht umsonst geschaffen war. In Fürth, der sonst von Nürnberg so verachteten Nachbarstadt, wurde er auf Staatskosten den Fürthern zum Ruhm aufgestellt (Abb. 6). Dieser Brunnen zeigt die Gestalt eines kolossalen Centauren, dessen urwüchsige Naturkraft gebändigt wird von einem Manne, der wohl als Personifikation der industriellen Intelligenz der Menschheit gelten darf. Die kühn bewegte Gruppe erhebt sich auf einem Sockel von wildem Felsgestein, aus dem phantastische Tierköpfe Wasser sprudeln und über dem ein Triton keck ins Muschelhorn bläst. Noch großartiger ist ein Projekt für ein Siegesmonument, das leider Entwurf blieb. Wir geben davon das Mittelstück (Abb. 15). Auf einem prachtvollen Doppelgespann braust über die Leichen Erschlagener der Krieg in Gestalt eines nackten Siegers mit ungeheurer Wucht heran, während über ihm in den Wolken Ruhm und Siegeslorbeer spendende Genien schweben. In großartiger Weise hat hier der Künstler die Grenzen der Monumentalplastik erweitert und bei der Ausführung in farbiger emaillierter Bronze wäre ein Meisterwerk entstanden. — Von sonstigen Konkurrenzen sei hier nur kurz ein Entwurf für ein Aachener Kaiserdenkmal erwähnt, der wieder mit einem Preise gekrönt und als der einzige, wirklich geistvolle auch zur Ausführung in Aussicht genommen war, aber nicht die Zustimmung der Mehrheit fand. Dann sein Entwurf für das Bismarckdenkmal in Berlin, das auf einer weiten Marmorterrasse als Krönung die einsame Gestalt des großen Staatsmannes zu Füßen einer Minervastatue darstellte, während links und rechts ein paar wundervolle allegorische Gruppen sich anschließen. Dies Denkmal war so eigenartig und ging dem Verständnisse der jetzt Lebenden so weit voraus, daß es bis jetzt mehr Spott als Beifall gefunden hat, woraus die Hoffnung berechtigt ist, daß es in einem Jahrzehnt als der einzige wirklich hervorragende Entwurf anerkannt wird. Natürlich dann, wenn es für die Ausführung zu spät ist! Von



Abb 10. Herold vom Reichstagsgebäude.



Römischer Augur. Bemalte Statuette von Rudolf Maison.



Abb. 11. Herold vom Reichstagsgebäude.

sonstigen Skizzen fügen wir hier noch den Entwurf „Arbeiterstreik" bei (Abb. 9), der uns zeigt, wie der Meister auch das modernste Leben plastisch mitlebt. Aber wir ziehen es vor, des Belgiers Meunier ähnliche Arbeiten massenhaft bei uns einzuführen, statt Maison zur Ausführung gleichartiger Leistungen zu verhelfen.

Mit besonderer Freude darf man es begrüßen, daß Maison wenigstens zur Ausschmückung des schönsten und bedeutungsvollsten neueren deutschen Baues, zu Wallots Reichtagsbau, herangezogen wurde. Hier hatte er schon für einen der vier starken formschönen Ecktürme ein paar allegorische Gruppen zu schaffen, die allerdings durch den Ort der Aufstellung nicht so sehr zur Geltung kommen. Viel mehr thun das die beiden Reichsherolde, die riesigen Reitergestalten, die über dem Westportal auf freier Höhe Wacht halten, zwei deutsche Wächter auf deutschem Hause. Sie zählen zu den vornehmsten und wirkungsvollsten Schöpfungen des Künstlers (Abb. 10 und 11). Wer sie

voll genießen will, müßte die polychromierten Abgüsse der beiden betrachten, die auf der Münchener Ausstellung des Jahres 1896 beim Eintritt in die Halle links und rechts aufgebaut waren. Wie da Roß und Reiter sich fest und stolz zusammenfügen, wie in der Panzerung die Figur Leben und Bewegung hat und wie stattlich der schwere Mann auf seinem derben Streitroß sitzt! Und das sind nicht nur Idealpferde, sondern das sind wirkliche, lebensfähige, derbe Ritterrosse, denen man es ansieht, daß der Künstler sie nicht aus der Tiefe des Gemüts geschöpft, sondern in stetem



Abb. 13. Hans Krümpper (die Mariensäule zu München modellierend).



Abb. 12. Herzog Christoph der Starke von Bayern.

Zusammensein mit den Tieren in jedem einzelnen Zuge wirklich kennen gelernt und mit unfehlbarer Treue wiedergegeben hat. Droben auf ihrer luftigen Höhe zeichnen sich die Silhouetten der beiden überwältigend mächtig und einfach; auch auf Wallots kräftiger Architektur bleiben sie groß und stark. Für das Innere des Reichstagsgebäudes schuf endlich Maison die schöne Gestalt Kaiser Ottos I., die zur Zeit sich noch auf der Münchener Ausstellung befindet (Abb. 14), und für die Stadt Bremen schließlich führt er jetzt einen Monumentalbrunnen aus,

der im nächsten Jahre vollendet stehen soll. —

So wäre mit ein paar Strichen des Künstlers wesentlichstes Werk skizziert. Wer aus dem begeisterten Schwunge seiner Brunnengruppen oder aus dem feinen Humor in seinen originellen Genrefiguren das Bild des Mannes sich vorstellt, der wird von dem schlichten Meister in der Wirklichkeit fast enttäuscht sein. Ein echter Niederbayer in Gestalt und Sprache, in all seiner Bedürfnislosigkeit und Anspruchslosigkeit, ist er auch ein echter Künstler darin, daß Reden und Schreiben nicht seine Sache sind. Mit Spartel und Modellierholz allein weiß er jeden feinsten Ausdruck, weiß er jede geringste Besonderheit der Formen schnell und treffend zu erzählen. Ganz nur seiner Arbeit hingegeben und immer völlig in ihr aufgehend, verliert

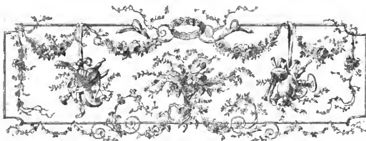


Abb. 14 Kaiser Otto I. Kolossalstatue.
Bronzeguß für das Reichstagsgebäude in Berlin.

Abb. 15. Entwurf für ein Friedensdenkmal. Mittlerer Teil.

Rudolf Maison nicht gerne sich selbst und seine Zeit in gehorsamem Herrendienste oder gar in inhaltslosem Gesellschaftstreiben. Aber in der so anspruchslosen Hülle des großen Meisters steckt wahrlich ein ernster, tief denkender und auf allen Gebieten künstlerischen Schaffens überaus regsamer Geist und ein prächtiges, gutes und treues Herz. Vielleicht ist das ja auch das Beste, was man einem Künstler nachrühmen darf.





Lully.*)

Von

Alice Freiin von Gaudy.

Ein Gartenfest bei Frau von Montpensier.
In luft'gem Zelte köstliches Diner.
Ein Schäferspiel in grünen Parkcoulissen;
Dann reicht man wieder feinste Leckerbissen
Und endlich tanzt die Jugend, keck und flott,
Auf kurzem Rasen zierliche Gavotte.

Der König lehnt in weichem Polstersitz.
Er rühmt das Mahl, er lobt des Spieles Witz,
Er folgt dem Tanz — er nennt ihn: „amüsant"
Und gähnt dabei verstohlen in die Hand.
Prinzessin Montpensier, die dies gesehn,
Bewegt ihn, heiter plaudernd, aufzustehn.
Gleich einem Völkchen fortgescheuchter Tauben
Verstreut man sich in dichten Buchenlauben.
Hier kost ein Pärchen, tief im Grün versteckt,
Dort wird ein andres, kicherndes, erschreckt.
Es schäumt die Fröhlichkeit wie junger Wein,
Und leise dämmert auf der Sternenschein.

Der König, Frau von Montpensier am Arm,
Entfernt sich mählich von dem bunten Schwarm.
Er ist in bester Laune. „Ah, Madame,
Ein lustiger Gedanke, der mir kam:
Ihr Koch ist ein Genie von seltner Art —
Ich will ihn sehn und eine Hadesfahrt
Zur Küche unternehmen! — Lorbeer zwar
Kränzt nur des Feldherrn, nur des Sängers Haar:
Ihr Koch indes verdient den gleichen Preis.
Madame, hier pflück' ich mir ein Lorbeerreis:
Es sei dies Ehrenzeichen höchster Hand
Dem Schüler Epikuros' zugewandt."

Die kluge Frau von Montpensier nennt schnell
Des Königs Einfall „höchst originell,"
Obwohl es unerhört, daß Majestät
In eigenster Person zur Küche geht —
Allein er will, und Widerstand wär' Hohn.
Vom Schlosse her klingt lust'ger Geigenton.
Der König lächelt: „Freude überall!
Madame, mir scheint, im Souterrain ist Ball.
Wir stören nicht — wir wollen Lauscher sein."

Hell flammt im Küchenraum der Feuerschein.
Ein kleiner Bursch sitzt auf dem blanken Tisch
Und streicht die Geige. Töne, klar und frisch,
Entquellen leicht dem Zauberdruck der Hand.
Die Melodie ist reich und elegant,
Und rhythmisch tanzt die ganze Dienerschaft;
Was ihr an Grazie fehlt, ersetzt die Kraft.
Pierre mit Jeanette, Antoine mit Marguérite,
Die zierlich sich das Kleid zur Seite zieht —
Der Reitknecht Jaques mit Mademoiselle Christine,
Der Jäger Charles mit Zöschen Angéline,
Sogar der dicke Koch, Monsieur Favard,
Macht mit der Schließerin ein würdig Paar.

Der König lacht und nimmt sein Augenglas:
„Fürwahr, ein lustig Küchenfest ist das!
Madame, den Kleinen, mit der Geige dort,
Entführ' ich Ihrem Regiment sofort.
Ich wette, daß Apollo selbst voll Neid
Herniederschaut auf so viel Zierlichkeit,
Auf dieses Zauberspiel!"
Mit schnellem Schritt
Der König in die Schar der Tänzer tritt.
Ein Schreckensruf — dann stehn sie starr und stumm,
Und keiner rührt sich, keiner sieht sich um.
Dem Koch indessen, Meister Jules Favard,
Sträubt sich vor Scham, vor Furcht, vor Zorn das Haar.

---

*) Joh. Baptist Lully, Opernkomponist Ludwigs XIV., lebte 1633—1687.

„Sire," stammelt er, „der Bub' — der Bub' ist schuld.
Ich übte wahrlich Langmut und Geduld,
Doch keine Arbeit thut der lose Fant,
Zu nichts hat er Geschick, zu nichts Verstand!
Den Zofen hat er längst den Kopf verdreht —
Kaum weiß ich noch, wo mir der meine steht.
Sie alle wollten tanzen. Sire — gewiß —
Ich warnte sie, es gäbe Ärgernis — —
Indes — —"
Der König lächelt fein und still:
„Ist jemand hier, der Euch beschuld'gen will?
Ich lobe Euch, weil mir das Mahl gefiel,
Und setze huldvoll Eurer Not ein Ziel.
Nicht länger plagt Euch jener Knabe dort.
Wie heißt du, Kind?"
„Sire, Lully."
„Auf mein Wort,
Du bist ein echter Künstler! Komm, bei mir
Entfalte fröhlich der Musik Panier.
Als Zeichen, daß ich dir gewogen bin,
Nimm hier, aus Königshand, den Lorbeer hin.
Du kennst ihn einzig als ein Küchenkraut,
Doch wird dir sein Bedeuten bald vertraut:
Er grünt allein auf des Parnassus' Höh'n,
Es rauscht sein Lob nur dem, das groß und schön —
Ich ahne heut: Des Ruhmes Kranz ist dein,
Und Lully wird der Stolz von Frankreich sein!"

Aus unserer Studienmappe:



Studienblatt von Antoine Watteau.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

—⇛ Philister über dir! ⇚—

Das Leiden eines Künstlers.

Roman von

Georg Freiherr von Ompteda.

(Abdruck verboten.)

1.



Das Licht fällt anders! Wir wollen aufhören!"

Während das Modell hinter einem chinesischen Schirme verschwand, um sich anzukleiden, legte Niki Sandtner die Palette fort und steckte die Pinsel in eine hohe, am Boden stehende Vase aus alter Bronze. Er zündete sich langsam eine Cigarette an, warf einen Blick auf seine Arbeit, dann hob er die Skizze von der Staffelei. Vorsichtig lehnte er sie seitwärts gegen die Wand.

Als das Modell im schwarzen Kleide, mit einfacher dunkler Pelerine vortrat, sich zu verabschieden, sah er das Mädchen kaum an, sondern brummte nur: „Also morgen — bitte! — um dieselbe Zeit!"

Er blieb am großen Fenster des Ateliers stehen, die Hände in den Hosentaschen, indem er leise zu pfeifen begann, wie immer, wenn er sich seinen Gedanken überließ.

Draußen rieselten die Flocken langsam vom Himmel herab und hüllten die kahlen Bäume in den Hintergärten der Viktoriastraße in Weiß. Drinnen herrschte große Hitze, der eiserne Ofen in der Ecke war glühend rot: das Modell sollte nicht frieren. Aber den Maler störte die Temperatur nicht. Wenn es so recht warm war, fühlte er sich am behaglichsten.

Dann kämen ihm die Gedanken, pflegte er zu erklären, falls einer seiner Freunde sich über die Hitze wunderte, in der er arbeitete.

Doch heute war er mißmutig. Schon ein Dutzend Mal beinahe hatte er sein neues Bild begonnen, und immer wieder verwarf er die Entwürfe. Heute hatte er es mit einem Modell versucht, morgen würde er sich bei der zweiten Sitzung entscheiden, ob es ging, oder ob er es wegschicken mußte und ein anderes nehmen.

Dieses Tasten und Irren war er gewöhnt. Noch nie war es ihm anders gegangen. Jede neue Arbeit ließ sich an, als sollte sie nie gelingen, und jedesmal noch war schließlich ein ganzes Werk daraus geworden. —

Nikolaus Sandtner oder, wie er unter den Freunden und als Künstler genannt wurde, „Niki" war ein Dreißiger, schlank, weit über Mittelgröße, mit blondem, kleinem Schnurrbärtchen und leise schon ergrauendem Haar. Er war kein leichter Arbeiter, dem es glatt von der Hand ging, sondern ein spät entwickelter schwerer Künstler, der lange in sich trug und schwer die Kinder seines Genius gebar. Aber er verflachte nicht mit den Jahren. Er geriet in keine Manier, sondern kämpfte immer wieder, that sich nie genug und wuchs, je älter er ward.

Vor einigen Jahren hatte die Pinakothek seine „Invaliden" angekauft, ein Bild, das so stark gewirkt, daß es ganze Compagnien Invaliden nach sich zog. Man hatte geglaubt, Niki Sandtner habe damit sein Gebiet gefunden, doch das nächste Bild war ganz anders, keine Wiederholung — eine Fortentwickelung: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen." Ein Gekreuzigter von unsagbar hoheitsvollem, schmerzdurchbebtem Ausdruck.

Dann waren Farbensymphonien gekommen, phantastische Bilder, in denen die Phantasie wieder in ihr Recht trat, und in diesem Sommer ein paar wundersame Landschaften, groß gesehen, tief gefühlt, mit äußerster Kraft festgehalten: „Nebel im Hamburger Hafen" und „Sandbank bei Blankenese".

Dieses Mal sollte es nun wieder etwas ganz anderes werden. Nur hatte er eben noch nicht gefunden, womit er unausgesetzt innerlich rang. Er sann und sann, immer die Cigarette in der Hand, den Blick in die Gärten hinaus. Da ward ihm flau,

unangenehm im Magen. Er erinnerte sich, daß er noch nicht zu Mittag gegessen hatte, warf den Stummel in eine Schale und ging in sein Wohnzimmer neben dem Atelier.

Er zog seinen Pelz an, setzte den Cylinder auf, und bald befand er sich auf der Potsdamerstraße. Nun dachte er nicht mehr an sein Bild, sondern gab sich dem Zauber hin, den die menschenbelebte Straße mit der ununterbrochenen Reihe von Omnibussen, Pferdebahnen, Droschken, den hellleuchtenden Läden, dem Klingeln, Rufen, Rollen, immer auf seine Künstlernatur ausübte.

Auf den Bäumen zur Seite des Fahrdammes suchte der Schnee leise haften zu bleiben und gab den toten, schwarzen Zweigen etwas Belebteres, während er auf den Steinplatten und dem Asphalt der Straße noch schmolz. Das fesselte Nikis Auge, das sich gewöhnt hatte, alles immer auf die malerische Wirkung zu betrachten.

Über dem Straßenbild vergaß er zuerst den Zweck seines Ausganges, bis ihm eine Weinstube entgegen sah, in der er zuweilen Bekannte traf. Doch Wein mochte er heute nicht trinken, bei einem Bierlokal paßte ihm wiederum in seiner Stimmung das Publikum nicht. Es war immer das gleiche Elend des Kneipenlebens.

„Sandtner, haben Sie schon gegessen?" fragte da eine Stimme neben ihm. Er wandte sich um:

„Ah, Vogelsang! Was machen Sie Gutes?"

Dem anderen — groß, in langem englischem Überzieher mit kleinem, aufwärts gekräuseltem Schnurrbärtchen — sah man sofort den Offizier in Civil an. Er zog den Maler mit sich, fragte nicht weiter, sondern bestimmte sofort ein Lokal, wo sie essen wollten. Dort — in der Leipzigerstraße — nahm er einen Tisch in Beschlag und sagte zum Kellner, während sich Niki nicht entschließen konnte, eine Speise zu nehmen:

„Suppe nicht, gleich Fisch und zwar: Filet von Seezunge, Holländische Sauce, dann Entrecôte mit Kräutern, Pommes frites. — Dann französische Bohnen. Sind die gut?"

„Gewiß, sehr gut."

„Also Bohnen. Einen Käse . . ."

„Vielleicht Chester?"

„Nein. Nur keinen Vorschlag. Ich weiß ganz genau, was ich esse: Roquefort. Dann eine Mokka."

Der Kellner wollte noch warten, bis der Maler zum Entschluß gekommen war; doch Niki Sandtner bedeutete ihm nach einer Weile, nochmals nachzufragen. Ohne des Malers Zustimmung abzuwarten, hatte Rittmeister von Vogelsang für sie gemeinsam eine Flasche Mosel kommen lassen. Im Grunde genommen war Niki froh, des Wählens überhoben zu sein, und bestellte schließlich dasselbe, wie sein Begleiter.

Das verstand der Rittmeister nicht. Er wisse immer ganz genau, worauf er Appetit hätte, sagte er. Wenn ihm der Geschmack nach einem Steak stünde, so wäre er an diesem Tage nicht imstande, ein Filet zu essen. — Sie lachten über ihre verschiedenen Naturen, bis endlich Vogelsang meinte: „Ein Mann wie Sie sollte sich entweder eine Wirtschafterin halten, die gut kocht, oder er sollte heiraten!"

Lächelnd hielt Niki zu essen inne: „Ich glaube, ein Künstler sollte nicht heiraten."

„Gut, dann also — Wirtschafterin!"

Nun wurde der Maler nachdenklich. Der Gedanke schien ihm so übel nicht. Doch es zuckte ihm zu gleicher Zeit durch den Sinn, ob wohl das Schlagwort: „Ein Künstler sollte nicht heiraten" eigentlich seine Berechtigung habe. Wenn man die richtige Frau fand — warum nicht? Es hieß nur eben die Richtige finden. Da war es, als sei der Offizier einem ähnlichen Gedankengange gefolgt, denn er sagte plötzlich:

„Das Bummelleben kriegt man doch eigentlich höllisch satt. Mein Kommando hier in Berlin läuft nächstes Frühjahr ab. Dann komme ich in irgend ein gottvergessenes kleines Nest, denn in meinem Regimente wird keine Schwadron frei sein. Dort kann ich dann ein halbes Menschenleben sitzen. Nur zum Rennen kriege ich Urlaub und auch das nicht, wenn etwa der Kommandeur gegen den Sport ist. Was soll ich da anderes machen, als beizeiten eine Frau suchen. Wissen Sie nicht etwa eine, die für mich paßt, Sandtner? Sie haben doch so viele Bekannte in Berlin!"

„Das ist nicht so arg! Ich komme nicht viel in Gesellschaft!" meinte jedoch abwehrend der Maler und leerte sein Glas Mosel. Er dachte an die vielen Abende, an denen er, Einladungen absagend, daheim in seinem Atelier geblieben war, träumend von



Mignon. Nach dem Gemälde von Alois Erdtelt.

alle dem, was er schaffen wollte. Dann lag er in einer Ecke auf dem Diwan, rauchte und las französische Romane, und Gedanken kamen ihm über Gedanken. Dieses und jenes warf er mit Kohle oder Bleistift hin und sann und sann, allein in der Stille des Abends, der sich ausdehnte tief in die Nacht hinein, bis das letzte Aufflackern des nahrungslosen Lampendochtes ihn zu Bette trieb.

Der Rittmeister erzählte ihm allerlei vom Rennplatze. Immer schloß er mit der Redensart: „Sehen Sie, so was sollten Sie mal malen!"

Niki Sandtner hörte scheinbar andächtig zu, in Wirklichkeit schweiften seine Gedanken ab. Um an seine Aufmerksamkeit glauben zu machen, nickte er ab und zu. So hatte er auch, ohne es selbst zu wissen, seine Zustimmung gegeben, daß sie miteinander in ein Variététheater gehen sollten.

Erst als sie auf der Straße standen und Vogelsang eine Droschke aurief, fragte der Maler, wohin es ginge, und weigerte sich, als er das Ziel vernahm, mit Nachdruck, seinem Bekannten zu folgen. Der Rittmeister wunderte sich darüber, wie philiströs er geworden sei. Mit dem Farbenreiz einer Serpentintänzerin, die auftreten sollte, wollte er den Künstler locken, doch Niki blieb bei seinem Willen.

Sie trennten sich mit leiser Verstimmung auf beiden Seiten. Der Rittmeister ärgerte sich, allein bleiben zu sollen. Wenn er das vorausgesehen hätte, würde er sich mit einem anderen zu Tisch gesetzt haben, der kein Spaßverderber war. Der Maler empfand unwillig den Vorwurf des Philisteriums, denn ehe er sich ganz in seiner Kunst gefunden, hatte er die Welt kennen gelernt und ihrem Kerne vielleicht wilder nachgejagt als der Rennmann.

Es war thöricht, sich über solchen Vorwurf aufzuregen, aber Niki hätte eher einen Zweifel an seiner Künstlerschaft vergeben als das. Er wollte die Einsamkeit seiner Arbeit, er suchte die Stille seines Ateliers, in der er sich allein glücklich fühlte, beim Kämpfen und Ringen um seine Kunst. Und doch wiederum empfand er eine Art Sehnsucht nach dem Branden der Welt draußen, nach Menschentreiben und Lärm, nach Geselligkeit, Vergnügungen und Festen, die ihm zur Qual wurden, wenn er sich wirklich in ihrem Treiben befand.

Nun betrat er verstimmter seine Wohnung, als er sie verlassen. Er nahm die Skizze in die Hand, die er nach dem Modell entworfen. Jetzt fand er sie so schlecht, daß er eine Tube Krapproth darauf ausdrückte und mit großem Pinsel die Farbe breit strich. Nun war ihm erst wohl. Er setzte sich an den kleinen Schreibtisch in der Ecke des Ateliers, ein paar Zeilen der Absage für das Modell aufs Papier zu werfen. Wie war es auch nur möglich gewesen, das plumpe Geschöpf für geeignet zu halten!

In seiner Mißstimmung ging er schlafen, obwohl es kaum 1/2 9 Uhr war. Arbeiten konnte er jetzt doch nicht. Etwas Neues zu lesen hatte er nicht im Hause, und er war allein. Sogar die alte Aufwartefrau, die ihm die Wohnung in Ordnung hielt, pflegte ihn um sieben Uhr zu verlassen, nachdem sie noch sein Bett abgedeckt hatte.

Aber nicht einmal das war heute in Stand. Die Decke fand er am Fußende nicht richtig umgeschlagen, so daß er noch einmal aufstehen mußte, um sein Bett zu machen.

Da kam ihm plötzlich der Gedanke, ein Gedanke, den er eigentlich noch nie ernstlich gehabt: wenn ich eine Frau hätte! Dann müßte das alles anders sein. Das Schlagwort, das er selbst gebraucht, fiel ihm wieder ein: „Ein Künstler sollte nicht heiraten." Aber es stimmte doch nicht unbedingt: die Frau eines Künstlers mußte eben danach sein!

Und es überfiel ihn eine verzehrende Sehnsucht, Glück und Frieden zu finden bei einem Weibe, das ihn lieben möchte wie er sie.

Darüber verwirrten sich seine Gedanken. Er schlief ein.

2.

Neben dem Atelier lag ein zweites. Dort malten dreimal wöchentlich abends von fünf bis sieben Uhr die Schülerinnen.

Niki Sandtner hätte es jetzt nicht mehr nötig gehabt, seinen Damenkursus beizubehalten, der ihm früher, als er noch nichts verkaufte, das tägliche Brot geliefert hatte. Heute bezog er das Einkommen eines Ministers, aber seine Lehrthätigkeit hatte er lieb gewonnen und wollte sie nicht aufgeben. Er hatte das Gefühl, als lerne er selbst mehr dabei, als irgend eine der jungen Damen.

Unter den Schülerinnen gab es zwei ausgesprochene Typen: solche, die es ernst mit der Kunst nahmen, wirklich arbeiteten und aus der Malerei später einmal Broterwerb oder doch Lebenszweck machen wollten, und andererseits wohlhabende junge Mädchen oder Frauen, denen die Verwandtschaft Talent eingeredet hatte, oder die sich durch ein bißchen Pinseln über die Langeweile eines Regentages hinweghelfen wollten.

Um die Ernsten kümmerte sich der Maler wirklich. Die anderen störten ihn nicht. Früher hatte er sie, der Einnahme halber, „mitgenommen“, jetzt dachte er daran, sie allmählich „aussterben“ zu lassen. Neue „Sonntagnachmittagsmalerinnen“ ließ er nicht mehr zu, die älteren wurden, wenn sie längere Zeit ausblieben, durch „Ernste“ ersetzt.

Erschienen sie dann wieder, so bedauerte Niki tausendmal, daß kein Platz mehr im Atelier sei, obwohl ihm das jedesmal sehr sauer ankam, denn er war keine Natur, die gern „nein“ sagen mochte. —

Den ganzen Tag über war der Maler zweck- und ziellos in den Straßen herumgebummelt. Das Modell war ja nun einmal abbestellt, und die Arbeit wollte ihm heute durchaus nicht gelingen. Wenn er nur zu seinem Damenkursus zur rechten Zeit zurück war. Zufällig traf er wieder Rittmeister von Vogelsang auf dem Potsdamer Platz. Der Offizier gestand, daß es im Variététheater so stumpfsinnig gewesen, daß er nach einer halben Stunde fortgegangen sei. Er fragte den Maler: „Haben Sie gearbeitet gestern abend?“

„Nein“.

„Dann kommen Sie heute mit! Was?“

„Ich habe Damenkursus. Da muß ich zu Hause sein!“

„Ach, Sie sind aber wirklich langweilig!“

Damit trennten sie sich.

Während Niki der Viktoriastraße zueilte — denn es war schon fünf Uhr vorbei — dachte er an seine erste Begegnung mit Vogelsang, über die er jedesmal wieder lachen mußte, wenn sie ihm ins Gedächtnis kam.

Es war in Paris gewesen, als Niki Sandtner kaum den Abschied genommen hatte von seinem Infanterieregiment, dem er nur zwei Jahre angehört. Aus einem unglaublich unmilitärischen Offizier wollte er ein großer Maler werden. Dazu opferte er sein kleines Vermögen.

Mit ein paar anderen jungen Künstlern, Skandinaviern, hatte er Vogelsang zufällig in einer winzigen Gasse des Montmartre aufgelesen, wie er mit einem leichten Rausch in dem ihm fremden Paris, beinahe ohne französisch zu sprechen, herumirrte und weder imstande war, sich zu verständigen, noch, da er den Namen des Hotels vergessen, anzugeben, wo er wohnte.

Wer weiß, was aus ihm geworden wäre, wenn ihn Niki nicht gefunden hätte! Das Erwachen am anderen Morgen im Atelier, ganz im Norden von Paris, fünf Treppen hoch, Hofgebäude, bei einem ihm wildfremden Menschen, war auch den starken Nerven des Rennmannes etwas viel gewesen. Aber es hatte die beiden zusammengeführt, und Vogelsang, dessen heimliche Pariser Urlaubsreise durch Sandtners Dazwischenkunft vor einem möglicherweise sehr bösen Ende bewahrt worden war, zeigte seinem Retter seitdem eine unauslöschliche Dankbarkeit.

Als der Maler eben — noch heiter gestimmt im Gedanken an die Vergangenheit — mit dem Drücker die Thür zu seinem Atelier öffnete, keuchte ein alter Herr die Treppe herauf und schimpfte, zu einer jungen Dame gewandt, über die vielen Stufen.

Die beiden langten gerade auf dem Treppenabsatze an, als Niki in seiner Wohnung verschwand. Er blieb drinnen stehn und hörte, wie sie klingelten. Schnell warf er seinen Mantel ab, als die alte Aufwartefrau auch schon die Karte hereinbrachte:

von Oevelhorst

Generalleutnant z. D.

Im ersten Augenblick dachte er, es könne einer der Vorgesetzten sein aus seiner militärischen Vergangenheit. Er, der damals nie mit dem Herzen dabei gewesen, entsann sich kaum noch der Namen. Aber, daß ihm dieser Name nicht vorgekommen war — das glaubte er doch bestimmt zu wissen.

Die Alte machte eine fragende Bewegung mit dem Arm, ob sie den Besuch herein lassen sollte, der schon im engen Vorflur

des Ateliers stand und jedes Wort beinahe hören konnte, das man sprach.

Niki sagte: „Ich lasse bitten!"

Der alte Herr, der auf der Treppe geschimpft, trat ein, gefolgt von einem jungen Mädchen. Man brauchte nicht erst die Karte zu lesen. Daß es ein höherer Offizier außer Dienst war, sah man auf den ersten Blick an dem weißen Schnurr- und Backenbart mit durchrasiertem Kinn, an der ganzen Haltung, dem unmodischen, militärisch engen Winterüberzieher.

Niki ging entgegen, stellte sich vor und bat sofort, ihn der jungen Dame bekannt zu machen. War die Excellenz beim Eintritt steif gewesen, so schien sie diesen vielleicht nicht erwarteten Beweis von Lebensart sehr günstig aufzunehmen. Der Gesichtsausdruck des alten Herrn ward sichtlich freundlicher.

Der Maler bot Stühle an. Alle drei nahmen Platz. Sofort begann Generalleutnant von Develhorst den Grund seines Kommens mitzuteilen:

„Ich pflege keine langen Einleitungen zu machen. Also, wir sind zu Ihnen gekommen, weil meine Tochter Malunterricht haben soll oder vielmehr will. Denn ich muß Ihnen nur gleich gestehen, daß ich diesen Unterricht für sehr überflüssig halte. Talent hat sie nicht."

Unwillkürlich suchte der Maler aus einem gewissen ritterlichen Gefühl heraus das junge Mädchen in Schutz zu nehmen, aber der General fuhr fort, indem er heftig den Kopf schüttelte und eine abweisende Bewegung machte, die zu bedeuten schien, daß er keinen Widerspruch gewöhnt sei:

„Erlauben Sie . . . er . . . lau . . . ben . . . Sie . . . Sie kennen ja meine Tochter noch gar nicht, während ich glaube, sie einigermaßen zu kennen — als ihr Vater. Man soll gewiß vorhandene Talente ausbilden, wenn man sonst Zeit hat und die Gelegenheit. Und Sie brauchen nicht zu glauben, daß ich einer ausgesprochenen Veranlagung entgegentreten würde, aber Sie sollen wiederum nicht vermuten, daß ich blind wäre und etwa alles schön fände, was mein Kind zusammenkritzelt. Sie ist ein Luftikus, und das ist schon das allererste, weshalb aus der ganzen Malerei doch nie etwas Richtiges werden kann. Denn bei der Sache sein, das ist im militärischen Leben die Hauptsache und wird es in anderen Dingen wohl auch sein."

„Wer Talent hat . . ." versuchte Niki einzuflechten, doch die Excellenz schüttelte den Kopf:

„Fleiß und Ordnung, das wird doch wohl immer die Grundlage bleiben. Habe ich nicht recht?"

Der Maler sprach sich etwas gewunden darüber aus, daß Fleiß und Ordnung ja wohl allerdings sehr wichtige Faktoren wären zu menschlicher Leistungsfähigkeit. Am Fleiß hatte er es selbst nicht fehlen lassen, aber von der Ordnung hielt er gerade nicht sehr viel. Er übte sie jedenfalls nicht. Pünktlichkeit und Ordnung waren ihm stets Begriffe gewesen, für die er keinen Sinn besaß.

Nun schwieg der alte Herr und strich sich nach rechts und links den Bart. Das junge Mädchen hatte ganz still dagesessen. Ohne eine Miene zu verziehen, ließ sie des Vaters Erklärung ihrer vorhandenen schlechten und fehlenden guten Eigenschaften über sich ergehen.

Niki hatte sie kaum angesehen. Einen besonderen Eindruck hatte er auf den ersten Blick nicht empfangen, und nach der Einleitung des Vaters dachte er: das ist ein unglückliches kleines Gänschen, dem in Gegenwart des Herrn Papa jeder Atemzug sauer wird. Um so erstaunter war er, als sie sich plötzlich zurecht setzte und mit lachendem Munde begann:

„So, nun haben Sie gehört, was für ein unbrauchbares Geschöpf ich bin, daß ich kein Talent habe und ein Luftikus dazu sein soll. Aber trotz alledem möchte ich gern Stunde bekommen."

Er schaute sie an. Von ihrem Gesicht war nicht allzuviel zu sehen, denn sie saß im Schatten und trug einen schwarzen Schleier mit großen Tupfen, wovon gerade einer auf der, wie es schien, spitzen Nase saß. Eine Pelerine aus dunklem Tuch, mit Schmelz benäht, verdeckte ihre Figur. Und ihm fiel ein, daß er doch die Absicht hatte, die Sonntagnachmittagsmalerinnen aussterben zu lassen. Sie war gewiß eine solche, die er nicht gebrauchen konnte. Darum meinte er trocken:

„Das thut mir sehr leid, gnädiges Fräulein, aber ich habe keinen Platz mehr. Es ist alles besetzt . . . Ich bedaure, Sie nicht mehr aufnehmen zu können."

Damit meinte er zugleich dem alten Herrn einen Gefallen zu thun. Doch die Excellenz schien mit dieser Antwort keineswegs einverstanden. Als hätte der General aus seiner Vergangenheit die Ansicht mit ins Civilleben herübergebracht, es müsse ihm jeder gehorchen, wollte ihm die runde Ablehnung des Malers nicht in den Kopf. Er verlangte ziemlich entschieden, daß seine Tochter vor allen Dingen erst einmal Proben ihres Könnens vorlegen sollte. Verschlossene Thüren schien er weder gewohnt zu sein, noch sie überhaupt einem Generalleutnant gegenüber für möglich zu halten.

Niki fühlte sich unbehaglich. Unter diesen Umständen würde die Excellenz die Nichtaufnahme der Tochter gar nicht begreifen, ob er nun die Skizzen prüfte oder nicht. Allem Unangenehmen ging er aber gern aus dem Wege. So war es ihm innerlich schon völlig klar, wie es damit endigen würde, daß er doch wieder eine „Sonntagnachmittagsmalerin“ aufnähme.

Aber die Proben, die das junge Mädchen unter ihrer Pelerine verborgen gehalten hatte und nun zeigte, waren so unfertig, wie ihm doch noch keine vorgekommen, so daß sich der Künstler in ihm aufbäumte und er mit einem Seufzer sagte: „Excellenz — gnädiges Fräulein, es thut mir aufrichtig leid, aber ich habe wahrhaftig keinen Platz mehr.“

Sie schien ihm gar nicht glauben zu wollen, eigentlich lachte sie ihm geradezu ins Gesicht:

„Herr Professor, ich schwindle mich so durch. Ich mache mich ganz klein. Ich setze mich in die letzte Ecke. Oder in die Thür, wenn Sie wollen. Meinetwegen brauchen Sie wirklich keine Angst zu haben!“

Dabei zeigte sie eine glänzende Reihe Zähne, und bei Vater und Tochter schien damit die Sache erledigt, denn der alte Herr stand auf und fragte, ohne auch nur die Malfrage zu berühren, die er offenbar für abgethan hielt:

„Ich habe gehört, Sie wären früher Offizier gewesen!“

„Jawohl, Excellenz.“

„Recht so! Recht so! Übrigens hat mich das dem Malplane geneigter gemacht. Wo haben Sie gestanden, wenn ich fragen darf?“

Der Maler nannte sein ehemaliges Regiment. Generalleutnant von Develhorst wußte sofort die Garnison, kannte auch ein paar Offiziere und reichte die Hand zum Abschiede, ohne sich auch nur im Atelier umgesehen zu haben, ohne nach dem letzten Bilde zu fragen oder in irgend einer Weise ein Interesse zu bekunden, das allerdings, wie es den Anschein hatte, auch nicht vorhanden war.

Schon halb in der Thür blieb er nochmals stehen: „Nun Vera, weißt du denn schon, wann's losgehen soll?“

Sie schüttelte den Kopf: „Herr Professor, wann wird gemalt?“

Jetzt meinte Niki, nicht mehr ablehnen zu können, und antwortete in seiner weichen, verbindlichen Art: „Montags, Mittwochs und Freitags.“

„Das ist vernünftig, daß es nicht Sonnabends ist, denn an diesem Tage könnte ich nie. Da ist immer ein Ball oder so etwas!“

Der Generalleutnant schlug sich vor die Stirn, wie einer, dem plötzlich etwas einfällt: „Heute ist ja Mittwoch! Da ist wohl Stunde?“

Niki verbeugte sich leicht: „Gewiß, Excellenz — nebenan sitzen die Damen.“

Der alte Herr reichte dem Maler noch einmal die Hand und machte Miene, so schnell als möglich zu gehen. Doch Vera schlug den schrecklichen Schleier mit den großen Tupfen in die Höhe, legte die Skizzen auf einen Stuhl und fragte, leicht die Handflächen vor Freude gegeneinander schlagend: „Darf ich nicht gleich heute anfangen?“

„Gewiß!“ meinte zögernd der Maler. Er sah erst jetzt Veras Gesicht und gewahrte, daß die vermeintlich spitze Nase zierlich war, zart und fein, daß das Mädchen blaue hübsche Augen hatte, einen weichen hellen Teint und einen winzigen Mund. Die Züge waren lang und schmal, edel geformt, durchsichtig fast, und Niki war so erstaunt über das, was unter dem Schleier zum Vorschein gekommen, daß er ihr beinahe einen Vorwurf gemacht hätte, solch ein entstellendes Kleidungsstück anzulegen.

Sie bemerkte sein Erstaunen. Eine flüchtige Verlegenheit schien über ihr Antlitz zu huschen. Dann sagte sie zu ihrem Vater:

„Weißt du was, Papa! Du gehst währenddessen zu Josty zu deiner Schachpartie. Du wirst schon einen Bekannten finden, und wenn die Stunde aus ist, holst du mich ab. Wann ist's aus, Herr Professor?“

Aus unserer Studienmappe:



Übermut. Nach einer Zeichnung von Heinrich Lossow.

„Um sieben."

„Siehst du Papa, dann hast du noch gerade anderthalb Stunden Zeit!"

Dabei hatte sie schon, ehe Niki zuspringen konnte, um zu helfen, ihre Pelerine abgeworfen, und der Maler erblickte eine zierliche, schlanke Gestalt, wie sie ebenmäßiger zu dem Kopfe nicht hätte passen können. Als er dem Generalleutnant nun zum drittenmal Lebewohl sagte und in das ehrliche, nichts weniger denn schöne Soldatengesicht des alten Herrn blickte, dachte er im Gedanken an das junge Mädchen: „... muß die Mutter aber schön sein, denn vom Vater hat sie es nicht."

Fräulein von Oevelhorst stand abwartend da, als sich die Thür geschlossen hatte und der Maler zurückkehrte. Nun hatte er doch wieder eine jener Schülerinnen, die er aussterben lassen wollte. Und diesmal sogar anscheinend eine so schlechte, wie sogar nicht in seinen schwersten Anfangszeiten, als er aus Paris zurückgekommen war.

Er wollte sie fast mitleidig betrachten,

doch sie stand so harmlos da, als müsse es nur so sein, und gefiel seinem Künstlerauge so, daß er nicht böse zu sein vermochte. Er blieb vor ihr stehen und faltete die Hände:

„Ja, was machen wir denn nun? Wollen Sie denn wirklich malen, gnädiges Fräulein?"

„Natürlich!"

In seiner Verlegenheit sah er noch einmal ihre Skizzen durch. Vielleicht hatte er sich getäuscht. Möglicherweise waren sie doch besser, als es zuerst den Anschein gehabt. Doch je mehr Blätter er prüfte, desto gewisser wurde er in seinem Urteil: sie konnte nichts, aber auch wirklich gar nichts. Den alten Dienstmann, der da drin nebenan den Damen Modell stand, würde sie nie malen können, auch nicht einmal zeichnen. Er mußte ihr eine besondere Aufgabe stellen, eine andere, als den übrigen Damen.

Niki setzte es ihr auseinander. Sie schien sehr enttäuscht zu sein. Offenbar hatte sie sich besonders darauf gefreut, nach dem Modell arbeiten zu dürfen.

„Ich denke, ich soll malen wie ein richtiger Maler?" fragte sie, ein wenig betroffen, im Tone eines Kindes, das gern auch einmal „Erwachsener" spielen möchte.

Er meinte, das käme alles mit der Zeit. Jetzt wollten sie erst einmal hinübergehen zu den Damen. Und weil er sich doch immer noch ein ganz klein wenig ärgerte, daß er sich hatte überrumpeln lassen, fügte er hinzu, dort werde sie sehen, daß für sie wirklich kein Platz mehr sei:

„Also bitte, gnädiges Fräulein, nehmen Sie Ihr Handwerkszeug!"

Damit ging er zur Thür, die in das Nebenzimmer führte, doch das junge Mädchen sagte etwas ängstlich, flehentlich ihm die leeren Hände entgegenhaltend:

„Womit soll ich denn malen, Herr Professor? Ich habe ja nichts mitgebracht."

Da mußte er denn doch lachen. Und er fand sie sehr chic und hübsch, wie sie dort stand, als wäre sie eine kleine Büßerin. Seufzend kramte er in einer Ecke und suchte ihr aus der fürchterlichen Unordnung, die dort herrschte, einen alten Block dickes Zeichenpapier und ein paar Bleistifte zusammen. Pinsel sollte sie nicht in die Hand bekommen.

Dann öffnete er die Thür und ließ ihr den Vortritt.

„Sie machen mich wohl bekannt!" sagte sie nur, und er nannte eintretend ihren Namen den im Halbkreis um das Modell sitzenden Damen, die mit kurzer Verbeugung antworteten, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen.

Es war in der That kein Platz. Der alte Dienstmann, der nun schon eine halbe Stunde auf seinem Holztritt stand, ohne sich lange bewegen zu dürfen, war dicht mit Staffeleien und Stühlen umstellt, auf denen die Damen saßen. Vielleicht hätte man noch einen Sitz irgendwo einschieben können, aber der nahm dann unbedingt einer der Malerinnen die Aussicht und machte jeden Verkehr unmöglich.

Fräulein von Oevelhorst blieb an der Thür stehen, während Niki flüchtig einen Blick auf ein paar Arbeiten warf. Eine ältere Dame ganz weit ab in der Ecke hatte ein Anliegen. Sie fragte leise etwas, und der Maler antwortete ebenso mit gedämpfter Stimme. Dann kam er an die Thür zurück: „Glauben Sie jetzt, daß kein Platz mehr ist?"

Sie antwortete nicht. Sie sah es ein, aber sie wollte doch nicht gern von ihrem Unterricht lassen. Langsam traten sie in des Malers Privatatelier zurück, und da gewahrte er, daß der lustige, übermütige Ausdruck ganz von ihrem Gesicht gewichen war. Er meinte, selbst eine Thräne in ihrem Auge zu entdecken.

Da ward er weich und räumte ihr einen Platz in seinem eignen Atelier ein. Er wußte nicht, was er ihr zu zeichnen geben sollte. Seine Schülerinnen arbeiteten nur nach dem lebenden Modell. Er verwarf den Gips. Aber das junge Mädchen konnte ja nichts, rein gar nichts, und zum Zeichenlehrer dünkte sich der Maler der „Invaliden" doch nicht geeignet. Beim besten Willen wußte er nichts für sie. Er ließ die Blicke im Atelier herumschweifen, da fanden sie auf einer alten Truhe am Fenster einen Totenschädel, den ihm einmal ein junger Arzt geschenkt. Niki nahm den Kopf und legte ihn seiner neuen Schülerin gegenüber auf den Tisch:

„Da, zeichnen Sie das!"

Sie wich zurück. In ihrem Leben hatte sie noch keinen wirklichen Schädel gesehen, und nun sollte sie ihn zeichnen. Ihre feinen Nasenflügel bebten, scheu blickte sie zu ihrem Modell hinüber und dann auf den Maler, der sich an eine Leinwand gesetzt hatte und selbst arbeiten zu wollen schien.

Nach einiger Zeit hatte sie sich so weit überwunden, unbefangen den Schädel betrachten zu können. Nun spitzte sie an den Bleistiften herum und mochte sich nicht entschließen, zu beginnen. Als es sechs Uhr schlug, hatte sie noch keinen Strich gemacht.

Niki besah ihre zarte Schönheit, die lange biegsame Gestalt, das zierliche Köpfchen. Die hätte er schon als Modell brauchen können. Schade! Aber er ärgerte sich nicht mehr, sie als Schülerin angenommen zu haben.

Die Thür zum Nebenatelier war von selbst wieder zugefallen. Der Maler stand auf, öffnete sie und klemmte ein Buch unter den Flügel, um ihn zu halten.

Er meinte, es wäre besser so, schicklicher.

3.

Fräulein von Oevelhorst wurde von ihrem Vater zu jeder Stunde gebracht und vom Diener abgeholt. Der alte Herr wechselte immer ein paar kurze Worte mit Niki, aber sie redeten nur Gleichgültiges, Tagesgespräch, nie über Kunst. Nie sah er sich ein Bild an oder kümmerte sich um das, was seine Tochter gezeichnet.

Er erzählte dem Maler einmal, Gemälde wären ihm ein Greuel, vor allem aber die „neue Manier“. Stimmungen und dergleichen vermöchte er durchaus keinen Geschmack abzugewinnen. Er verlange alles klar und deutlich. Er wolle sehen, was es sei, und wissen, was es bedeute. Wenn ein Bild „Schlacht von Gravelotte“ heiße, so könne er sich etwas dabei denken und würde mit innerer Herzensbewegung seinen alten greisen Kaiser auf dem Bilde begrüßen. Aber ein Gemälde: „Dämmerung“ mache ihm nicht den geringsten Eindruck. Daß die Dämmerung hereingebrochen, sehe er daran, daß man auf der Leinwand nichts mehr erkennen könne. Aber wozu denn dann so etwas malen?

Niki hörte solche Auseinandersetzungen ganz ruhig an. Eine Antwort verlangte die alte Exzellenz gar nicht. Nur mißmutig fühlte sich der Maler dann, während seine Schülerinnen arbeiteten, denn er war empfindlich für seine Kunst und ärgerte sich über jeden, dem der künstlerische Sinn abging — statt die Achseln zu zucken.

Fräulein von Oevelhorst, die noch immer an ihrem Totenschädel zeichnete, sagte, als sie seine Verstimmung sah: „Wie können Sie sich über so etwas ärgern? Wenn Sie nun Papa, als er noch aktiv war, gesagt hätten, Sie interessierten sich nur für die Landschaft, nicht aber für Exerzieren und Manöver in ihr? Das hätte ihn doch nicht geärgert.

„Herr, das geht Sie den Deubel was an!“ würde er geantwortet haben, sagte lachend der Maler. Sie schwieg und arbeitete weiter. Er betrachtete sie über den Rand der eignen Arbeit, die er vorgenommen hatte.

Ängstlich und peinlich setzte sie Strich an Strich, um ihren Totenkopf zu vollenden. Die ganzen Taschen voll Brot brachte sie immer mit, um auszuwischen und zu ändern.

Niki mußte lächeln über ihre angestrengte Thätigkeit da drüben, die doch eigentlich wirklich zu nichts führte, denn sie hatte kein Talent. Darüber ward er sich täglich klarer. Es fehlte ihr der Schmiß, der Wurf. Nicht einmal die Frechheit des Stümpers besaß sie, der darauf los schmiert, als arbeite er ernstlich. Sie kam nicht vom Fleck. Was sie die eine Stunde vorwärts gebracht, löschte sie in der nächsten wieder aus oder begann ein frisches Blatt.

„Penelope“, dachte er.

Aber er gab sich auch keine Mühe, ihr zu helfen. Eigentlich war es ihm vollständig einerlei, ob sie etwas zu stande brächte oder nicht. Wohl trat er dann und wann zu ihr heran und nahm das Blei, deutete ihr den Lauf der Linien an, setzte ein paar Schatten auf und fuhr auf ihrem Papier hin und her, als ob er alles vernichten wolle, was darauf stand.

Dann sah die Zeichnung beinahe noch schlimmer aus als vorher, denn nun war kein Stil mehr darin. Vorher die ängstliche Arbeit des sorgsam gespitzten Faber, sahen nun einzelne Stellen aus, als habe ein Löwe mit mächtiger Pranke ein paar wütende Schläge hinein gethan.

Er fand sich zum Lehrer gänzlich ungeeignet. Wenn er ernster zu ihr sprach und ihr einige Winke gab, Grundsätze vorhielt, dann blickte sie ihn groß an, neigte den schönen blonden Kopf, und lächelnd verlor sie ihn nicht aus dem Auge. Auf die Arbeit hätte sie schauen sollen, statt ihm ins Gesicht.

Darüber ärgerte er sich und rief erzürnt: „So passen Sie doch auf, wenn ich erkläre!“

Aber sie lachte gerade heraus, bat ihn dann auf seine etwas verletzte Miene um Verzeihung, doch es wäre so komisch gewesen, wie er sich erzürnt, daß sie es nicht beschreiben könne.

Da legte er das Handwerkszeug beiseite, um sie ganz ruhig zu fragen: „Gnädiges Fräulein, sagen Sie mir bloß einmal etwas: warum malen Sie eigentlich?"

„Weil es mir Spaß macht!"

„Aber spaßen sollte man nicht mit der Kunst. Und diese Arbeit hat doch eigentlich gar keinen Zweck. Ich kann Ihnen nicht nützlich sein. Bei mir lernen Sie wahrhaftig nichts."

Sie sah ihn ungläubig an. Er ärgerte sich und rief heftig:

„Diese Stunden sind rein weggeschmissenes Geld!"

„Papa ist reich. Das thut nichts."

Doch sie fühlte das Unzarte in ihrer etwas gereizten Antwort. Sie wollte einlenken, aber der Maler hatte schon erwidert: „Ich mag das aber nicht. Ob Sie es bezahlen können oder nicht, es bleibt für mich peinlich, für einen Unterricht einzukassieren, von dem ich überzeugt bin, daß er zwecklos ist. Außerdem darf ich wohl bemerken, daß ich es durchaus nicht nötig habe, jungen Damen das Malen beizubringen, die nicht bei der Sache sind. Ein Bild bringt mehr ein, als hundert malende Damen."

Das Blut war ihm im Ärger zu Kopf gestiegen, und er fühlte nun genau, wie er sich in der Erregung eigentlich mit jedem Worte weiter von dem entfernte, was er sagen wollte, konnte, durfte.

Fräulein von Develhorst erhob sich, legte die Malutensilien beiseite und warf ihre Pelerine um. Er stammelte nur noch etwas von: „Ich war wohl zu schroff. Das thut mir leid!"

Sie war schon an der Thür, nickte kurz mit dem Kopf und verschwand. Er ging ihr nach, um ihr die Vorsaalthür zu öffnen, doch sie hatte bereits seine Wohnung verlassen. Pfeifend kehrte er ins Atelier zurück. Allerlei Betrachtungen drängten sich ihm auf. Er dachte nach über das junge Mädchen. Immer kam ihm der Gedanke wieder, sie zu malen. Das wäre besser gewesen, als daß sie ihre Zeit verschwendete. Aber nun war es wohl überhaupt aus. Denn sie würde kaum wiederkommen. Einen Augenblick freute er sich darüber. Er ging zu den anderen Damen hinüber, ihnen mit Rat und That beizustehen.

Frau Büchsel, die Portiersfrau von Nr. 18, saß den Malerinnen. Sie verdiente sich dadurch etwas nebenbei. Als der Maler eintrat, raffte sie sich auf, ein weniger verschlafenes Gesicht zu machen als bisher. Aber Fräulein Coldewey, die älteste der Damen, von der Niki immer scherzend zu sagen pflegte, er verstünde nicht, was sie eigentlich von ihm lernen wolle, da sie besser zeichne, als er selbst, erhob einen großen Lärm. Sie blinzelte über ihren auf der Nasenspitze sitzenden Kneifer und fuhr mit dem Pinsel in der Luft umher: „Dagegen protestiere ich, Frau Büchsel! Ich hatte gerade den Ausdruck beschaulicher Schläfrigkeit festgehalten. Es fehlte mir nicht mehr viel. Und nun werden Sie plötzlich munter! Nicht wahr, meine Damen, Frau Büchsel ist am charakteristischsten, wenn sie schlummert. Süß schlummert!"

Die Damen lachten, und ihre Heiterkeit wuchs, als Frau Büchsel beleidigt erklärte, sie habe nicht geschlafen. Niki beruhigte sie, stellte jedoch aus den Arbeiten fest, daß die Malerinnen ohne Ausnahme des Modells Ausdruck für beginnenden oder vollendeten Schlummer gehalten. Fräulein Meyer, ein bescheidener kleiner Tituskopf mit einem Gesicht wie ein zehnjähriger Junge, hatte sogar unter ihre fast vollendete Skizze geschrieben: „Im Gefilde der Seligen. Traumstudie nach Frau Büchsel, Viktoriastraße 18."

Als es Niki entdeckte, schämte sie sich und wollte es noch im letzten Augenblick wegwischen. Der Maler lächelte. Das hätte er dem bescheidenen kleinen Ding gar nicht zugetraut. Er besah ihre Skizze und fand kaum etwas zu tadeln. Vielleicht „etwas hart", aber doch nur vielleicht. Es kam wohl auf die Stimmung an, in der man es betrachtete. Und jetzt — nach der Zeichnerei des Fräulein von Develhorst fand er alles gut, was die Damen hier drüben machten. Sie waren zwar eine fast ausgesuchte Häßlichkeitsgalerie, aber Kopf, Herz und Hand hatte die Natur dafür bei ihnen begabt.

Und als Niki sich von den Schülerinnen verabschiedete, um in sein eignes Atelier zurückzukehren, dachte er beinahe mit einem Seufzer der Erleichterung: „Gott sei Dank,

Aus unserer Bildermappe:



Abenddämmerung. Nach einer Lithographie von Heinrich Otto.

nach unserer heutigen Zwiesprache wird sie nicht wiederkommen!"

Fräulein von Develhorst kam nicht wieder. Am nächsten, übernächsten, am dritten Maltage erschien sie nicht. Die folgende Woche verstrich — sie kam nicht wieder.

Zuerst hatte der Maler sich gefreut, wie er glaubte, nun aber begann ihn ihr Fehlen doch zu wundern, zu beschäftigen, zu ärgern. Zu ärgern, weil er sich in der Schuld fühlte. Er war unhöflich gegen eine Dame gewesen, und das war ihm — der immer bis zu einem gewissen Grade auf Form hielt, solange die Form nicht seine Kunst bedrohte — das war ihm peinlich.

Als wieder einmal die Malstunde ihr Ende erreicht hatte und Niki allein in seinem Atelier saß, fiel ihm Veras Zeichnung in die Hand. Dabei kam ihm das junge Mädchen wieder in den Sinn, und er gestand sich, daß ihn ihr Fortbleiben doch mehr beschäftigte, als er gedacht. Sie war wirklich hübsch. Er mochte sie eigentlich doch gern. Und plötzlich stieg der Plan in ihm auf, an einem der nächsten Tage, vielleicht noch in dieser Woche, nein sogar morgen dem General einen Besuch zu machen und der Tochter ein Wort der Entschuldigung zu sagen.

Es wurde ihm zwar sauer, einen Besuch zu machen, aber er wollte nicht in den Verdacht der „Manierenlosigkeit" kommen, wie er sich einredete.

Der Generalleutnant wohnte in der Bellevuestraße, nicht fünfhundert Schritte von Nikis Atelier. „Millionärstraße," sagte sich der Maler, als er in das Haus trat, ein älteres Gebäude, sehr ruhig, sehr herrschaftlich. Langsam stieg er die Treppe hinan. An der Thür des zweiten Stocks stand auf kleinem Porzellanschilde über der Klingel: „von Develhorst." Nun erst fiel Niki ein, daß er nicht wußte, ob eigentlich die Mutter des jungen Mädchens noch am Leben sei. Es war nie von ihr gesprochen worden, und der General hatte immer selbst seine Tochter begleitet.

Darum fragte er den Diener, ob „Excellenz" zu Hause sei. Das konnte ja auf beide gehen. Er wurde um Namen oder Karte gebeten. Früher hatte der Maler eine Karte besessen mit dem Vermerk: „Leutnant a. D.", aber nun, da er sich einen Namen gemacht, der in der Geschichte der Malerei feststand, auch wenn er den Pinsel heute niedergelegt hätte, stand nichts mehr auf dem kleinen Kartenblatt als einfach: „Nikolaus Sandtner."

„Excellenz läßt bitten!"

Er wurde in ein Herrenzimmer geführt mit älterer Mahagonieinrichtung, viel Bildern, einigen Waffen und einer knappen Anzahl von Büchern neben dem Schreibtisch. Niki befand sich allein. Als er sich umblickte, sah er, daß neben dem Konversationslexikon nur Schriften militärischen Inhalts vorhanden schienen. Die Bilder waren fast nur Photographien, einige wenige Kupferstiche: die drei Kaiser, der Sturm auf die Düppeler Schanzen, König Wilhelm bei Königgrätz, der Angriff des Gardecorps bei St. Privat, mehrere Offiziercorps und eine Reihe von Offizieren. Die Namen standen mit Tinte darunter. Bei diesem oder jenem fand sich ein derb gezeichnetes Kreuz und eine Jahreszahl.

„Ah, da sind Sie!" klang es. Der Generalleutnant war eingetreten. Er drückte Niki kurz und derb die Hand, wies auf einen Stuhl, bot sofort eine Cigarre an und fing selbst an zu rauchen. Dann stockte die Unterhaltung, bis es dem General einfiel, die Bilder an den Wänden zu erklären. Dazu mußten sie wieder aufstehen, und der alte Herr zeigte nun sämtliche Photographien, indem er erläuterte, wer die Dargestellten seien, wann und wo sie 1864, 66, 70 geblieben oder den Strohtod gefunden. Endlich, ob sie noch lebten. Es schien, als sei der ganze Lebensinhalt des Generalleutnants hier an diesen vier Wänden aufgereiht wie in einem Museum.

Da gab es „Reservebilder", Bataillons-, Regiments-, Brigadestäbe, ein paar Pferde, die der General besessen. Endlich auf dem Schreibtisch einige Familienbilder.

„Meine Söhne!" sagte die Excellenz und zeigte zwei Photographien in großem Format, offenbar nicht ohne Stolz. Das eine Bild zeigte einen hübschen Dragoneroffizier, das andere einen eleganten Herrn im schwarzen Gehrock. Zwischen ihnen stand ein kleines Pastellbild einer Dame in Kleidung und Frisur der achtziger Jahre des Jahrhunderts. An der Ähnlichkeit erkannte man Veras Mutter.

„Ihre Frau Gemahlin, Excellenz?"

„Meine verstorbene Frau."

„Ah ... so ..."

„Ich bin seit vierzehn Jahren Witwer ..."

Der Generalleutnant sagte es, wie es schien, ohne Gefühl, etwas trocken und im Ton, wie er vielleicht eine dienstliche Angelegenheit erledigt haben würde. Niki fehlte die Leichtigkeit der Unterhaltung, die ihn hätte etwas finden lassen, darauf zu antworten. Er wußte wirklich nicht, was er sagen sollte, bis ihn Veras Bild aus der Verlegenheit riß. Der alte Herr deutete nämlich mit dem Finger darauf: „Sagen Sie mal, aus der Pinselei ist ja nichts geworden? Es ging wohl gar nicht? Ich habe es ihr ja gleich gesagt. Das Mädchen hat eben kein Sitzfleisch, keine Geduld. Das mag in der Erziehung verfehlt worden sein, obgleich ich nicht recht weiß, wie man es hätte anfangen sollen. So 'ne Mädchenerziehung für'n Mann ist immer ein schwieriges Ding. Und in den Gouvernanten steckt man am Ende auch nicht selbst drin. Da fehlt die Mutter ... denn ... so ..."

Während er noch weiter redete, öffnete sich die Thür, und Vera erschien. Sie trug ein anderes Kleid als im Atelier. Es dünkte dem Maler, als habe er sie noch nie so schön gesehen. Kurz und gerade ging sie auf ihn los, indem sie ihm die Hand bot: „Sie bitten doch um Entschuldigung!"

„Es thut mir leid, gnädiges Fräulein, aber ..."

Doch sie schnitt ihm das Wort ab, indem sie dem Vater ein paar Worte der Erklärung sagte, die eigentlich nichts bedeuteten. Aber der alte Herr fragte nicht weiter, sondern lehnte sich behaglich in den Lehnstuhl zurück und ließ die Tochter sprechen. Sie erzählte, wie sie nicht etwa die Malerei aufgegeben hätte, sondern fleißig gewesen sei und allerlei gezeichnet habe: die Aussicht von ihrem Fenster nach der Tiergarten- und Viktoriastraße, eine Kopie von ein paar Blattvorlagen und sogar ihr Mädchen, das sie gequält habe, ihr stundenlang zu sitzen.

Während sie sprach, sah sie der Maler an von oben bis unten, wie sie anmutig war und biegsam, wie sie sich in lebhaftem Mienenspiel bewegte. Sein Künstlerauge freute sich über die weichen, zarten Linien, über die wechselnden Lichter in ihrem schönen Haar. Er besah ihre schmale Hand mit den blank geputzten, etwas langen, leicht gebogenen Nägeln und verglich sie in Gedanken mit der breiten, gemeinen, plumpen Hand des letzten Modelles, das er im Unmut fortgeschickt. Ihre dünnen Knöchel fielen ihm auf gegen die Gelenke jenes Mädchens, die ausgeschaut hatten, als ob sie geschwollen wären. Ihr feiner, kleiner, zarter, schmaler Fuß lugte ein Stückchen unter dem Kleide hervor. Ihr Anzug war chik und paßte wie angegossen. Das junge Mädchen saß da, als brauchte man nur die Staffelei zurechtzurücken, eine neue Leinwand zu spannen, eine Dutzend Tuben auf der Palette auszuquetschen, die Kohle in die Hand zu nehmen und das Bild zu beginnen.

Es war an ihr nichts von Pose. Man brauchte sie nicht zu setzen — sie saß. Wenn er sie hätte malen sollen: er hätte nichts geändert. Sie bot das Bild der Caprice, der Laune. Sie schaute vornehm und rosig aus bis in die Fingerspitzen. Solch ein Modell fand man eben nicht unter den berufsmäßigen, solch eins traf man nicht auf der Straße.

Sein Aufenthalt in Paris fiel ihm wieder ein. Dort gab es eher solche Klasse, dort, wo alles feiner, eleganter war, wo oft gewöhnliche Mädchen, die landläufigen Modells etwas Vornehmes hatten, den Ausdruck einer verfeinerten, hohen, alten Kultur. Glückliche Franzosen! Aber er war nun einmal Deutscher, war in Berlin, und hier gab es so etwas nicht.

Das war ja sein Begehr jetzt: einmal eine vornehme, nervöse Schönheit zu malen. Hier saß sie.

Als Fräulein von Develhorst lächelnd fragte, wie es denn nun mit der nächsten Stunde werden solle, antwortete er sofort: „Darf ich einen Vorschlag machen, gnädiges Fräulein?"

„Nun bitte ..."

„Sie malen vor der Hand gar nicht."

„Fangen Sie wieder an?"

„Bitte hören Sie: statt, daß Sie malen, male ich?"

„Dann lerne ich doch nichts?"

Er setzte ihr seinen Wunsch auseinander, immer halb gegen sie, halb gegen den Vater gewendet. Und da er nun eine Gefälligkeit von ihr verlangte, bat er mit beredten, herzlichen Worten.

Vera fühlte sich geschmeichelt, denn sie wußte, wie wählerisch mit Motiven er war, und daß er mehrmals schon Porträtanträge

zurückgewiesen, hatte sie von ihren Bekannten gehört. Sie wußte, was ein Bild von ihm galt. Sie erinnerte sich, wie ihr Vater einmal aus der Zeitung vorgelesen, daß ein Kunstfreund in Hamburg für einen Sandtner beinahe zehntausend Mark angelegt habe. Damals hatte der General geschimpft, was es für ein „Unfug" sei, eine solche Summe für die paar Quadratfuß Leinwand ausgeben.

Nun erinnerte sich der alte Herr dessen und bekam plötzlich einen Schreck, daß er etwa dann noch das Bild hinterher zahlen sollte. Deshalb fragte er vorsichtig:

„Ja, sagen Sie mal, wie meinen Sie denn das? Wie verstehen Sie es? Nehmen Sie mir's nicht übel, mein Verehrtester, aber ich möchte kein Bild meiner Tochter haben. Ganz ehrlich gesprochen — ähnlich habe ich noch nie ein Bild gefunden. Wir hatten mal eines fürs Kasino bestellt, bei einem Reserveoffizier des Regiments, auch'n gutem Maler. Es sollte der alte Kaiser sein. Aber das kann ich versichern, ich habe eine Ähnlichkeit nicht gefunden. Partout nicht. Und unser alter Herr hat vielfach die Gnade gehabt, mit mir zu reden, so daß ich wohl wissen kann, wie er ausgesehen hat. Außerdem ist sein ehrwürdiges Gesicht doch bekannt genug, daß man meinen sollte, es wäre ordentlich schwierig, es zu verfehlen. Aber keine Spur von Ähnlichkeit, sage ich Ihnen. Da werden Sie mir's nicht übel nehmen, wenn ich sage: die Photographie, die ist mir sicherer. Nichts für ungut, nicht wahr? Ich habe nun mal meine ausgesprochenen Ansichten!"

Niki hatte zugehört, ohne eine Miene zu verziehen. Nun antwortete er lächelnd: „Excellenz, es soll gar kein Porträt werden. So verstehe ich's nicht. Auf die Ähnlichkeit kommt es mir gar nicht an. Nur den Eindruck möchte ich wiedergeben. Etwa: ‚Dame in Gelb' oder besser, ich habe es: ‚Dame in Violett'.

Er setzte auseinander, wie er das Bild für sich malen wolle, nur für seine Kunst,

Aus unserer Bildermappe:



Pflügende Ochsen. Nach einer Lithographie von Heinrich Otto.

seine Auffassung, seine Befriedigung. Der General verstand nicht, was die ganze Arbeit für einen Sinn haben sollte, wenn dem Maler nichts an der Ähnlichkeit gelegen sei. Aber er sah seiner Tochter leuchtende Augen, die glückselig war, gemalt zu werden, und nur immerfort in die Hände klatschend rief: „Das ist zu reizend, zu nett. Wenn ich nur nicht zu häßlich bin. Mein Gott, was ziehe ich denn an? Was ziehe ich denn an! Wann werden wir denn anfangen? Und dann ist ja noch eine große Frage: Wo soll denn gemalt werden? Hier? Wenn es hier sein kann, dann braucht Papa nicht immer mitzulaufen! Nicht wahr, Papa, das wäre dir doch lieber!"

Der Generalleutnant war sehr dafür, wenn schon gemalt werden sollte, es hier abzumachen, um nicht in seiner Bequemlichkeit gestört zu werden. Doch Niki stimmte für sein Atelier. Dort hatte er alles bei einander, dort war besseres Licht, dort, wo er heimisch war in seinen vier Pfählen, meinte er, der Stimmung gewisser zu sein. Schließlich gab es der alte Herr zu.

Nun lief Vera sofort hinüber, um ein paar Kleider zu holen, damit ausgesucht werden könne, welches sie für das Bild anziehen sollte. Keines schien dem Maler zu passen, bis sie endlich selbst ein Ballkleid vorschlug, das in seiner einfachen glatten Form wenig Modisches hatte. Damit war er einverstanden, nachdem sie noch versprochen, von der weißen Seide alle Zuthaten zu entfernen. Der Generalleutnant fand das zwar schade, es sei nun mal mit vieler Mühe darauf genäht und sollte jetzt wieder Arbeit machen, aber Vera ging mit Eifer daran, selbst mit der Schere alles zu entfernen, was die Linien störte, deren Ungebrochenheit der Maler wünschte.

„Ist's so recht?" fragte sie. Nun schämte er sich beinahe, da er die Umstände verursacht, dennoch zu gestehen, daß ihm das Ballkleid nicht gefalle. Er hatte das junge Mädchen unabläßig betrachtet, während es abtrennte, und bat nun, sie möchte das Kleid anziehen, das sie gerade trug.

„Es ist zu einfach. Es ist ein ganz einfaches Hauskleid ..." meinte sie. Doch immer in Gedanken schon malend und schon jetzt unabläßig mit dem werdenden Werke beschäftigt, antwortete er nur: „So soll es auch sein. So wünsche ich es mir."

„Ja was denken Sie sich dabei? Was soll es sein? Ich meine, auf welchen Hintergrund wollen Sie mich setzen?"

„In einen Salon. Nicht auf eine beliebige farbige stumpfe Fläche, sondern in ein zu Haus. In eine Umgebung, die zu der Figur paßt, die ausdrücken hilft, was ich sagen will. Die möglichst scharf meinen Eindruck wiedergibt."

„Und der ist?"

Sie blickte ihn lächelnd an. Niki ließ sein Auge einen Moment zum General schweifen, dem die Kleiderfrage langweilig geworden war und der sich mit der Kreuzzeitung ans Fenster gesetzt hatte. Dann antwortete er: „Die vornehme junge Dame der großen Welt, die das bessere Teil erwählt hat vor den Zerstreuungen der Gesellschaft — die Sammlung, die Ruhe, den Frieden des Daheim!"

„Und wie soll das ... das ausgedrückt werden?"

„Man muß es fühlen, im Gehalt, in der Stimmung, im Ausdruck der Figur."

„Und das soll ich sein?"

„Gewiß."

„Und, und ... und Sie trauen mir es zu?"

„Ja."

Veras Augen leuchteten sehr stolz. Sie war sehr glücklich, von dem großen Maler gemalt zu werden. Und sie fühlte sich erhoben, daß er das hineinlegen wollte in ihre Züge. Sie meinte, es gebe ihr etwas Tieferes, als fühle sie dadurch die Berechtigung zur Kunst, zu dem Wundersamen, Fremden, Außergewöhnlichen, das ihr Mädchenherz erfüllte in einer unbestimmten Sehnsucht.

Darum versprach sie ihm in ihrem mädchenhaft heiteren, unbefangenen Ton, indem sie ihr Gesicht in ernste Falten legte: „Ich werde auch schön still halten, Herr Professor."

Der Generalleutnant hatte seinen Artikel beendet und legte die Zeitung beiseite: „Hast du nun glücklich alles runtergerissen von deinem Kleide, Vera? s'ist eigentlich eine Sünde! Wenn's nur zum Gelingen hilft, dann wäre es vielleicht ein Milderungsgrund dafür, daß du's kaput gemacht hast!"

4.

Die ganze Woche hindurch hatte Vera Sitzungen gehabt, aber vom Bilde war noch

nicht viel zu sehen. Niki verwarf und begann von neuem, verwarf wieder und fing abermals an. Er änderte die Stellung und den Hintergrund, ließ sie einmal sitzen, dann stehen und lehnen, wendete ihr den Kopf nach rechts und links und suchte sie von vorn zu entwerfen. Nichts befriedigte ihn, und während er allein war in seinem Atelier, wenn sie mit ihrem Vater davongegangen, der die Wache hielt und immer etwas zu lesen mitbrachte, wobei er regelmäßig sein Nachmittagsschläfchen erledigte, dann versuchte Niki immer von neuem aus der Erinnerung an die Arbeit zu gehen.

Aber er legte die Kohle wieder aus der Hand: seine Auffassung war noch nicht reif. Er sann und sann, wollte in zeitweiser Stimmung mit der Kunst nichts zu thun haben. Nahm einen Roman vor und warf sich auf den Divan, um zu lesen. Dann überkam es ihn wieder, daß er aufsprang und von neuem an die Arbeit ging, um nach einigen Versuchen davon zu lassen. Es trieb ihn auszugehen, fort aus dem Atelier. Eine große Unruhe bemächtigte sich seiner. Er lief in langen Schritten auf und nieder. Er kramte in Skizzen und Entwürfen früherer Zeit. Eine neue Leinwand warf er auf die Staffelei und stellte sein Bild unsanft in die Ecke.

Dann überlegte er, ob es nicht besser sei, Vera zu sagen, er könne sie jetzt nicht malen: es fehle ihm die Stimmung. Aber da schämte er sich, wankel- und schwachmütig zu sein, wie ein weicher, schwacher Künstler, der sich werfen ließ von seiner Kunst, statt sie zu zwingen mit starker Hand. Er dachte an die unendliche Arbeit, die er in seinem Künstlerleben geleistet, an die Tage und Wochen, da er nicht ausgegangen war, um sein Werk zu bewältigen. Ein leiser Stolz, eine schwache Befriedigung durchströmte ihn, wenn er sich vergegenwärtigte, daß er bis heute noch immer Sieger geblieben, daß er das Werk noch jedesmal erzwungen hatte, das in seiner Seele gewachsen, in seinem Hirn entworfen, mit seiner Hand geformt worden.

Er war ein Könner, er konnte seine Kunst zwingen. Nur die Wehen waren hart und schwer gewesen, so lange er zurückzudenken vermochte.

Da kam neuer Mut über ihn, und er fühlte sich seines Sieges gewiß. Er wischte seinen letzten Versuch lachend von der Leinwand fort, schleppte alle begonnenen Skizzen und Entwürfe herbei, stellte sie auf und wählte die aus, die für die Zeichnung den besten Anhalt boten. Dann schob er sich einen Stuhl zurecht, nahm eine Cigarette und bereitete sich eine Tasse Thee, worauf er in seinem Junggesellenhaushalt immer eingerichtet war. Nun setzte er sich und begann zu sinnen und zu träumen. Er träumte von seinem Bilde.

Draußen sank die Dunkelheit nieder. Es ward finster im Atelier. Aber immer heller und klarer ward es in der Seele des Malers. Sein Werk gewann Licht und Farbe, sein Werk erhielt Umrisse und Schärfe in seinen Gedanken, vor seinem Auge, und beim Schein der Lampe ging er an die Arbeit, in großen Linien festzulegen, was er geschaut. Er wurde immer sicherer, er arbeitete immer schneller, zuletzt mit fieberhafter Eile und fliegender Hand. Sein Atem ging schneller, ihm röteten sich die Wangen. Es ward ihm zu heiß. Er warf den Rock ab, doch die innere Aufregung und Bewegung blieb.

Endlich meinte er, fertig zu sein, und schleuderte die Kohle in die Ecke. Die Farbe sollte erst bei Tage kommen, nach dem Leben. Jetzt galt es, nur den Gedanken zu halten.

Nun stand Vera vor ihm drüben auf der Leinwand, wie er sie sich gedacht im weichen Schwung der Linien. Vornehm, rosig bis in die Fingerspitzen hinein und dabei doch bescheiden still, als die, die das bessere Teil erwählt, wie er es genannt.

Niki trat an das Fenster und blickte durch die große Glasfläche, die alles Licht einließ, das nur die Natur draußen wiederstrahlen konnte, hinaus in die Stille des Abends. Und ein großes, tiefes Gefühl der Befriedigung überkam ihn: das Bewußtsein der Schöpferkraft. Allmählich legte sich seine Erregung, die Fieberröte wich von seinen Wangen, seine Pulse schlugen länger. Es begann ihm kühl zu werden, und er zog seine Jacke wieder an. Dann stellte er die Bilder beiseite und warf sich aufs Sofa, der Länge nach auf den Rücken.

Er fühlte sich glückselig in der Einsamkeit seiner Klause. Er reckte sich und dehnte sich mit offener Weste und wild herumhängender Krawatte. Er dachte: Gott sei Dank, daß mir niemand etwas zu sagen hat, daß ich mein freier Herr bin, zu thun

und lassen auf dieser weiten Welt, was mir beliebt. Er rieb sich die Hände. Er paffte den Rauch seiner Cigarette von sich und schleuderte den Stummel auf den Teppich. Wenn er anglimmte, so war Wasser da zum Löschen, und ein Loch schadete der Schönheit des Gewebes nichts, dann sah man doch wenigstens, daß es keine „gute Stube" war, sondern das Heim eines Künstlers.

Und doch kam ihm wieder der Gedanke, der sich ihm in letzter Zeit oftmals aufgedrängt: Wenn du nicht allein wärst, wenn du ein Wesen hättest, das dich verstünde, das mit Dir fühlte und lebte, das dich liebte, wie du es liebtest!

Veras Bild stand ihm vor der Seele.

Aber das war ja Unsinn. Die würde er doch nicht bekommen. Aber er zog es ernstlich in Erwägung. Es machte ihm Freude, daran zu denken. Nur befürchtete er, sie würde nicht wollen. Der Vater könnte etwas einzuwenden haben. Fräulein von Develhorst und dabei eine gute Partie offenbar — die würde wohl irgend ein Gardekavallerieoffizier wegschnappen, aber nicht Niki Sandtner, der Kunstmaler. Dann dachte er an seine alte Mutter, die verwitwete Posträtin Sandtner, die draußen in Schöneberg bescheiden von ihrer kleinen Pension lebte. Ob sie zusammenstimmen würde mit solcher Schwiegertochter?

Niki hatte die Mutter nicht gesehen, seitdem er begonnen, Veras Bild zu entwerfen. Er war immer gut gegen die alte Frau gewesen, das Beste, das er auf der Erde besaß. Nun fiel es ihm aufs Gewissen, daß er sie vernachlässigt hatte. Er schaute nach der Uhr. Es war knapp sieben. Da ging es noch mit der Zeit. Er wollte hinaus und sein Mütterchen besuchen.

In dem Augenblick klingelte es, der Maler dachte, es könnte etwa Vogelsang sein, und den wollte er heute abend nicht sehen. Der kam ja doch nur, um ihn zu einer Bummelreise abzuholen. Das paßte nicht in seine schöpferfrohe Stimmung. Er lauschte hinaus, als seine alte Aufwartefrau öffnete.

Da klang auch schon von draußen eine helle lachende Stimme:

„He, junge Frau, ist der Dachs in seinem Bau? Oder ausgefahren? Schwindeln Se bloß nich. Da hängt der Hut. Also nu vor allen Dingen besorgen Se mal was Feines zu schnabulieren. Wir haben alle mächtigen Appetit!"

Man konnte jedes Wort durch die Thür verstehen. Nikis Züge wurden heiter. Er ging den Eintretenden sofort entgegen, und das Atelier tönte wieder von Lachen und Geschrei.

Ludwig Gerstenstock, der Bildhauer, trat zuerst ein. Er war es, der den Lärm vollführt. Dann folgten die beiden anderen: Gumpinger, der Maler, und Fritz Kühn, der Schriftsteller. Sie fielen sofort über Niki her, umarmten ihn, drückten ihm die Hand und äußerten laut und ausgelassen ihre Freude, den alten Freund noch getroffen zu haben. Ohne lange zu fragen, warfen sie Hüte und Mäntel ab und machten es sich bequem, indem sie sich setzten, Cigaretten nahmen und zwanglos, wie sie untereinander verkehrten, etwas zu trinken und zu essen verlangten.

Hinter ihnen drein war eine eigenartig schöne junge Frau eingetreten, groß, schwarz, etwas massig, mit einem beinahe tadellos griechisch antiken Gesichtsschnitt, dem in seinen regelmäßigen, wie aus Marmor geschnittenen Linien nur der Ausdruck fehlte. Sie begrüßte sich kurz mit Niki, der an ihr vorüberging, um Abendessen zu bestellen. Dann nahm sie bescheiden, ohne ein Wort zu sprechen, neben dem Bildhauer Platz.

Die Künstler warteten ihres Wirtes Rückkehr ab, stumm rauchend. Nur Kühn, ein kleiner, schmächtiger Mensch mit großer Nase, meinte in seiner trockenen Weise: „Nun bin ich bloß neugierig, ob wir nur kalten Aufschnitt kriegen oder ob er sich nobel macht, der alte gute Niki."

Als der Maler wieder eintrat, fing der Lärm von neuem an. „Fritz hat eben ein Rätsel aufgegeben!" meinte lachend Franz Gumpinger, dessen dichtem Lockenkopf und spitz geschnittenem Vollbarte man den Maler ansah. Niki trat heiter lächelnd unter seine Freunde:

„Ein Rätsel? Na, da schießt einmal los."

„Ach Gott, nichts Besonderes. Wir rieten bloß, was es zu essen geben würde. Ob — was Gutes. Niki, du hast ja so viel Geld jetzt! So viel Geld! Immer Aufträge und immer verkaufst du was!

„Es ist nicht so schlimm!" meinte der

Maler abwehrend, indem er Platz nahm zwischen seinen Freunden. Gerstenstock fing an zu erzählen, laut und lärmend nach seiner Art, mit seiner hellen Stimme, die immer zu lachen schien. Er berichtete, wie eine Kommission zu ihm gekommen sei aus Brennberg a. O., um ein Medaillonbildnis ihres verstorbenen Bürgermeisters Meyer zu bestellen, den er natürlich nie zu seinen Lebzeiten gesehen. Als einzigen Anhalt hätten sie eine kleine Gruppenphotographie mitgebracht, bei deren Aufnahme der selige Bürgermeister in etwas vergnüglicher Stimmung gewesen sein müsse. Nun fragte der Bildhauer die Freunde um Rat, ob er den Auftrag annehmen solle.

Gumpinger, ein schlanker, auffallend schöner Mensch, beinahe ein Apollokopf, meinte verächtlich, der Bildhauer müsse ablehnen. Er dürfe nur seinem Genius nachgehen, ein solcher Brotauftrag sei einfach entwürdigend. Gerstenstock wollte sich wehren. Es schien, als neige er doch zur Annahme, aber Niki fand auch, das dürfe Gerstenstock nicht übernehmen. Er könne doch unmöglich mit Lust und Liebe, mit Begeisterung an die Arbeit gehen.

Da ereiferte sich der Bildhauer: „Ja, das ist ganz schön und gut mit dem idealen Standpunkte, aber man will doch auch leben. Unser Material ist verdammt teuer. Ihr Maler habt gut reden, aber wir verkaufen eben nicht so leicht, wenigstens ich nicht, weil ich aus dem Vollen schöpfen will. Weil ich große Sachen machen will. Tanagra und solchen Dreck — jawoll, den könnt ihr euch auf'n Schreibtisch stellen oder in'n Glasschrank. Aber ich will Lebensgröße! Lebensgröße mindestens! Was sage ich überhaupt. Ich brauche kolossale Verhältnisse, um mich auszuleben. Und ausleben will man sich doch! Sonst soll doch gleich die ganze Geschichte dieser und jener holen!"

Dabei war er aufgesprungen, reckte sich zu seiner ganzen Größe auf, ballte die Fäuste und schlug schließlich mit der breiten, mächtigen Bildhauerhand auf den Tisch, daß die Cigaretten aus dem Kasten in die Luft sprangen.

Keiner hatte eine Miene verzogen. Sie kannten diese Art des großen, leicht erregten, genialen Kindes, das Gerstenstock war. Sie wußten, daß das bescheidene, klassisch schöne Wesen an seiner Seite, „sein Modell", das er in einer Anwandlung von Gutmütigkeit und Schwäche vor ein paar Jahren geheiratet hatte, wie ein Bleigewicht an dem Künstler hing, dessen Talent es nicht faßte, dem es nur seine Glieder leihen gedurft zum Schönheitstraum der „Freia mit den Äpfeln". Die hatte ihm mit einem Schlage seinen Namen gemacht, aber nun mochte er sich nicht wiederholen. Jetzt wollte er „Männer machen". Zwei Ringkämpfer, die sich mit aller Kraft ihrer Riesenleiber umgriffen hielten, harrten des Käufers. Die silberne Medaille hatte er zwar auf die Gruppe bekommen, aber erworben hatte sie niemand. Und die Frau, die nichts weiter verstand, als schön zu sein, war ihm keine helfende Genossin, sondern verteuerte ihm nur unpraktischen Sinnes das Brot.

Jetzt blickte sie scheu zu Boden und mochte das Auge nicht wieder heben, als ihr Riese fortfuhr:

„Das Niederziehende ist ja eben doch, daß man leben muß. Leben ja und Miete zahlen und Material und Fracht und Essen und Frau ... Ach ... Kinder, damals in Paris, das war doch schön! Da hatte man zwar auch nichts, aber man war am Ende jünger, fing erst an, und ... und ... war allein ..."

Doch weiter durfte er nicht reden. Niki dachte an das arme Ding, das ihres Mannes Sehnsuchtsschrei nach Alleinsein mit anhören mußte, ohne ein Wort erwidern zu dürfen. Er empfand Mitleid, obwohl das ruhige, stille Wesen dort drüben eben wohl nicht Hirn und Nerv genug besaß, um den tiefsten Sinn der Rede empfinden zu können.

Niki meinte gutmütig:

„Dicker, du weißt, daß es mir jetzt gut geht, besser, als ich's verdiene. Also, na, du weißt auch, wo ich wohne und wann ich zu treffen bin."

Der Bildhauer hatte sich langsam wieder hingesetzt und antwortete nun beinahe etwas beschämt:

„So habe ich's ja gar nicht gemeint!"

Das Thema wurde verlassen; es hatte draußen geklingelt. Der Laufbursche eines nahen Restaurants erschien mit der alten Aufwartung zugleich, und das Abendessen wurde aufgetragen. Jeder hatte eine Portion von seinem Lieblingsgerichte bekommen. Gerstenstock: Rostbraten, Gumpinger: ein Wiener Schnitzel, und der kleine Schrift-



Letzte Sonnenstrahlen. Nach dem Gemälde von Paul Höcker.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

steller: Hammelkotelett. Als der Wein nun eingeschenkt war, schien Ruhe und Frieden wiederhergestellt.

Der schöne Gumpinger hob sein Glas. Er ward sehr ernst, und seine Blicke ruhten innig auf Niki, als er mit seinem leichten süddeutschen Ton sprach:

„Kinder, hört mich amol an. Ob wir mit dem Pinsel arbeiten, mit Modelliaholz oder mit der Feder: Künstler sind wir olle miteinander. Und i denk, die Kunst bleibt doch das Höchste, das es auf der Erde gibt. I mein, wenn wir keine Kunst hätten, da wär's so fad auf dieser Welt, daß man gleich alles z'sammschmeißen möcht'. I für mein Teil, und i denk', ihr alle auch, möcht' gar nit leben. I könnt' gar nit leben. Es müßt' ja schon zu dumm sein auf der Welt ohne Kunst. Aber eins hab' i mir immer denkt: die Kunst ist heilig. Ja, heilig! Und sie verlangt, daß man ihr ganz dient und keinen Gott hat daneben, daß man ihr opfern kann olles, olles. Daß man ... kurz und gut, man soll ihr allein gehören, ihr dienen mit reinen Händen, nicht vom Wege abgehen, rechts und links. Ob es den Leuten gefällt oder nicht, ist gleich. Und wenn man müßte hungern, ist's besser, als seine Überzeugung verkaufen.' Jessas ... na i mein eben holt, wir wollen anstoßen, lieben Freunde, daß wir ehrliche Künstler sind und bleiben wollen! Uff!"

Er stöhnte selbst, als er seine lange Rede beendet. Die Gläser klirrten aneinander, dann blieb Gumpinger still sitzen und hörte den anderen zu, die bei ihrem alten Thema blieben, das sie kaum verließen, wenn sie einmal untereinander waren.

Nach dem Essen wurden die Teller beiseite geräumt und Cigaretten angesteckt. Niki schickte die alte Aufwartung schlafen. Es war im Atelier von den drei brennenden Lampen heiß geworden, und der Bildhauer zog seinen Rock aus. So war es ihm am bequemsten. Im Laufe des Gespräches kam wieder die Rede auf das Denkmalsanerbieten aus Brennberg a. O., und jetzt war Gerstenstock fest entschlossen, abzulehnen. Er nahm einen Bleistift, die weichste Nummer, lang gespitzt, und begann auf dem Tischtuche, das liegen geblieben war, zu zeichnen. Das Medaillon wollte er entwerfen, wie er es der Kommission vorzulegen gedachte. Die Spitze brach ab, und er klemmte das Stückchen Blei unter den Nagel.

Sein Porträt des Bürgermeisters, der ein weinseliges Lächeln auf den Lippen trug, erregte einen Sturm der Heiterkeit bei den Freunden. Die beiden Maler nahmen ihrerseits Bleistifte zur Hand und fingen an, den Bürgermeister gleichfalls auf dem Tischtuche zu entwerfen, wie sie sich ihn dachten, so daß unter ihrer eifrigen Thätigkeit der Tisch mit den wunderlichsten Köpfen weinverzückter Bürgermeister bald bedeckt war.

Nur der kleine Kühn, der Schriftsteller, hatte sich nicht beteiligen können. Dafür entwarf er den Vers für das Medaillon, den Gerstenstock unter seinen Entwurf setzen sollte. Er trug ihn vor:

„Seht hier den sel'gen Bürgermeister:
Gottlieb August Heinrich Meyer heißt er.
War der Stolz von Brennberg an der Oder,
Nun liegt er in Asche und in Moder.
Aber seine Züge lächeln heiter,
Denn: ‚In vino ...' u. s. w. u. s. w. ..."

Die Freunde fanden die Inschrift sehr würdig und sehr passend. Sie wurde unter Nikis Zeichnung gesetzt, der gleich den ganzen Marmorblock mit entworfen hatte, auf dem das Medaillon eingelassen werden sollte.

Dann nahm der Bildhauer eine Guitarre, die an der Wand hing, und begann zu klimpern. Dazu trug er, durch Kühns Verse angeregt, französische Chansons aus ihrer gemeinsamen Pariser Zeit vor. Und nun kamen sie erst recht ins Plaudern. Nur Fritz Kühn war nicht mit ihnen gewesen, aber er kannte Paris. Da erzählten sie ihm alle drei von den dummen Streichen, die sie dort vollführt, Dinge, die er von ihnen schon ein dutzendmal gehört hatte. Nur störte das nicht die Freude. Es kamen immer wieder ein paar neue Sachen dazu. Dummheiten, die sie gemacht, Schabernack und Ulk, ernste Arbeit, Ringen und Kämpfen um die Kunst, stille Entbehrungen, die sie erduldet, laute Freuden, die sie miteinander geteilt.

Dann ward Paris verlassen, und sie redeten von München, von bekannten oder berühmten Kollegen. Die Kunstmittel eines jeden wurden besprochen, die Auffassung, die Technik. Ein paar Größen beim Publikum verlachten sie bitter oder herzlich, je nach dem Schaden, den der „Kitsch" jener angerichtet. Sie fanden einen Mann mit

weltbekanntem Namen, der jährlich für viele Zehntausende verkaufte, des höllischen Feuers schuldig, denn er triebe Schacher mit der Kunst, er vernichte sie, er vergifte den Geschmack.

Nun wurden sie erregt, sprangen auf und liefen im Atelier umher. Der Bildhauer ballte die Fäuste und griff mit wütender Gebärde in die Luft, als wolle er den Schuldigen mit eignen Händen erwürgen.

Da packte den schönen Gumpinger auch die Wut, und er behauptete:

„A jeder Künstler, ich sag's euch, a jeder, der viel verkauft, is a ‚Kitschmaler' schon an und für sich, denn das Publikum versteht doch nix und kauft nur Schinken und Schund. Es kauft nu amol nix Gutes. Vielleicht amol aus Zufall fallt einer auf eine gute Arbeit. Aber, i sag's euch, Kunst wird eben nicht verkauft, ist unverkäuflich. Ich sag's euch."

Doch Niki meinte, nun ein klein wenig erregt werdend:

„Hör' mal, Franzel! Aber ich verkaufe ganz schön. Sehr schön! Da müßte ich auch ein Kitschmaler sein!"

„Aber, aber, wo denkst hin?"

„Du sagst es doch eben!"

„Aber na! Fallt mir nit ein! Wenn du verkaufst, so ist das halt ganz etwas anderes. Und du richtest dich doch auch nit ein, daß du malst, wie's das Publikum gern hat."

Sofort antwortete Niki erregt, heftig, entschieden: „Nein, nein, Gott sei Dank, nein! Und zuerst, wo ich auch nicht in einer anderen Manier gemalt habe als jetzt, nur vielleicht schlechter, unfertiger, da hat keine Katze ein Bild von mir haben wollen. Keine Katze! Weißt du noch, Franzel, wie sie mich aushöhnten, als ich die Studie gegen das Licht gemalt hatte? Die große, ‚Der Sonne entgegen', hatte ich sie genannt. Mann und Frau gingen auf der Dorfstraße eng umschlungen gerade in die Sonnenscheibe hinein, die unterging. Und vor lauter Blendung sah man natürlich bloß Silhouetten! Da behaupteten sie, so male der kleine Moritz in den ‚Fliegenden'. Und heute hängt's ganz still in der Hamburger Kunsthalle."

Die Freunde lachten. Das Gespräch wandte sich zum Schaffen überhaupt. Und sie konnten kein Ende finden. Vom vielen Rauchen hingen dichte Tabakwolken im Atelier. Die eine Lampe war heruntergebrannt, und die andere auf dem Tische drohte zu verlöschen. Niki pustete sie aus und steckte Lichter an. Dabei gewahrte er, wie Gerstenstocks Frau fest eingeschlafen in ihrem Stuhle lehnte. Er gab dem Bildhauer einen Wink, und sie wurde von den beiden geweckt und auf einen Diwan in einer anderen Ecke des Ateliers gelegt. Sie wehrte sich zwar mit der Behauptung, sie habe überhaupt nicht geschlafen, doch man hörte nicht weiter auf sie, deckte sie mit einem Tigerfell zu, das in der Nähe über einer Truhe hing, und ließ sie weiter schlafen.

Die Künstler aber steckten sich neue Cigaretten an und kehrten zu ihrem Thema zurück, das ihnen A war und O, Anfang und Ende der Kunst. Sie redeten von der Reinheit des Künstlers seinem Werke gegenüber, wie ihm Berechnung und Spekulation fern bleiben solle. Sie verdammten den Gedanken an einen Zweck. Es müsse kommen, werden, sein wie ein Göttliches, wie eine Offenbarung. Ihre Augen glühten, ihre Stimmen erhoben sich, und jeder, der etwas vorbrachte, ward von den Freunden angehört, als gelte es, ihm mit gespanntester Aufmerksamkeit zu lauschen.

Sie wurden ernster und ernster. Sie redeten von dem Gefühl des Künstlers bei der Arbeit, von der Qual und dem Ringen der Geburt nach einer jähen, kurzen Empfängnis, da ihnen der Gedanke, der Wille, die Kraft zum Kunstwerk in die Seele gelegt ward.

Gumpinger sagte leise vor sich hin, als verriete er das Tiefste seiner Seele:

„Eigentlich arbeitet man doch nur für sich, für sich allein!"

„Aber man will Anerkennung! Man will ans Licht mit seiner Arbeit!" meinte Niki dagegen. Als die anderen nicht sofort zustimmten, fragte er den Bildhauer: „Möchtest du 'was machen, das nie ein fremdes Auge sähe?"

Der Riese schien mit sich zu kämpfen, dann meinte er dumpf mit einem scheuen Blick zum Lager hinüber, wo seine Frau schlief:

„Kinder, wenn man allein wäre auf der Welt! Ganz allein. Weiß Gott, dann möchte ich wohl was machen, ganz nur für mich. Und keines lebendigen Menschen Auge dürfte es sehen. Und es müßte das Beste

sein, das ich je gemacht. Und es müßte ... es müßte ... ach ... man müßte alles hineinlegen, alles, was da drin sitzt im Herzen ... Das wäre doch dann das Größte, das Schönste und Beste, was ich je gebildet hätte ..."

Er konnte nicht weiter sprechen: die Rührung hatte ihn übermannt. Er war sehr ergriffen und versteckte das Gesicht mit der Hand. Als eine Pause eintrat, fing der kleine Kühn an zu erzählen, wie einmal der größte französische Novellist, der unglückliche Guy de Maupassant, etwas Ähnliches geäußert haben sollte. Er hätte gesagt, wenn man ihm eine genügende Rente zusichern könnte, so würde er niemals wieder etwas drucken lassen. Aber arbeiten doch. Er würde ein Buch schreiben, ein einziges Buch, um darin alles niederzulegen, das ihn je bewegt. Und dieses Buch würde nie fertig werden, denn immer arbeitete er wieder daran. Keinem möchte er es zeigen. Und wenn er einmal stürbe, so sollte es vernichtet werden — ungelesen.

„Das ist der Stolz des Künstlers!" sagte Niki langsam, während Gumpinger ein mitleidiges Gesicht zog:

„Aber der Pöbel würde so etwas nie verstehen."

Der Schriftsteller bestätigte es:

„Das Alleinsein verstehen sie nicht. Die Einsamkeit hat nur der Einsame begriffen. Den meisten wohnt eben doch der Herdentrieb inne. Sie langweilen sich allein. Sie fürchten sich allein. Sie müssen den Gedanken entfliehen. Die Schafe gehen in Herden. Nur der Löwe ist allein. Der Künstler ist allein. Und wie der ‚Volksfeind' sagt: ‚Der stärkste Mann der Welt ist der, welcher allein steht!'"

Niki sagte plötzlich:

„Aber wenn man ein Weib fände, das man liebte, wie sie einen liebte, und das einen verstünde?"

„Ja ... wenn ... wenn ..." klang es von den anderen zurück.

Gerstenstock wendete den Kopf zu seiner Frau, und ein bittres Lächeln spielte um seine Lippen. Sie schlief und atmete geräuschvoll. Er sprach:

„Das ist wie das große Los. Einer gewinnt's und Millionen nicht. Die Partie ist ungleich. Besser schon ... bah ..."

Da fuhr der schöne Gumpinger in die Höhe:

„Jessas, Maria und Josef! Wißt ihr denn, wieviel Uhr 's g'worden is?"

„Nun?"

„Halb drei!"

Sie standen auf und griffen nach ihren Mänteln. Die Frau wurde geweckt und warf sich fröstelnd die einfache Pelerine um; es wurde nicht mehr viel gesprochen. Die Freunde gingen still mit kurzem Händedruck davon. Einen Lichtstummel und den Hausschlüssel bekamen sie mit.

„Ihr schickt oder bringt ihn mir morgen wieder. Dann brauche ich nicht mit die Treppe hinter zu gehen!"

Niki war allein. Er trat an die Fensterwand und öffnete ein paar Scheiben, daß der Rauch abzöge. Von draußen blendete der Schnee herein, auf den die Mondstrahlen fielen. Die kalte Nachtluft schlug dem Maler entgegen, frisch und erfrischend. Ihm brummte der Kopf von all dem Schwatzen die vielen Stunden hindurch. Nachdenklich fühlte er mit der Hand an die Brusttasche, wo er ein paar Banknoten im Notizbuch trug. Beim Weggehen hatte er dem Bildhauer etwas gegeben, damit sie besser leben könnten. Jetzt freute er sich darüber. Er selbst hatte mehr als genug, und der Freund sollte seine Kunst nicht verkaufen um des Brotes willen.

Armer Kerl! Sein Schicksal that ihm in der Seele weh. Er sann und sann, wie ihm zu helfen wäre. Doch der Gerstenstock war auch wirklich blind in sein Unglück gerannt. Alle seine Freunde hatten ihm damals gesagt: „Heirate sie nicht. Es hat keinen Zweck. Ihr hilfst du nicht, und es ist dein Unglück." Niki wußte, daß seitdem des Bildhauers Schöpferkraft nachgelassen. Der Künstler starb am Weibe.

Und doch, wenn es die Richtige war ... wenn ... wenn ... Da würde, da müßte sein Leben erst beginnen. Da würde er erst zum ganzen Manne werden. Je bedeutender der Mensch, je mehr er das Leben kennen gelernt, desto größer der Künstler. Und schließlich lag doch die Hälfte des Daseins in der Ehe, im eignen Herd, in der Familie.

Wenn er die Richtige fand, dann wuchsen mit ihr sein Horizont und seine Kunst. Wenn ...

Wenn es die Richtige war, dann nahm

sie teil an seiner Arbeit und stützte ihn und half, gab ihm Sicherheit und Frieden, Glück ... Glück ... Ach, er sehnte sich ja so nach Frieden und Ruhe, nach stillem Glück und heiterer Seligkeit.

Alles Sinnen und Sehnen der Menschen auf dieser Erde endete doch in der Liebe. Aus der er gekommen, zu der es ihn zog, mit der er wieder scheiden wollte von dieser Erde.

Er wußte, wer sie war. Er wußte es nun bestimmt. Sie war ihm vom Zufall — ohne daß er sich um sie bemüht — in die Arme getrieben. Nun wollte er sie fassen Mal fehlte sie, und der Diener erschien mit ein paar flüchtigen Zeilen: der Ball am Abend vorher liege ihr noch in den Gliedern. Er möchte sie entschuldigen, dafür bliebe sie das nächste Mal länger als gewöhnlich, und heute gerade hoffte Niki fertig zu werden.

Dann erst wollte er sprechen. Es war ihm bis jetzt noch nicht ein Wort über die Lippen gekommen, denn erst sollte sein Werk vollendet sein. Wenn er sie einmal gefragt hatte, war es mit dem Malen vorüber. Durch seine Arbeit mußte er sie sich ver-

Aus unserer Bildermappe:



Waldmann. Von Emil Wünsche.

und halten und fragen, ob sie bei ihm bleiben wollte und sein Leben teilen? Nicht das Leben eines geräuschvollen Hauses der großen Welt: das Leben, das ihm das schönste dünkte, das stolzeste und erste, das da ging über alles Sein der Großen der Erde, die Orden trugen und Ehren — das Leben des Genius, des stillen, ernsten, schöpferstarken Künstlers.

5.

Nun kam die langsame Arbeit, das Bild, dessen Linien „standen," auszuführen. Jeden Tag mußte jetzt Vera kommen. Ein einziges dienen. Wenn erst die Entscheidung gefallen wäre, dann wurde nichts mehr fertig, falls sie ihm ihr „Ja" gegeben. Sagte sie aber „Nein," so war es selbstverständlich, daß er den Pinsel aus der Hand legen mußte, daß sie ihm nicht wieder sitzen konnte.

Er hatte Augenblicke, wo er sehr kleinmütig war und sich vor der Aussprache mit Vera fürchtete. Was würde sie antworten? Aber wiederum kam ihm dann das Bewußtsein des eignen Wertes. Nicht eine Einbildung, eine Selbstüberhebung, sondern die ruhige Sicherheit des in sich gefestigten Künstlers, der zwar weiß, wie er

noch Arbeit vor sich hat, und ewige Arbeit, wie er nie auslernen kann, aber doch, daß er etwas kann und etwas gilt in seiner Kunst.

Sie war ja zu ihm gekommen wegen des Namens, den er sich gemacht. Von dritten hatte er gehört, daß sie mit Stolz erzählt, wie sie Schülerin von Nikolaus Sandtner sei, daß sie ihm sogar zu einem großen Bilde sitze. Aber ob das genügte, seinen bürgerlichen Namen zu überwinden, ob der militärische Vater die Ehe mit einem Künstler gern sehen würde? —

Da sagte sie, als er mit fieberhaft eilender Hand die letzten Lichter aufsetzte — er hatte sie selbst gebeten, während der Sitzungen zu sprechen, um die Ermüdung der Züge zu bannen — in einem fast kindlichen Tone: „Ach, wenn Sie eine Ahnung hätten, Herr Professor, wie viele meiner Freundinnen mich jetzt beneiden!“

„Das glaube ich schon, Ihnen fehlt ja nichts zum Glück!“

„Nein, so meine ich's nicht!“

„Wie denn?“

„Nun, weil Sie mich malen!“

Er wollte bescheiden thun und entgegnete mit einem Blick auf den Generalleutnant, der in einer Ecke die Zeitung las: „Die ganze Malerei ist bloß eine Tortur für Ihren armen Herrn Vater. Und passen Sie einmal auf, wenn das Bild erst fertig ist, wird die Freude am Ende gar nicht so groß sein.

„Warum?“

„Weil Sie es nicht ähnlich finden werden.“

„Wenn S i e es malen?“

„Bitte, gerade darum. Ich will gar nicht jedes Fältchen Ihres Gesichts festhalten. Mir ist der Eindruck die Hauptsache. So, wie ich Sie mir denke, wie Sie mir erschienen sind, möchte ich Sie festhalten.“

Vera schlug die Augen zu Boden: „Wie bin ich Ihnen denn erschienen?“

Wieder warf Niki einen Blick zu dem alten Herrn hinüber, der jedoch nicht auf sie achtete. Aber er mochte es jetzt noch nicht sagen. Erst mußte das Bild fertig sein. Darum fragte er Vera:

„Haben Sie heute noch vielleicht eine Stunde für mich Zeit?“

„Papa muß ins Kasino am Pariser Platz. Er hat jemand eingeladen. Einen alten Kameraden.“

„Das ist schade, denn sonst wäre ich fertig geworden. Es handelt sich nur noch um ein paar Kleinigkeiten.“

Da legte der General seine Zeitung fort, sah nach der Uhr, stand auf und näherte sich dem Maler:

„Es ist soweit. Sogar zwei Minuten schon drüber. Also Schluß für heute. Ist es Ihnen recht? Vera, mach' dich fertig. Aber bißchen dalli, Kind, dalli, daß wir die versäumte Zeit einholen.“

Doch das junge Mädchen schien nicht zum Gehen bereit. Sie ging zu ihrem Vater, schmeichelte ihm, nahm seine Hand und stellte ihm mit bewegten Worten vor, wie es sich nur noch um einige Pinselstriche handele — dann sei das Bild fertig. Der Gedanke, auf diese Art von der Unbequemlichkeit dieser Sitzungen enthoben zu sein, die ihm in seinem regelmäßigen Lebenslauf sehr störend waren, leuchtete ihm ein, aber er mochte seine Tochter nicht allein lassen. Er mußte gehen, da gab es keinen Zweifel, denn er konnte seinen Gast nicht warten lassen. Und da überlegte sich der alte Herr, daß Vera doch schließlich bei den Malstunden auch allein geblieben war. Wenn er es auch nicht gerade für besonders schicklich hielt, seine Tochter allein zu lassen, so kannte er sie doch genügend als halbes Berliner Kind, daß ihr am Ende wirklich nichts Unangenehmes zustoßen konnte. Zudem war der Maler doch Offizier gewesen.

Das Stück Selbstsucht und Bequemlichkeit, das in dem alten Herrn steckte, siegte, und er gab seine Zustimmung, daß Vera bliebe. Um sein Gewissen zu entlasten, versprach er den Diener zu schicken, der das junge Mädchen abholen sollte.

Dann drückte er Niki freundschaftlich die Hand, gab seiner Tochter einen Kuß auf die Stirn und entfernte sich, ohne auch nur mit einem Blick das nun bald fertige Bild, das ihm kein Interesse einflößte, betrachtet zu haben. Er würde es ja noch zeitig genug in Augenschein nehmen können, er mußte erst feststellen, daß, für seine Person wenigstens, von einer Ähnlichkeit nicht die Spur vorhanden sei, denn so würde es ja doch kommen!

„Nun aber schnell!“ rief Vera mit einem kleinen Freudenschrei und ging in ihre Stellung zurück, während Niki die Palette nahm und mit einem breiten Pinsel Farben mischte. Dann wurde kein Wort mehr gesprochen.

Er arbeitete schnell, unausgesetzt die Blicke zwischen Vera, Leinwand und Palette hin und her gehen lassend. Ab und zu trat er, seine Arbeit musternd, ein paar Schritte zurück.

Je näher er dem Ende kam, desto sicherer wurde er in seinem Entschlusse, jetzt mit ihr zu sprechen. Nur Zeit mußte ihm dazu bleiben, ein klein wenig Zeit. Darum arbeitete er mit größter Kraft, so intensiv, schien es ihm, wie er noch nie in seinem Leben gearbeitet hätte. Aber jeder Strich saß.

Ganz plötzlich überkam ihn das Bewußtsein: wenn er jetzt noch einen Strich machte, so könnte er nur noch verderben. So, wie es jetzt dort auf der Leinwand stand, war es fertig. Und es war gut. Sein Werk schien ihm gelungen. Kopf und Herz noch glühend von der Arbeit, fühlte er sich zufrieden mit seiner Leistung.

Er legte, ohne ein Wort zu sprechen, die große Palette mit den Regenbogen von Farben auf einen Stuhl, das Bündel Pinsel daneben und atmete tief auf. Nur den Pinsel, mit dem er den letzten Farbentupfen gesetzt, behielt er in der Hand. Nach einem alten Aberglauben, dem er seit seinem ersten Bilde gefolgt, schon damals, als er noch Schüler der Akademie gewesen, nahm er den langen Stab aus hellem Holz, an dem die Borsten saßen, in beide Hände und knickte ihn mitten durch. Die Stücke warf er in die Ecke. Keiner mehr sollte damit malen. Es dünkte ihm wie der Meisterspruch beim Bau, wie die zerschellte Flasche am Vordersteven bei der Taufe des Schiffes.

Vera sah ihm erstaunt zu: „Was machen Sie da?"

„Ich bin fertig."

„Ganz fertig?" rief sie jubelnd. Mit dem gleichen Glückston in der Stimme gab er nun zurück:

„Ganz fertig."

Da sprang sie auf und fragte, ob sie das Bild betrachten dürfe. Er freute sich darüber, und sie trat an seine Seite. Gespannt und ängstlich blickte er in ihre Züge, was sie zu seinem Werke sagen möchte. Zuerst meinte er Erstaunen in ihrem Gesicht lesen zu sollen, dann war es ihm, als bewundere sie das Werk, und er hing an ihren Lippen, wie ihre ersten Worte lauteten.

Vera fand das Bild unbegreiflich schön. Solche tiefe Stimmung lag darin, Ruhe und Andacht. Es war ihr, als könnte sie gar nicht diese zarte Mädchengestalt selbst sein, die dort in halber Dämmerung am Fenster lehnte, mit leiser Hand den Vorhang greifend, um ihn zuzuziehen, daß kein Strahl der Außenwelt in ihr stilles Heim eindränge. Auf dem Tisch brannte schon die Lampe. Eine Handarbeit schien auf die zu warten, die dort neben ihrem Mann Platz nehmen sollte. Von ihm sah man die halbe Schulter, den aufgestützten Arm und ein Stück Kopf, auf den am Rand des Bildes tiefer Schatten fiel. Vor ihm lag ein Buch. Die andere Hand ruhte ausgestreckt auf der Decke des Tisches, halb geöffnet in Erwartung, daß sich, wenn der Vorhang geschlossen, die schmale Rechte seines Weibes hineinbetten möchte.

Vera stammelte nur:

„Das soll ich sein? Ich bin zu schön. Solchen Ausdruck habe ich nicht. Und der Mann ... da ... das ... sind Sie ja ... Sie ... Obgleich man beinahe nur Schatten sieht. Sie und ich? Wir beide ..."

Er hatte auf jedes ihrer Worte gelauscht, nun sagte er mit tiefer Stimme:

„Ja, wir beide!"

Sie schwieg. Er wiederholte:

„Wir beide! — Denn so dachte ich uns beide. So habe ich uns geträumt. So hoffte ich, daß es einmal werden könnte zwischen uns beiden. Ich weiß ja nicht, wie Sie denken, was Sie dazu sagen werden. Aber ich mußte es Ihnen sagen. Und ich wollte es Ihnen doch nicht eher sagen, als bis ich das Bild fertig hätte ..."

Er wußte nicht mehr weiter, die Worte fehlten ihm. Wie er sie so vor sich stehen sah, nun den Blick gesenkt und eine leichte Röte auf den Wangen, da hätte er sie in die Arme schließen und ersticken mögen mit seinen Küssen. Nur die Sprache stockte. Was sollte er ihr denn auch jetzt sagen! Hatte er nicht alles ausgedrückt mit seinen Mitteln, in seiner Sprache durch das Bild?

Vera schwieg. Immer dunkler färbte sie sich. Endlich senkte sie tief den Kopf und bedeckte die Augen mit der Hand. Nili wagte nicht mehr zu fragen. Es kam ihm vor, als überfalle er sie förmlich mit seiner Anfrage hier im Atelier, wo sie allein war mit ihm und nicht ausweichen konnte. Er meinte beinahe einen Vertrauensbruch gegen den General zu begehen. Darum sprach er weich:

„Sie sollen mir hier nicht antworten und nicht heute. Aber wollen Sie mir morgen antworten?"

„Ja!" sagte sie leise. Schweigend nahm er ihre Pelerine und legte sie ihr um, dann ging sie, ohne aufzublicken, ohne ein Wort zu sagen, durch das große Atelier zur Thür. Er folgte ihr langsam. Schnell, ehe sie die Thür geöffnet, denn der Diener wartete im Flur, fragte er noch:

„Soll ich mir morgen die Antwort holen? Oder wollen Sie schreiben?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht schreiben — Sie haben recht. Ich werde kommen ..."

Damit sollte es zu Ende sein, doch er konnte sie nicht gehen lassen, ohne zu fragen: „Zürnen Sie mir?"

„Nein."

„Ist es traurig für mich, was Sie antworten werden?"

Schelmisch blickte sie ihn von der Seite an, als wollte sie sagen: „Wie kannst du nur so etwas denken." Da übermannte ihn sein Glück, und er griff schnell nach ihrer Hand, die er so genau kannte, die er tausendmal angeblickt und studiert hatte beim Malen. Er nahm ihre schmalen, feinen, langen Finger in die seinen und drückte einen glühenden Kuß darauf. Dann öffnete sie die Thür und huschte hinaus, ohne sich umzublicken.

Niki folgte ihr nicht. Er fürchtete das Auge des Bedienten draußen, dem seine Erregung aufgefallen wäre. Vor der Thür blieb er regungslos stehen und starrte wieder auf die Stelle, wo sie noch eben vor ihm gestanden. Wie betäubt war er, wie benommen, und doch zitterte ein heißes, unsagbares Glück in seiner Seele, daß er sich nicht zu fassen wußte. Sein Herz klopfte laut. Seine Wangen waren gerötet. Ein paar Schritte trat er zurück, blickte nach dem fertigen Bilde hinüber und warf sich laut auflachend auf sein Sofa. Er begriff nicht, wie das so schnell gekommen war, wie er den Mut gefunden hatte, zu sprechen. Er begriff das alles nicht.

Daß sein Werk dort vollendet vor ihm stand, kam ihm rätselhaft vor, wie jedesmal, wenn er eine Arbeit beendet. Nun war alle Lust und Qual des Schaffens vorüber, die Zweifel und Besorgnisse, das Tasten, Irren und Suchen. Er wunderte sich darüber, wie er nur im geringsten im Zweifel hatte sein können, ob dieses so sein müsse oder so. Es mußte eben ganz genau so sein, wie es dort stand. Ein Zweifel erschien ihm ganz ausgeschlossen. Wie hatte er sich nur so quälen können. Die ganze Antwort war doch eigentlich so unsäglich einfach, so ganz selbstverständlich.

Und selbstverständlich war es doch auch, daß er sie hatte fragen müssen. Selbstverständlich, daß sie so geantwortet. Es wäre ja gar nicht auszudenken gewesen, wenn sie eine andere Antwort gegeben hätte. Sie gehörten ja zu einander, sie mußten zu einander kommen. Sie waren für einander bestimmt.

Aber nun mußte er Luft haben. Fort aus den engen Wänden, hinaus in die Natur. Lachend stürmte er die Treppe hinab und rannte seine alte Aufwartefrau beinahe über den Haufen, die keuchend mit einem Kohleneimer heraufkam.

„Heute brauchen Sie nicht einzuheizen!" rief er ihr lachend nach. Sie antwortete beinahe erschrocken:

„Aber es ist doch bitterkalt!"

Er legte sein Gesicht in ernste Falten und trug ausdrucksvoll vor:

„Kein Feuer, keine Kohle,
Kann brennen so heiß ..."

Weiter sprach er nicht. Die Alte kannte wohl das Volkslied nicht. Mochte sie denken, was sie wollte. Er lief davon. Erst auf der Straße mäßigte er den Schritt, und in Gedanken ging er langsamer und langsamer. Er war doch ein Glücksvogel. Es war so grausam schwer, die Rechte zu finden. Und für einen Künstler ganz besonders.

Daß es die Rechte sei, dafür hatte das Schicksal gesorgt: wie ein Fund war sie ihm gekommen, von oben. Jedem Menschen auf der Straße hätte er es mitteilen mögen, daß nur alles teilnähme an seiner Wonne. Und als ihn ein paar Bekannte grüßten, meinte er, an sich halten zu müssen, nur um ihnen nicht zu sagen, wie in seinem armen Menschenherzen Einkehr gehalten das Größte, das einer sehnsuchtsvollen Künstlerseele begegnen mochte: das Glück erwiderter Liebe.

6.

Niki hielt es für das Beste, dem Generalleutnant von seinen Absichten Mitteilung zu machen. Veras Einverständnis meinte

er sicher zu sein, denn sonst hätte sie ihm doch nicht die Erlaubnis gegeben, des anderen Tages wiederzukommen.

Er traf den General allein zu Haus. Der alte Herr empfing ihn etwas zurückhaltend. Seine Tochter habe ihm bereits Andeutungen gemacht, und er dürfe es nicht verhehlen: er könne nicht durchaus einverstanden sein. Der General schien überaus erstaunt, beinahe erschrocken zu sein, und setzte dem Maler mit großer Offenheit auseinander, was er einzuwenden hätte: einmal wisse er doch gar nichts von Nikis Familie, von seinen Verhältnissen, dann sei Vera noch reichlich jung, und endlich habe er nicht genug Vertrauen zur Stetigkeit ihres Charakters, um nicht fürchten zu müssen, sie möchte über kurz oder lang einmal anderen Sinnes werden:

„Meine Tochter ist ... ist ... kein Juwel, wie sie Ihnen in Ihrer jetzigen Stimmung, mein Verehrter, wohl erscheint. Ich bin kein blinder Vater, ich weiß genau, was an ihr ist, und habe Zeit genug gehabt, ihre Sinnesart zu studieren. Ob ich sie anders hätte erziehen sollen, das mag ich nicht beurteilen, vielleicht trage ich auch an manchem die Schuld. Aber ich glaube, im großen ist sie ihrer Mutter nachgeartet. Ich gestehe Ihnen offen, da wir nun mal über diese Sache reden: meine Ehe war eine sehr unglückliche, eine trostlos unglückliche. Das ist das Bekenntnis eines alten Mannes, der heute, nach so vielen Jahren, ohne Erbitterung darüber spricht. Wenn ich ... Liebster ... wenn ich das Ihnen sage, so thue ich es, weil ich Sie nun genügend kenne, um zu wissen, daß Sie ein ernster Mensch sind. Ich habe für Ihren Beruf nicht besonders viel übrig. Das wissen Sie auch. Aber ... lieber Freund ... ich will mich nicht besser machen, als ich bin ... und ich muß Ihnen sagen, es wird wohl zur guten Hälfte Mangel an Verständnis meinerseits daran schuld sein. Ich bin — nennen wir's mal farbenblind. Trotzdem erkenne ich an, daß mir Ihre Energie und Arbeitsfreudigkeit große Hochachtung eingeflößt hat. Sie haben sich ja auch wohl einen bedeutenden Namen gemacht, sagt man mir ... Sagt man mir, denn meine näheren Bekannten interessieren sich für die Malerei auch nur verhältnismäßig wenig. Also ... hm, also es ist nichts Persönliches gegen Sie, und am Ende ... haben Sie gedient ... also ...“

Die Unterhaltung fand im Zimmer des Generalleutnants statt. Die beiden Männer saßen einander gegenüber, und als die Excellenz ins Stocken kam, begann Niki, einige Angaben über seine Verhältnisse zu machen. Er erzählte von seinem verstorbenen Vater, von seiner Mutter, dem Liebsten, das er auf der Erde besaß. Er schilderte die einfache alte Frau in ihrer Selbstlosigkeit und Güte. Sonst besäße er keinen Anhang, keine Verwandten. Dann gab er die durchschnittliche Höhe seines Einkommens an. Mit Stolz nannte er die Summe von zwanzigtausend Mark, selbst verdient mit seinem Pinsel, aus eigner Kraft, nachdem er in den ersten Jahren sich durchgekämpft habe und manches mal hungrig zu Bett gegangen sei, um das Nötige zu erschwingen für seine Farben.

Er freute sich, zeigen zu können, daß seine Frau nichts bedürfe, daß er sorgen würde für sie ohne fremdes Dazuthun.

Der Generalleutenant hörte aufmerksam zu. Nikis einfache Worte schienen ihm zu gefallen, er nickte von Zeit zu Zeit mit dem Kopf, und sein Ausdruck wurde immer freundlicher, während der Maler sprach. Zuletzt stand er auf und gab dem Maler die Hand, kurz, derb, fest: „Sie gefallen mir. Sie sind ein Mann, der weiß, was er will. Allen Menschen bin ich gut, die Energie haben. Nun werden Sie mir auch etwas nicht übel nehmen, mein Lieber, das ich Ihnen jetzt sagen will. Ich denke mir, jemand, der Maler ist, der diese besonderen Anlagen hat, der wird wohl auch so sein, wie man's von den Malern behauptet. Kurzum, jetzt sind Sie toll verliebt. Das sieht man ja, das merkt man ja. Aber glauben Sie, daß das Bestand haben wird? Ich habe zu meiner Tochter, wie ich Ihnen sagte, kein großes Vertrauen. Sie ist ein Lustikus. Ich wiederhole es. Meinen Sie denn nun, daß Sie — Sie Ihrer Sache so außerordentlich sicher sind? Nehmen Sie mir diesen gelinden Zweifel nicht übel, bitte ... bitte ...“

Niki schaute den alten Herrn bewegt an. Er hatte bei ihm solche Gefühlsäußerung, beinahe Herzlichkeit nicht vermutet. Es dünkte ihm ungerecht, was der Vater über Vera sagte. So war sie nicht. Der General

Aus unserer Bildermappe:



Erinnerungsblatt an das Münchener Künstlerfest „In Arkadien 1898“.
Nach einer Originalradierung von Wilhelm Rohr.

sah schwarz, vielleicht durch eigne Erfahrung bitter gestimmt. Wenn ein Mädchen ihn, Niki, nehmen wollte, der keine Äußerlichkeiten bot, dessen Leben, fern vom Getriebe der Welt, in ernster, stiller Künstlerarbeit hinfließen würde, ein Mädchen, dem gewiß sonst, da es hübsch war, liebreizend und vermögend dazu, mancher Werber in der

Gesellschaft nahen würde, so mußte es Liebe sein, das sie „ja" sagen ließ.

Dem lieh der Maler Ausdruck in beredten Worten, wie sie ihm nur die Erregung eingab. Er sagte, er sei nicht mehr in den Jahren, wo man sich durch einen unbedachten Eindruck überwältigen ließe. Es sei ganz allmählich in ihm gewachsen. Er habe das Bedürfnis gefühlt, ein Heim zu gründen. Vera habe sich ihm durch Zufall genaht. Und nun wisse er bestimmt, durch sie und mit ihr wolle er glücklich werden.

Einen Augenblick standen sich die beiden Männer zögernd gegenüber, dann gab der General noch einmal in seiner kurzen, derben Weise dem Maler die Hand:

„Abgemacht! Ich glaube Ihnen. Aber ich habe Sie gewarnt. Vielleicht ist es gerade gut, daß sie einen Mann bekommt wie Sie. Da wird sie häuslicher werden. Sie lief mir schon sowieso bißchen viel auf die Bälle. Na, ich habe mich immer 'rumkriegen lassen. Als Vater muß man am Ende thun, was möglich ist, daß man nichts versäumt. Sonst macht man sich noch mal Vorwürfe, wenn so'n Wurm sitzen bleibt. Gott sei Dank, nun habe ich meine Ruhe!"

Darauf öffnete er die Thür zum Nebenzimmer und rief:

„Vera? — Wer ist da? — Ach so, Sie sind es, Marie. — Ist das gnädige Fräulein zurück?

„Jawohl, Excellenz!"

„Sie soll mal in mein Zimmer kommen!"

Während sie warteten, sagte der Generalleutnant:

„Beiläufig, daß Sie sich nicht wundern, ich war über Sie schon unterrichtet. Ehe Vera den Unterricht bekommen sollte, zog ich meine Erkundigung ein. Ein Neffe von mir, d. h. der Sohn eines Vetters, kennt Sie genau. Rittmeister von Vogelsang."

„Ach, Vogelsang? Ja allerdings."

„Und nun — Vera kommt gleich — über die Hausstandsfragen und so weiter reden wir ein ander mal. Sie haben mir eine Summe Ihres Einkommens genannt, die für Sie beide, denke ich, bequem reichen muß. Ich gebe meiner Tochter etwa den dritten Teil davon. Sie werden also mehr als zu leben haben."

Da that sich die Thür auf, und Vera erschien. Sie stürmte ins Zimmer mit dem Rufe: „Papa, was willst du denn? — Ach so . . ."

Als sie Niki gewahrte, blieb sie an der Thür gebannt stehen und wagte nicht aufzublicken. Nur heftig atmete sie von dem Lauf den Flur hinunter. Der Generalleutnant schmunzelte über das ganze Gesicht, deutete auf den Maler und sagte:

„Da ist er, Vera. So, nun könnt ihr euch aussprechen. Ich habe nichts mehr dagegen. Aber — ich bitte es mir ganz dringend aus — mündlich!"

Damit verschwand er ins Nebenzimmer und schloß hinter sich die Thür.

Niki war zuerst ganz fassungslos, so plötzlich der Geliebten gegenüber zu stehen. Er konnte es fast nicht begreifen, daß nun alles schon so weit sein sollte. Aber als er sie in allem Liebreiz ihrer Verlegenheit vor sich stehen sah, da trat er auf sie zu, nahm ihre Hände in die seinen und sprach mit tiefster Bewegung: „Ich danke, danke dir tausendmal! Ich bin so glücklich. So glücklich."

Und er umfing die schlanke Mädchengestalt mit den Armen. Ihre Köpfe schmiegten sich aneinander. Er strich ihr leise über das blonde Haar, während er unausgesetzt sprach:

„Ich danke dir! Ich danke dir tausendmal!"

Schauer der Seligkeit überrannen ihn. Er schloß die Augen und überließ sich ganz seinem Glück. Er fühlte sich so frei, so der Erde enthoben, so stark und kraftvoll dabei, wie jedesmal, wenn er ein neues Werk vollendet, an dem er gearbeitet mit Anspannung aller Nerven. Er hatte das Bewußtsein, als durchlebe er in diesen Augenblicken Jahre, als reise er in Sekunden, als würde er nun erst ein ganzer Mann auf den Höhen des Lebens und der Kunst.

Er wollte nicht sprechen. Er erwartete kein Wort von ihr. Das war die höchste Feierstunde seines Lebens, wie sie nie wiederkam, wie sie den Menschen nur einmal gegeben ward. Und er, der starke Künstler, der mit seiner Kunst rang, der ihr befahl, sagte sich, er werde das Glück zwingen, wie er es sich heute erobert. Zwingen, ihm treu zu bleiben, solange er das Dasein teilte mit dieser, die er in seinen Armen hielt.

Da nahm er ihren schönen, zarten Kopf

in seine Hand, blickte ihr starr in die Augen und fragte mit bebenden Lippen:

„Vera, hast du wirklich den Mut und den Willen, die Frau eines Künstlers zu werden?“

Sie nickte und sah ihn selig an.

„Vera, weißt du auch, was das bedeutet? Weißt du, daß du teilen mußt Freud und Leid? Daß du die Schaffenskämpfe mitkämpfen mußt? Daß du mich aufrichten mußt, wenn ich einmal verzage, daß du die Werke entstehen sehen wirst von den ersten Anfängen bis zur Vollendung? Vera, die Kunst ist schwer! So unsagbar grenzenlos schwer! Weißt du, daß es schwer ist, die Frau eines Künstlers zu sein?“

Aber sie schüttelte bloß lächelnd den Kopf: „Ich liebe dich ja.“

Er blickte ihr wieder in die Augen: „Du liebst mich? Liebst mich wirklich? Liebst mich! O Gott — o Gott!“

Und er legte den Kopf an ihre Schulter, während dicke Thränen ihm über die Wangen liefen wie einem Kinde.

„Thränen?“ fragte sie ängstlich.

Er antwortete nur:

„Ich kann ja nicht sagen, wie glücklich ich bin!“

Dann suchte er ihren Mund. Sie wendete sich zur Seite, aber er fand ihn doch, und ihre Lippen ruhten aufeinander.

Nach einer Weile klopfte es an der Thür, dann trat der Generalleutnant ein. Er lächelte, als er das verlegene Gesicht der beiden sah, und meinte:

„Komme ich zu früh? Ihr seid schon eine halbe Stunde allein!“

Dann trat er zu seiner Tochter und legte ihr die Hand auf die Schulter mit den Worten: „Hier hast du also den Mann, den du haben willst, mein Kind. Es ist ein braver Mann. Er liebt dich. Nun liebe du ihn auch und mache ihn glücklich ... denn ... eine Ehe soll glücklich sein, sonst ist sie das höllische Feuer. Denke immer daran, Vera, und dann kannst du sicher sein, daß du immer den Segen deines alten Vaters hast.“

Er umarmte sein Kind lange und gerührt, gab dann kurz seinem neuen Schwiegersohne die Hand, drückte ihm einen flüchtigen Kuß auf beide Wangen und sprach:

„So ... also herzlich willkommen, lieber Sohn, in meiner Familie. Und nun kommt her. Jetzt wollen wir den Brüdern die freudige Nachricht telegraphieren.“

7.

Veras Brüder antworteten durch den Draht ein paar passende Worte, der Dragoner aus Straßburg, der Jurist aus Jena. Nur des Offiziers Antwort enthielt mehr als das Notwendige, nämlich die Wendung: „Bin auf Näheres sehr gespannt. Kann leider keinen Urlaub bekommen.“ Das Telegramm aus Jena verbarg nicht ein gewisses frostiges Erstaunen.

„Das ist so Ewalds Manier!“ meinte Vera erklärend.

Niki wurde vom General aufgefordert, zum Abend zu bleiben, aber es drängte ihn, seiner Mutter, die noch nichts ahnte, seine Verlobung zu erzählen, sein Herz auszuschütten. Vera zog zwar ein schiefes Gesichtchen, in der Meinung, daß ihr Verlobter ihr nun gänzlich gehöre, aber ihr Vater urteilte sehr vernünftig, fand den Gang des Sohnes ganz selbstverständlich und stellte für den nächsten Tag seinen Besuch mit Vera bei der alten Dame in Aussicht.

Für heute war es zu spät, und Frau Sandtner mußte doch auch erst von ihrem Sohne vorbereitet werden.

Die Liebesleute nahmen Abschied voneinander, als gälte es eine Trennung fürs ganze Leben. Vera fragte, wann Niki am anderen Morgen wiederkommen werde, und als er nicht gleich ganz zeitig kommen wollte, verlangte sie von ihm, er solle ihr schreiben. Lachend sagte er ja.

Als der Maler auf der Straße stand, erschien Vera oben am Fenster und winkte, aber lange konnte er sie nicht mehr gewahren, denn die Dunkelheit war zeitig hereingebrochen, und in dem schneereichen Winter rieselten schon wieder ganz langsam, doch ununterbrochen die Flocken vom Himmel herab.

Niki gewahrte es kaum. Er war nur mit seinem Glück beschäftigt. Er pfiff leise vor sich hin und war so in Gedanken, daß er sich plötzlich vor seinem Hause in der Viktoriastraße fand, statt den Weg nach dem Potsdamer Platze zur Pferdebahn eingeschlagen zu haben. So nahm er eine Droschke, doch als er eben fortfahren wollte, gewahrte er seine Mutter auf der Straße. Sie ging eilig wie immer, hielt sich etwas gebückt und sah in ihrem schwarzen Mäntelchen bescheiden, beinahe dürftig aus.

„Mutter, Mutter!“ rief er sie an. Aber sie hörte schwer und vernahm nicht seine Worte; darum lief er ihr nach und nahm sie beim Arm. Sie blieb stehen und fuhr herum: „Herr Gott, bin ich erschrocken!“

„Du mußt nicht erschrecken, Mutter! Freuen sollst du dich! Freuen sage ich dir! Denn mir ist ein so großes Glück geschehen. So groß, wie in meinem Leben noch nicht!“

Da klärten sich ihre Züge auf. Sie blieb stehen, aber der Sohn setzte ihr auseinander, sie müßten hinaufgehen ins Atelier, hier auf der Straße könne er es ihr nicht sagen.

„Ich war ja auf dem Wege zu dir, Niki!“

„Du kommst so selten, Mutter!“

„Ja, man muß seinen Kindern nicht lästig fallen!“ antwortete sie mit einem feinen Lächeln, während der Sohn ihr den Arm reichte, sie die Treppe hinaufzuführen. Als sie dann oben saßen und er ihr den Mantel abgenommen hatte, die Sammethaube und das gestrickte Wolljäckchen, das sie im Winter jahraus, jahrein unter ihrem dünnen Mantel zu tragen pflegte, begann er ihr sein Herz auszuschütten, wie er sich verliebt und heute verlobt habe. Eben erst, vor einigen Stunden.

Die Mutter war zuerst erschrocken. Es kam ihr zu unerwartet, sie mußte sich erst hineinfinden. Wie sie aber dann das Genauere gehört, sagte sie bedächtig, des großen Sohnes Hände in ihre gichtgekrümmten armen Finger legend:

„Und ist sie denn auch wirklich deiner würdig?“

„Aber, Mutter, wie kannst du nur so sprechen!“

„Ja, Niki, es ist mein Ernst! Für dich will ich eine Frau haben, die ... die ... weißt du, so eine gibt es gar nicht.“

„Wie du Mutter! Ganz so wie du!“

„Wo denkst du denn hin! Ich mit allen meinen Fehlern. I bewahre!“

„Aber Mutter, sie ist so gut! So... so schön, so reizend! Und sie liebt mich so. Sie will keinen Augenblick ohne mich bleiben. Sie muß immer von mir wissen. Ich soll ihr sogar schreiben, Mutter, und sie wohnt doch nur ein paar Schritte von hier, in der Bellevuestraße.“

„In der Bellevuestraße? Dann ist sie wohl sehr reich?“

Beinahe ängstlich hatte sie es gesagt, so daß er beruhigend mit einem Lächeln entgegnete:

„Wäre das so schlimm? Das ist doch kein Fehler, Mutter!“

„Das thut nie gut, mein Kind, nie! Es soll sich jeder nach seiner Decke strecken.“

„Aber ich habe ja viel mehr wie sie. Dreimal so viel, Mutter. Ich brauche ihr Geld nicht. Und im übrigen, kann ich dir sagen, wäre das bei uns beiden wirklich ganz gleich. Du mußt dich nicht ängstigen, Mutter. Nur das nicht. Du sollst dich doch freuen über mein Glück!“

„Das will ich auch!“ antwortete die Mutter weich. Aber sie hatte doch nicht

Aus unserer Studienmappe:



Aus Wilhelm Räubers Skizzenbuch.

ihren ganzen Widerstand aufgegeben. Daß Vera „adelig" sei, schien ihr Bedenken einzuflößen. Der Sohn beruhigte sie damit, daß der General ja so schnell seine Zustimmung gegeben, sich also doch über den bürgerlichen Namen seines zukünftigen Schwiegersohnes hinwegsetzte. Doch die Mutter wollte sich nicht gänzlich überreden lassen; sie streichelte dem Sohne die Wange mit den Worten:

„Du darfst mir nicht böse darüber sein! Für meinen Sohn ist mir nun einmal nichts gut und schön genug. Ich denke immer, du kannst gar kein Mädchen finden, das es verdient, meines Niki Frau zu werden. Aber sei mir nicht böse, ich will dir's ja glauben, ich will dir's ja gern glauben, mein lieber Sohn. Du mußt einer Mutter verzeihen, wenn sie Angst hat um das Glück ihres einzigen Sohnes."

Die alte Frau hatte sich erhoben und strich mit zittriger Hand Nikis Haar. Er war ein wenig verstimmt. Er wollte die Zustimmung der Mutter haben, und es ärgerte ihn, Widerstand zu begegnen. Sonst fand die Mutter alles schön und gut, was er that. Das war er gewöhnt, nun wunderte er sich, daß sie nicht sofort auf seiner Seite stand. Wie er noch überlegte, fiel ihm sein Bild ein, das in der Ecke lehnte, dem Lichte zugekehrt. Er rückte die Staffelei auf den Rollen herbei, drehte sie herum und zeigte strahlend der Mutter sein Werk: „Das ist sie, Mutter!"

Lange betrachtete Frau Sandtner die Arbeit ihres Sohnes. „Das ist sie also! So sieht sie aus! Ja, ja . . . so . . ." meinte sie gerührt. Ihre Rührung wuchs angesichts des Werkes. Sie bewunderte die Farben, die Linien, das Licht. So etwas konnte nur ihr Niki malen. Das machte ihm doch keiner nach. Auf allen den Kunstausstellungen, die sie am Arm ihres Sohnes besucht, war doch nie ein Bild gewesen, das den seinen gleich gekommen wäre.

Und nun, da sie Vera durch das Mittel der Kunst Nikis erblickte, schwanden ihre Bedenken. Sie fing sogar an, sich für die Braut ihres Sohnes zu erwärmen:

„Wenn sie so ist, Niki, dann will ich ja nichts sagen."

Als sie dann weitersprachen über das junge Mädchen, und der Maler immer mehr seiner Begeisterung die Zügel schießen ließ, da fand die Mutter Vera schon reizend. Nur eine gewisse Besorgnis vor der ersten Begegnung behielt sie. Niki stellte ihr den Besuch des Generals mit seiner Tochter in Aussicht. Darüber war sie erschrocken, strich sich an ihrem einfachen schwarzen Kleide herunter, tupfte sich auf das weiße Haar, als wolle sie fühlen, ob es auch noch in Ordnung wäre, und meinte ängstlich:

„Niki, die verwöhnten Leute bei mir? In meinem einfachen Zimmer? Da werden sie sich bloß wundern, was du für eine Mutter hast! Und du mußt dich meiner schämen."

Der Maler richtete sich auf:

„Schämen? Schämen, Mutter! Nein, ich schäme mich meiner guten, lieben, alten Mutter nicht. Das darfst du nicht glauben. Vera wird dir die Hand küssen, und sie, die keine Mutter mehr hat, wird glücklich sein, solche Mutter zu bekommen!"

Aber er beruhigte sie damit nicht, und als sie nach mehrfachen Fragen zur Überzeugung gelangt, daß der Besuch bei ihr wirklich nicht zu umgehen sei, wollte sie sofort aufbrechen. Es sei so unordentlich bei ihr, daß sie schnell gehen müsse, um alles sauber herzurichten.

Am nächsten Tage holte Niki zu verabredeter Stunde den General und Vera ab. Sie fuhren nach Schöneberg hinaus. Während der Fahrt wollte das junge Mädchen allerlei über die Mutter wissen, wie sie wäre, wie alt, ob sie wohl gleich „du" sagen werde. Niki bereitete darauf vor, daß es bei seiner Mutter einfach ausschaue und bescheiden. Sie sei nie in glänzenden Verhältnissen gewesen und darüber nun 65 Jahre alt geworden. Nun, wo es ihm gut gehe, habe er etwas thun wollen für sie, aber sie sei entschlossen, an ihrer Einrichtung und Lebensweise nichts zu ändern. Sie sei herzensgut, die beste Mutter, die es gebe, und werde Vera sofort wie ihre eigne Tochter empfangen.

Dennoch hatte Vera ein wenig Angst, und auch Niki fühlte sich beklommen, als sie die vier Treppen hinaufschritten und vor dem letzten Treppenabsatze Vera außer Atem fragte, ob sie denn noch viele Stufen hätten. Der General antwortete kurz, indem er die Stirn in Falten legte: „Für ein junges Ding, wie du bist, sind's lange nicht Stufen genug. Wenn die alte Dame sie

überwinden kann, dann wäre es für dich das Beste, du fragtest nicht!"

Vera machte ein geärgertes Gesicht, aber im nächsten Augenblick standen sie auch schon im kleinen Vorsaal der Wohnung. Niki hatte ihr den Arm gedrückt und flüsterte ihr ins Ohr:

„Sei nicht böse! Ich weiß ja, daß du's gar nicht so gemeint hast!"

Das einzige Mädchen, das Frau Sandtner hielt, geleitete sie in ein mit einfachen braunen Rippsmöbeln ausgestattetes Vorderzimmer. Über den Lehnen des großen Sofas und der Stühle, die steif um einen runden Familientisch standen, waren gehäkelte Schoner angesteckt. Auf dem Tische lagen ein paar Photographiealbums, über dem Sofa an der Wand hingen einige vergilbte Photographien in ovalen schwarzen, lackierten Rahmen. An einem Fenster stand ein „Tritt" mit Nähtisch darauf, während ein gußeiserner Blumentisch mit hohen Blattpflanzen das andere Fenster beinahe verdeckte.

Gegen den altväterischen Hausrat stachen ein paar Gemälde in modernen Rahmen, die an den Wänden verstreut hingen, seltsam ab: es waren alles Arbeiten und Geschenke des Sohnes.

Sie mußten einen Augenblick warten, und Vera drückte heimlich Nikis Hand. Endlich öffnete sich die Thür des Berliner Zimmers, und Frau Sandtner trat ein in ihrem schwarzen Kleide mit einem Spitzenhäubchen auf der Stirn. Niki wollte den Generalleutnant vorstellen und dann Vera der Mutter zuführen, aber die alte Dame schritt sofort auf das junge Mädchen zu und schloß es in ihre Arme:

„Ich bin ... ich hoffe ... Vera — liebe Tochter ..."

Mehr brachte sie nicht heraus. Sie war so befangen, daß sie kaum die Schwiegertochter anblickte. Mit dem General reichte sie sich die Hand. Dann nahm man am Tische Platz, und zuerst stockte ein wenig die Unterhaltung, bis der alte Herr anfing zu erzählen. Das Brautpaar saß stumm dabei, Hand in Hand. Nach einer Weile stand der General auf und trat ans Fenster, indem er Niki herbeirief, ihm die Aussicht zu zeigen. Er meinte, als alter Soldat müsse er sich orientieren, es sei seine Gewohnheit. Und nach einer kurzen Frage, wo Norden sei, und nachdem er bestimmt, wo infolgedessen Friedenau liegen müsse, raunte er seinem Schwiegersohne zu, sie wollten die beiden Damen sich einander nähern lassen.

Währenddessen hatte die Mutter Vera zu sich aufs Sofa gezogen. Ein wenig schüchtern näherte sich ihr das junge Mädchen, aber die alte Frau gewann sie schnell. Sie erzählte, wie sie Nikis Bild gestern gesehen habe und da gleich entzückt gewesen sei. Sie bat, sich nicht als Schwiegertochter zu betrachten, sondern als Tochter, die immer im Hause gewesen. Und aus ihren Worten klang so viel Liebe, daß sich Vera gerührt und hingezogen fühlte von diesem Ton, den sie noch niemals in ihrem Leben kennen gelernt hatte. Als die Mutter nun gar Nikis Geschmack lobte, sie hübsch fand und erklärte, ein Künstler müsse eine schöne Frau haben, um immer nur Schönes um sich zu sehen, da regte sich leise Eitelkeit in Veras Herzen, die auch nicht schwand, als die alte Dame ängstlich meinte:

„Um Gotteswillen, das hätte ich eigentlich nicht sagen dürfen, aber ich poltere immer damit heraus, was ich denke."

Da gestand sie gleich noch, wie sie zuerst allerlei Bedenken gehabt, als ihr Sohn ihr die Eröffnung gemacht, wie sie aber nun im Geiste Abbitte leiste und glücklich sei über Nikis Wahl. Dann mußte ihr Vera über ihre Verhältnisse etwas erzählen, daß sie eigentlich Mutterliebe nie gekannt, wie sie Niki zum erstenmale gesehen und er ihr sofort gefallen, wie sie dem Vater gebeichtet und erklärt habe — was auch Niki noch nicht wisse — falls sie den Maler nicht bekomme, werde sie davonlaufen oder irgend eine andere Dummheit machen.

Darüber erschrak die Mutter zuerst, doch Vera wußte ihr das alles in so reizender Art zu erzählen, daß sie mit allem versöhnt war und es erklärlich fand, sogar als Zeichen ihrer Liebe zu Niki ansah.

Als die beiden Männer sich endlich wieder umwandten, saßen Mutter und Schwiegertochter eng bei einander Hand in Hand.

Der Generalleutnant mahnte zum Aufbruch:

„Es ist genug für Sie, gnädige Frau, für den ersten Besuch. Es bringt Ihnen doch immerhin Aufregung und ... und kurzum Aufregung, denn es ist ein entscheidender Schritt im Leben ihres einzigen Sohnes

— nun werden Sie ja bald ... bald zwei haben ... Sohn und Tochter ... und ... ich habe auch einen Sohn dazu bekommen ... Also ... wir empfehlen uns ... Es hat mich gefreut ... aufrichtig gefreut ..."

Damit verbeugte er sich, und die beiderseitigen Eltern reichten sich die Hand.

Die Mutter nahm Vera im letzten Augenblick noch einmal beiseite und sprach zu ihr sehr bewegt in ihrem Mutteregoismus, der nur des Sohnes Glück sah: „Mache ihn mir glücklich, Vera! Mache ihn mir glücklich! Er hat dich so lieb, und wen mein Niki so hoch stellt, der muß es ja auch verdienen. Ich weiß, daß du ihn glücklich machen wirst. Dann wird auch immer der Segen euerer alten Mutter mit euch sein!"

Dabei nahm sie Veras schönen Kopf in ihre zitterigen, gichtgekrümmten, alten Hände und drückte ihr den ersten Kuß auf die Stirn.

Auf der Treppe fragte Niki leise seine Braut, die er am Arme die Stufen hinunterführte:

„Gefällt dir die Mutter?"

Sie schmiegte sich an ihn:

„Ich habe sie schon sehr lieb!"

8.

In der nächsten Zeit gab es viel zu thun. Die Verlobungsanzeigen mußten verschickt und eine Anzahl von Besuchen gemacht werden. Die waren für Niki das Schlimmste. Er war es seit Jahren nicht mehr gewöhnt, den hohen Hut aufzusetzen und zu den Leuten zu gehen, um seine Karte abzugeben. Dabei kam es auch heraus, daß er gar nicht Professor war, wie Vera ihn immer genannt. Sie fragte, weshalb er es ihr nie gesagt habe, und er meinte, das würde ihm lächerlich vorgekommen sein. Dieser würdige „Herr Professor" habe ihm großen Spaß gemacht, genau so wie man oft den Zahnarzt „Herr Doktor" nenne, wenn er es auch gar nicht wäre. Er meinte: „Mir ist ein Titel so gleichgültig!"

„Das finde ich nicht, Niki. Es kann doch manchmal ganz angenehm sein!"

„So!" antwortete er lachend und gab ihr einen Kuß. Damit war die Sache abgethan. Er hielt es für eine spaßige Mädchenansicht, die in der Ehe bald weggewischt werden würde. Er mußte sie sich bilden, wie er wollte, und so, wie sie leben würden, gab es keinen Zweifel, daß er sie mit der Zeit ganz zu seinen Ansichten herüberzöge. Es fiel ihm ein, daß er einmal irgendwo gelesen, wie alte Ehepaare durch das lange Zusammenleben nicht nur dieselben Anschauungen gewönnen, sondern sogar körperlich einander ähnlich würden.

Oevelhorsts besaßen keine ganz nahen Verwandten. Veras selige Mutter hatte keine Geschwister gehabt, und auch der Generalleutnant war der einzige Sohn gewesen. Nur Geschwisterkinder, Vettern und Cousinen des alten Herrn, lebten. Davon auch einige in Berlin. Einem Geheimrat von Oevelhorst, den das Brautpaar mit dem Vater besuchen mußte, merkte man das Erstaunen über die Verlobung deutlich an. Noch mehr aber seiner Frau, die Vera einem Neffen zugedacht gehabt.

Als nach langen Fahrten der General endlich erklärte, nun wären alle Verpflichtungen abgemacht, nahm Niki seine Braut am Arm:

„Gott sei Dank! Gott sei Dank!"

„War dir denn das so schrecklich?"

„Fürchterlich!"

Sie lachte ihn aus, und er meinte, sie zu beruhigen, diese Rundfahrt sei ja nur einmal im Leben nötig, die meisten der braven Menschen würde man doch in seinem ganzen Leben kaum wiedersehen!

Darüber schien Vera erstaunt. Sie mußten doch Fühlung mit ihren Bekannten behalten.

„Gewiß. Ab und zu. Natürlich."

Niki überlegte es sich noch einmal. Sie hatte ja recht. Nur wollten sie sich aussuchen, wer ihnen zum näheren Verkehr paßte.

Jetzt war der Maler beinahe den ganzen Tag drüben bei seiner Braut. Zur Arbeit kam er nicht mehr. Die Ruhe und Sammlung fehlte ihm. Vera drängte fortwährend, er müsse bei ihr sein. Über jede Stunde sollte er ihr Rechenschaft geben, wie und wo er sie verbracht habe. Und er that es gern. Er war glückselig über ihre zärtliche Sorge, über ihre Liebe, die sie unglücklich machte, wenn sie auch nur kurze Zeit ohne ihn sein mußte.

Das einzige, was streng eingehalten wurde, waren die Malstunden der Damen. Da durfte er nicht fehlen. Darin unterstützte ihn auch der General. Als Vera einmal Widerspruch erhob, meinte er barsch:

„Das ist für Nikolaus einfach Dienst. Das versteht ihr Frauenzimmer nicht auseinander zu halten. Wenn dein Bräutigam noch aktiv wäre, so würde er erstens mal wahrscheinlich nicht in Berlin sein, zweitens keinen Urlaub kriegen, drittens, auch wenn er hier wäre, den ganzen Tag Dienst haben. Du kannst also Gott danken, wie es bei euch beiden liegt. So gut wird's sonst keinen Brautleuten, da kannst du Gift drauf nehmen!"

Aber Vera fand ein Auskunftsmittel, doch mit Niki zusammen zu sein. Sie besuchte wieder die Malstunde. Nur verlangte ihr Vater, daß sie sich in das große Atelier setzen müsse zu den anderen Damen. Es ging schwer, aber es wurde Platz gemacht. Fräulein Coldewey beglückwünschte ihren Lehrer im Namen der übrigen Damen, die sie aufforderte, „wie im Reichstag durch Erheben von den Sitzen" den Meister zu ehren. Das hatte zwar zur Folge, daß die frisch gemalte Skizze des Fräulein Meyer, der jungen Dame mit dem Tituskopf, von der Staffelei fiel, doch unter allgemeinem Jubel wurde festgestellt, daß nichts geschehen sei, obwohl die Leinwand auf der Farbenseite gelegen hatte.

Die Schülerinnen waren über Veras Anwesenheit sehr erfreut, denn noch nie hatte der „Meister" so viel und so lange verbessert, weil er dadurch immer in der Nähe seiner Braut blieb. Vera hatte sich zwar einen Zeichenblock auf die Kniee gelegt, aber sie arbeitete gar nichts, sondern verfolgte nur immerfort Niki mit den Blicken. Ab und zu wollte sie es verbergen. Dann hielt sie ihren Bleistift nach dem Beispiele der anderen ein Stück vom Auge hoch, blinzelte und nahm scheinbar Maß am Arm des Modelles. In Wirklichkeit jedoch ruhten ihre Blicke nur auf dem Antlitz des Geliebten.

Ehe Vera dann, nach der Stunde, ging, traten sie noch einen Augenblick in Nikis Atelier, und er küßte sie, indem er stammelte: „Wenn du doch erst meine Frau wärest!"

(Fortsetzung folgt.)

Ungetreu.

Von

Fritz Döring.

Senkten wilder Schwäne drei
Singend sich hernieder,
Schwangen um die Burgbastei
Rauschend ihr Gefieder:

„Suchen unsrer Liebsten Spur,
Denn vom Bann des Bösen
Kann uns treue Liebe nur,
Mädchenliebe lösen." —

Antwort scholl im Abendlicht
Wie von dumpfen Chören:
„Eure Liebsten, ruft sie nicht,
Keine wird euch hören.

Eine sucht' im Kloster Heil,
Eine ward begraben,
Und die dritte küßt derweil
Junge Edelknaben."

Also klang's. — Der Schwäne Zug
Wandte seine Schwingen,
Rauschten hin in müdem Flug
Ohne Schall und Klingen.

Nur wenn neu das Weh erwacht,
Wenn die Nebel schwimmen
In erhellter Frühlingsnacht,
Tönen ihre Stimmen.

Sprich, und oft in Schlaf und Ruh'
Ist's dir nicht erschienen,
Gleich als wärst im Traum auch du
Klagend unter ihnen?



Mühlen im Mondschein. Nach dem Gemälde von H. Petersen-Angeln.

Die Frauen der italienischen Renaissance.

Von

Professor Dr. Ed. Heyck.

Mit zwei Einschaltbildern und elf Textillustrationen.

Die Stellung, welche das befreiungskühne Zeitalter der Renaissance seinen Frauen eingeräumt hat, bildet eine der bedeutsamsten Stationen des langen Dornenweges, welchen die Frau in der Menschheitsgeschichte hat wandeln müssen. Eines Weges von vollkommener Sklaverei und Rechtlosigkeit durch alle scheinbaren und wirklichen Milderungen, durch alle konventionellen Begütigungen und Entschädigungen hindurch bis zu dem problematischen Zustand von heute. Um es aber sogleich zusagen: das Grundlegende des modernen Problems, und was der heutigen Frauenfrage ihre gewisse Dringlichkeit gibt, die wirtschaftlich-materielle Seite, findet durch die Renaissance keine Berücksichtigung. Wodurch sie, wenn nicht das Vorbild, so jedenfalls der Prüfstein für einen Teil der modernen Bestrebungen geworden ist, das ist die schöne geistige und gesellschaftliche Emanzipation, die sie für die Frauen der feiner gebildeten Kreise durchgeführt hat. Denn sie hat, soweit der Einfluß ihrer Anschauungen reichte, auf das bestimmteste gebrochen mit jenem Grundsatz, der in roheren oder in gemilderten Formen bis dahin gegolten hatte und den vor jetzt hundert Jahren noch Goethe wieder formuliert hat: „Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung." Aber darin unterscheidet sich nun ja die Renaissance von den meisten anderen Zeitaltern, daß ihre besonderen Errungenschaften nur zum kleinen Teil ein Besitz der Nachlebenden geworden sind. Sie konnte, als Ganzes betrachtet, nur Episode bleiben, weil sie in jeder Beziehung aristokratisch war. Ihre Kreise eilten als geistige Vorposten rasch und weit voraus, hatten aber nicht die Geduld, die Mehrheit der Zeitgenossen abzuwarten und es dieser zu ermöglichen, mit dem schweren Kolonnenschritt der Masse nachzufolgen. Der geschichtliche Kulturfortschritt darf aber stets nur diejenigen Positionen als erobert ansehen, welche auch das Gros der Kulturarmee schon besetzt hält, nach einem Worte Lessings in der „Erziehung des Menschengeschlechts": die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch erst durchlaufen haben. —

Die Renaissance kennzeichnet sich keineswegs allein oder hauptsächlich durch die wiederaufgenommene Beschäftigung mit der antiken Litteratur, durch die „Wiedergeburt" des Altertums. Den Kernpunkt ihres Wesens bildet vielmehr ihr bewußter und bestimmter Gegensatz gegen das Herdenwesen und Herdendenken des früheren Mittelalters. Dieser befreiende Gegensatz war zuerst durch die Kreuzzüge geschaffen worden. Sie waren bestimmt gewesen, die Unterwerfung aller Welt unter die kirchliche Devotion und Askese zu vollenden; statt dessen erschlossen sie dem bis dahin so fügsamen und stillsässigen Laien eine Fülle neuer Realitäten und gaben ihm durch die Anschauung fremder Länder und Kulturen, durch die gewaltige Steigerung von Handel und Verkehr, durch das belebende Element des Kampfes ein volles Gefühl des irdischen Daseins zurück; sie erweckten inmitten der Kriegsfahrten und Aventüren zum ersten Male wieder sein Selbstvertrauen und die helle, genießende Lust an der Leistung und Stärke seiner Persönlichkeit. Was somit schon diese Zeit der Kreuzzüge, des Rittertums, des Minnesangs, der Hohenstaufen in reicher Fülle ausgebildet oder vorbereitet hatte, das hat dann die unmittelbar nachfolgende Periode der Renaissance vorwiegend auf den feineren geistigen Gebieten fortzusetzen und zu vollenden gestrebt: die Hebung der gesonderten Persönlichkeit, die Pflege und Ausbildung der Individualität. Als Lehrmittel für diesen Zweck waren ihr Geist und Bildung des Altertums der Griechen und Römer mit Recht von überaus großem Wert, und so denn nahm sie bewußt die Wiedererweckung des Altertums vor, dessen geistige Verwandtschaft zu ihren eignen Bestrebungen sie früh erkannt hatte. Nil humani alienum, nach dem Terenzischen Wort,

nichts Menschliches sollte ihr fremd bleiben, und sie riß bewußt die mittelalterlichen Schranken nieder, um an die Stelle der dogmatisch-christlichen Bildung eine universelle zu setzen. Darum paßt auch der Ausdruck Humanismus am besten zu diesem Zeitalter und charakterisiert dasselbe, obwohl er späterhin eine engere philologische Bedeutung bekommen hat, besser als das allgemein übliche Wort Renaissance, das wir mit den Franzosen gebrauchen. Der Italiener dagegen ist sich der Unzulänglichkeit des entsprechenden Rinascimento mehr bewußt geblieben und wendet schon nach seiner Vorliebe für leichtere Benennungsweise die Ausdrücke Trecento, Quattrocento, Cinquecento an, wenn er die Jahrhunderte der Renaissance, das XIV., XV. und XVI. bezeichnen will.

Im Gegensatz zu der französisch-deutschen Ritterkultur ist die der italienischen Renaissance städtisch. Sie wird getragen von den Lebensformen städtischen Patriziats und in schließlicher Weiterentwicklung allerdings auch von Dynastien und Höfen, die jedoch durchweg in den Städten emporkommen und dort residieren. Aus diesen Gründen hat die italienische Renaissance für das bewegte Leben, für den geistigen Menschenverkehr, und, worauf es hier ankommt, für die Stellung der Frauen darin sehr viel mehr thun können, als die Länder diesseits der Alpen. Die Hausfrau der kleinen abgelegenen Ministerialenburg konnte schon von selber wenig teilhaben an all dem Treiben auf den Hoftagen des Königs oder bei den Festen in der Herzogspfalz. Sie hörte nur aus der Ferne von Turniergepränge, Waffenspiel und Frauendienst, saß ehrbar daheim mit den Töchtern und dem Gesinde und sah in manchen Fällen den Gemahl nur im Winter, wenn er daheim von mancherlei Fahrt sich pflegte und keinen rechten Zeitvertreib hatte, als seinem treuen und geduldigen „Wip" von der Mildigkeit des Dienstherrn, in dessen Gefolge er geritten war, von dem Prunk der großen Zu-



Abb. 1. Der Hof der Isabella von Este, Herzogin von Mantua.
Gemälde von Lorenzo Costa im Louvre zu Paris.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clement & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

sammenkünfte und von dem Lobpreis der „Frau", der edlen Herrin zu erzählen. Die höfische Geselligkeit konnte doch nur wenige Centren haben, sie bildet immer nur die dekorative Außenseite des Zeitinhaltes und der allgemeinen Kultur. Dagegen war es ja unendlich viel leichter, aus dem vornehmen Bürgerhause der italienischen Städte die Frau in das bunte Leben und den schönen Verkehr mit einzuführen.



Abb. 2. Isabella von Este.
Gemälde von Tizian. Nach der im K. K. Kunsthistorischen Museum zu Wien befindlichen Kopie eines verlorenen Gemäldes von Tizian.

So öffnen sich nun diese Häuser gegenseitig für einander, die Thüren der Familienwohnung werden weit aufgestoßen, und hinein zu allem, was darinnen ist, dringt der warme Sonnenschein einer neuen freien Welt- und Menschenanschauung. Und jede Bürde, die man bisher getragen, wird abgeworfen. Die konventionelle Form, diese naturgemäße Herrscherin im Gebiete jeder geistigen Unreife oder Trägheit, wird von dem neuen, allein nach ausgeprägter Individualität, nach innerer Unabhängigkeit der Persönlichkeit ringenden Zeitalter als der Todfeind empfunden, und, wie dergleichen ja leicht geschieht, wendet sich dieser lebhafte, gegen das Konventionelle gerichtete Widerspruch rasch gegen das Herkommen überhaupt. Die große Masse der überlieferten Anschauungen beginnt man durchzuprüfen oder sogar ungeprüft umzustoßen und vielfach zunächst durch das Gegenteil zu ersetzen, um erst an diesem Gegenteil nötigenfalls eine nachträgliche Berichtigung vorzunehmen. So soll es denn ganz besonders die bisherigen Schranken um die Frauenwelt herum nicht mehr geben. Die italienische Renaissance hebt den Unterschied zwischen Mann und Frau grundsätzlich auf und beginnt dann zu experimentieren, welche Unterschiede sie etwa doch, weil sie sich als begründet herausstellen, fortan in ihre Rechte wieder einsetzen will.

Schon das Trecento sieht die Bildungsgegensätze von Mann und Frau verschwinden; sie bleiben natürlich zwischen den verschiedenen Klassen und Kreisen bestehen, aber nicht zwischen den Geschlechtern als solchen. Der Unterricht von Knaben und Mädchen wird der gleiche. Die Frührenaissance, welche überall das Haus in den Mittelpunkt rückt, verlegt auch die Erziehung dorthin, während der mittelalterliche Knabe als Page beim Lehnsherrn oder in der äußeren Abteilung der Klosterschule erzogen worden war. Der Vater selber unterrichtet



Abb. 3. Herzogin Eleonore von Urbino. Gemälde von Tizian in den Uffizien zu Florenz. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

oder nimmt einen Magister ins Haus. Häufig genug halten sich Männer von adeligster Geburt und vornehmster Bildung nicht zu gut, die Erzieher talentvoller Kinder zu werden; so über alles schätzt diese Zeit die Erzielung neuer durchgebildeter, harmonischer Persönlichkeiten. Es lernen nun auch die Mädchen, um an den neugehobenen Schätzen sogleich ohne weitere Vermittelung teilhaben zu können, Lateinisch und Griechisch, lesen wie die Knaben die antiken Autoren, die Lebensbeschreibungen der Viri illustres, der bedeutenden Persönlichkeiten des Altertums, und üben sich in der Nachahmung des Virgil oder Ovid und in der Aneignung seiner Ciceronianischer Dialektik.

Die Gleichberechtigung der Frau im Verkehr verbleibt der ganzen Periode der Renaissance als charakteristischer Inhalt. Mit diesem Grundsatz stellt sie sich durchaus der vorhergehenden Zeit gegenüber, welche, abgesehen von der ungesunden Spielerei des Frauendienstes, den eigentlichen Lobpreis des wackeren Ehegesponstes in dessen geduldiger und duldsamer Anspruchslosigkeit und in jenem gemütlichen Behagen erblickt hatte, welches der Mann dem fürsorglichen Walten der Hausfrau verdankt. Mit welcher Freiheit und Sicherheit bewegen sich schon in der reizvollen Umrahmung von Boccaccios Decamerone, also um die Mitte des XIV. Jahrhunderts, die sieben Damen, welche die Gespräch- und Erzählungsspiele des kleinen, durch drei bevorzugte Herren ergänzten Kreises abwechselnd leiten! Und die gleiche Anmut zeigen andere Schilderungen der durch die Frauenwelt verschönten Geselligkeit der gesamten Renaissance. Es herrscht ein auf schöner Zweckmäßigkeit beruhendes Übereinkommen; man lebt und verfährt nach Regeln, die man bespricht und beschließt;

dazu kommt notwendig die unerläßliche Forderung gesellschaftlichen Taktes, aber alles eher als Etikette. Das allerdings oft unentbehrliche Übel der Etikette ist ja eben das Ergebnis und zugleich das Werkzeug jenes nivellierenden Zwanges, gegen den diese Zeit sich mit Bewußtsein auflehnt, während sie einen wertvolleren Takt des Einzelnen durch Selbständigkeit und Freiheit auszubilden strebt. Man setzt sich nun in dieser Geselligkeit gerne irgend einen Plan. Bevorzugt sind: Musik, rezitierende Deklamation, die spezifisch italienische Improvisation und die Erzählung von „Novellen". Denn das uralte und nie aussterbende Unterhaltungsmittel, sich pointierte und noch nicht allen bekannte Geschichtchen (Anekdoten, Neuigkeiten, novelle) in geeigneter Tafelrunde zu erzählen, wird von dieser Zeit zum Kunstwerk ausgebildet, weshalb die in den Rahmen solcher Gesellschaftsunterhaltungen eingekleideten Novellensammlungen eine wesentliche Litteraturgattung der Renaissance und zwar nicht bloß der italienischen bilden. Und ebenso zum Kunstwerk erhebt man die reine Konversation, den geistig bedeutenden Meinungsaustausch, der sich gern zur anmutigen Fehde der Ansichten zuspitzt. Man könnte diese Art, sich disputierend zu unterhalten, ein neues Gesellschaftsspiel nennen durch die Art, wie jeder nach Kräften bestrebt ist, Geist, Witz und dialektische Schulung zu entfalten. An diesen Gesprächen nehmen Männer und Frauen gleichmäßig teil. Es wäre zu dieser Zeit keine Schicklichkeit gewesen, hätten die Männer die ernsthaften Themata beim Erscheinen der Frauen abbrechen wollen. Und wo die Frauen das Feld beherrschen, wählen sie ihre Unterhaltungsstoffe nicht so, daß der Mann mit leiser Höflichkeit entrinnt. Es darf nicht verschwiegen werden, daß auch Probleme erörtert und Histörchen erzählt werden, die bei uns gesellschaftlich undenkbar wären. Auf die ganze kulturgeschichtliche Psychologie dieser Dinge einzugehen, ist hier nicht vollkommen der Ort. Jedenfalls geschieht es nicht eigentlich aus Frivolität, man würde nie die platte Schlüpfrigkeit als behaglichen Selbstzweck geduldet haben. Die Pikanterie als verstohlenes Früchtchen, das man sich gelegentlich zugesteht, gedeiht nur da, wo die Prüderie als Regel herrscht und solchen Verstößen gegen die Regel einen gewissen, wenn auch immer zweifelhaften, Reiz verleiht. Das fällt hier jedoch überhaupt fort. Für jene Menschen der Renaissance ist das ästhetische Vergnügen an der gut zugespitzten und kunstvoll vorgetragenen Anekdote, der vom Inhalt nicht beherrschte, überlegene Vortrag das Wesent-



Abb. 4. „La Bella di Tiziano."
Gemälde von Tizian in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi in Florenz.

liche, und nicht die Situation, auch wenn diese, wie im Decamerone, der Nuditätenjägerei moderner ungebildeter Leser einigen Stoff bietet. Ähnlich wirkt bei den mancherlei auf schmaler Schneide sich bewegenden Disputationen die Absicht jener neu und jung sich fühlenden Zeit mit, zu allen Angelegenheiten und Begriffen des Daseins ein selbst geprüftes logisches Verhältnis zu gewinnen.

Die Frage nach dem sichtbaren Erfolg all der besprochenen Neuerungen liegt nahe. Wir finden in Italien eine Menge fein gebildeter, hervorragender und wirklich edler Frauen, und zwar, was besonders lehrreich ist, nicht in gleichmäßiger Verteilung über die Halbinsel, sondern so, daß innerhalb der einzelnen Landesteile die Anzahl derartiger Frauen jeweils zu der der bedeutenden Männer im Verhältnis steht. Dem aristokratisch-höfischen Charakter der Renaissance entspricht es ferner, daß uns diese Frauen am ehesten in den hochgestellten Familien selbst oder doch in den Residenzen der Stadtherren begegnen. An einen dieser kleinen Höfe führt schon der Name der frühesten überhaupt, die man in gewisser Beziehung zu den Frauen der Renaissance rechnen darf: Francescas von Rimini, der Heldin der wundervollen Episode im fünften Gesang von Dantes Hölle. Freilich nur dadurch, wie der Dichter Sünde und ewige Strafe des Liebespaares von Rimini zu unvergeßlicher, versöhnender Schönheit ausgestaltet hat, treten beide aus dem mittelalterlichen Wesen heraus und erheben sich über den Auffassungskreis, in welchen Tristan und Isolde, Lancelot und Ginevra und alle die übrigen Figuren des romantisch-mittelalterlichen Epos gebannt bleiben. So können wir auch Dantes Beatrice um ihrer selbst willen noch keine Persönlichkeit der Renaissance nennen; sie hat noch von keinem Flügelschlage dieser neuen Zeit berührt werden können, welcher Dante machtvoll die Thore öffnet. Nur er selber ist schon vollkommen Renaissancemensch: gerade darin, wie er in seiner „Vita nuova“ beginnt, auf das beflissenste und peinlichste der Beobachtung des persönlichen Elementes nachzugehen und zwar die Analyse seines eigenen Ich und aller seiner individuellen, verehrenden und liebenden Empfindungen vorzunehmen. Was uns Beatrice, die „Monna Bice“, ist, ist sie lediglich durch den Kultus geworden, den Dante ihr gewidmet hat. Zunächst durch die wundervollen Sonette und Canzonen eben der Vita nuova und dann in großartiger Steigerung durch die erhabene Verklärung, wie sie außer der Mutter Jesu sonst niemals einer Frau zu teil geworden ist, durch die dichterische Vergeistigung ihrer Person zur Paradiesesführerin und zum Sinnbild der göttlichen Liebe, womit der große Florentiner in der „Commedia“ der toten Geliebten seiner Kindheit die Krone der Unsterblichkeit reicht. Und ebenso ist auch Petrarcas Laura als eigne Individualität für uns noch so unpersönlich und wesensmatt, daß man wohl irrtümlich hat meinen können, die Laura dieser Sonette sei gar nichts anderes als eine Allegorie und Personifikation des dichterischen Lorbeer (lauro), an dem Petrarcas ganze Seele hängt. Schon reicher belebt sich bei Petrarcas wenig jüngerem Zeitgenossen Boccaccio die Wirklichkeit mit anziehender und lebensvoller Weiblichkeit, und dann tritt mit dem Quattrocento eine ganze Anzahl Frauen mit eignem vollgültigen und vollblütigen Lebens- und Geistesinhalt in den hellen Vordergrund der Geschichte ein. Nicht daß sie alle produktiv gewesen wären oder dies die Vorbedingung einer erhöhten Wertschätzung gebildet hätte. Viele sind nur darum von bewunderndem Lobpreis und Nachruhm erhoben worden, weil sie vollendete Persönlichkeiten waren, also äußeren weiblichen Zauber mit Geist und Kenntnissen, mit Schönheit der Seele, mit durchgebildeter Erziehung und innerlich gefestigter Sittlichkeit zu harmonischem Ganzen verbanden. So Elisabeth Gonzaga (1475—1526), die Markgrafentochter von Mantua und Gemahlin des Herzogs Guidobaldo da Montefeltre von Urbino, welcher von 1482—1508 regierte. Fast alle ausgezeichneten Persönlichkeiten und Talente der Zeit sind an ihrem Hofe aus- und eingegangen und haben mit ihr in ästhetischem Briefwechsel gestanden. Diese künstlerischen, mit litterarischer Absicht zunächst allerdings für den Adressaten, zugleich aber auch an die Adresse des Publikums geschriebenen Briefe bilden schon von Petrarca an eine besonders beliebte und kennzeichnende Litteraturgattung der Renaissance. Neben Elisabeth ist es ihre Schwägerin Emilia Pia da Montefeltre, der an diesem Hofe der verehrende und feiernde Kultus der Dichter und schöngeistigen

Korrespondenten galt. So kehren beide auch öfter in den Dichtungen und viel gelesenen Briefen des Pietro Bembo wieder, des bekannten Venetianers, der später Kardinal wurde und als einer der echtesten Typen der Renaissance, zugleich auch als das vollendete Vorbild des regsamen und schöngeistigen, in Fürsten- und Frauenverkehr sich wiegenden geistlichen Pfründners, des Abbé, betrachtet werden kann. Mag man auch über den inhaltlichen Wert seiner „Rime“ und Poesien nicht allzu günstig denken, so bleiben es doch immer historisch und malerisch anziehende Schilderungen: wie z. B. an der Fastnacht von 1507, beim glänzenden Tanzfest im Stadtpalast von Urbino, Pietro Bembo und Ottaviano Fregoso als olympische Sendboten der Venus maskiert vor den thronenden Herrinnen des Festes, Elisabeth und Emilia Pia erscheinen, um in der Rezitation eines Stanzengedichtes die Botschaft der Schönheitsgöttin zu überbringen und Geist und Anmut der beiden hohen Schwägerinnen zu feiern.




Abb. 5. Denkmünze auf Lucrecia Borgia. Nach einem Exemplare im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

Dann ist, ebenfalls in allererster Linie, eine andere Schwägerin Elisabeths zu nennen: **Isabella d'Este** von Ferrara (1474 bis 1539), die 1490 die Gemahlin des Gianfrancesco III. Gonzaga von Mantua ward. Ihrem Mantuaner Musenhofe, den eine anmutige Allegorie des ferraresischen Malers Lorenzo Costa verherrlicht (Abb. 1), haben neuerdings Yriarte und Heinrich Thode, letzterer in den Heidelberger Jahrbüchern und in seinem Mantegna, liebevolle Schilderungen gewidmet. Als Kind hatte Isabella unter der Einwirkung der lebhaften Aufmerksamkeit gestanden, welche schon damals der Hof von Ferrara sowohl der Antike wie der neuen nationalen Dichtung der Renaissance angedeihen ließ. Als Markgräfin von Mantua begann sie dann selber mit Eifer und gutem Geschmack Kunstwerke der Antike zu sammeln und den Palast der Gonzaga mit Gemälden der zeitgenössischen Meister zu füllen. An Mantegna, Bellini, Tizian, Francia, Perugino, Lionardo, Correggio und andere gingen ihre Aufträge; nicht alle sind zur Ausführung gelangt, nicht alles Fertiggewordene ist erhalten geblieben, und besonders über den zahlreichen Porträts, in denen die Zeitgenossen sie dargestellt haben, hat leider ein rechter Unstern geschwebt (Einschaltbild zwischen Seite 56 und 57 und Abb. 2). Erwähnenswert ist im einzelnen noch, wie die Markgräfin den Aldus Manutius in Venedig, den hervorragendsten Buchdrucker und Verleger Italiens, beauftragt hat, ihr von jeder in seinem Verlage erscheinenden Edition oder litterarischen Neuigkeit einen mit erlesenem Geschmack ausgestatteten und gebundenen Band, wir würden sagen ein Liebhaberexemplar, zu übersenden.

Inmitten des alten Gonzagapalastes, der jetzigen Corte Reale zu Mantua, schuf sich Isabella in zierlichen, durch feine Marmor- und Intarsienarbeit dekorierten Gemächern

ihr Studiolo oder, wie sie selber es nannte, ihr „Paradiso“, das ein Wunderwerk intimer geistvoller Behaglichkeit und Phantasie werden sollte. Mantegna ist es, dessen Kunst ihrer eignen Vorliebe am nächsten stand, Gedanken in antikisierende Allegorien zu kleiden, oder der in der jüngeren Frau diese Richtung gar erweckt haben mag. Er schuf für Isabellas Paradiso das von der Schönheit beherrschte Reich der Liebe und Kunst, das nicht ganz zutreffend gewöhnlich Mantegnas Parnaß genannt wird, und ferner den „Sieg der Weisheit über die Laster“. Perugino und Lorenzo Costa vollendeten später diesen von Isabella diktierten Cyklus von Gemälden.

Gleich Elisabeth von Urbino sah Isabella neben den Künstlern gern die Philosophen und Dichter der Zeit bei sich zu Gaste. Sie selber war gleich jener auch sein musikalisch gebildet und sang mit ihrer schönen Stimme zur Laute. Bernardo Tasso (der Vater) und viele Andere desgleichen sandten ihr ihre Gedichte; über Ariost erzählt Isabella selber in einem Briefe von 1507: „Messer Lodovico hat mich mit der Darlegung des Werkes, welches er komponiert, diese zwei Tage ohne jede Langeweile und vielmehr mit dem größten Genuß verbringen lassen.“ Sie war auch die erste, welcher Ariost 1532 den zuerst 1516 erschienenen, nunmehr vervollständigten „Roland“ mit herzlichen Dankesworten für alles sandte, was ihm die Bekanntschaft mit der edlen Frau seit einem Vierteljahrhundert bedeutet. An verschiedenen Stellen des großen Gedichtes erwähnt er „die hohe Pflegerin berühmter Werke und schöner Künste,

An Reiz und Anmut reich, an klugem Sinn
Und Zucht vielleicht noch reicher, Isabellen“.

Diese Skizze ihrer Persönlichkeit würde nicht vollständig sein, wollte ich übergehen, wie der herrenmäßige, selbstische Zug der Renaissancemenschen zuweilen, wenn schon in weiblicher Milderung, auch bei Isabella hervortritt. Freilich neigen die Künstler aller Zeiten zu Verstimmungen und dem bequemen Verfahren, ihre Lässigkeit und Unlust in Beschwerden über ihre Gönner und Auftraggeber umzuwandeln. Jenes zuweilen gescholtene herrische Wesen Isabellas begründet sich eben doch in denselben Eigenschaften, welche die Fürstin zur besten politischen Beraterin, ja Sachwalterin ihres Gemahls gemacht haben. — Ihre Tochter ist Eleonore von Urbino, die Gemahlin des Franceseo Maria della Rovere (Abb. 3). Ihn, seinen Neffen, hatte der kinderlose Guidobaldo von Urbino adoptiert, so daß das neue Geschlecht der della Rovere, zu welchem der große Papst Julius II. gehörte, den Montefeltre auf dem Throne nachfolgte. Eleonore hat in allem sowohl ihrer eigenen Mutter, wie ihrer Vorgängerin Elisabeth nachgeeifert. Allgemein bekannt sind besonders die Beziehungen Tizians zu diesem jüngeren urbinatischen Hofe. Er hat Bildnisse Eleonorens und ihres Gatten gemalt, und ebenso, wie er den Auftrag gehabt und ausgeführt hat, die im 66. Lebensjahre stehende Isabella, Eleonorens Mutter, auf Grund älterer Porträts als junge Frau darzustellen, so scheint er auch bei weiteren urbinatischen Aufträgen, die man schwerlich umhin können wird, mit Thausing auf die Herzogin Eleonore zu beziehen, (die „Bella di Tiziano“ (Abb. 4) und die „Venus von Urbino“), eine derartig rekonstruierende Verjüngung angewendet zu haben.

Die genannten Fürstinnen mögen hier als hervorragendste Vertreterinnen einer feinsinnigen, von hoher Stelle Anregung und Förderung gebenden Bildung genügen. Das Bestreben, ihre Höfe geistig und künstlerisch zu beleben, teilen alle in ähnlichem Range befindlichen Frauen der Zeit, selbst wenn sie sich der Lücken ihrer Bildung wohl bewußt sind. So die schöne Lucrezia Borgia (1480—1519), die Tochter Papst Alexander VI. Borgias, welche nach einem Mädchenleben, von dem man sich schreckliche Dinge glaubte erzählen zu können, die Gemahlin Alfons I. von Ferrara wurde und als solche noch allgemeine Achtung gewann (Abb. 5).

Andere wieder schmückt selbsterrungener Lorbeer. Ich nenne von diesen die Dichterin Veronica Gambara, die an lebhaftem Gefühl und rhythmischer Schönheit ihrer Lyrik mit den besten der Zeitgenossen wetteifert; ferner Olympia Fulvia Morata, die Lehrerin des Griechischen, welche durch eigenartige Schicksale nach Deutschland gelangte und infolge der Berufung ihres Mannes, des Arztes Andreas Grundler, zum Professor der Medizin an die kurpfälzische Hochschule, im Jahre 1554 nach Heidelberg kam. Sie hat dort ein Jahr hindurch ihren Platz inmitten einer geistig hochstehenden humanistischen Männerwelt vollkommen aus-



Porträtzeichnung von Leonardo da Vinci, neuerdings als Isabella von Este gedeutet.
Original im Museum von Florenz.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E. und Paris.)

gefüllt; dann freilich hat ein allzu früher Tod die gefeierte Frau hinweggerafft. Noch heute wendet wohl hier und da ein Besucher Heidelbergs seine Schritte zu der hübschen kleinen gotischen Peterskirche, um den Grabstein der schönen und verehrungswürdigen Ferraresin aufzusuchen.



Abb. 6. Bildnis der Vittoria Colonna.
Gemälde von G. Muziono in der Galleria Colonna zu Rom.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Alle aber überstrahlt durch Bedeutung und Ruhm Vittoria Colonna (Abb. 6). Im Jahre 1490 geboren, aus der uralten und großen römischen Familie der Colonna stammend und durch ihre Mutter, eine Montefeltre, mit dem älteren Herzogshause von Urbino nahe verbunden, hat Vittoria im Jahre 1507 einem der großen Feldherren der Zeit, dem auf der Seite Karls V. kämpfenden Markgrafen von Pescara, ihre Hand gereicht. Über ihren Erziehungsgang bis dahin wird uns nichts Wesentliches berichtet. Eben dies ist bezeichnend: daß eine außerordentliche Frau entstand, setzte keine außerordentliche Erziehung voraus; ihre Ausbildung war die der vornehmen Italienerinnen überhaupt, und nur die besonderen Gaben der Vittoria machten sie zu dem, was sie geworden ist. Doch nehmen wir wahr, daß ihre Jugend als Mädchen und auch als Frau — weil ihr Gemahl fast immer im Felde stand — zumeist in der Einsamkeit und in naher Berührung mit der Natur verläuft, sowohl auf den zum Sommeraufenthalt gewählten Burgen der Colonna an jenen Gebirgen, welche die Campagna Roms begrenzen, wie in der zaubervollen Umgebung Neapels. Aus diesem Stillleben der ländlichen Einsamkeit und schönen, geistig-beschaulichen Muße heraus haben Sorge und Schmerz um den geliebten Gatten sie zur Dichterin gemacht. Ein Teil ihrer Poesien ist dieser Liebe gewidmet, während in einem anderen schon früh die Reflexion, das in der Einsamkeit gereifte Sichaussprechen über Welt und Dinge den Gegenstand bildet, und zwar mit einem Inhaltswerte, welchen kaum ein anderer Dichter der Renaissance erreicht. Mutterglück blieb ihr versagt, und mit 35 Jahren ward sie Witwe, denn Pescara starb noch im Jahre seines berühmtesten Sieges, der Schlacht bei Pavia, die sein europäisches Ansehen auf den Gipfel trug. Vittoria hat dann in 22jährigem Witwenstande ihr Leben freier gestaltet, sich viel in Rom, in Florenz, in

Ferrara aufgehalten, aber jede neue Verbindung als eine Pietätlosigkeit gegen den verstorbenen Gemahl abgelehnt. Noch eifriger fast, als den vorher erwähnten Fürstinnen, haben sich ihr die bedeutendsten Männer in Briefwechsel und persönlichem Verkehr zu nähern und mit ihr in Verbindung zu bleiben gestrebt. So wiederum Bembo und dann besonders Ariost, der im 37. Gesange seines Werkes die erlösende siegreiche Kraft von Vittorias Poesie mit ihrem Vornamen zusammenbringt und sie zugleich der züchtigsten und reinsten der Olympierinnen, Dianen, vergleicht.

Von größter Bedeutung aber ward ihr Freundschaftsbund mit Michelangelo Buonaroti. Auch darin wird ja dieser gewaltige Meister zu einem der wichtigsten Vertreter des Zeitalters, daß er in erster Linie vollendete Persönlichkeit und ganzer, großer Mensch ist, bei dem die Meisterschaft dreier Künste nur Teilausflüsse seiner Gesamtbedeutung bildet. So gehört denn zu diesen Äußerungsmitteln des Titanen auch seine, erst durch den Umgang mit Vittoria zur Entfaltung gebrachte Dichtung, worin er nicht minder ergreifend, als es durch verschiedene seiner Bildwerke geschieht, das ernste, schwermütige Ringen seiner inneren Persönlichkeit ausgesprochen hat. Vittoria Colonna war über vierzig Jahre alt, Michelangelo ein sechzigjähriger, als sie sich kennen lernten und eine baldige Freundschaft schlossen, deren Inhalt in den Poesien beider und auch in der Aufzeichnung ihrer Unterhaltungen durch Vittoria krystallhell zu Tage liegt. Alle diese dichterischen Äußerungen atmen herzliche, gegenseitige Zuneigung, von seiten Michelangelos verbunden mit zartester Ehrerbietung; was er ihr widmet, ist der abgeklärte Frauendienst einer neuen Zeit und eines edlen, hochgebildeten Mannes. Auch das vereinigt sie, daß beide, gerade um ihrer echten und wahrhaften Religiosität willen, die Fehler der Kirche ihrer Zeit schmerzlich beklagen und darüber hinaus zu einer gewissen selbständigen Kritik gelangen. Wir stehen ja in der Zeit, wo



Abb. 7. Monna Lisa, die Gemahlin des Francesco del Giocondo
Bildnis von Lionardo da Vinci im Louvre zu Paris
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York



Abb. 8. Frauenschöpfungen Bernardo Luinis (Verlöbnis der hl. Katharina).
Gemälde im Museo Poldi Pezzoli zu Mailand.

das Auftreten Luthers und anderer Reformatoren nicht ohne Rückwirkung auf das lebhafte Italien und auf seine besten Geister bleiben konnte. Von den zahlreichen Sonetten Vittorias, in denen sie Anklage gegen die als Vermittlerin des Himmlischen auftretende Kirche erhebt und ihre Reformation verlangt, sei nur, in einer gelegentlichen Übersetzung Bodenstedts, das folgende, besonders wuchtige, zitiert:

Ich seh' den heiligen Geist die Fackel schwingen,
Der morsche Kirchenwust fängt Glut wie Zunder,
Zum Himmel qualmt in Rauch der alte Plunder,
Erneurung soll die Glut der Kirche bringen.

Aus ihrer echten Helden Augen springen
Der Wahrheit Funken wie Erlösungswunder,
Sie künden siegbewußt: nur ein gesunder
Kampf gegen Wahn kann wahren Frieden bringen.

Vom Himmel hör' ich schon Posaunen tönen
Die Götzendiener rufend zum Gerichte,
Die nur dem Gaumen und der Wollust frönen.
Das Laster — selbst vom Heiligenkleid umgeben —
Verbirgt sich nicht vor Gottes Angesichte:
Er fordert neuen Willen, neues Leben.

Die liebevolle und herzlich erwiderte Freundschaft für Vittoria Colonna ist die einzige ungetrübte und volle Freude im Leben des so wenig verstandenen und so viel gehemmten Michelangelo gewesen. Aber das grausame Verhängnis hat ihm auch das nicht erspart, ihren Tod (1547) zu erleben. Er hat diese Vereinsamung nie mehr überwunden. „Meine Sonne ist verschwunden,“ klagen all jene vielen ergreifenden Canzonen, Sonette und Terzinen, in denen er sich mit schmerzlichem Grübeln in seinen Verlust und die Bedeutung dessen, was er verloren, versenkt.

Vittoria vermag als schönstes der Beispiele für eine Betrachtung genannt zu werden, womit der seinem ganzen Wesen nach grundkonservative Alfred von Reumont, der Freund Friedrich Wilhelms IV. und Ge-

sandte Preußens an den italienischen Höfen, die Bedeutung des Vorbildes der Renaissance für die Frauenwelt gestreift hat: „In dem Maße, wie der dem weiblichen Geschlecht gewährte Spielraum an Ausdehnung gewann, veredelte und vergeistigte sich auch die weibliche Natur. Und je mehr die Frauen in den ganzen Umfang der damals erreichbaren Bildung eintraten, stiegen sie moralisch über denen empor, die nur erst das Gebetbuch in Händen gehalten hatten", oder, setzen wir hinzu, die Tagelieder und das Frauenlob der Ritter. —

Wir besitzen außer zahlreichen zeitgenössischen Darstellungen des Verkehrs und der Geselligkeit der Renaissance auch verschiedene theoretische Erörterungen über diesen Gegenstand. Das geistvollste Buch dieser Art ist der Libro del Cortigiano, das „Handbuch für Hofleute" des Castiglione. Graf Baldassare Castiglione war ein Mantuaner, lebte längere Zeit am Hofe zu Urbino, bekleidete weiterhin wichtige Gesandtschaftsposten bei Heinrich VIII. von England, Ludwig XII. von Frankreich, Leo X. zu Rom und Karl V. zu Madrid und war mit Recht bekannt als einer der gebildetsten, weltkundigsten und feinsinnigsten Kavaliere der Zeit. Sein Bildnis — jetzt im Louvre — hat uns Raffael hinterlassen, der zu dem reichen Kreise seiner hervorragenden Bekannten gehörte. Typisch für die Renaissance ist es, daß auch Castiglione sein Werk in die Form von geselligen Gesprächen gekleidet hat. In diesen disputiert eine Anzahl bedeutender Zeitgenossen, die sich an dem Musenhofe Elisabeths von Urbino zusammengefunden haben, über jenen Stoff. Schon hiermit ist angedeutet, daß wir es mit keinem nüchternen Handbuche „Du sollst" und „Du sollst nicht", mit keiner Höflichkeitsgrammatik zu thun haben. Der Cortigiano ist ein Buch, das nirgends auf die bloße Form oder Formel, überall auf den Inhalt der Dinge hinausstrebt. Leider müssen wir uns hier darauf beschränken, die Hauptergebnisse jener Disputationen in möglichst fertige Form zu bringen. Dahin gehört vor allem die vorbehaltlose Lehre: Die Bildung der Frau soll der des ihr ebenbürtigen, auf gleicher gesellschaftlicher Stufe stehenden Mannes entsprechen. Weiter: die Frau soll von den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft und Litteratur, sowie der Kunst, falls sie diese nicht selber ausübt, so viel Kenntnis besitzen, um selbständig und treffend darüber urteilen zu können — unsere schnellfertig kritisierende Gegenwart macht sich gewöhnlich gar nicht klar, wieviel dazu gehört, selbständig und treffend zu urteilen und überhaupt zu einem Urteil berechtigt zu sein. Tutte le cose, che possono intendere gli uomini, le medesime possono intendere ancor le donne: wohin der Intellekt und die Fähigkeiten der Männer dringen, eben dafür reichen auch die der Frauen aus. Das ist das höchst bemerkenswerte Ergebnis, wozu diesen bedeutenden Mann sein intimer geistiger Verkehr mit der Frauenwelt der Renaissance gelangen läßt! — Bescheiden suche sich die Frau mit dem zu schmücken, was sie von Kenntnissen und Talenten besitzt, und vermeide es, irgend etwas zu erheucheln und zu affektieren. Und: die gebildete Frau soll schön tanzen. Das wird im Zusammenhang mit den geistigen und ästhetischen Anforderungen besprochen. Der schöne Einzeltanz dieser Zeit ist eben nicht so sehr ein äußerliches Vergnügen in unserem Sinne, als vielmehr, gleichwie die Musik, eine schöne ausübende Kunst, eine mimische Produktion, worin gewöhnlich der Sinn eines begleitend gesungenen Tanzliedes zum Ausdruck gebracht werden sollte.

Schönheit ist für die Frau wichtiger als für den Mann, „denn in Wahrheit fehlt viel der Frau, welcher Schönheit fehlt". Man weiß, wie groß das Recht war, welches die Renaissance der Schönheit einräumte, und in wie weitgehendem Maße unter Umständen dieses Recht für souverän gegenüber anderen Gesetzen erklärt wurde. Der Frau, fährt der Cortigiano nach obigem fort, ist es daher nicht nur erlaubt, sondern auch Pflicht, sich ihrer Schönheit zu widmen und sie zu pflegen, jedoch ohne daß dies für andere auffällig wird. Im übrigen soll die Schönheit kein bloß physisches Etwas sein, sie ist ein raggio divino, ein Strahl des Himmels, und verliert ihren Wert, wenn sie mit einer unwürdigen Trägerin verbunden ist.

Durch ihre Kleidung soll die Frau sowohl Leichtfertigkeit als Eitelkeit vermeiden, vor allen Dingen aber Ungeschmack. Mit Witz vereinige sie Diskretion, mit Züchtigkeit freundliches Wesen, und sie mache nicht sogleich zu jedem freieren Wort eine sauere Miene.

Von größtem Interesse ist es, wie über die „Gleichheit“ von Mann und Frau im Cortigiano zwei verschiedene Anschauungen zur Erörterung gelangen. Die eine vertritt bezeichnenderweise die kahle Gleichartigkeit und fast Unterschiedslosigkeit beider Geschlechter. Die andere, feinere, die eigentliche Meinung des Castiglione, wird in diesen fingierten Disputationen einem der wichtigsten Teilnehmer, dem Giuliano dei Medici, in den Mund gelegt. Sie führt in Gegensatz zu jenem Radikalismus aus, daß keineswegs alles, was für den Mann paßt, auch für die Frau sich schicke, und wie diese von manchem in tutto aliena sein, sich völlig fern halten müsse. Da auch Giuliano intellektuelle Unterschiede nicht anerkennt, bezieht er sich hier auf die mehr äußerlichen Dinge. Er sagt z. B.: „In ihrem ganzen Auftreten, ihren Worten, Gesten, in ihrer Haltung muß die Frau vom Manne ganz verschieden bleiben, und wie jenem Männlichkeit wohl ansteht, so der Frau eine sanfte Feinheit; jede ihrer Bewegungen soll von dolcezza und zarter weiblicher Anmut sein. Insonderheit in körperlichen Übungen und Leistungen soll sie sich dem Manne **nicht** gleich stellen wollen. Letzterer Widerspruch kehrt mehrfach bei Castiglione wieder und ist die offenbar nicht selbstverständliche Absage an eine entgegengesetzte Meinung. Aber, so verwahrt er sich wieder, deshalb halte man nicht etwa die Frau im geringsten für weniger vollkommen als den Mann; die körperliche Überlegenheit des letzteren ist ein argomento di pochissima perfezione.

Das, was Castiglione so beflissen ablehnt, könnte allerdings auch durch die Dichtung jener Zeit als deren Anschauung erwiesen scheinen. Nämlich durch die romantischen Epen, von denen als erstes bedeutendes, zu Fortsetzungen und Nachahmungen anregendes Beispiel der verliebte Roland des Bojardo zu nennen ist. Denn hier geleitet uns der Dichter, ebenso wie später Ariost und Tasso, durch eine farbenprächtige Welt der Wunder und der Abenteuer, in die wir eine Anzahl von kühnen, schönen Frauen hineingestellt finden, welche in krafttrotziger Jugend, gepanzert und schwertgegürtet, den Waffenkampf für ein selbstgewähltes Dasein der herben, höchstgesteigerten Unabhängigkeit



Abb. 9. **Bildnis der Roxane.** Fragment aus dem Gemälde Soddomas „Die Hochzeit Alexanders mit Roxane“ im Palais Farnesina zu Rom.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

führen. Unzweifelhaft haben die männischen Frauenschöpfungen der Epen für viele Zeitgenossen etwas Wirklichkeitsberechtigtes, etwas Logisch-Ideales gehabt, weshalb Castiglione so geflissentlich das Wesen der feiner organisierten Frau gegen diesen Superlativ der Phantasie verwahrt.

Wogegen er sich eben überhaupt wehrt, das ist ein eigentliches Kopieren der Männer durch die Frauen. Ein solches würde auch, deutet er mehr an, als er es ausführt, ein Denkfehler im Sinne jener Renaissanceanschauungen sein, die alles Gewicht auf die geeignete Ausbildung jeder einzelnen Individualität zur Selbständigkeit legen. Ihr Standpunkt ist vielmehr ein ganz anderer, und hier berühren wir wieder wörtlich die Ausführungen des Cortigiano: Das Weib steht dem Manne von Natur nicht nach, es braucht ihn deshalb auch nicht in seiner Sonderart nachzuahmen und erreichen zu wollen. Beide Geschlechter sind zu gleichem, aber je für sich zu eignem und eigenartigem Recht von der Natur geschaffen. —

Es wäre Versteckspiel, das Verhältnis der Renaissance zum Sittengesetze nicht zu behandeln. Ich schicke voraus: die Renaissance stellt sich in moralischer Hinsicht überhaupt auf den entgegengesetzten Standpunkt wie wir. Uns gilt in Sitte und Rechtsleben als Höchstes das solidarische Recht der Gesamtheit; bestraft wird, wer sich an deren Ruhe und Unverletzlichkeit versündigt, und zwar wird er bestraft durch die hierfür eingesetzten Behörden der Gesamtheit. Jene Zeit kennt diesen Standpunkt noch nicht, besitzt aber auch die mittelalterliche Befangenheit in Autorität nicht mehr und ist in allem feindlich gegen die letztere gerichtet. Dem Persönlichkeitsprinzip des damaligen Italieners gilt voran das Recht des Einzelnen, im Handeln wie in der Vergeltung. So müssen wir es verstehen, wenn es niemandem einfällt, zum Strafrichter zu laufen, wenn die Dolche selbst bei den vornehmsten Vertretern einer hoch gebildeten Zeit so lose in der Scheide sitzen und wenn Mordanschlag und Gifttrank zu den Alltäglichkeiten gehören. Die Rache ist mein, spricht der Einzelne, und ebenso sind persönliche Zwecke etwas durch die schrankenlose Geltung des Ich geradezu legitimiertes. Man fragt nicht, ob diese Zwecke gut oder böse sind, sondern ob Gedanke und Kraft dahinter stehen. Man kennt nicht jene negative Moral, die im



Abb. 10 Laura Dianti, die Geliebte des Herzogs Alfons von Ferrara. Gemalde von Tizian im Louvre.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.



Abb. 11. Allegorie von Tizian, allgemein „Himmlische und irdische Liebe" genannt.
Gemälde in der Galerie Borghese zu Rom.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Unterlassen schon Verdienst findet, und man schätzt niemanden weniger als den bloßen Durchschnittsmenschen, gegen den nichts Nachteiliges vorliegt, aber über den weiter auch nichts zu sagen ist. Man fragt nie: Unter welche Strafrubrik gehört es, sondern immer nur: Warum ist es geschehen und in welchem Kausalverhältnis steht es? Die jedesmalige Sachlage ist alles, und für die Frau gilt dasselbe wie für den Mann. Die Gefahr, in Mißkredit zu kommen, ist nur vorhanden, wenn brutal oder plump vorgegangen wird. Vorhandene Veranlassung, Klugheit, kühnes Arrangement, novellistische Durchführung erheben in den Augen damaliger Zeit auch die Gewaltthat und das landläufig Verbotene zum Kunstwerk, entkleiden sie des Unrechts, und eine kunstvoll durchgeführte Vergeltung, eine bella vendetta, zumal wenn sie einer Frau gelungen ist, erntet allgemeinen Beifall und entzückt im Munde der Wiedererzähler allgemein die bewundernden Hörer.

Zu richten über diese Übermenschenmoral der Renaissance gehört ebensowenig hierher, als sie anerkennen und preisen zu wollen. Aber geschichtlich verstehen dürfen und sollen wir sie. Und ferner müssen wir der Renaissance zugestehen: man war schonungslos aufrichtig gegen sich selbst und gegen andere, man erlog nichts und wollte nichts beschönigen. Wenn wir unseren Kindern sagen, kein Vergehen sei so schlimm wie die Lüge, so müssen wir analog das wenigstens für jene Zeit in Anspruch nehmen: daß sie sich frei von der gesellschaftlichen Lüge und von konventioneller Heuchelei erhielt.

Somit wird man es richtiger verstehen, wenn manche Frau jenes Zeitalters kein Verbrechen darin sieht, an dem Manne Vergeltung zu üben, der ihr die Treue bricht. Denn allerdings widersprach jene Männerwelt kaum in irgend etwas so ausgiebig unseren Moralbegriffen, als bezüglich des sechsten Gebots. Zwar warnt Castiglione: Keuschheit sei der Frau notwendiger als dem Manne. Aber doch begründet auch er das nur so: weil bei ihr aus dem Gegenteil sehr viel mehr Unheil zu entspringen pflege. Also nicht etwa, weil er über sie grundsätzlich einen stärkeren Zwang verhängen will. Bisher hatte der Mann unbedingte Treue der Frau verlangt, aber sich selber Freiheit vorbehalten; das Christentum hatte einen gleichwertigen Anspruch der Frau nur sehr mangelhaft durchsetzen können. Die Renaissance erhebt früh den Grundsatz, daß, wer das Vertrauen der Ehe bricht, auch die Sittsamkeit des anderen Teils verscherzt und daß Treue nur durch Treue verdient wird. Dies ist der sittengeschichtliche Schlüssel zu manchen Vorgängen jener Zeit, die uns anstößig erscheinen, und mit Recht, da sie eben zunächst nur die negative Seite der Neuerung, die Kehrseite der Medaille, darstellen. Es darf ferner nicht verschwiegen werden, daß auch sonst die weitgehende Freigabe der Persönlichkeit und der individuellen Selbstbestimmung mancher Verirrung auf sittlichem Gebiet den Weg erweitert und scheinbar frei gegeben hat. Aber wir dürfen

hinzufügen, daß dieser Vorwurf die wirklich hervorragenden Persönlichkeiten unter den Frauen nicht berührt und daß dieselben Grundsätze und Durchgangsstadien als Schlußergebnis die wertvollste positive Frucht gezeitigt haben. Denn indem das Zeitalter sich fortschreitend vervollkommnete, hat es auch die Moral der Männerwelt segensreich umgestaltet und leitet insofern unmittelbar hinüber zum XVI. Jahrhundert, welches im großen und ganzen eine Zeit wahrhafter Ehrbarkeit genannt zu werden verdient.

Mit dem allgemeinen Verlangen nach voll entwickelter und ausgereifter Individualität hängt es auch zusammen, wenn die Renaissance für die jungen Mädchen keinen Platz im bewegten Leben hat. Hierin verharrt sie also innerhalb der hergebrachten romanischen und mittelalterlichen Sitte. Die Anmut heranwachsender Jugend, die träumerische Zartheit des sich noch formenden Gemüts kann für ihren superlativischen Geschmack nur geringere Anziehungskraft besitzen. Die vollkommene Stufenleiter der Empfindungen hat nur die verheiratete, blühende, voll erwachsene Frau durchlaufen, und sie allein ist es daher, die diese häuslichen und geselligen Zirkel belebt und verschönt.

Nie unterläßt, um darauf noch einmal zurückzukommen, der maßgebende Geschmack eine bestimmte Verwahrung, die wir schon flüchtig in den Worten des Cortigiano gestreift haben. Keine andere weiß so sehr wie diese überall ästhetisierende Zeit weibliche Schönheit zu verstehen und zu würdigen, aber sie hätte die Palme der Bewunderung niemals der bloß äußerlichen, innerlich aber leeren oder gewöhnlichen Schönheit gereicht, sondern nur der zugleich auch in Seele und Geist harmonisch durchgebildeten Frau. Ohne die Teilnahme derartiger Frauen ist freilich überhaupt kein befriedigtes Leben mehr denkbar, und nur da, wo solche walten, ist die Geselligkeit vollkommen. So schreibt sogar aus dem geistlichen Rom der Kardinal Bibbiena: die heilige Stadt sei nunmehr, d. i. am Anfang des XVI. Jahrhunderts, von Künstlern und Gelehrten so trefflich belebt, daß ihr nichts mehr fehle als ein Damenhof, um der römischen Geselligkeit die letzte Vollendung zu verleihen.

Das gleiche Ideal erreichter Entwicklungshöhe der weiblichen Schönheit betont die Kunst jener Zeit. Freilich, wie wäre es möglich, an dieser Stelle auf sie alle nur hinzudeuten, jene wunderbaren und feinen Bildnisse oder weiblichen Idealgestalten, welche die Renaissance zum Entzücken aller kommenden Zeitalter geschaffen hat! Für unseren besonderen Zweck möchte ich, an die allbekanntesten Namen mich haltend, vor allem an Lionardo da Vinci erinnern, denjenigen ihrer Künstler, welcher am feinsten individualisiert und dennoch völlig innerhalb jenes malerischen Wohllautes verbleibt, durch welchen sich die Renaissance Italiens im allgemeinen von der herben, ja harten Charakteristik der gleichzeitigen Deutschen unterscheidet (Abb. 7). Ferner möchte ich aus Lionardos Schule wenigstens den einen Bernardo Luini (Abb. 8) hervorheben und dann, als durch den großen Mailänder Meister doch auch bedeutsam mit angeregt, den Sienesen Soddoma, den Schöpfer der bräutlichen Roxane (Abb. 9). Und wie bedürfte es noch erst des Hinweises auf die Florentiner und Umbrier, auf Raffael! (Einschaltbild zw. S. 64 und 65.) Und ferner auf die im Vollgenuß des wirklichen Lebens stehenden Frauen der Venetianer, auf Bellinis Schöpfungen, auf Tizians Porträts (Abb. 10), seine ganz oder halb mythologisch gewandeten Frauen, und insbesondere auf die von Späteren als himmlische Liebe bezeichnete Gestalt, die auf dem Brunnenrand lehnend mit erhobener Linken die flammende Leuchte des amore sacro emporträgt (Abb. 11). Was wir nun überall feststellen, das ist nirgends bloße jugendliche Mädchenanmut, sondern überall erreichte und vollendete Höhe der Schönheitsentwickelung. Es würde zu weit führen, in diesem Zusammenhang von jenen großartigen Frauengestalten zu sprechen, in denen in persönlicher Steigerung jener allgemeinen Richtung Michelangelo eine fast überschrittene Reife und Lebenskraft mit dem Inhalt edler, empfindungstiefer Weiblichkeit versöhnt hat.

Es versteht sich von selbst, daß aus der gleichen ästhetischen Empfindung und Anschauung heraus, wie die Dichter und Künstler, auch die Theoretiker das Schönheitsideal der Renaissance haben formen müssen. An Formulierungen der weiblichen Schönheit konnte es nicht fehlen in einer so gern disputierenden und Thesen erläuternden Zeit. Ihnen allen gemeinsam ist der bestimmte Widerspruch, ja Abscheu gegen ein Etwas,



Johanna, Gemahlin des Connetable von Neapel. Bildnis von Raffael im Louvre.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E. und Paris.)

das dagegen in unserer neueren Zeit sich der Vorliebe des, wenn auch nicht besten, so doch des verbreitetsten Geschmackes erfreut: gegen das Niedliche. Für jene Menschen ist das Niedliche, Zierliche, das durch Knappheit Elegante bloß ein Zuwenig, eine Unvollkommenheit, etwas Unharmonisches und daher peinlich und störend. — Ich lasse, dem Vorgang Jakob Burckhardts und seines unvergleichlichen Buches „Die Kultur der Renaissance“ folgend, zum Muster einen Schilderer aus der Blütezeit der Renaissance sprechen, einen Zeitgenossen des Raffael, den Toskaner Firenzuola und seinen Traktat von der Schönheit der Frauen, Della bellezza delle donne. Seine Ausführungen verlieren sich anscheinend etwas sehr in die Einzelheiten, aber gerade so wird er uns widerum interessant und wichtig. Ich gebe das Wesentliche wieder. Das Haar, will Firenzuola, sei dicht, lockig und lang, seine Farbe am liebsten ein kräftiges, dunkleres Blond — im Gegensatz zu dem ungelockten, gesponnenen Flachsblond der gotischen Miniaturen. Es ist bekannt genug, wie die brünetten Italienerinnen, die Weiblichkeit Venedigs voran, durch die mancherlei Künste der Essenzen und des Bleichens an der Sonne es verstanden haben, dieses ideale bräunliche Gold oder in anderen Fällen ein goldenes Rot zu erreichen, jene Farben, welche uns besonders auch aus den Bildern des Palma vecchio entgegenleuchten. Die Stirn verlangt Firenzuola heiter und doppelt so breit als hoch, die Brauen bestimmt und dunkel. Das Weiße im Auge soll leicht bläulich sein; was die Farbe der Iris anlagt, so versteht er als kluger und galanter Mann, der sich überdies den Damen seiner Bekanntschaft verantwortlich weiß, ebenso viel Hübsches über die schwarzen und über die braunen wie über die selteneren blauen Augen zu sagen. — Das Ohr sei mittelgroß und bestimmt, die Nase ebenfalls bestimmt, von sanfter und gleichmäßiger Linie, nicht eigentlich eine Adlernase, die bei Frauen weniger als bei Männern gefalle; also nur wenig und fein gebogen, annähernd gerade, alles aber lieber als ein Stumpfnäschen. Der Mund soll eher klein sein, das Lippenpaar nicht zu schmal und die Unterlippe ein wenig trotzig emporschwellend — um auch dadurch ein sprechendes Bild von Selbstbewußtsein zu gewähren. Auch er preist jenes eigentümliche Lächeln um die Mundwinkel, wie es in der Malerei besonders gerne Lionardo zum Ausdruck bringt. Das Kinn sei rund, weder spitz noch platt. Die Gesichtsfarbe candido, aber nicht bianco, das heißt hell und heiter, aber nicht von der bleichen Weiße der Perlmutter oder gar der Schminke; voller Feinheit beschreibt er die Verteilung eines jeweils mit der Rundung leise zunehmenden Rot auf dem Antlitz. Der Hals soll eher lang als zu kurz sein — wie bei der melischen Venus —, dabei rund; auch er kennt und preist die feinen Schönheitsfalten eines bewegten vollendeten Nackens. Die Schultern und den Brustkasten verlangt er breit, zum Ausdruck der weiblichen Vollkraft dieser Frauen und zum deutlichsten Gegensatz gegen das schulternschmale und hüftenbreite Haremsideal nichtsthuerischer Odaliskenschönheit. Zu seiner Schilderung des zugleich feinen und stolzen Anschwellens der Büste fügt er ein begeistertes candidissimo. Der natürlichen, unverkünstelten Taille, welche uns die Bildnisse und die Kunst aufweisen, stimmt auch er unfraglich zu, wie wir einfach annehmen können und müssen; denn zu einem ausdrücklichen Widerspruch gegen die Wespentaille hatte diese schönheitsglückliche Zeit noch keine Veranlassung. Die Füße will er klein und hoch gewölbt, die Arme kräftig, bei feinem Ebenmaß und leuchtender Weiße. Die Fläche der Hand soll groß sein und ein wenig voll, die Finger aber müssen unbedingt schlank und fein sein, die Nägel um alles nicht viereckig und platt. Das sind die schönen ausdrucksvollen Hände (Abb. 15) vollgültiger Frauen, worin abermals Lionardo der unerreichte Darsteller ist.

Man sieht, das sind Anschauungen, die sich wenigstens mit unserem guten Geschmack fast vollkommen decken. Oder vielmehr bis vor kurzem deckten. Denn neuerdings ist ja die Nervosität, die physische und gesundheitliche Richtigkeit, wieder zum ästhetischen Trumpf geworden, und unsere Maler und Bildhauer fahnden nach Modellen mit „charakteristischen“ und „modernen“ Figuren. Sagte doch schon Fr. Th. Vischer einmal: „Aphrodite würde auf unseren Bällen als eine Bäuerin angesehen werden.“ Zum Glück wechselt alles auf der Welt. Auch jene Renaissanceästhetik der harmonischen Vollendung hat ihrerseits eine Moderichtung abgelöst, die gotische Formen

verlangt und den Eindruck der leiblichen Dürftigkeit, der nur einen (vertikalen) Dimension noch durch eng anliegende, verschmälernde Kleidung und selbst durch verlängernde Zuthaten, wie die Schnäbel der Schuhe, zu verstärken, die überhaupt das ganze äußere Bild des Menschen dem Ideal einer blos symbolischen, wesenlosen Erscheinung möglichst anzupassen gesucht hatte.

Dem vollkräftigen Schönheitsideal der Renaissance entsprach eine auf den gleichen Geschmack gestimmte, stattliche und prächtige Tracht. Niemals hat man mehr Wert gelegt auf die schöne und auch kostbare äußere Erscheinung, aber auch niemals in der Geschichte des Kostüms den Reichtum der Kleidung so gewissenhaft veredelt und bei aller Vorliebe für nicht beengende, weite und bauschige Kleidung sich auf seine Gleichmäßigkeit verstanden, also jedes einseitige und unharmonische Zuviel, jede Verschiebung und Entstellung des darunter befindlichen Körpers durch die Tracht auf das sorgsamste vermieden. Die volle Selbständigkeit des einzelnen wird auch hier nicht aufgehoben. Jeder trägt innerhalb natürlicher gemeinsamer Grenzen dasjenige, was ihm persönlich am besten entspricht und zu seinem Stande gehört. Auffallen und störend wirken kann nur der, welcher das individuelle Wesen seiner Persönlichkeit und ihrer Bedeutung nicht zu seiner Kleidung in angemessenes Verhältnis zu bringen das Verständnis und die Einsicht besitzt.

So sind diese Männer und Frauen damals einhergeschritten, so haben sie die italienischen Höfe belebt, so sind sie in den vornehmen Bürgerhäusern erschienen, so haben sie die glänzenden Feste der Zeit verschönt, die Triumphfahrten und Turniere, die festlichen Einzüge von Fürsten und Siegern oder vornehmen Neuvermählten, die Blumenfeste, die kirchlichen Feiern, von denen selbst in dem farbenfreudigen Italien Karneval und Prozession heutzutage nur dürftige Reste sind.

Es war die schöne Zeit, die überall, wohin das Leben drang, Anmut, Dekoration und vornehme Pracht hervorzauberte, die Reichtum mit Geist zu vermählen, diesen durch jenen zu steigern wußte, und die zu allem ein klares und logisches Verhältnis fand. Nur nicht zu aufdringlicher Halbbildung und gespreizter Geschmacklosigkeit. Und das eben ist es wohl nicht zum letzten, wodurch inmitten unserer modeängstlichen Gegenwart kein anderer geschichtlicher Begriff in dem Maße wie das Zauberwort Renaissance das sehnsuchtsvolle Verlangen wie nach einem verlorenen Paradiese, wie nach einem goldenen Zeitalter freier und schönheitskundiger Menschen erweckt.



Wie gleicht ein Tag oft einem ganzen Leben.

Wie gleicht ein Tag oft einem ganzen Leben;
Ich zog durch Höhn und rauschendes Revier,
Und war nur eines, das mir Trost gegeben:
Mit seiner Sonne zog der Tag mit mir.

Nun schläft auch er, mein leuchtender Begleiter,
Nur ich allein, ich fand noch keine Ruh'.
Und wohin geht es? Weiter, immer weiter
Der ew'gen Nacht, der unbestirnten, zu! . . .

Georg Busse-Palma.



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.



Von

Oberregisseur Max Grube.

(Abdruck verboten.)

Die Ehrensäule des deutschen Federheldentums, die alljährlich mit neuem Fleiße und neuer Gewissenhaftigkeit emporgetürmt und Kürschners Litteraturkalender benannt wird, zählt etwa 14000 deutsche Schriftsteller oder schriftstellernde Deutsche auf.

Neben jedem Namen stehen hübsche kleine Sinnbilder für die besondere Thätigkeit des betreffenden Schriftstellers. Eine Lyra zeigt an, daß er herrliche Gedichte macht, eine Feder, daß er geistvolle Feuilletons schreibt, der Theologe wird durch ein Kreuz, der Verfasser philosophischer Schriften durch drei Sterne ausgezeichnet, und so gibt es der sinnreich ersonnenen Zeichen mehr. Keines aber kehrt häufiger wieder als eine kleine Maske, die recht verschmitzt drein schaut, als freue sie sich, daß es so viele Dramatiker gibt.

Hofrat Kürschner hat mein Ansinnen, die Zahl dieser Maskenträger in seinem Almanach zählen zu lassen, höflich, aber bestimmt abgelehnt und mir anempfohlen, dies Riesenwerk gefälligst durch einen Beamten der Generalintendantur, denen er die größte Gewissenhaftigkeit zutraue, vornehmen zu lassen.

Da ich mir nun einmal vorgenommen hatte, diese Plauderei mit authentischen Zahlen zu beginnen, was immer einen gediegenen Eindruck macht und ein gutes Vorurteil erweckt, so that ich nach seinem Rate; aber der so ehrenvoll Beauftragte kam bereits nach wenigen Tagen bleich und zitternd zu mir mit der innigen Bitte, ich möge von meinem Ansinnen abstehen. Er sei schon beim Buchstaben C auf über 400 dramatische Dichter gekommen, und selbst im Traume sehe er nur lauter kleine, grinsende Larven um sich her. Mich jammerte des Ärmsten, und daher weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht, wie viele Bühnenschriftsteller es im deutschen Dichterwalde gibt.

Eines aber weiß ich, daß diese Dramatiker ihren stolzen Namen nicht zum Spaß führen.

Δραμειν heißt im Griechischen (ich habe mir's einmal vorgesetzt, im Anfang recht gelehrt zu kommen, erschrecken Sie nicht, nachher hört's auf) handeln, thätig sein, und thätig sind sie, das muß man ihnen lassen. Allein am Königlichen Schauspielhause in Berlin z. B. gehen alljährlich etwa 500 Manuskripte ein; es hat aber auch schon besonders furchtbare — Verzeihung, ich wollte sagen fruchtbare — Jahre gegeben, welche über 600 Einsendungen gezeitigt haben.

Dies ist jedoch nur ein mäßiger Teil der Dramenerzeugung in deutschen Landen, denn alle gepfefferten Ehebruchskomödien, alle rötlichen und roten socialen Schauspiele werden ja an dieser Stätte gar nicht eingereicht, von derben Schwänken und ausgelassenen Possen ganz zu geschweigen. Ich glaube, die volle Summe der in Deutschland alljährlich geborenen Kinder der dramatischen Muse ist überhaupt gar nicht festzustellen. Der Inhaber des rührigen Bühnenverlags Entsch hat mich allen Ernstes versichert, daß alljährlich an 1000 Bühnenwerke durch seine Hände gingen.

Diesen gewaltigen Zahlen der Produktion steht nur eine verhältnismäßig sehr bescheidene Ziffer der erfolgten Aufführungen gegenüber.

Wie erklärt sich dies Mißverhältnis? An welchen Klippen und Untiefen scheitern so viele dieser Versuche, das offene Bühnenmeer zu erreichen, welche Irrwege muß das Manuskript wandeln, ehe es zum ersehnten Ziele der Annahme gelangt, welche Wege hat es noch zu durchlaufen bis zur wirklichen Aufführung?

Wer kann auf alle diese Fragen Antwort geben, wer unternimmt einmal den Versuch, die Geschichte des Theatermanuskripts zu schreiben?

Ich möchte so frei sein und bitte nur von

vorneherein um Vergebung, wenn ich dabei manchmal rechts und links von dem vorgezeichneten Wege abweiche, um in die Seitenthäler einen Blick zu werfen, die sich auf unserem Pfade öffnen werden.

Eine wahrhafte und gründliche Geschichte des Manuskriptes müßte wohl eigentlich mit dem ersten Federzuge beginnen, den der Dichter auf den ersten Bogen unschuldweißen Papieres thut — aber die Weihestunden dieser Urperiode des Manuskriptes sind ja in den meisten Fällen die einzigen Freuden, welche der hoffnungsfeste Vater an seinem Geisteskinde erlebt; wir wollen sie nicht trüben, indem wir sie hier zerfasern und zergliedern. Wir beginnen daher unsere Forschung erst mit dem Augenblicke, wo der beglückte Verfasser den letzten Federstrich gethan hat und das vollendete Ganze noch einmal mit zärtlichem Blicke umfängt.

Jetzt geschieht nun leider meistenteils das nicht, was zu allererst geschehen sollte.

Dem Verfasser kommt seine Handschrift im eigentlichen Sinne des Wortes gewöhnlich so schön vor, jeder noch so krause Buchstabe erscheint ihm so sehr als ein sichtbarer Ausdruck seiner dichterischen Individualität, daß er sich nicht entschließen kann, seine Arbeit einem von der Muse nicht geküßten, schnöden Abschreiber anzuvertrauen.

Wer es irgend zu erschwingen vermag, sollte sein Manuskript drucken lassen. Abgesehen von dem unschätzbaren Vorteil, das Stück gleichzeitig an mehrere Bühnen versenden zu können, braucht es wohl nicht näher auseinandergesetzt zu werden, daß der schlechteste Druck auf dem elendesten Papier sich noch hundertmal leichter liest, als eine Idealschrift auf Velinpapier. Ob die Schreibmaschine ein leidlicher Ersatz für den Druck sei, darüber ist die Meinung der Fachleute noch geteilt. Die älteren Systeme mit ihrem blauen Druck waren freilich zu längerem Lesen nicht sehr einladend, aber die neuen, in Schwarzdruck hergestellten Kopien kommen doch, meiner Erfahrung nach, dem Buchdruck sehr nahe, wofern sie nicht auf dem bekannten dünnen Seidenpapier hergestellt sind, das angewendet wird, um mehrere Abdrücke gleichzeitig herzustellen. Die nächste Seite schimmert nun durch — freilich gibt es hierfür ein gutes Gegenmittel, indem man ein weißes Kartonblatt zwischen die einzelnen Blätter einlegt, aber es bleibt die große Unbequemlichkeit, daß man bei jedem Umblättern befürchten muß, die Seiten zu zerreißen, und außerdem ist das Manuskript schlecht zu halten, da es beständig in sich zusammenfällt. So bereitet es dem Leser lauter kleine Tücken und Unannehmlichkeiten, die ihn aus der Milde und Nachsichtsstimmung zu reißen vermögen, welche ihm jeder Autor im eigensten Interesse von Herzen wünschen muß.

Was übrigens die Abschrift anlangt, so muß sie durchaus kein Meisterwerk der Schönschreibekunst sein. Es genügt vollkommen, wenn sie von einer deutlichen und vor allem von einer nicht allzu ausgeschriebenen Hand ist. Eine etwas steile, daher dem Charakter gedruckter Typen entsprechende, sogenannte Aktenschrift ist gewöhnlich die leserlichste und günstigste; eine recht glatte, langgestreckt-flüssige Kaufmannsschrift dagegen kann den Leser manchmal zur Verzweiflung treiben.

Abgesehen von schlechter und undeutlicher Schrift — es gibt ja auch Handschriften, die von weitem bildschön aussehen und dennoch durch eine gewisse Verwaschenheit ermüden — gibt es noch allerhand Scheußlichkeiten, womit Autoren, die gegen ihr eignes Fleisch wüten, die bedauernswerten Menschenkinder quälen können, welche verurteilt sind, berufsmäßig Manuskripte lesen zu müssen.

In erster Reihe gehören dazu: blasse Tinte — auch blaue und violette Tinten haben ihre Reize —, dann kommen die Formate an die Reihe, in denen eine erschreckende Mannigfaltigkeit entwickelt werden kann.

Da gibt es Folianten, bei welchen man zur Entzifferung der obersten Zeilen ein Fernrohr verwenden könnte, und Elzevirgrößen oder vielmehr -kleinheiten, die zu beständigem Umblättern zwingen, merkwürdige Mappenformationen, in denen die Blätter einzeln und womöglich unnumeriert liegen, so daß man die größte Angst haben muß, sie durcheinander zu bringen.

Versuchen wir es, diesen Ausgeburten entmenschter Phantasie gegenüber das Bild des Mustermanuskripts zu malen, so stellt sich dieses als ein Quartheft dar (oder mehrere, dann aber eines für jeden Akt) mit mäßig starkem biegbarem Umschlage.

Ein berufsmäßiger Manuskriptenleser liest nämlich nicht nur zu Hause, sondern auch in seinem Bureau, in der Pferde- oder Stadtbahn, und wenn man auch für diesen Fall in seinem Überzieher eine sogenannte Aktentasche, auch Diebstasche genannt, hat, so gehört es doch nicht zu den Annehmlichkeiten, sich mit einigen Pfunden von Einbanddecken zu beschweren. Neuerdings haben sich bei mir einige pfiffige Autoren eingestellt, die statt des üblichen schwarzen oder braunen Umschlags gelbe, hellgrüne, blaue oder rote verwenden. Das hat den großen Vorzug, daß man sich das Manuskript besser merken kann — außerdem findet man es leichter, wenn es zurückgeschickt werden soll.

Auch das ist für beide Teile wertvoll!

Die Namen der handelnden Personen, die scenischen Vorschriften wie die Spielanweisungen müssen unterstrichen werden, damit sich der eigentliche Text klar als solcher abhebt. Die Unterlassung dieser Gepflogenheit kann leicht den Anfänger verraten und ein gewisses Mißtrauen erwecken.

Unser Mustermanuskript wäre also hergestellt.

Nun kommt der erhebende Augenblick, in welchem der Dichter es zur Post gibt, einschreiben läßt oder mit Wertangabe von 100 Mark versendet. Letzteres ist etwas billiger als einschreiben, und falls die Sendung verloren gehen sollte, was wohl noch nie geschehen ist, einträglicher, denn bei in Verlust gegangenen Einschreibpaketen vergütet die Post nur per Kilo. Es müßte schon eine gewichtige Tragödie sein, die dann ihrem vollen Werte nach ersetzt wäre.

Wohnt der Verfasser am Orte, so reicht er auch wohl sein Opus persönlich ein, es gibt auch Autoren, die deswegen eine Reise nicht scheuen.

Einen besonderen Wert hat dieser Weg wohl nur in seltenen Fällen.

Viele und namentlich die in der Theaterpraxis bewanderten Verfasser lassen ihre Arbeiten durch einen Agenten einreichen. Die Vorteile des Zwischenhandels erweisen sich auch in diesem Falle, eine Zurückweisung wird minder persönlich empfunden, der Agent weiß besser, an welcher Bühne das Werk den geeigneten Boden finden kann, und darauf kommt in Berlin z. B., wo die Theater eine Art Arbeitsteilung vorgenommen haben, sehr viel an.

Berlin hat bekanntlich jetzt eine Art Hegemoniestellung in der deutschen Bühnenwelt. Was in der Reichshauptstadt gefallen hat, wird im übrigen Reiche begehrt, obwohl es da nicht immer des gleichen Erfolges sicher ist. Den ausschließlichen Gültigkeitsstempel, den Paris den dramatischen Erzeugnissen in Frankreich aufdrückt, hat sich Berlin, ich möchte sagen erfreulicherweise, noch nicht im selben Grade erwerben können.

Nicht nur im negativen Sinne bewahren sich die anderen großen Geistesherde unseres Vaterlandes ein eignes Urteil, sie haben auch oft genug Stücken eine Goldprägung verliehen, welche in Berlin und im Reiche respektiert wurde. Beispielsweise wurde das vielgespielte „Renaissance“ in Dresden aus der Taufe gehoben, und München darf sich rühmen, in „Vasantasena“ ein poetisches Kassenstück entdeckt zu haben, das wohl über alle deutschen Bühnen ging. Sudermann hat bekanntlich sein „Glück im Winkel“ erst an vielen deutschen Theatern aufführen lassen, ehe er dies Werk in Berlin zur Darstellung bringen ließ.

Ein Stück, das seine Erstaufführung im Reiche erlebte, kann also in Berlin sehr gefallen, aber ein bei der Premiere in Berlin durchgefallenes kommt schwerlich über das Weichbild der Reichshauptstadt hinaus.

Erstaufführungen kann es überall geben, Premieren aber finden fast nur in Berlin statt. Eine Premiere ist nämlich eine erste Aufführung, bei der es sich um das Wohl und Wehe eines Werkes für die Zukunft handelt, eine Erstaufführung ist und bleibt eben nur eine erste Aufführung.

Daß es an solchen in großen und kleinen Städten niemals mangelt, dafür ist das mit Recht so gefürchtete Institut der Lokaldichter da.

Diese Species fehlt wohl in keiner Stadt, welche über ein Theater oder auch nur einen durchreisenden Thespiskarren zu verfügen hat.

Der Lokaldichter — manchmal gehört er auch zum genus femininum — ist nicht selten Professor oder wenigstens Oberlehrer, bisweilen schreibt er auch noch die Recension im Lokalblatt und zwar fast stets nicht um des schnöden Mammons, sondern der guten Sache wegen.

Ich bitte dies nicht als üblen Scherz aufzufassen zu wollen. Die Theaterkritik aus unseren Mittel- und selbst in den Kleinstädten ist gar oft nicht nur an Ausführlichkeit, sondern auch an Ernst, Sachlichkeit und liebevollem Eingehen den Besprechungen überlegen, welche die Kritik der großen Centren in fliegender Hast tagtäglich liefern muß.

Aber kehren wir zu unserem sehr verehrten Herrn Lokaldichter zurück.

Versetzen Sie sich mit mir in die Seele des armen Theaterdirektors, der am Fenster seines Bureaus steht und beobachtet, wie sich wohl unten der Verkauf an der Tageskasse gestalten will.

Da fährt er zurück, er hat eine ihm nur zu wohl bekannte Gestalt erblickt. Würdevollen Schrittes naht sie, den Dolch im Gewande, d. h. ein dickleibiges Manuskript unter dem Arme. Er trägt es offen, unverhüllt zur Schau, alle Welt mag wissen, daß der Herr Doktor mit einem neuen Stücke zum Herrn Direktor geht. Einen Augenblick denkt dieser daran, sich verleugnen zu lassen, aber ein Blick auf den Kasseneingang hat ihn belehrt, daß der „Andrang“ heut ein recht mäßiger ist, die heutige Vorstellung ist eben nicht sehr wohlwollend besprochen worden und zwar von eben dem Gewaltigen, dem Litteraturpapst von Xlingen, der da ins Theater eingetreten ist.

Es geschah gewiß nicht aus persönlicher Animosität. Wenn man ihm etwas vorwerfen will, so wäre es nur dies, daß er es nicht vermag, seinen absoluten Standpunkt zu verlassen und den Verhältnissen Rechnung zu tragen. Er vergißt, daß man in Xlingen mit anderen, minderwertigen Kunstkräften rechnen muß, als in Leipzig, wo er studiert und noch Inscenierungen von Laube gesehen hat. Er vergißt auch, daß er damals 30 Jahre jünger und leichter empfänglich war als heute. Er bringt nicht in Anschlag, daß Xlingen nicht München ist, wo er im vorigen Jahre einige treffliche Aufführungen sah. Wie hoch wird er seine Ansprüche erst stimmen, wenn er wirklich — und man munkelt stark davon — im nächsten Jahre eine Woche in Berlin zubringen sollte?

Vor einem solchen Mann darf man sich einfach nicht verleugnen lassen.

Man muß selbst die Vorlesung seines Manuskripts geduldig über sich ergehen lassen, lachen, wenn es ein Lustspiel sein soll, tief ergriffen scheinen, wenn, wie in der Regel, eine tragische Wirkung beabsichtigt ist.

Ja — die Vorlesung — gut, daß wir darauf kommen, die ist auch ein wichtiges Kapitel in unserem Thema.

Ist es von Nutzen, wenn der Dichter sein Werk vorliest?

In den meisten Fällen wird dieser Frage die Erwägung gegenüberstehen, ob des Autors Stellung in der Theaterwelt eine solche ist, daß man hocherfreut sein muß über die Ehre, mit einer höchst eigenmündigen Vorlesung überhaupt beglückt werden zu dürfen.

Betrachten wir aber die Sache principiell, so kann man im allgemeinen sagen: eine Vorlesung erreicht nur dann den beabsichtigten Zweck, wenn der Dichter nebenbei auch einige darstellerische oder deklamatorische Begabung besitzt.

Wir können für diese Behauptung einen klassischen Zeugen stellen in Karl von Holtei, der in seinen „40 Jahren“ erzählt, welche Tradition noch zu seiner Zeit über die erste Vorlesung des Wallenstein in Weimar lebendig war. Schillers schwäbisch gefärbtes Pathos hatte die Hofschauspieler nicht nur völlig kalt gelassen, sondern sogar über den unendlichen Wert der Dichtung vollkommen getäuscht. Erst als einige Tage

später einer der Künstler zufällig über das Manuskript geriet, ging ihm — Holtei nennt leider den Namen dieses Entdeckers nicht — die ganze Herrlichkeit des größten deutschen Dramas auf, und er lief herum, um seinen Fund allerorten zu verkündigen.

Vermag der Vortrag oft die Wirkung eines Werkes zu schädigen, so läßt sich aber auch das Gegenteil denken. Ich habe schon einigemale die Erfahrung gemacht, daß eine auch im äußeren sich stark auslebende Dichternatur durch ihren Vortrag, dem selbst solche Äußerlichkeiten keinen Eintrag zu thun vermochten, über die Bühnenwirkung eines Stückes geradezu hinwegzutäuschen vermochte. Dies pflegt naturgemäß am leichtesten einzutreten, wenn das Werk sich auf dem hohen Kothurn bewegt und die Macht des vom eignen Schaffen wie berauschten Dichters suggestiv den Hörer überwältigt.

Daß trotz dieser Gefahren jeder Autor bestrebt ist, seine Arbeit zunächst selber zu Gehör zu bringen, ist bekannt. Einen Vorteil hat er dabei immer: der Angelesene muß standhalten, bis das letzte Wort verklungen ist, und eine Entscheidung muß gegeben werden, so oder so.

Sonst aber plagt den armen Autor die Zweifelsangst: Wann werde ich gelesen werden, und wer liest mich?

Ja wann? Die 500 bis 600 Einsendungen müssen doch, wenn man gerecht verfahren will, nach der Reihe gelesen werden — welche Nummer hat nun unser Manuskript getroffen? — und außerdem kommen doch noch immer einige Werke von Autoren, die „hors ligne" stehen und demgemäß behandelt werden wollen.

Wer liest? — Bei größeren Kunstinstituten pflegt diese Pflicht dem Dramaturgen obzuliegen, der hier und da von einem Lesekomitee unterstützt wird.

Ach, der Dramaturg! Das ist kein beneidenswerter Mann. Sechshundert Stücke soll er jährlich lesen und beurteilen, also täglich zwei, denn zwei Monate Ferien müssen wir dem Ärmsten doch wohl gönnen.

Jeder Mensch ist bei jedem Kunstgenusse (und von einem solchen kann hier nicht immer die Rede sein) von seiner Stimmung abhängig. Wer vermöchte über die lustigste Posse zu lachen, wenn er verurteilt würde, vom Krankenlager eines seiner Lieben weg ins Theater zu gehen, wer kann nach einem fröhlichen Gelage der Braut von Messina oder dem Tasso mit Andacht lauschen?

Aber der arme Dramaturg soll immer eindrucksfähig sein, und er soll zugleich die Befähigung haben, wenn ich so sagen darf, plastisch zu lesen, der tote Buchstabe soll sich bei ihm sofort in das gesprochene Wort übersetzen, er soll zugleich Dichtung, Bühne, Schauspieler und womöglich auch das Publikum ins Auge fassen.

Zunächst wird er eines lernen müssen — und das kann er zu seinem und der Sache Heil sehr bald —: Spreu vom Weizen zu unterscheiden und die erstere mit leichtem Wurf auf der Schaufel zu prüfen.

Von Zeit zu Zeit treten auf der Bühne der Öffentlichkeit entrüstete Männer auf, welche gegen die Theaterdirektionen den nicht allerwege unbegründeten Vorwurf erheben, ihre d. h. jener entrüsteten Männer Manuskripte seien überhaupt nicht gelesen worden und die Anwendung des mit Recht so unbeliebten gedruckten Ablehnungsformulars sei die schnödeste Frivolität und Ungerechtigkeit, die sich überhaupt denken ließe. Die entrüsteten Männer können ihre Behauptung gewöhnlich beweisen, denn sie haben mit großer Klugheit ein paar Seiten ihres Manuskripts zusammengekleistert oder geheftet, und die Blätter klebten noch aneinander und die Heftfäden waren nicht getrennt, als das Werk zu seinem Urheber zurück- — sagen wir: gekehrt wurde.

Diese nicht wegzuleugnende Thatsache genügt, um einen Sturm der Entrüstung gegen die leichtsinnigen, gewissenlosen Bühnenleitungen und gegen ihre Organe zu entfesseln, und das Publikum, das solche Schandthaten „gedruckt in diesem Jahr" liest, entsetzt sich gebührendermaßen.

Ich will nicht leugnen, es mag hier und da vorkommen, daß bei der Prüfung des Manuskripts nicht mit der gehörigen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit verfahren wird — den Schaden davon trägt der zur Prüfung Berufene, denn irrt er, so irrt er sich selber und ein anderes Theater fängt den fetten Fisch; wenn aber die meisten jener „wilden Kläger," wie Kleist im Käthchen von Heilbronn sagt, ihrer Klage nur einige Stichproben ihrer Werke mitgeben möchten, so würde das allgemeine Urteil nicht so leicht zur allgemeinen Verdammung werden.

So hub z. B. ein großes, langes, historisches Stück, das uns eingereicht war, damit an, daß ein Kaiser — ich weiß nicht mehr, welcher es war, jedenfalls war es ein sehr alter — zu seinem Bruder folgende schönen Worte sprach:

„Nun, Bruder, gib mir einen guten Rat!
Es ist für mich doch eine schwere That,
Daß mich bisher nicht die Geschichte ehrte.
Doch bin ich so, daß ich dies je begehrte?"

Konnte dieser bescheidene Kaiser nun wohl begehren, weiter gehört zu werden?

Da las ich, oder um der Wahrheit die Ehre zu geben, begann ich neulich einen Jugurtha zu lesen, oder war es ein Masinissa oder eine Sophonisbe? — diese armen Leute und viele ähnlichen Schlages wandeln rastlos im deutschen Dichterwalde um und werden nicht zur Ruhe kommen bis zum Weltende, bis zur großen Eisperiode, wo endlich auch alle Tinte einfrieren muß.

Jenes Drama begann also:

„Schon graut im fernen Ost der ferne Tag,
Es hat der Hahn bereits den ersten Kräh gethan."

Glauben Sie, daß ein solcher Anfang ermutigend zum Weiterlesen wirkt? Hat da nicht jeder auch nur litterarisch angehauchte Mensch das unabweisbare Gefühl, hier einem Erzeugnis der mit Recht so gefürchteten Jambenspritze gegenüber zu stehen?

Die Jambenspritze ist aber ein entsetzliches Instrument, um so schrecklicher, als es von jedem, der einige Schulbildung genossen und die deutschen Klassiker gelesen hat, leicht und mühelos, wenn auch nicht gefahrlos in Anwendung gebracht werden kann.

Hier drängt sich mir die Erinnerung an

meinen teuren, unvergeßlichen, im Alter von 86 Jahren noch viel zu jung gestorbenen väterlichen Freund Karl Werder, den großen Shakespearekenner, den warm empfindenden Ästhetiker, auf, der über die Jambenschmierer in förmliche Wut geraten konnte.

„Sehen Sie," sagte er einmal zu einem sehr hoch gestellten Dilettanten, der sich — er war sonst ein sehr fein gebildeter Herr — nicht wegen seiner hohen Stellung, sondern weil er die Jambenspritze gut handhaben konnte, auch für einen Dichter von Gottes Gnaden hielt, „sehen Sie, solche Verse, wie Sie machen, die brauche ich gar nicht zu schreiben, in diesen kann ich sprechen. Das kostet gar keine Mühe.

Wo ist Parmenio? Wer sah ihn heut?
Da naht er schon! Wie steht's, Parmenio?
Sahst ihr den Feldherrn nicht? Wo weilt er wohl?
Warum erscheint er nicht? Es drängt der Feind —
Und es verzagt das Heer, der Führer fehlt
Sein Aug' allein gewährt dem Krieger Mut,
Und grade jetzo will es uns nicht leuchten."

In solchen Versen will ich sprechen ganze Stunden lang! Nehmen sie dagegen nur den Anfang des Julius Cäsar:

‚Packt euch nach Haus, ihr Tagediebe, marsch!
Wißt ihr denn nicht, daß ihr am Werkeltage
Nicht ohne Zeichen euerer Hantierung
Einhergehen dürft. He! Wißt ihr das nicht?'

Das ist doch wohl ganz etwas anderes! Oder meinen Sie nicht?"

Der hohe Dichter meinte allerdings „nicht."

Solche Ellenversmaße muß nun der bedauernswerte Dramaturg tagtäglich abmessen, und wohl ihm, wenn er gleich nach den ersten Seiten erkennen kann, daß er zu einer Orgie des Dilettantismus zu Gaste geladen ist. Die völlige dichterische Impotenz und das litterarische Analphabetentum zu erkennen, ist ja nicht schwer. Ja, hierbei erblühen dem Vielgeplagten manchmal „Freuden über alle Freuden." Mit welcher Wonne erinnere ich mich eines Dramas, das den schönen Titel führte: „Auf Goethes Tod." Der erste Akt spielte „in der Gruft Goethes," und der „Totenwächter" führte in das Stück mit den schönen Versen ein:

„Ich bin gewohnet vieler Fremden!
Als dieser große Mann gelebt,
Da kamen Hörer aller Enden,
Verehrer, Schüler, hergestrebt.
Nun ist er tot, der allen so teuer,
Der Zudrang ist jetzt ungeheuer!"

Spielte dies dramatische Gedicht in Grüften, so kann ich ihm eins „aus den reinen Lüften" entgegenstellen. Es hieß „Ein Sängerfest auf dem Uranus." Das Personenverzeichnis führte nur „handelnde Geister" auf. Unter diesen Homer, Beethoven, Moltke, Roon und Wilhelm I. Eingeleitet wurde die Dichtung, deren erster Akt auf dem Monde spielte, durch den Geist einer Jungfrau, welche folgende schönen Verse von sich gab:

„O wie ist es doch so schön
Auf dem Mond spazieren gehn,
Und zuweilen durch sein Loch
Auf die Erde hinabzusehn!"

Glauben Sie nicht, daß dies Erfindungen von mir sind! Es ist wahrhaftigste Wirklichkeit. Ich wäre stolz, wenn ich so etwas erfinden könnte.

Am meisten Mühe und Zeit kosten die Halbtalente oder die Talente, denen Bildung und Geschmack fehlen. Von Akt zu Akt hofft man auf einen originellen dichterischen Gedanken zu stoßen, auf eine dramatische Wirkung, denn eine Ahnung davon blitzt ja stellenweise aus dem Manuskript hervor, oder der Stoff ist wenigstens nicht ganz gewöhnlich. Hat man sich aber durch alle fünf Aufzüge durchgearbeitet, so wird man meist an die Reden des Gratiano im Kaufmann von Venedig gemahnt, man fragt mit Antonio: „Ist das nun irgend was?" und antwortet mit Bassanio: „Gratiano spricht unendlich viel nichts. Seine vernünftigen Gedanken sind wie zwei Körner Weizen in einem Scheffel Spreu. Ihr sucht den ganzen Tag, bis ihr sie findet, und wenn ihr sie gefunden habt, so verlohnen sie das Suchen nicht."

Halten wir uns bei den Dramaturgen nicht länger auf — helfen können wir ihm doch nicht — nehmen wir an, der Dramaturg hätte einen weißen Raben, ein gutes Stück gefangen, der Regisseur hätte diesem Urteil zugestimmt, und der Intendant hätte sein Placet erteilt — der seltenere umgekehrte Weg kann auch stattfinden — das Werk wäre mithin angenommen.

Unser Manuskript wird nun Gegenstand eines Vertrages, durch den das betreffende Theater das Recht der Aufführung erwirbt.

Es ist bekannt, daß diese Verträge heutzutage recht einbringend sein können, und daß der Autor eines bühnenwirksamen Lustspiels in einem Jahre mehr erwerben kann als Schiller und Goethe zusammen durch ihre dramatischen Arbeiten gewonnen haben. Die größeren Hoftheater zahlen 10% der Bruttoeinnahme, die Stadttheater gewöhnlich 6%. Am meisten müssen verhältnismäßig die kleineren Bühnen abgeben. Sie erhalten von dem Agenten, der das Stück in Vertrieb hat, wofür er wieder von den Tantiemen des Verfassers gewöhnlich 10% bezieht, die Aufführungsberechtigung oft nur gegen die Zahlung eines festen Honorars oder einer Garantie auf die zu erwartenden Tantiemen.

Oft muß auch ein Theater, das ein gangbares Stück geben will, dafür noch einen oder zwei ältere Ladenhüter erwerben.

Der arme Direktor in Xlingen ist nun in einer üblen Lage. Er muß das neueste Stück, das in Berlin Erfolg hatte, von dem in allen Zeitungen zu lesen steht, bringen, das verlangen die Xlinger. Aber sie haben doch darum sich ihres Urteils nicht begeben; gar oft gefällt ihnen das Werk weniger oder gar nicht, und der Direktor hat Geld und Mühe verloren.

Wir wollen uns aber bei der ferneren Geschichte des Manuskripts, wie wir es teilweise schon bisher gethan haben, in den höheren Regionen des Theaters halten, unser Stoffgebiet würde ein zu reichhaltiges werden, wenn wir versuchen wollten, alle Schattierungen von A- bis Xlingen zu schildern.

Wir befinden uns also an einem großen Theater, von dessen Bureau aus zunächst die Notiz an alle Zeitungen geht, daß unser Werk angenommen worden ist. Hierauf geht das Manuskript in die Hand des Regisseurs über, der es „einrichtet“ und streicht — darauf kommen wir später zu sprechen — und dem Rollenschreiber übergibt.

Liegt das Stück bereits „manuscript not for sale“ als Manuskript gedruckt vor, so kauft man wohl auch eine Anzahl Exemplare und teilt diese als Rollen aus.

Für den gebildeten Darsteller, und Gott sei Dank dürfen wir zum allergrößten Teil mit solchen rechnen, ist es natürlich von größtem Vorteil, nicht nur seine Rolle, sondern stets das ganze Dichtwerk beim Studium berücksichtigen zu können. Er lernt die Reden der übrigen Personen nicht nur aus kurzen Stichworten kennen, sondern hat den Gang der Handlung stets vor Augen, immerhin läßt sich nicht leugnen, daß das mechanische Geschäft des Memorierens mittels einer Rolle leichter bewältigt werden kann.

Die jüngere Schauspielergeneration zieht heutigen Tages wohl ziemlich allgemein das Studium aus dem Buche vor, doch gibt es viele treffliche ältere Darsteller, die durchaus auf Überweisung einer Rolle bestehen zu müssen glauben. Bei Werken bewährter und bekannter Autoren, denen man von vornherein mit Vertrauen entgegensieht, werden jetzt schon die Rollen gedruckt oder autographisch hergestellt.

Die Besitzer einzelner Rollen lernen das Stück erst aus der Leseprobe kennen, aber auch wo Bücher als Rollen verteilt werden, ist die Leseprobe keineswegs entbehrlich, denn das gehörte Wort wirkt doch noch ganz anders als das nur gelesene.

Die Theatergesetze aller Bühnen enthalten drakonische Bestimmungen über die Leseprobe. Jeder Darsteller soll bereits auf der Leseprobe Herr des Wortlauts seiner Rolle sein und ist gehalten, sie mit derselben Betonung und demselben Ausdruck zu lesen, wie er sie bei der Aufführung zu Gehör bringen würde. Auch die Vertreter kleinerer Aufgaben sollen der Leseprobe von Anfang bis zu Ende beiwohnen, um ihre Stellung im Stück genau kennen zu lernen ꝛc. ꝛc.

Diese vortrefflichen und sehr wichtigen Vorschriften werden nun leider nur bei sehr wenigen Bühnen vollinhaltlich befolgt. Meist besteht die Leseprobe nur aus einem halblauten Herunterleiern der Rollen, und wer seinen Part heruntergehaspelt hat, klappt seine Rolle zu und verschwindet.

Hier beginnt schon die wichtige Thätigkeit eines guten Regisseurs, der es verstehen muß, bereits bei der Leseprobe das Interesse der Künstler zu erwecken und anzuspannen, so daß schon jetzt der ungefähre Eindruck zu Tage tritt, den die Aufführung erzielen kann. Jedenfalls wird man jetzt schon auf etwaige Längen des Stückes aufmerksam werden, falls sie nicht vorher der Streichkunst des Regisseurs zum Opfer gefallen sind.

Nach der Leseprobe muß den Mitgliedern Zeit gelassen werden, um ihre Rollen zu studieren oder wenigstens zu lernen. Inzwischen darf aber das Manuskript nicht rasten. Es wandert zunächst zum Herrn des Dekorations- und Maschinerieweseens, dem Betriebsdirektor oder sogenannten technisch-artistischen Oberinspektor.

Bei kleinen Theatern empfängt der „Theatermeister“ einfach die Anweisung des Regisseurs, denn der „fundus instructus,“ wie man seltsamerweise beim Theater die Vorräte an Dekorationen, Requisiten und Kostümen manchmal nennt, pflegt dort nicht so reichhaltig zu sein, daß man ihn nicht nach einigen Vorstellungen übersehen und im Gedächtnis behalten könnte. Anders steht es natürlich bei den Bühnen, in deren Kreise zu bewegen wir uns vorgenommen haben. Da lagern in großen Magazinen unzählige Prospekte, Coulissen und Satzstücke, in den sorgfältig geführten Registern, unter den vielen Skizzen kann sich nur der Chef des Ressorts zurechtfinden. Abgesehen jedoch von dieser Beherrschung des äußeren Apparates, walten Männer, wie Brandt in Berlin, Lautenschläger in München und andere ihres Amtes auch mit künstlerischem Feingefühl; erst aus der genauen Kenntnis des darzustellenden Werkes entwickeln sie ihre dekorativen Pläne.

Das Gleiche gilt von dem Maler, dem bei großen Bühnen das Kostümwesen unterstellt ist. Auch er muß das Stück gelesen haben, um das Zeitkostüm zu bestimmen, und die Charakteristik der Personen kennen lernen, um sie entsprechend kleiden zu können.

Da gibt es nun lange Konferenzen zwischen diesen Vorständen und der Regie, welche die Grundstimmung des äußeren Rahmens der Darstellung genau festzustellen hat.

Jetzt wandert das Manuskript an die unteren Ressortvorstände, an den Inspizienten, welcher das Scenarium ausziehen muß, das übersichtliche Verzeichnis aller Scenen des Stückes, die Stichworte für die auftretenden Personen, sowie für Geräusche hinter der Scene, für die Beleuchtungseffekte u. s. w. Gewandte Inspizienten inspizieren wohl auch aus einem gedruckten Buche, wofern ein solches vorhanden; es ist dies aber nicht leicht, da es eine große Übersicht erfordert. Das Berliner Schauspielhaus ist in der glücklichen Lage, in Herrn Rupprecht einen Inspizienten zu besitzen, der beinahe alle Stücke aus dem Kopfe inspiziert, was ihm freilich so leicht keiner nachmacht.

Der Requisiteninspektor muß das Buch auch haben — Sie sehen, das arme Manuskript bleibt in unausgesetzter Bewegung.

Und die Wanderschaft ist noch nicht beendet, denn nun kommt noch der Bittgang zur Censur, von der nur die Hoftheater befreit sind.

Wenn das Stück jetzt das große Glück haben sollte, verboten zu werden, so muß es wieder auf die Reise zu den anderen Behörden, die noch ein Wort mitzusprechen haben. Es gerät in den sogenannten Instanzenzug. Daß dieser gerade kein D-zug ist, dürfte männiglich bekannt sein; erst nach häufigen Stationen kommt der beneidenswerte Direktor in den Wiederbesitz des natürlich schließlich dennoch freigegebenen Stückes, das durch die ganze Prozedur im vornhinein zum sicheren Kassenmagneten gestempelt worden ist.

Endlich, endlich ist das Manuskript ganz heruntergekommen, nämlich von der Tischhöhe, auf der es bisher gehandhabt wurde, bis zum Fußboden der Bühne, auf welchem das kleine Pult des Souffleurs steht.

Es verliert hier, meist nochmals abgeschrieben und in handlichem Quartformat sauber eingebunden, seinen Namen, es wird zum „Soufflierbuch," und wir könnten Abschied von ihm nehmen, wenn es nicht seinen Manuskriptcharakter insofern beibehielte, daß noch mannigfache Veränderungen mit ihm vorgehen.

Auf der Probe stellt sich nämlich noch die Notwendigkeit manchen neuen Strichs, aber oft auch manchen Zusatzes heraus; manchmal muß sogar ein Strich zur gewaltigen Freude des Autors nachträglich wieder „aufgemacht" werden.

Die Aktschlüsse gestalten sich voller und runder, oder sie werden immer feiner und zarter, bis sie, wie Carlos im Clavigo sagt, „so höslich ausgehen wie Bettlerlämpchen," was bei den ganz „Modernen" für die höchste Kunst gilt.

Selbst nach der Generalprobe haben schon die bedeutendsten Autoren noch durchgreifende Änderungen an ihrem Manuskript vorgenommen.

Erst mit der ersten Aufführung tritt Ruhe ein; freilich oft die „Ruhe eines Kirchhofs." Die Änderungen, die nach einer Erstaufführung noch gemacht werden mußten, haben noch selten das Schicksal eines Werkes gerettet.

Nun endlich ist das Manuskript geworden, was es werden sollte: ein Theaterstück. Diesem erblühen neue Schicksale, aber beendet ist die Geschichte des Theatermanuskripts.



Aus unserer Studienmappe:



Schwälmer Weber am Spulrad.
Studie von W. Thielmann.



Beim Wirt zum goldnen Tropfen ...

Von
Ernst Muellenbach.
Vignette von E. Hirsch.

Beim Wirt zum goldnen Tropfen, wer kehrte da nicht ein?
Der sitzt ja selbst im Garten und trinkt vom eignen Wein.
Am Rhein, im Kirschengarten, da trinkt sich's gut im Mai'n:
Ein Wind spielt in den Zweigen, da hebt es an zu schnei'n.
Da flockt es lind und duftig auf Haupt und Hand herab,
Mit jungen Blüten schmückt sich mein dürrer Wanderstab.

Der Wirt zum goldnen Tropfen ist noch vom alten Schlag,
Der nichts von Etiketten und Weinkart' wissen mag.
In seinem großen Keller führt er zwei Sorten nur:
Den einen braut er selber, den andern die Natur.
Den einen für die Fremden — sie werden durstig sein;
Den andern trinkt er selber, der geht wie Öl ihm ein.

Der Wirt zum goldnen Tropfen, der allzu kluge Mann,
Schielt scheu mich von der Seite wie einen Zaubrer an.
Ich trink' ihm zu mit Lachen, unlustig hält er Schritt
Und trinkt in tiefem Sinnen drei Blütenblätter mit.
Und wischt sich von der Stirne den Schweiß und denkt: „O Graus!
Der echte schmeckt wie Dünnbier mir heut — und *der* hält's aus!"

Der Wirt zum goldnen Tropfen hat seine Kunst studiert;
Drum hab' auch ich zur Einkehr ein wenig spioniert.
Hab' revidiert den Keller mit seinem Töchterlein;
Hatt' ihr was zu bestellen, doch das bleibt bei uns zwei'n.
Geschlossen ein Vertrag ward, das Siegel war ein Kuß,
Darin stand nebst viel andrem ein Paragraph zum Schluß:
„Der Wirt zum goldnen Tropfen kriegt heut von *seinem* Wein;
Den andern trink' ich selber, der geht wie Öl mir ein."





Abb. 1. Das K. K. Gestüt Kladrub.

Ein Besuch im Gestüt Kladrub.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Mit zwölf Abbildungen nach Originalaufnahmen.

In den kaiserlichen Hofstallungen zu Wien stehen durchschnittlich 36 bis 38 höchst eigenartige Pferde einer Rasse, die sonst nirgendwo auf der Erde existiert. Sie werden in den Listen als „Staatszugpferde" aufgeführt und lediglich bei großen festlichen Ausfahrten verwendet; es sind die berühmten Prachtkarossiers des österreichischen Kaiserhofes. Ausschließlich Hengste — zur Hälfte Schimmel, zur Hälfte Rappen — gehen sie, zu Achterzügen zusammengestellt, unter schweren, reichvergoldeten Geschirren vor großen Prunkkutschen mit hoher, graziöser, ein wenig fuchtelnder Hebung der Füße in würdevollem Trabe, wie man ihn von Riesen erwartet. Denn die Riesen des Pferdegeschlechts sind sie: bis 190 cm hoch, massig in den Formen, dabei doch in allen Bewegungen einen stolzen Adel verratend.

Dem Auge des modernen Hippologen, dem, vielleicht in einer gewissen Einseitigkeit, die Formen des englischen Pferdes allezeit als mustergültig vorschweben, erscheinen die mächtigen Tiere kaum schön. Ein trefflicher Kenner, mit dem gemeinsam ich jüngst die herrlichen Stallungen besichtigte, sagte zuerst scherzend: „Das sind gar keine Pferde mehr, das sind Elefanten ohne Rüssel." Aber auch er konnte sich schließlich des Eindrucks nicht erwehren, den besonders die Schimmel unter dem Geschirr machen. Es liegt eine eigentümliche Wucht in ihrer Erscheinung, und die Originalität verleiht ihnen noch einen ganz besonderen Reiz; der gewaltige Kopf mit der fast stets stark ausgesprochenen Rammsnase wirkt geradezu bizarr (Abb. 2). Durch die Kopfform vor allem wird man auch unwillkürlich an alte Turnierbilder erinnert oder an mittelalterliche Zeichnungen und Holzschnitte mit Reiterbildnissen. In der That sind, wie schon 1833 der ausgezeichnete Kenner Graf Veltheim schrieb, diese Karossiers „wahrscheinlich die einzige Reminiscenz des alteuropäischen Ritterpferdes."



Abb. 2. Kopf eines Nachkommen des Pepoli.

Bis fast in die Glanzzeit der eisengepanzerten Ritter läßt sich denn auch der Beginn der Zucht dieser Rasse verfolgen. Als im Jahre 1552 der Erzherzog Maximilian aus Spanien, wo er an seines Vaters, Kaiser Ferdinands I., Statt als Vicekönig residiert hatte, nach Wien heim-



Abb. 3. Generale Alba XIII., Nachkomme des neapolitanischen Rapphengstes Pepoli. Kladruber Schimmel.

kehrte, setzte er, wie die Chronisten getreulich aufzeichneten, nicht nur durch den ersten Elefanten, den die fröhliche Donaustadt sah, und seine „indischen Raben", nämlich Papageien, die Wiener in Staunen und Entzücken; er führte auch eine Anzahl edler hispanischer Pferde mit sich. Und als ihm dann nach seiner Wahl zum König von Böhmen die Stände des Landes die herrliche Herrschaft Pardubitz (es gab damals noch gute loyale Stände: die Herrschaft enthielt, beiläufig bemerkt, 7 Städte und 127 Dörfer), zum Geschenk darbrachten, richtete er auf ihr, im Tiergarten zu Kladrub, mit heimischem Material das noch heute bestehende Gestüt ein.

Das von alters her berühmte spanische Pferd, aus einer glücklichen Kreuzung schwerer Schläge mit arabischen und berberischen Tieren hervorgegangen, war damals das geschätzteste Roß in ganz Europa und blieb es auch noch fast zwei Jahrhunderte. Erst als man aufhörte, das Hauptgewicht aller reiterlichen Kunst auf die Schulreiterei zu legen, als die graziösen Gangarten der hohen Schule mehr und mehr an Wertschätzung verloren und in erster Linie Schnelligkeit, „Leistung," verlangt wurde, kam der stolze Andalusier gegen das englische Vollblut in das Hintertreffen. Es wird vielleicht nicht mehr allzu lange währen, bis die Kunstgänge der hohen Schule selbst aus den Militärreitschulen und den Manegen fürstlicher Marställe ganz verschwinden, um nur noch im Cirkus bewundert zu werden; „Campagnereiten" ist ja heute die ausschließliche Losung.

Auf das spanische Pferd deuten also die ersten Anfänge der Kladruber Zucht, deren Produkte übrigens heute noch als Rasseeigentümlichkeit, nicht angelernt, „spanischen Tritt" gehen. Neben dem Andalusier gewann aber im Lauf der Zeit das italienische Pferd maßgebenden Einfluß auf das Gestüt, ja vielleicht verdankt ihm der heutige Kladruber den größeren Teil seiner äußeren Erscheinung. In Italien zog man im Mittelalter ausnehmend große, schwere Tiere, und zumal die Neapolitaner — übrigens ursprünglich zweifellos auch spanischer Abstammung — zeichneten sich durch Größe und Mächtigkeit aus. Als nun an der Wiener Hofhaltung mit der Einbürgerung des prunkvollen spanischen Ceremoniells das Bedürfnis nach wirklichen Karossiers stärker hervortrat, wurden neapolitanische Hengste angekauft und in Kladrub verwendet. Das fand noch im Ausgang des

XVIII. Jahrhunderts statt, und ein 1764 geborener, neapolitanischer Rapphengst, Namens Pepoli, kann als der eigentliche Stammvater der heutigen Kladruber gelten. Sein Enkel, General, war ein Schimmel und vererbte merkwürdigerweise, obwohl Großvater und Mutter Rappen waren, die Schimmelfarbe seinen Nachkommen; er ist der Begründer der Kladruber Schimmelstämme. Wie sonst auch in hohen Häusern führen die Schimmelhengste daher bis heute seinen Namen: Generale II, Generalissimus, Generale furioso, Generalissimus-Alba, Generalissimus-Rava 2c. spielen eine große Rolle in der Geschichte des Gestüts (Abb. 3).

Für die Rappenstämme dagegen wurde die Einführung zweier anderer Hengste italienischer Rasse maßgebend: des Sacramoso, geb. 1799, und des Napoleone, geb. 1845. Die Rappen haben den alten Typ auch nicht ganz so ausgeprägt erhalten, als die Schimmel. Seit mehr als einem halben Jahrhundert aber werden Schimmel und Rappen ganz getrennt gezüchtet, und zwar für die Zwecke des kaiserlichen Marstalls im wesentlichen bisher ohne Zuführung fremden Blutes, innerhalb der bestehenden Stämme. Es ist verwunderlich genug, daß trotz dieser fortgesetzten Inzucht das Material sich nicht sichtbar verschlechtert hat; freilich ist das, was man in Wien sieht, eben nur die Auslese, und die Gestütsverwaltung hat es in der Hand, nur die bestgebauten, gesündesten Hengste und Stuten zur Zucht zu verwenden.

Es war schon lange mein Wunsch, die Stätte der Aufzucht der eigenartigen Rasse zu besuchen, die wie ein letzter Rest vergangener Zeiten in unsere Tage hineinragt, so gar nicht zu unseren modernen Anschauungen über Wert und Zweck des Pferdes paßt und durch Eigenart, wie Seltenheit doch gleich interessant ist. Als ich im letzten Sommer in Teplitz zur Kur war, fragte ich bei der kaiserlichen Gestütsverwaltung an, ob der Besuch gestattet sei, und erhielt umgehend eine liebenswürdige Einladung. Gastfreundschaft ist — in Österreich, wie in Deutschland — eine schöne Eigenschaft aller Gestütsleiter, und der Besucher ist meist auch auf sie angewiesen, da die Gestüte fast stets etwas abseits von der großen Heerstraße liegen. Leider hat es der Gast aber nur selten in der Hand, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Er muß sich mit einem „Schön Dank!" begnügen, und dieser sei hiermit Herrn Hofgestütmeister R. Mot-



Abb. 4. Sacromoso, Kladruber Rapphengst.



Abb. 5. Einjähriges Kladruber und englisches Fohlen.

Störchen, die sich in Trakehnen heimisch gemacht haben. Und wie in Trakehnen fanden wir — bei allem Unterschied in der Zuchtrichtung — auch in Kladrub wundervoll eingerichtete Stallungen und eine wahrhaft liebevolle, überaus sorgsame Behandlung der pflegebefohlenen Quadrupeden; in jeder Beziehung tadellose Einrichtungen.

loch, der übrigens selbst Geschichte und Zucht der Kladruber Rasse in einem interessanten Buche (Wien 1886) geschildert hat, und Herrn Oberkontroleur Lisolz herzlichst ausgesprochen.

Kladrub liegt etwa halbwegs zwischen Kolin und Pardubitz in einer weiten Ebene. Als ich mit meinem Begleiter, einem befreundeten preußischen Gestütsdirektor, von der Bahnstation nach dem Gestüt fuhr — an einem herrlichen Sommertage, in einem offenen, mit zwei famosen Lipizzanern bespannnten Wagen — fühlten wir uns beide unwillführlich an Trakehnen erinnert: dieselben langgestreckten Alleen (Abb. 7), dieselben unabsehbar weiten, grabendurchzogenen Wiesengründe; nur die berittenen Pferdewärter fehlten und — die Hunderte von

Man erkennt bald, daß die Gestütsleitung über sehr ausgiebige Mittel verfügt; es ist ja nicht der allezeit sparsame Herr Fiskus, der hier Gesetze vorschreibt, es ist vielmehr das K. K. Oberstallmeisteramt. Kladrub ist nämlich nicht Staatsgestüt, sondern Hofgestüt gleich dem in dem felsigen Karst gelegenen, fast gleichzeitig begründeten Lipizza.

Der Pferdebestand beträgt im Durchschnitt etwa 500 Stück. Davon entfallen aber nur ein Bruchteil auf die Kladruber Zucht im engeren Sinne; einen breiten Raum beansprucht die „englische Zucht,“ in der edles Vollblut, vorzugsweise aber edles Halbblut gezogen wird; endlich erhält Kladrub alljährlich eine beträchtliche Zahl Lipizzaner, vierjährige Stuten, die hier



Abb. 6. Zweijähriges Kladruber und englisches Fohlen.



Abb 7. Heimkehr von der Weide ins Gestüt.

ein Jahr lang gleichsam in Pension sind, bis sie an den Hofmarschall abgegeben werden. Es ist also ein überaus vielseitiges Bild, das sich vor uns entrollt — vielseitiger, als in der Mehrzahl der mir bekannten Gestüte.

Man muß jedoch stets im Auge behalten, welche Sonderzwecke dem Gestüt vorgeschrieben sind. Es dient nicht, oder doch nur in beschränktem Maße, der Landespferdezucht, es züchtet nicht auf den Rennbetrieb hin, denn die Zeiten, in denen der schwarz-gelbe Dreß von Kladrub auf den österreichischen Bahnen gefeiert wurde, schlossen schon 1877. Heute sind es lediglich die Forderungen des Marstalls, welchen das Gestüt wie mit seiner Kladruber, so auch mit seiner englischen Zucht zu entsprechen hat. Und wie der Hofmarschall von den eigentlichen Kladrubern nur mächtige Karossiers, nur Rappen und Schimmel, erhalten will, so verlangt er von der englischen Zucht edle, nicht zu leichte, gängige Pferde des Reit- und Wagenschlages, die nicht über 167 cm

groß sein dürfen und die ausschließlich Braune ohne oder doch nur mit ganz geringen Abzeichen sein müssen. Diese besonderen Wünsche des Hofmarschalls haben dem Pferdematerial ohne Zweifel ihren Stempel aufgedrückt; man scheint, von den reinen Kladrubern abgesehen, im Laufe der Jahrzehnte ein wenig stark herumprobiert zu haben mit englischem Vollblut, mit Lipizzanerhengsten, mit einem, übrigens ausgezeichneten normannischen Hengste Rozma, in dessen Adern Noniusblut rollte; auch einen Trakehner Halbbluthengst finden wir lange Jahre in Kladrub thätig.



Abb. 8. Fohlenhof Franzenshof.

Aber ich schreibe hier nicht für ein hippologisches Fachblatt, und die Feinheiten der Blutmischung dürften meine Leser kaum interessieren. Wandern wir lieber zunächst einmal durch die Ställe der Mutterstuten, die auf dem Gestüt selbst untergebracht sind. Lustig treiben sich zwischen ihnen die ganz jungen Fohlen umher, zutraulich noch wie echte Kinder. Aber welch ein Unterschied zwischen den ersten Kladrubern und denen, in welchen englisches Blut pulst! (Abb. 5). Während diese schon im zarten Alter durch Anmut und Zierlichkeit auffallen, ist das Kladruber Füllen fast abschreckend häßlich. Unendlich plump ist der Leib, dessen Schwere die oft säbelförmigen Beine kaum zu tragen vermögen; der massive Kopf sitzt auf einem ganz kurzen Halse. Schön sind nur die klugen Augen, aber merkwürdig unansehnlich wieder das Haarkleid, dunkelgrau bei den Schimmeln, matt, bisweilen ins Rötliche spielend bei den Rappen. Alles in allem genommen, begreift man kaum, wie aus diesen, gelinde gesagt, garstigen Tierlein etwas anderes werden könnte, als allenfalls schlechte Fuhrmannsgäule.

Und dieser Eindruck hält an, wenn man draußen auf den weiten Grasebenen die englischen und Kladruber ein- und zweijährige Fohlen gemeinsam weiden sieht (Abb. 6). Auch des gröblichsten Laien Blick muß sofort bei jenen die elastische Grazie der Körperhaltung, die leichten Gänge bewundern, und nicht nur der Laie steht kopfschüttelnd vor den Kladrubern mit den schwerfälligen eckigen Gliedern und den plumpen Bewegungen.



Abb. 9. Stallungen im Fohlenhof Franzenshof.

Das sollen die berühmten Karossiers der kaiserlichen Hofburg werden? Das sollen die letzten Nachkommen des alten, stolzen

Ritterpferdes sein? Unmöglich — ganz unmöglich!

Wenn man dann aber auf dem Fohlenhof Franzenshof (Abb. 8—10) die Dreijährigen sieht oder in Kladrub selbst die Vierjährigen, die, hier schon eingefahren, für ihren späteren Dienst in Wien vorbereitet werden, welch ein anderes Bild plötzlich!

Die häßlichen, ungelenken Fohlen haben eine vollkommene Verwandlung erfahren. Ihre Formen haben sich gerundet, sie überragen jetzt schon das gleichalterige Halbblut mächtig; die Haltung ist stattlich, der Gang schauliches Pferdeleben bis an das Ende ihrer Gebrauchszeit führen. Und sie halten, unter den gegebenen Verhältnissen wenigstens, lange aus; im 7. Jahre auf der Höhe ihrer Entwickelung, bleiben sie bis zum 20., ja 24. Jahre leistungsfähig.

Höchst interessant ist auch ein Vergleich der Angehörigen der alten Kladruber Rasse mit den Lippizzanern, die alljährlich nach dem böhmischen Gestüt gesandt werden, um hier einen einjährigen Kursus durchzumachen, ehe sie als leichte Wagen- und Reitpferde an den Hofmarstall gehen. Die Lippizzaner



Abb. 10. Drei- und vierjährige Kladruber auf der Weide.

kraftvoll geworden, das Mißverhältnis des originellen schweren Kopfes mit der Ramsnase zu dem übrigen Körper erscheint fast ausgeglichen, die Behaarung der Mähne und des langen starken Schweifes ist wunderschön. Auch die Farbe hat sich bereits wesentlich verändert: das schmutzige Grau der Schimmel wandelte sich in ein herrliches Silberweiß, und die Rappen beginnen ihr glänzendes, fleckenloses Tiefschwarz zu zeigen. Noch ein Jahr in steter Pflege und Arbeit, und die Hengste können als wohlkonditionierte Paradepferde nach Wien abgehen, wo sie, glaube ich, ein recht be- — fast ausnahmlos Schimmel (Abb. 11) — sind der Abstammung nach den Kladrubern nahe verwandt; auch sie sind spanisch-italienischen Ursprungs, aber es ist ihnen wiederholt ziemlich viel arabisches Blut zugeführt worden. Indessen macht es das wohl nicht allein, daß sie trotz der gemeinsamen Abstammung sich so deutlich von ihren Verwandten unterscheiden; die ganze Art der Zucht ist bestimmend. Die prächtigen Tiere zeigen zwar auch den charakteristischen Ramskopf, aber er, wie ihre ganze Erscheinung ist für unser Auge unvergleichlich edler, schöner, als bei den Enkeln von Pepoli, Generale, Saero-



Abb. 11. Neapolitano montenegrina a. d. Bona, Lippizzaner Hengst.

licher Leistungsfähigkeit; vielberühmt sind die Lippizzaner Hengste, die in der spanischen Schule in Wien ausgebildet werden, weitgesucht die Karster Stuten als Wagenpferde: wenn das Hofmarschallamt seine Frühjahrsauktionen abhält, erzielen sie stets die höchsten Preise, und es ist keine Ausnahme, daß 3000, ja 4000 Gulden für ein Paar Lippizzaner bezahlt werden. Der Karster ist ein Gebrauchspferd erster Klasse, der Kladruber gewissermaßen ein historisches Roß, das uns vergangene Zeiten wieder vor die Augen ruft;

moso. Mittelgroß und langgebaut, zeigen sie einen stolz aufgesetzten Hals, einen kräftigen Rücken, eine mächtige Croupe mit stolz getragenem Schweif und vor allem Beine und Hufe wie aus Eisen und Stahl. Auf den felsigen Hängen des Karst erzogen, an Wind und Wetter gewöhnt, sind sie von robuster Gesundheit und ganz außerordent-

er ist nur möglich vor den schweren Prunkkutschen eines fürstlichen Hauses, und er wird nur gezüchtet zu Diensten eines altwürdevollen Ceremoniells, aus Tradition und Pietät. Für den Pferdefreund aber bleibt er eine interessante Erscheinung; man staunt ihn an wie der moderne Weidmann Mitteleuropas den Elch in einem zoologischen Garten.



Abb. 12. Englische und Kladruber Stuten vor den Stallungen.

Wie Spanien seine Kolonien verlor.

Von

Dr. Alfred Franz.

(Abdruck verboten.)

Als im Jahre 1892 ganz Spanien im Festestaumel war und die Königin-Regentin inmitten eines glänzenden Kreises von Vertretern aller Nationen unter dem Donner der Kanonen von Kriegsschiffen aller Staaten in Huelva das Andenken des Kolumbus feierte, dachte wohl niemand, daß damals das Ende der ganzen Kolonialherrlichkeit so nahe bevorstehe! Heute ist kaum mehr daran zu zweifeln, daß binnen kurzem Spanien wieder allein auf sein europäisches Gebiet beschränkt sein wird und von Glück sagen kann, wenn ihm der mächtige Feind wenigstens noch ein paar Inseln an der westafrikanischen Küste oder in der Südsee läßt! Ein großartiges und denkwürdiges Kapitel der Weltgeschichte kommt auf diese Weise zum Abschluß. Wir erleben nicht allein das Ende des größten Reiches, das je auf unserem Planeten bestanden hat, sondern wir wohnen auch dem Ausgang des jahrhundertelangen Kampfes zwischen der romanischen und angelsächsischen Rasse um die Weltherrschaft bei! Eine neue Ära beginnt, deren Ereignisse noch niemand vorauszusehen, ja nur zu ahnen vermag.

Vor dreihundert Jahren war Spanien der Herr der gesamten nichtchristlichen Welt. Nachdem Philipp II. den portugiesischen Thron mit seinem eignen vereinigt hatte, hielt seine Hand das Scepter über beide Erdhälften, welche das Papsttum zu Ende des XV. Jahrhunderts Spanien und Portugal zugeteilt hatte. Wer ohne Erlaubnis der spanischen Regierung über See fuhr, machte sich damit eines schweren Verbrechens schuldig und hatte, wenn er ihren Kreuzern in die Hände fiel, das Schlimmste zu fürchten. Ostindien, Ostasien, Afrika und Brasilien waren damals von portugiesischer Seite aus mit Festungen und Faktoreien besetzt, im übrigen Südamerika, Westindien, Mittelamerika, Mexiko und den Philippinen waren die Spanier die Herren. Ihre Schiffe besuchten auch gelegentlich die Ostküste des nördlichen Amerika und kreuzten zwischen den Inseln der Südsee. — Nur selten wagten englische, holländische und französische Schiffer gelegentlich einmal nach Amerika, Indien oder Afrika zu fahren und dort den Spaniern zum Trotz Handel zu treiben. Die Gefahren, denen sie sich aussetzten, waren so groß, daß sie lieber den Schrecken der Polarmeere trotzten, wo sie immer aufs neue ungeachtet aller Mißerfolge den Versuch unternahmen, im Norden Amerikas oder Asiens nach China, Japan und Indien Wege aufzufinden, auf denen ihnen die Spanier nichts anhaben könnten. Je größer aber die Reichtümer waren, welche Spanien und Portugal aus ihren Kolonien zogen, je ängstlicher sie alle anderen Völker von diesen abzusperren suchten, um so stärker wurde die Begierde der nordeuropäischen Seefahrer nach Teilnahme am Kolonialhandel. Die vom Papsttum losgesagten Holländer und Engländer erkannten den vom päpstlichen Stuhl den Spaniern und Portugiesen erteilten Rechtstitel nicht mehr an. Sie sahen in dem Anspruch Spaniens auf die Weltherrschaft nur noch eine nicht zu ertragende Anmaßung; sie nahmen es als ein Recht in Anspruch, auch ihrerseits in noch nicht von Europäern besetzten und verwalteten Gebieten Niederlassungen zu errichten. Da Spanien nicht nachgab, griffen sie zur Gewalt, und das Glück begünstigte sie. Stürme vernichteten Spaniens größte Flotte an Englands Küsten; sein fester Stützpunkt in Nordeuropa, die Niederlande, wurde ihm entrissen; es mußte dulden, daß die Holländer sich auf den Inseln des Indischen Meeres und die Engländer an der Ostküste Nordamerikas festsetzten.

Wenngleich damals, zu Anfang des XVII. Jahrhunderts, die wirklich kolonisierten Gebiete Spaniens und Portugals unangetastet blieben und die nordischen Seemächte ebenso wie Frankreich sich auf Festsetzung in noch ganz oder vorwiegend vom europäischen Einfluß unberührten Gebieten beschränkten, so war doch das Durchbrechen des spanischen Kolonialmonopols ein sehr bedeutsames Ereignis. In Spanien erkannte man das sehr wohl. Statt aber den That-

fachen Rechnung zu tragen, statt sich für alle Fälle zu rüsten, den wirklichen Besitz in Zukunft wirksam zu behaupten und die Gegner durch geschickte Maßnahmen zu entzweien und zu schwächen, ging die spanisch-portugiesische Regierung Wege, die sie in arge Verlegenheiten führten. Durch ungeschickte Maßnahmen wurden das Finanzwesen und die Wehrkraft des Staats immer mehr untergraben; die Entwickelung der Kolonien wurde durch Günstlingswesen und engherzige Absperrung aufgehalten; das Gedeihen von Handel und Gewerbe wurde durch Verfolgung aller Nichtkatholiken u. a. gehemmt. Dazu gab man England und Holland fortwährende Gelegenheiten, Spaniens Interessen durch allerlei Feindseligkeiten zu schädigen. — So kam es, daß im Laufe des XVII. Jahrhunderts schon große Teile des spanisch-portugiesischen Reichs in die Hand anderer Staaten kamen. Holland riß den größten Teil Ostindiens, Westafrika und die reichsten Provinzen Brasiliens an sich, England brachte immer weitere Gebiete Nordamerikas unter seine Herrschaft, setzte sich in Mittel- und Südamerika fest und dehnte seinen Einfluß in Indien aus; Frankreich folgte diesem Beispiel und entriß den Spaniern Besitzungen in Westindien, während es gleichzeitig seine Kolonialpolitik in Kanada und dem mittleren Nordamerika eifrig fortsetzte. — Die eigentlich spanischen Kolonien wurden bei dieser Bewegung weniger in Mitleidenschaft gezogen, als die zu Portugal gehörigen Besitzungen. Während von den letzteren der wichtigste Teil Indiens, Westafrika und das Herz Brasiliens verloren gingen, büßte Spanien nur einige westindische Inselgruppen, um die es sich seit langer Zeit kaum noch kümmerte, und kleine abgelegene Flecke im nördlichen Nordamerika ein. Den Osten Nordamerikas, wo jetzt Engländer, Franzosen und Holländer wetteiferten, hatte Spanien ja niemals thatsächlich in Besitz genommen. Der Grund dieser Erscheinung lag wohl nicht allein in dem starken Drange der nordeuropäischen Nationen nach Teilnahme am ostindischen Handel, sondern auch in der mangelhaften Fürsorge der Spanier für das mit ihnen vereinigte Portugal. Zwischen den beiden Völkern spielten so viele Intriguen und Eifersüchteleien, daß man in Spanien an manchen Stellen sich wohl sogar freute, wenn die eingebildeten Vettern immer mehr von ihrer überseeischen Macht einbüßten! Nur übersah man in Spanien dabei, daß auf Kosten Portugals andere gefährlichere Feinde groß wurden, deren Landhunger mit jeder neuen Erwerbung wuchs.

Als die Portugiesen, erbittert über die Mißwirtschaft ihrer spanischen Könige, sich 1640 losrissen und eine neue eigene Dynastie auf den Thron setzten, war ihre Kolonialmacht nur noch der Schatten des alten, die östliche Welt umfassenden Reiches. Aber was ihnen noch an Kolonieen verblieben war, wandte sich auf der Stelle von Spanien ab und schloß sich dem Hause der Braganza an. Spaniens überseeisches Reich schmolz dadurch auf die Besitzungen in Südamerika, Mittelamerika, Mexiko mit Kalifornien, Louisiana und Florida, die größeren westindischen Inseln und die Philippinen zusammen. Es stellten diese Länder noch immer ein ungeheures, unermeßlich reiches, beneidenswertes Eigentum dar, aber sie waren doch nur ein kleiner Teil des die ganze Welt umspannenden Reichs, welches Philipp II. nach der Vereinigung Portugals mit Spanien besessen hatte! Dazu kam, daß Spanien fortan nicht allein mit den Interessen Englands, Hollands und Frankreichs, sondern auch mit denen Portugals ernstlich zu rechnen hatte, die sich mit den seinen vielfach kreuzten.

Daß die spanische Regierung den veränderten Umständen wahrhaft Rechnung getragen hätte, läßt sich nicht feststellen. Sie schritt unbeirrt auf ihren früheren Straßen weiter. Hofinteressen, religiöse Gesichtspunkte, ängstliche Unterdrückung jedes freieren Denkens waren ihre leitenden Gesichtspunkte. In den Kolonien wurde der Hauptnachdruck auf die Erzielung möglichst großer Überschüsse für die Kassen des Mutterlandes gelegt. Als Quelle der Einnahmen diente fast ausschließlich der Bergbau, während der Handel und die Plantagenwirtschaft vernachlässigt wurden. Es geschah das, um keine zu große und reiche einheimische Bevölkerung in den Kolonien ins Leben zu rufen, welche eines Tages möglicherweise größere Selbstbestimmungsrechte verlangen und der Regierung Schwierigkeiten bereiten konnte. Der Bergbau in den fast durchweg dem Staat gehörigen Minen ließ sich dagegen bequem durch eingeborene und afri-

kanische Sklaven besorgen und warf sicheren Gewinn ab, ohne daß er die Zukunft der Kolonie gefährdete. Aus dieser Erwägung heraus wurden alle die Besitzungen, welche keine Mineralschätze aufwiesen, wie Argentinien, Venezuela und Westindien, vernachlässigt, in ihnen Handel und Gewerbe geradezu erschwert. Es wurden die Kolonien nicht allein unter sich, sondern auch vom Mutterlande ängstlich abgesperrt. Der Bau von Häfen und Straßen wurde unterlassen, ja es wurden wilde eingeborene Stämme absichtlich in für den Verkehr wichtigen Gebieten geduldet, um nur jede Kolonie möglichst von der Außenwelt abzuschließen. Die jährlich einmal zwischen Spanien und den Kolonien verkehrenden Schiffe durften nie mehr Waren führen, als durchaus unumgänglich war. Ihr Hauptzweck war, die in den Kolonien das Jahr über aufgespeicherten Summen sicher nach Haus zu schaffen! Daß der Verkehr mit Fremden und ihre Niederlassung, ja ihr Besuch in den Kolonien streng verboten waren, entspricht dieser Politik. Um die Kolonisten völlig im Zaume zu halten, wurden die Spanier vor allen eingeborenen Weißen, Farbigen und Mischlingen begünstigt. Man wollte das Entstehen eigner Nationalitäten verhüten und die Leute veranlassen, nur vorübergehend in den Kolonien zu leben. Den Zwecken der Regierung diente auch die fortwährende Stärkung des Klerus und der Orden, die Begünstigung der Inquisition und die Hemmung des Schul- und Bildungswesens. Die Kolonisten sollten in möglichster Unkenntnis der Welt und der modernen Ideen gehalten werden. Die Nährung steter Eifersucht zwischen den einzelnen Behörden und den verschiedenen Klassen der Bevölkerung diente ebenfalls den Zwecken der spanischen Regierung, und auch das ängstliche Geheimnis, mit dem sie alle Angelegenheiten der Kolonien umhüllte, war ein Mittel dieser Art Staatskunst.*)

Trotz aller Fehler seiner Politik hat Spanien in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts seine Kolonien im großen und ganzen behauptet. Sein schwerster Verlust war der von Jamaika an England im Jahre 1655. Die damalige Festsetzung der Engländer und später der Holländer in Surinam, sowie der ersteren in Mittelamerika war weniger fühlbar. Mit Jamaika hatten die Engländer dagegen einen Stützpunkt gewonnen, um auf die benachbarten spanischen Besitzungen einzuwirken und insbesondere einen bedeutenden Schmuggelhandel zu beginnen. Dieser englische Handel schädigte nicht allein die spanischen Kaufleute, sondern er vereitelte auch den spanischen Wunsch, in den Kolonien keine wohlhabende größere einheimische Bevölkerung entstehen zu sehen. Es fanden sich nämlich sofort überall Leute, welche gern mit den Engländern, ungeachtet der schweren drohenden Strafen, in Verkehr traten und dadurch bald zu Wohlstand kamen und andere zur Nacheiferung lockten. Bald blühte in allen Häfen der spanischen Kolonien der englische und holländische Schmuggel, und die Behörden selbst waren oft stark daran beteiligt. Überall entstand eine rege Handelslust, und mit der hermetischen Absperrung der spanischen Kolonien von der Außenwelt war es bald zu Ende.

Diese Erscheinung zeigte sich noch viel deutlicher zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts nach Beendigung des spanischen Erbfolgekriegs. Der Zweck dieses Krieges war gewesen, Frankreich mit Spanien vereint das Übergewicht in Europa und der ganzen Welt wiederzugeben. England, Holland und alle anderen Mächte sollten an die Wand gedrückt, das alte Reich Philipps II. sollte, womöglich in verbesserter Auflage, wiederhergestellt werden. Als dieser Plan auftauchte, war der Schreck, besonders bei England und Holland, nicht gering gewesen. In beiden Staaten herrschte lange eine wahre Panik, alle Papiere stürzten, die Börsen kamen ins Wanken. Doch die Franzosen waren ebensowenig wie die Spanier fähig, ihre Absichten zu verwirklichen. Die Gegner, welche ganz Europa gegen sie in Harnisch brachten, waren ihnen zu Wasser und zu Lande, im Felde wie am grünen Tische überlegen. Der Ausgang des langjährigen Kampfes war, daß Frankreich den Traum des romanischen Weltreichs für immer vergessen und Spanien sich bis zu einem gewissen Maße England unterordnen mußte. Es sah sich genötigt, den Briten den Schlüssel zum Mittelmeer, Gibraltar, auszuliefern; es mußte ihrem Handel in den Kolonien Pri-

*) Das Nähere siehe bei A. Zimmermann: Geschichte der Kolonialpolitik Portugals und Spaniens. Berlin 1896.

vilegien einräumen, wie es sie noch nie jemandem gewährt hatte, und es mußte sich endlich zu dem feierlichen Versprechen verpflichten, in Zukunft keinerlei Besitz an Frankreich oder irgend an ein anderes Volk abzutreten!

Von diesem Utrechter Frieden datiert der Niedergang der spanischen Kolonialpolitik. Blieb auch der große überseeische Besitz Spaniens bei dieser Gelegenheit und in den nächsten Jahrzehnten noch ungeschmälert in seiner Ausdehnung, vollständig Herr darin wie früher war Spanien nicht mehr. Der Handel der spanischen Kolonien kam allmählich ganz in die Hand Englands. Die spanischen Jahresflotten machten angesichts des Wettbewerbs der billigeren und besseren englischen Waren immer schlechtere Geschäfte. Die verschiedenen Versuche Spaniens, das englische Joch abzuschütteln, waren umsonst. Seine Verbote, grausamen Strafen und Zollkreuzer waren wirkungslos gegenüber den gewandten und kühnen englischen und amerikanischen Schmugglern, mit denen die Eingeborenen der Kolonien in engem Einverständnis vorgingen. Seine Flotten waren den entschlossenen englisch-holländisch-französischen Seeräubern in Westindien nicht gewachsen, und in den Kriegen von 1727, 1739 und 1761 erlitt es eine Niederlage nach der anderen. Sogar Manila und Havana fielen im Verlauf des letzterwähnten Feldzugs England in die Hände. Wenn Spanien diese wichtigen Plätze wieder erhielt und selbst den damals Florida genannten Süden des nordöstlichen Amerika nur zeitweilig verlor, verdankte es das nur dem Beistande Frankreichs, welches sich dafür anderweitig schadlos hielt.

Wohl haben einige spanische Staatsmänner des XVIII. Jahrhunderts das Bedenkliche der Lage ihres Kolonialreichs erkannt und nach Mitteln gesucht, es nach innen und außen widerstandsfähiger zu machen. Sie haben daran gedacht, mit der alten Ausbeutungspolitik zu brechen, die einheimische Bevölkerung der Kolonien mit größeren Rechten und Freiheiten auszustatten, ja diese überseeischen Reiche halb selbständig zu machen. Doch alle diese Gedanken sind unausgeführt geblieben. Am Hofe und im Klerus fand man das Bestehende ausreichend und fürchtete jede durchgreifende Neuerung. Hier hoffte man noch immer, eines Tages eine passende Gelegenheit zu finden, um den Engländern alles Erduldete heimzuzahlen und die erlittenen Scharten auszuwetzen. Als die Vereinigten Staaten ihren Freiheitskampf gegen England begannen, glaubte man, den richtigen Augenblick gefunden zu haben, und nahm mit Frankreich für die Amerikaner Partei. Nur zu bald erwies es sich aber, daß die Amerikaner in ihrem Haß gegen Spanien den Engländern nicht nachstanden und daß von ihnen nichts zu erwarten sei. Auch diese Erfahrung blieb jedoch fruchtlos. Es geschah nichts, um für die Zukunft die spanische Herrschaft in den Kolonien durch geschickte Reformen sicherer zu befestigen und die Ursachen der hier und da sich regenden Unzufriedenheit zu beseitigen.

Die französischen Revolutionskriege, in welche Spanien ganz ungerüstet verwickelt wurde, kosteten seiner Dynastie nicht allein den Thron, sondern dem Lande auch den Besitz der Kolonien San Domingo (Haïti), Trinidad, Louisiana und Florida. Argentinien wurde ihm damals nur beinahe durch ein Wunder gerettet. Der Handel seiner Kolonien geriet vollständig in die Hände Englands und der Vereinigten Staaten. Wiederholt beabsichtigte ersteres Puerto Rico, Kuba, die Philippinen und andere wertvolle Punkte anzugreifen. Das Scheitern einer großen Flotte, der hartnäckige Widerstand, den englische Truppen in Puerto Rico und Argentinien fanden, und andere dringendere Aufgaben verhinderten allein die Ausführung der englischen Absicht.

Diesen Umständen hatte es Spanien in erster Linie zu danken, wenn es nach dem Sturze Napoleons, glücklicher als Holland und Frankreich, sich noch immer des Besitzes seiner weitaus größten und wichtigsten Kolonien erfreute. Sollte man jedoch in Spanien damals geglaubt haben, daß nun die Gefahr überstanden sei und die alte Kolonialwirtschaft wieder ruhig aufgenommen und fortgesetzt werden könne, so hat sich das bald als ein arger Irrtum erwiesen. Großbritannien war entschlossen, das Pyrenäenreich nicht mehr erstarken zu lassen und dessen überseeischen Macht, welche seinen Absichten gelegentlich wieder störend in den Weg treten konnte, den Garaus zu machen. Die Handhabe zur Verwirklichung seiner Pläne fand sich bald in der

Bevölkerung der spanischen Kolonien selbst. Die Unzufriedenheit der eingeborenen weißen wie farbigen Bevölkerung mit der spanischen Wirtschaft zu Haus wie in den Kolonien hatte dort so große Fortschritte gemacht, daß es nur geringer Nachhilfe bedurfte, um überall Aufstände zum Ausbruch zu bringen.

Und diese Hilfe wurde von England wie von den Vereinigten Staaten reichlich gestellt. Geld, Waffen, Soldaten strömten von hier nicht allein den Führern der großen Revolution zu, die im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts sich abspielte, sondern beide Mächte waren auch um die Wette bemüht, die Einmischung anderer europäischer Staaten zu verhindern, Spanien wirtschaftlich wie politisch zu vernichten. Der große Bolivar, der Befreier Südamerikas, General Iturbide, der Mexiko vom spanischen Joche losriß, verdanken ihre Erfolge in erster Linie der Hilfe Englands und Nordamerikas. Dank ihnen haben die uneinigen, mangelhaft organisierten Aufständischen sich in jahrelangem Kampf vom Mutterlande loszureißen vermocht, bis die amerikanischen Kolonien Spaniens 1823 als selbständige Staatswesen anerkannt wurden. Etwa hundert Jahre nach dem Utrechter Frieden war somit das große spanische Weltreich vernichtet. Nur Trümmer der früheren Herrlichkeit verblieben noch dem aus der Reihe der Großstaaten gestrichenen Spanien: Kuba, Puerto Rico, die Philippinen nebst Nachbarschaft, eine Anzahl Inseln an der nordwestafrikanischen Küste! — England wie die Vereinigten Staaten waren bei ihrem Vernichtungskampfe gegen Spanien nicht allein vom Rassen- und religiösen Haß, sowie von Rachsucht wegen der ungezählten, gegen ihre Landeskinder von spanischer Seite verübten Grausamkeiten geleitet, sondern sie wünschten auch den immer noch gefürchteten Konkurrenten zu beseitigen und sich in überseeischen und amerikanischen Angelegenheiten freie Hand zu schaffen. Volle Befriedigung fand bei dem schließlichen Ausgange nur die Union; England dagegen, das im Stillen wohl gehofft hatte, die Vorherrschaft in den spanischen Kolonien zu erwerben und sie dann gegen die Vereinigten Staaten auszuspielen, sah sich durch die Klugheit der Amerikaner um einen guten Teil seiner Hoffnungen gebracht. Die Vereinigten Staaten gaben England ebenso wie den anderen Mächten nämlich ohne weiteres und unzweideutig zu verstehen, daß sie die Zeiten europäischer Kolonisation auf dem amerikanischen Kontinent überhaupt für abgeschlossen erachteten!

Infolge dieser üblen Erfahrung hat England seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts die spanischen Kolonialreichreste ziemlich ungestört gelassen und andere Felder für seine Thätigkeit gesucht. Um so eifriger haben seitdem die Südstaaten der Union die frühere Rolle Englands den Spaniern gegenüber weitergespielt. Nachdem sie von dem früher spanischen Besitz sich die ihren Zwecken dienlichen Gebiete Texas und Kalifornien kurzer Hand einverleibt hatten, richteten sie ihre Augen auf Kuba. Diese Insel, die früher infolge der schlechten Bewirtschaftung kaum die Kosten ihrer Verwaltung deckte, war in ungeahnter Weise emporgeblüht und warf reiche Überschüsse ab. Ihre Plantagen erwiesen sich als weit einträglicher wie die früher allein geschätzten Bergwerke, ihr Zucker und Tabak wurden in der ganzen Welt begehrt. Dieser Wohlstand war vielen Interessenten in den südlichen Gebieten der Vereinigten Staaten um so unangenehmer, als er zum guten Teil auf der in Kuba geduldeten Sklaverei beruhte, welche in Amerika mehr und mehr unterdrückt wurde. Schon in den vierziger Jahren entstanden daher in verschiedenen Städten der Union Gesellschaften, welche die Losreißung Kubas von Spanien bezweckten. Unter ihrer Mitwirkung empörten sich wiederholt unzufriedene, besonders farbige Elemente in Kuba, und es wurden wiederholte Versuche unternommen, die Regierung der Union zu bewegen, Spanien die Insel abzukaufen. Diese Schritte blieben fruchtlos, da die Empörungen leicht niedergeworfen wurden, die Bevölkerung im ganzen mit der spanischen Regierung zufrieden war und letztere an eine Aufgabe Kubas gar nicht dachte. Anders gestaltete sich die Sachlage, als Spanien infolge eines unglücklichen Versuchs, San Domingo zu Anfang der sechziger Jahre zu annektieren, die Finanzen Kubas stark in Mitleidenschaft zog und ernstliche Schritte that, um die Sklaverei auf der Insel zu beseitigen. Der Wohlstand der Kubaner wurde dadurch so beeinträchtigt, daß unter der Bevölkerung sich große Unzufriedenheit mit der spanischen Wirtschaft zu regen be-

gann. Die Feinde Spaniens in den Vereinigten Staaten benutzten diese Gelegenheit und versorgten die zu einer Empörung entschlossenen Elemente mit Geld und Waffen, unbekümmert um die heimische Regierung, welche strenge Neutralität beobachtet wissen wollte. Es brach 1868 ein Aufstand aus, welcher zehn Jahre lang dauerte und Spanien nötigte, nach und nach 145 000 Mann Soldaten nach Kuba zu senden. Trotz aller Anstrengungen erreichten die Empörer und ihre Hintermänner ihr Ziel damals nicht. Die Spanier behaupteten überall das Feld, und wenn sie schließlich den Aufständischen einen ehrenvollen Frieden gewährten und eine Anzahl Reformen einführten, geschah das mehr in der Erwartung, dadurch für die Zukunft neuen Ausbrüchen der Unzufriedenheit vorzubeugen, denn aus Not!

Es ist zweifellos, daß die spanische Regierung seit Ende der siebziger Jahre in der That manchen Bedürfnissen der Insel mehr als früher Rechnung getragen hat. Sie ist den Wünschen des kubanischen Handels sogar auf Kosten der eignen Interessen entgegengekommen und hat die wirtschaftlichen Beziehungen Kubas zu den Vereinigten Staaten in umfassender Weise begünstigt. Wenn sie Finanzwesen und Verwaltung der Insel nicht gleich durchgreifend gebessert hat, lag das wohl ebenso an dem Mangel geeigneter Organe als an der eignen Bedrängnis. Aber selbst wenn sie noch weit mehr geleistet und den Kubanern alle möglichen Freiheiten eingeräumt hätte, würde sie damit wahrscheinlich neuen Aufstandsgelüsten nicht vorgebeugt haben. War doch der Wunsch der nordamerikanischen Interessentenkreise nach Erwerbung der Insel noch immer der alte und gab es unter der farbigen Bevölkerung der Insel wie der Nachbarschaft zu viele Leute, welche nach neuen Kämpfen und Abenteuern dürsteten. Wer die Verhältnisse näher studiert hat, dem dürfte daher der neue große Ausbruch des Bürgerkriegs auf Kuba im Jahre 1895 nicht unerwartet gekommen sein. Von Anbeginn der Unruhen an trat der Einfluß der privatim am Krieg beteiligten Interessenten deutlich hervor. Täglich meldeten die Zeitungen von Hilfscorps, von Munitions- und Waffensendungen aus den Vereinigten Staaten. Immer aufs neue wurde von dieser Seite versucht, die Regierung der Vereinigten Staaten zum Eingreifen in den Kampf zu bewegen. Schließlich erfolgte denn auch — wir brauchen die Einzelheiten hier nicht eingehender zu verfolgen — die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten.

Dieser Krieg hat den im voraus zu erwartenden Ausgang genommen. Waren auch beide Teile beinahe gleich schlecht gerüstet, so verfügte doch Amerika von Anbeginn an über ganz andere Hilfsmittel als Spanien. Dieses sah sich auf Verteidigung der bedrohtesten Punkte beschränkt und wagte keinen kühnen Angriff, während die Amerikaner kurz entschlossen in Kuba und auf den Philippinen die Feindseligkeiten eröffneten, unbekümmert um Kosten und Verluste. Wohl oder übel wird Spanien sich zum Friedensschluß bequemen müssen. Daß es dabei Kuba und wahrscheinlich Puerto Rico, obwohl seine Truppen sich in beiden noch behaupten, opfern muß, ist beinahe zweifellos. Ob Amerika in einer Aufwallung von Großmut die Philippinen und die westafrikanischen Inselgruppen Spanien lassen wird, dürfte von der in den Vereinigten Staaten zum Sieg gelangenden politischen Meinung abhängen. Entschließt man sich in Washington, in die Reihe der Kolonialmächte einzutreten, dann wird man wohl nicht eher ruhen, bis Spanien auch seine letzte Kolonie preisgibt. Froh dürfte letzteres des Besitzes der Philippinen bei der Stärke der dortigen Unabhängigkeitspartei und der traurigen Lage seiner Finanzen ohnedies nicht mehr werden. —

Auf den Trümmern der alten spanischen Kolonialherrlichkeit ersteht ein neues, mächtiges Weltreich, dessen Rolle im kommenden Jahrhundert eine sehr bedeutende werden dürfte. Schon haben die Vereinigten Staaten Hawai annektiert. Welche Inselgruppen der Südsee nach der Angliederung der spanischen Kolonien dies Schicksal teilen werden, welchen Einfluß Amerika in der ostasiatischen Frage noch üben wird, wer vermöchte es heut zu sagen! Jedenfalls erwachsen der europäischen Politik aus dem Sturz Spaniens neue und überaus schwierige Aufgaben.

HAND IN HAND



Die Arbeit ruht,
Beim Glockenklange
Ziehn er und sie
Hin übers Land,
Den Bahndamm hin
In sel'gem Schweigen,
So wandeln beide
Hand in Hand!

Er spricht kein Wort,
Sie bricht kein Schweigen,
Nur beider Herzen
Glühn entbrannt,
Der Sonne Strahlen
Tief sich neigen,
Sie wandeln beide
Hand in Hand!

Ein Jahr vergeht,
Sind auseinander,
Er mit dem Leid
In fernem Land,
Und sie daheim
In ihrem Kummer,
Not brach die Liebe,
Hand von Hand.

Moriz Band.



Onkel Johnny.

Erzählung von

Ilse Frapan.

Mit zwei Zeichnungen von **Werner Zehme.**

Wie das reizend ist, solch eine junge Birke im April! Vollbehangen mit schlanken grüngelben Kätzchen, die im leisen Wehen durcheinander schaukeln, noch blattlos die feinen Zweige, eine schüchterne schmiegsame Beweglichkeit in dem ganzen Baum, bis zum weißfleckigen hellaufschimmernden Stamme. Solch eine Birke steht vor Medags Gartenpforte, und die Sonne des Nachmittags zeichnet ihren zierlichen Schattenriß auf die grauweiße Wand des einstöckigen Häuschens hinter der Pforte. Und Milli und Liddi Medag blieben jedesmal, wenn sie geschäftig und beladen unter der Birke durchliefen, mitten im Wege stehen, guckten in das Zweignetz mit dem blauen Himmel dahinter, lachten glückselig, kniffen sich mit den freien Fingern gegenseitig in den Arm und liefen dann weiter, während die Zungen auch nicht einen Augenblick ruhten. Sie liefen zu einem zweiten Häuschen, das aber noch viel kleiner war, als ihr Elternhaus hinter dem grüngestrichenen Staket. Es war eigentlich nur ein großes Gartenzimmer mit einer Hausthür und einem Dach; umschlossen ward es von einer lückenhaften, ungleich beschnittenen Stachelbeerhecke; halbgroße Blätter und rötliche Blütenglöckchen dehnten sich wohlig im Nachmittagsstrahl.

Es ist natürlich, daß den zwei frohen, halbwüchsigen Mädchendingern all diese anderen frohen, halbwüchsigen Dinge außerordentlich gut gefielen, und daß sie in das Gartenhäuschen, zu dem sie die Möbel hinübertrugen, ganz verliebt waren. Milli versuchte im Überschwang der Begeisterung sogar eine große weiße Waschkanne auf dem Kopfe zu tragen, gab es aber auf, ganz verwundert darüber, daß eine Waschkanne so schwer sei, und daß die Bardowiekerinnen ihre vollbepackten Gemüsekörbe, die doch wahrscheinlich noch weit schwerer waren, auf eine so unbequeme Weise trügen. Liddi hatte dafür einen frischlackierten Stiefelknecht zärtlich wie ein Wickelkind in den Arm gedrückt. Sie sahen sich entzückt um.

„Milli, was er wohl sagen wird? Alles so reizend klein! Nicht, du? Aber das Bett muß nicht so dicht am Fenster stehen, sonst kriegt er Zug! Du, der rosa Toilettetisch macht sich hier pummelig; ich freu' mich recht, daß wir Mama dazu gekriegt haben. Und das dicke alte Cylinderbüreau kennt sich gar nicht wieder, seit es gescheuert ist."

Milli stieß einen Freudenschrei aus: „Liddi, Liddi, 'n Schmetterling! Hier drinnen! O Gott, wenn er nur nicht wieder rausfliegt, bis Onkel Johnny kommt! Könnten wir ihn nur mit etwas füttern! Was frißt er, du??" Liddi sprang in die Höhe: „Blumenduft und Sonnenschein, das ist die Nahrung mein! Und das hat er hier doch genug! Schade, daß es nur 'n ganz gewöhnlicher Butterlecker ist!"

„Aber hier in dieser Ecke riecht es muchelig! Und sieh, was ist denn das nur für 'n Ding hier an der Wand? 'n Champignon?"

Die Schwestern wurden bedenklich: wenn es nun am Ende gar 'n giftiger Pilz ist, und wächst hier in Onkel Johnnys süßer kleiner Stube?

„Liddi, ich weiß was! Hier muß der Maibaum her, der Eimer mit dem Maibaum!"

An den Maibaum hatte Liddi noch gar nicht gedacht, Milli war wirklich erstaunt über sie.

„Mein Gott! Onkel Johnny wird doch hoffentlich auch 'n Maibaum haben sollen? Ohne Maibaum ist gar kein Pfingsten, das weißt du doch wohl."

„Das heißt, wenn er nu' gerade zu Pfingsten kommt."

Milli runzelte die Stirn: „Natürlich zu Pfingsten! Das richtet er sich ein. Ach, er muß zum Fest kommen! Wir haben doch nun schon lange genug auf ihn gewartet."

Ja, das hatten sie, lange genug! Eigentlich war schon, solange sie denken konnten, die Rede davon gewesen, „daß Onkel Johnny nun wohl bald mal wieder 'rüber kommen würde". Als kleines Mädchen, vor sechs, sieben Jahren hatte ihm Milli eindringliche Briefe geschrieben, mit großen Buchstaben und gelegentlichen Tintenklexen ihn flehentlich gebeten, ihr, wenn er „nun bald" komme, „recht viele seltene amerikanische Blumen und merkwürdige amerikanische Steine mitzubringen"; einen Wunsch, den Onkel Johnny aus zwei Gründen nicht erfüllen konnte. Erstlich nämlich, weil er überhaupt nicht kam, und zweitens, weil er sich meist in Brooklyn aufhielt, wo die Blumen und die Steine, obwohl amerikanisch, doch viel weniger merkwürdig sind, als kleine siebenjährige Hamburgerinnen vermuten. So wenigstens hatte Millis Mama die Kleine darüber getröstet, daß Onkel Johnny diese interessanten Nichtenbriefe unbeantwortet ließ. „Onkel Johnny hat aber Photographien geschickt, die sollt ihr besehen!" Milli und Liddi ließen die Unterlippe hängen; diese langen Straßenansichten mit den himmelhohen Häusern waren ihnen furchtbar gleichgültig, doch begriffen sie, daß dort keine Blumen zu sammeln waren. Mama nahm sie auf den Schoß und erzählte ihnen von Onkel Johnny, wie er noch klein war und der freundlichste, liebste Bruder, Mamas einziger Bruder! Und Mama zeigte den Kindern ein achteckiges Pappgehäuse, rosa war es, mit vergoldeten Eckleisten und kleinen Glocken rund um ein chinesisches Dach. Sie wischte sich dabei die Augen, denn Onkel Johnny hatte es gemacht, als er noch in die Schule ging; und was für geschickte Finger der Junge gehabt hatte! Mama öffnete eins der acht rosa Fächer und zeigte den Kindern eine hellblonde Locke, die mit einem blauen Seidenfaden zusammengebunden war. „Die ist von Onkel Johnnys Kopf, er hatte ein rechtes Mädchengesicht und ganz helles Haar. Einmal war bei uns ein Kinderball; denkt euch, da zog euer Groß-

vater Onkel Johnny ein weißes Tarlatankleid an, und er tanzte so niedlich Pepita, daß alle meinten, er wäre ein Mädchen, — sonst wäre er nämlich der einzige Junge auf dem Kinderball gewesen, und das mochte er nicht, denn Onkel Johnny war ein bißchen schüchtern, wißt ihr!" Die kleinen Mädchen horchten mit großen Augen. Sie kannten verschiedene Onkel, Brüder ihres Papas; die hatten teils Chokolade, Bonbons, Geduldsspiele und andere schätzenswerte Aufmerksamkeiten für Milli und Liddi, teils übersahen sie deren Dasein vollständig; in einem aber glichen sie sich alle, sie trugen solche Röcke und Beinkleider wie Papa und hatten nichts an sich, was an kleine Mädchen in weißem Tarlatan erinnerte. Und mehr denn je warteten Milli und Liddi auf den so ganz ungewöhnlichen Onkel aus Brooklyn. Es wäre zu viel gesagt, wollte man behaupten, daß sie sieben Jahre lang auf ihn gewartet hätten. Man könnte danach vielleicht glauben, daß sie gar nichts anderes gethan hätten. Aber sie beschäftigten sich höchst mannigfaltig: lernten aus dem Ploetz und dem Plate Französisch und Englisch, übten sich in der Kalligraphie und der Orthographie, in der Mythologie und der Geographie, lernten Aufsätze machen über: „Keine Rose ohne Dornen" oder „Wohlthun trägt Zinsen", lernten daheim auch Pfannkuchen backen nnd Kaffee trichtern und Tassen spülen und Knöpfe annähen — „aber meine mit 'm Hinterstich," sagte Papa, — und hörten auch über Onkel Johnny einige andere Dinge, als die von seiner Kunstfertigkeit in Papparbeiten und Tanzen. Sie erfuhren ganz zufällig, daß Onkel Johnny in Brooklyn nur einen Arm habe. Großmutter Harms war nämlich jetzt zu ihnen gezogen, und das war ja Onkel Johnnys Mutter. Sie war eine sehr muntere rotbäckige Dame mit einer netten Taille und einem merkwürdig reichhaltigen Nähkasten, in dessen Begleitung sie auch zu Besuch ging. Sie lachte sehr gern und erzählte auch selbst komische Geschichtchen. Sie nannte diese Geschichten aber „Döhntjes", zu Millis und Liddis Verwunderung.

„Kommt, Kinners, ich will euch 'n Döhntje vertelln!"

„Großmutter, warum sprichst da denn platt?"

„I, du naseweise Deern, ist Platt vielleicht schlechter als Hoch? Nu will ich erst recht Plattdeutsch snacken!"

Wenn aber Mama dabei war, wurde niemals Platt gesprochen, und Papa war es auch lieber so. So gern Großmutter Harms lustige Geschichten hörte, so sehr verabscheute sie traurige. Wenn jemand verunglückt oder gestorben war, hielt sie sich sofort die Ohren zu. „Behalt' es man für dich," pflegte sie kopfschüttelnd zu ihrer Tochter zu sagen, „was sprichst da noch lang' über? Dank Gott, daß du wohl und munter bist und deine Kinder auch! Was gehn mich die Kranken an! Bankrott ist Einer? Dank Gott, daß dein Mann 'n ordentlicher Mann ist; was die anderen sind — wenn ich mir da graue Haare um wachsen lassen wollt', denn hätt' ich all lang' kein ein schwarzes mehr auf'n Kopf."

„Du, Großmutter, ist es wahr, daß unser Onkel Johnny nur einen Arm hat?" fragten die Kinder eines Tages.

Großmutters Gesicht wurde lang und unbehaglich. „Wer sagt das? Was geht euch das an?"

„Papa hat heute gesagt: ‚was will er denn mit dem einen Arm machen?' Oder so was! Einen Arm? Wieso denn einen? Ist der andere denn ab?"

Großmutter wandte sich brummend auf die Seite: „Ihr alten neugierigen Gören! Das gibt viele Leute, die mit einem Arm auskommen. Wer sich in Gefahr begibt, der kommt dariu um, das is 'n alter Spruch."

„In was für 'ne Gefahr hat sich Onkel Johnny denn begeben, Großmutter?"

„In 'n Krieg, du neugierige Trina!"

„O! Was hatte er denn im Krieg zu thun, Großmutter?"

„Je, dat seggst du woll! Dat segg ick ook! Piff, paff, Arm is ab!" Großmutter sah sehr böse aus, trotz der roten Backen.

„O Gott, wie schrecklich! Der arme Onkel Johnny — wenn er doch herkäme!" seufzten die Kinder. Dann fragten sie die Mama aus:

„Ist Onkel Johnny 'n Soldat?"

Mama schüttelte den Kopf.

„Was für'n Krieg war das denn, Mama, wo ihm der Arm abgeschossen worden ist?"

„Es war für die Sklaven, Kinder, daß die Sklaven freie Menschen würden."

„Die schwarzen Neger, Mama?"

„Ja, die Neger."

Milli und Liddi sahen einander blitzschnell an. Staunen, Bewunderung, Triumph lag in dem Blick.

„O, Mama, wie süß von ihm!"

Mama seufzte.

„Hat er denn gesiegt, Mama? Sind die schwarzen Neger frei geworden?"

„Ja, Kinder!"

„O Gott, wie prachtvoll! Und das hat unser Onkel Johnny gethan? Warum hast du uns das noch nie erzählt?"

„Ich dachte, ihr wüßtet es schon. Es ist ja schon ziemlich lange her. Onkel Johnnys Frau starb, während er verwundet lag, — aber fragt nur ja nicht Großmutter danach, Großmutter kann das nicht hören."

„O Mama, wann kommt er denn endlich, unser Onkel Johnny? Schreib' ihm doch, daß wir ihn so gern mal sehen möchten. Was will er denn noch in Amerika, wenn die Neger nun doch schon alle befreit sind?"

Mama lächelte stumm und riet den kleinen Mädchen, ihre Vokabeln noch mal durchzusehen. Aber dann, ein Vierteljahr später, hatten die Eltern das Gartenhäuschen gemietet, zum „vorläufigen" Logis für den Erwarteten, der nun endlich seine Abreise fest bestimmt hatte, und Milli und Liddi waren entzückt, daß sie jetzt endlich etwas für Onkel Johnny thun durften. Milli fing sofort ein Paar Schuhe zu sticken an, und Liddi häkelte einen Tabaksbeutel. Aber das Schönste war doch das Ausschmücken von Onkels Häuschen hinter der Stachelbeerhecke. Besonders weil man dazu nicht Hut und Mantel zu nehmen und über eine langweilige Straße zu gehen brauchte. Denn das Medagsche Haus samt seinem Privatgärtchen und Onkels Häuschen mit der Stachelbeerhecke und die schöne schlanke wiegende Birke — all das stand miteinander in einem großen baumreichen Garten, dem Garten zur Wirtschaft zum „Grünen Glas". Es war aber eine stille Wirtschaft mit einem alten Wirt, der die Ruhe liebte und sein Schäfchen längst im Trockenen hatte, so daß seine Hauptbeschäftigung darin bestand, mit einer langen Pfeife unter den Eichen und Kastanien herumzuwandeln, in einer sonnigen Laube ein Schläfchen zu machen, vor aller Welt sein buntes Käppchen zu lüften, hier und da einen Kegeljungen zurecht zu setzen und seine Enkelinnen zu schaukeln, hoch, hoch bis in die Kronen der Linden. Im Winter hielt Herr Nehlsen täglich eine Art vierundzwanzigstündigen Schlafes ab; ein alter glatzköpfiger Aufwärter bediente die spärlichen Gäste, die meistens im Vordergarten Platz nahmen oder in der geräumigen Gaststube; in den Hintergarten verirrte sich selten ein Fremder. Ein schmaler Gang zwischen Gärten führte vom Medagschen Hause auf die Straße, sonst ging man über die Wirtschaftsdiele, ganz ungeniert und gemächlich und begrüßt von Papa Nehlsen mit dem bunten Käppchen und der langen Pfeife: „Süh so, Madam Medag! Auch 'n büschen unterwegs? Ja, wie ich noch so junge Beine hatte, wie Madam Medag, da hätten mich auch keine zehn Pferde zu Hause gehalten, aber nu heet dat: Das sünd die Tage, die uns nich gefallen! Jejeje!"

Im Herbst, im trüben nebligen November, waren Medags eingezogen, und dies war der erste Frühling in dem großen baumreichen Garten. War das ein Freuen und Wundern über alles, was unvermutet aus dem Boden brach, Leberblümchen und rote Primeln und Muskathyacinthen, die sie Träubelchen nannten, auf schmalen laubbedeckten Rabatten, und unzählige Ahornsämlinge mitten auf den Wegen, die unschuldigen, vertrauensseligen Dinger! Und droben an der Ulme das grüne flattrige rundliche Zeug, das den ganzen Garten mit flachen zarten Pflästerchen bestreute, und eine Eiche mit bräunlichem Blütengekräusel, und dicke Harzpinsel an den straffen Kastanienästen und lockere braune Kirschzweige mit kugeligen aufbrechenden Knospen. Jeden Tag fand man etwas Neues, und es war für Milli und Liddi eine schwere Prüfung, in die Schule zu gehen, statt zu beobachten, wie die seidengrauen Blättchen am Goldregen weiterkamen, und wie das Farnkraut unter dem Gebüsch seine braunen Spiralen auseinander rollte. Und zu all diesem Glück war nun noch Onkels bevorstehende Ankunft gekommen, — wunderschöne Tage gab es für die Backfische. Als das Gartenhäuschen wohnlich herausgeputzt war, — in der feuchten Ecke richtig ein Maibaum und auf dem runden Sofatisch Tulpen und Goldlack — da war es ihnen auch klar, daß Onkel Johnny heute an-

kommen müsse; die „Hammonia“ war ja schon lange genug unterwegs. Großmutter ward bestürmt, mit an den Hafen zu gehen, — erst schüttelte sie den Kopf: „Wer weiß, ob nu grade heute,“ aber die Freude und der Eifer der Kinder steckte sie an, und als sie rotbäckig und adrett mit ihrer netten Taille und dem Blumenhut zwischen den Kindern ging, sah sie ebenso erwartungsvoll aus wie diese. Das Wetter war auch so schön, das stimmte munter. Ein frischer ostwindiger Frühlingstag, ohne Aprillaunen; an allen Schiffen flatterten die Wimpel und Flaggen, an allen Hüten die Bänder, ein Glitzern und Flimmern umspielte jedes Schieferdach, jedes Fenster, jede Straßenlaterne, ja jedes Kieselchen auf dem Boden. Man konnte es förmlich erkennen, daß morgen Pfingsten sein sollte, obgleich am Hafen der gewöhnliche Alltagslärm und das gewohnte Arbeitsgedränge herrschten. „Auf die Landungsbrücke, Großmutter, auf die Sankt Paulianer Landungsbrücke müssen wir!“ riefen die Mädchen froh und geblendet und berauscht, und sie stürmten davon und ließen die Großmutter stehen. Die schüttelte den Kopf und lachte und verlor sich dann auch in den Anblick des Hafens, zwischen die Schiffe hinein, die in langen Straßen stolz und blank dalagen. Mit wichtigen Mienen drängten sich Milli und Liddi durch das Gewühl, fühlten mit Vergnügen die Brücke unter sich schwanken wie ein Boot und klopften mütterlich die rotbekreuzten Nacken der blökenden Hammel, die da eben gegen ein Schiff zu getrieben wurden. — „Wann kommt die ‚Hammonia‘ an?“ fragten sie jeden, der ihnen einen Augenblick das Gesicht zukehrte. „Weet ick nich!“ war die gewöhnliche Antwort. Ein Hafenbummler unterwarf sie einem strengen Verhör, was sie hier den Platz zu sperren hätten. Das Geschrille der Dampffähren, das sorgenvolle Blöken der Hammel, das Wagengerassel und Pferdebahnklingeln, dazu all diese Menschenstimmen rundum — Milli und Liddi wurden rot und aufgeregt, seufzten und blickten sich an, — ihre Arme waren fest ineinander geschlungen — sie fragten mit immer kleinlauteren Tönen nach der „Hammonia“ und wurden zuletzt fast ins Wasser gepufft von demselben Hafenbummler, der sich einen kleinen Witz machen wollte. Großmutter schalt ihnen entgegen, ein Matrose hatte sie auf ihren Leichdorn getreten, und niemand wußte etwas von der „Hammonia“. Sie gingen in das Kontor der Dampfschiffgesellschaft. „Die ‚Hammonia‘ ist gestern angekommen,“ sagte ein erstaunter Herr, der noch erstaunter wurde, als ihn Milli und Liddi fragten: „Und unser Onkel Johnny? Haben Sie den nicht mitgebracht?“ — Der Heimweg war traurig, die Steine waren so spitz, die Straßen so staubig, und das Heiligengeistfeld — meine Güte, wie öde und dürr! — Das hatte vorher alles ganz anders ausgesehen. Plötzlich fiel es Milli ein: „Vielleicht ist es eine Überraschung, und wenn wir kommen, ist Onkel Johnny schon lange zu Haus?“ Neue Kräfte fuhren in die müden Füße, auf all den kümmerlichen Grasspitzen glänzte auf einmal ein Abendsonnenstrahl.

„Lauft nicht so! Ich kann ja nicht nach!“ keuchte die Großmutter. Aber die Unbände faßten sie lachend von beiden Seiten unter die Arme, ihr Protestieren machte sie nur immer lustiger. Je näher sie dem Hause kamen, desto zuversichtlicher wurden die Mädchen. Zuletzt machte sich Milli los und lief allein voran durch den kleinen Gang, daß die Spatzen aufflogen und hinter ihr her schalten.

Die Mama riß mit gespanntem Gesicht die Hausthüre auf: „Nun? Allein? Ihr habt ihn nicht gefunden?“ Und dann nickte sie halb betroffen, halb resigniert: „Wir müssen jetzt jeden Tag an den Hafen gehen, Onkel hat natürlich ein anderes Schiff genommen.“

„Ich glaube immer noch, daß er morgen kommt oder sonst am Pfingstmontag, Mama! Nachher haben wir ja keine Ferien, das kann er sich doch denken.“

Und sie warteten und warteten; Pfingstsonntag war blau und goldig, und Papa wollte mit den Kindern in den zoologischen Garten gehen. Aber sie waren voller Bedenken: „Wenn nun Onkel Johnny kommt, und wir sind nicht mal da!“ Nur der kleine fünfjährige Kurt, der noch keinen Verstand von Onkel Johnny hatte, ging mit, um das neugeborene Renntier zu sehen. Mittags gab es Wein, und Milli brachte einen Toast aus: „Wir wollen darauf anstoßen, daß Onkel Johnny bald kommt.“

„Ihr habt euch das nun so fest in den Kopf gesetzt, Kinder!“ sagte die Mama.

„Was glaubt ihr eigentlich, das ihr davon haben werdet?" Aber dann stießen sie doch alle auf sein Kommen an, und Großmutter gab ein paar „Döhntjes" von ihm zum besten, wie Onkel Johnny als kleiner, kleiner Junge in sein Abendgebet eingeflochten habe: „Lieber Gott, danke auch vielmal für Brot und Butter, aber Bratenfett haben wir selber", und wie er so reizende Puppenstrümpfe habe stricken können, ordentlich mit Hacken und Zehen, besser als seine Schwester. Nachmittags ging die ganze Familie an den Hafen, — als sie dort erkundeten, daß heut kein Schiff von New York zu erwarten sei, fuhren sie nach Blankenese hinunter; aber das Dampfboot war überfüllt, die Wirtschaftsgärten über und über mit Menschen besetzt; über die Elbe her kam ein kalter Wind, in dem die jungen Blätter zitterten, und als sie glücklich daheim waren, bedauerten sie, fortgegangen zu sein; „es ist doch nirgends so gut wie zu Hause!"

Den nächsten Tag begann das Warten von neuem, — Milli fand, daß „Onkels Maibaum" viel mehr die Blätter hängen ließ, als natürlich sei: „Gut, daß Pfingsten bald vorbei ist, bis morgen ist er gewiß verwelkt." Sie saßen auf Gartenstühlen vor Onkels Häuschen, lasen zerstreut in alten Westermannschen Monatsheften und dachten daran, wie schön es gewesen wäre, wenn —

„Hat Onkel Johnny noch nicht geschrieben?" fragten Milli und Liddi jeden Tag, wenn sie aus der Schule kamen. „Er schreibt ja überhaupt selten, Kinder!" war die Antwort. „Sprecht nur nicht mit Großmutter davon, sie ängstigt sich mehr, als sie sagen kann."

Großmutter ging allerdings Tag für Tag an den Hafen, wollte es aber nicht wahr haben. „Man muß sich Bewegung machen, sonst wächst man an," sagte sie, „ob ich nun da gehe oder da, das is ja egal." Endlich hieß es, Onkel Johnny habe geschrieben. „Er war verhindert, herüberzukommen, denkt aber, daß er es nun bald möglich machen wird." — „Er wird wohl nicht aus dem Geschäft abkommen können," sagte Milli mit altkluger Wichtigkeit, „was hat er eigentlich für'n Geschäft, Mama?" Mama antwortete, daß er „eigentlich" Architekt sei, „doch seit er den rechten Arm verloren hat, ist es natürlich schwierig! Aber er kommt."

Der Sommer wurde heiß. Das Gartenhäuschen, von großen Bäumen überschattet, lag kühl in grüner Dämmerung, während auf Medags Gärtchen die volle Nachmittagssonne brannte und in dem Zimmer der Mädchen kein geschütztes Fleckchen zu finden war. Wie schön hätte man dort „drüben" über seinem langen Aufsatz sitzen können! „Über das Reisen" lautete das Thema, und da Milli noch nie selber gereist war, dachte sie natürlich an den Reisenden, den sie noch immer erwarteten. Jeden Tag wischten die Mädchen den Staub ab in Onkels Häuschen, putzten die Scheiben und trugen zuweilen eine blühende Pflanze hinein. Sie verwelkte dort bald, wie die Tulpen und der Goldlack verwelkt waren; der Schmetterling war längst davon geflogen; über die feuchte Ecke hatte Papa eine Holzspantapete genagelt, hatte sie eigenhändig braun lackiert, — alle Monat einmal wurden die Betten gelüftet, damit Onkel Johnny frisch schlafen sollte, wenn er käme. Milli druckste an ihrem Aufsatz in der durchheizten Stube weiter — in Onkels Häuschen durfte man doch nicht mit Schularbeiten eindringen, wie hätte das ausgesehen, wenn er nun plötzlich gekommen wäre!

Der Sommer verging, die Birke ward goldgelb, und wenn der Wind in ihrer Krone wühlte, fiel ein Blätterregen; die Stachelbeerhecke — sie hatte keine Stachelbeeren getragen — ward früh kahl, und Onkels Häuschen lag stumm und tot unter den breiten Kastanien, von denen die stacheligen Früchte auf das Dach prallten, um dann weitab zu springen. Am Familientische war die Rede davon, das Gartenhäuschen aufzugeben. „Aber wo soll denn Onkel Johnny wohnen, wenn er jetzt kommt?" fragten voll Schrecken die Backfische. Sie bekamen keine bestimmte Antwort, aber einige Tage später hieß es: „Wir richten die Stube ein, ganz oben, Papa läßt einen kleinen Regulierofen setzen, und ihr könnt es so niedlich machen, wie ihr wollt." „O, Mama, die Wanzenkammer?" fragte Milli vorwurfsvoll. Mama machte ein strenges Gesicht: „Sprich keinen Unsinn, Milli, das Zimmer ist jetzt vollständig sauber; überhaupt — was mal vor hundert Jahren gewesen ist — — Und dann soll es ja nur vorläufig sein, — das Gartenhäuschen ist unheizbar."

Und so ward denn die Stube mit dem

ominösen Namen für Onkel Johnny eingerichtet. Aber es machte sich dort alles nicht halb so hübsch, wie in dem vielfenstrigen zierlichen Häuschen, das Cylinderbüreau sah dort aus wie ein dicker Elefant, und der rosa Toilettentisch fand gar keinen Raum. Er war übrigens schon verblichen, und selbst Milli fand es eigentlich „abgeschmackt", einem Herrn solch ein Möbel hinzustellen. Die frisch getünchten Wände mit dem schwarzen Oefchen davor, das enge Fenster und die schlauchartige Gestalt des Raumes machten, daß Milli und Liddi ihn „erbärmlich scheußlich" fanden und unverbesserlich für ihre schwachen Kräfte. „Wer weiß denn, ob er überhaupt kommt?" sagten die Eltern und zuckten die Achseln. „Wir haben wieder lange nichts von ihm gehört."

Onkel Johnny bezog die Wanzenkammer gerade so wenig wie das Gartenhäuschen. Aber in seinen seltenen Briefen sagte er, daß er den Plan der Heimkehr nicht aufgäbe, sondern eines Tages ganz unvermutet ankommen werde.

Als der Brief gekommen war, ließ sich Großmutter zum Essen nicht sehen. Milli ging, steckte den Kopf in ihre Thüre und sagte: „Bitte, Großmutter, es steht schon alles auf dem Tisch."

„Na, ich erleb' es woll nich mehr, ich woll nich!" sagte die Großmutter mit hängender Unterlippe und drehte gedankenlos die Daumen umeinander.

„Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben," meinte Mama, „— übrigens — der kleine Ofen käme mir jetzt gerade so zu paß, in Kurts Kämmerchen ist doch eine Feuerwand, nicht?"

Und so wurde denn der neue Regulierofen aus Onkel Johnnys Zimmer wieder weggenommen — schöner ward es nicht dadurch.

Es wurde wieder Frühling. „Je, denn müssen wir woll das Gartenhäuschen scheuern lassen," sagte die Großmutter, „ich hab' es eben mit Nehlsen richtig gemacht — —" sie schwieg verlegen.

„Das ist aber 'n Himphamp!" stöhnte das Dienstmädchen. „Erst drei Treppen rauf mit dem schweren Postür, und nu wider runter! Die wissen auch nich, was sie wollen."

Milli und Liddi waren diesmal viel weniger eifrig. „Er kommt ja doch nicht! In jedem Brief steht was anderes. Hättst dein Geld sparen können, Großmutter."

Aber als dann wieder alles an Ort und Stelle war, die runden Sonnenflecken über den neulackierten Fußboden huschten und auf der gelbblumigen Theedecke, trugen sie auch wieder ihre Wiesensträuße hier hinein und gingen an den Hafen, so oft sie frei hatten. Einmal wird er doch kommen, und wie nett, wenn Milli und Liddi dann gerade unten sind und ihn in Empfang nehmen können! Eine Photographie, die den Onkel als achtjährigen zarten Knaben in einem karrierten Kittel und weißen Spitzenhöschen darstellte, hing über Großmutters Sofa, aus Amerika hatte er nie ein Bild geschickt. Aber einen Herrn mit einem Arm — den wird man doch finden? Und die Mädchen malten sich selbst sein Bild, edel und kühn, ihrer Mama ähnlich, mit blauen Augen und hellblondem, lockigem Haar, — jeder würde ihm ansehen, was für ein Held und Menschenfreund er sei. — —

„Heut morgen hat es wieder gereift," sagte Mama, als es abermals Oktober geworden, „in dem Gartenhäuschen verstockt und verspakt (verschimmelt) alles, — was fangen wir denn nur einmal mit den Sachen an?"

Und sie begann etwas von „Zumutung" und „Rücksichtslosigkeit" zu murmeln, und Großmutter hielt sich die Ohren zu und ging endlich kopfschüttelnd in ihre eigne Stube. Papa mußte auf ein paar Wochen verreisen, es gab Hausschneiderei und Mädchenwechsel, Kurt lag an den Masern, und Großmutters gute Laune war durch ein hartnäckiges Reißen in der Schulter stark bedroht.

Dazu war ein abscheuliches Schlackerwetter, Tag für Tag fiel halbgeschmolzener Schnee aus einem schwarzgrauen Himmel; der Sturm sauste um das Haus, daß die Schornsteine wankten und die Äste brachen; klappernde Fensterscheiben, rauchende Öfen, Wasser im Keller.

„Nein, wenn so alles zusammenkommt, ist's zum Davonlaufen!" stöhnte Mama. „Ihr könnt lachen, ihr geht in die Schule und kümmert euch um Gott und die Welt nicht, so zwei unbrauchbare Kreaturen!" Damit waren natürlich die Backfische gemeint, und sie lachten allerdings, sobald sie das Haus hinter sich hatten. Denn daheim sein und zu allerlei unangenehmen Geschäften ge-

preßt werden, das war jetzt eins und dasselbe. Am liebsten rieben sie noch Großmutters Schulter mit flüchtiger Salbe ein, beide zusammen — auch das war eine von Mamas Ausstellungen, daß sie immer beide dasselbe thun wollten; Großmutter machte dabei so verkniffene Gesichter und erzählte manchmal 'n Döhntje mitten hinein.

Gerade waren sie bei diesem erheiternden Geschäfte, als noch spät, so gegen halb zehn abends, die Hausthürklingel erscholl. „Ist das bei uns?" fragten sie einander, halb erschrocken, halb lachend, denn sie wußten, daß Marie schon schlafen gegangen, und daß sie die Thür öffnen mußten. Es klingelte stärker; „das ist Papa!" schrie Milli, ließ die Großmutter stehen und rannte mit den gesalbten Händen, froh über die Unterbrechung, die Treppe hinunter. Liddi folgte, auch sie unabgewischt und erwartungsvoll. Der Vorplatz war spärlich erhellt, die Petroleumlampe flackerte auf und erlosch plötzlich. „Papa! Papa! Wie reizend von dir, daß du zurückkommst!" kicherten die Mädchen, sie hatten im letzten Lampenstrahl den Papa durch das Glasfenster der Thür gesehen und lösten eilig die Kette.

„Halloh! Wen haben wir hier?"

Milli und Liddi fuhren zurück, das war doch gar nicht Papa, das war ja eine fremde, rollende, fragende Stimme. Zwei Männer standen plötzlich auf dem dunklen Flur, es wurde ein unterdrücktes Lachen hörbar, dann rieb einer ein Zündholz an: die Mädchen, die sich erschrocken an die Wand gedrückt und „Mama! Komm herunter!" gerufen hatten, bemerkten gleichzeitig, daß der größere der zwei Herren einen leeren, schlaff herabhängenden Ärmel hatte.

„Sind Sie — sind Sie — ach, Mama, Mama, komm doch mal schnell herunter!" riefen die Backfische vereint, voller Ahnung.

„Der Herr will zu Mr. Medag, das ist doch hier recht?"

Jetzt kam Mama die drei Treppenstufen herunter, gerade, als der zweite Herr ein kleines Gepäckstück auf den Boden aufstieß. „Im Dunkeln? Was ist denn das?"

Wieder ward ein Streichholz entzündet, in Mamas Händen blinkte eine Spritze.

Liddi nahm sie ihr fort, versteckte sie unter ihre Schürze, und Milli flüsterte: „Ich glaube, Onkel Johnny ist gekommen."

Nun stieß Mama einen Schrei aus: „Johnny?!"

„All right!" erwiederte die joviale rollende Stimme. „Bruder Johnny! And here's my sister Dora!"

„Johnny, Johnny, Johnny!" Mama schluchzte auf, machte ein paar Schritte vorwärts und fiel ihrem Bruder um den Hals. „So lange haben wir auf dich gewartet!"

„Well, well, Dora! Never mind, old girl!" Der Onkel strich seiner Schwester mit der linken Hand übers Gesicht, dann erhob er den leeren Ärmel, schüttelte ihn und lachte laut: „Well, was sagst du dazu, hm?" Seine Stimme klang rauh.

Mama schluchzte noch einmal und machte sich los: „O Johnny, all die Jahre! Und was hast du durchgemacht! Aber nun komm! Komm hinein! Wie anders hatten wir uns das gedacht; komm doch, Johnny!"

Milli war hinaufgeeilt und hatte eine Lampe gebracht, mit der sie wie eine Gipsfigur auf dem Treppenabsatz stand. Ihr Herz klopfte heftig; sie sehnte sich so, dem Onkel auch guten Abend zu sagen, aber er schien sie nicht zu bemerken.

„Well, Mutter lebt noch, hm?" fragte er im langsamen Hinaufsteigen; dabei kehrte er Milli sein dunkelgefärbtes Gesicht zu, in dem die Augen funkelten. Er war breitschultrig, mit kurzem Halse, trug den Hut im Nacken und sah völlig anders aus als alle übrigen Onkel. Der zweite Herr folgte uneingeladen mit dem Mantelsack; er sah etwas ungewaschen und verhungert aus, einen Überrock hatte er nicht.

„Ich bin so frei," murmelte er, als er an Milli vorüberging; eine breite nasse Spur zog sich über die Stufen hinter ihnen drein.

Als Onkel Johnny die Frage nach seiner Mutter gethan, schrak Mama heftig zusammen und sah ihn an; dabei erschrak sie noch heftiger und blickte schnell wieder weg.

„Gott Lob und Dank, Mutter geht es gut!" Mama seufzte auf. „Sie hat zwar augenblicklich etwas Rheumatismus — —"

„Und Kinder hast du auch? Well, ich weiß, du hast Kinder! Drei oder vier, I guess?"

Ein Ausdruck sprachlosen Schreckens überzog Mamas Gesicht. „Drei, Johnny," sagte sie in gekränktem Ton, matt und beschämt.

„Boys? Three boys? Schon zu Bett? Hm?"

Mama wendete sich plötzlich um: „Milli



Dame in niederländischem Kostüm. (Porträt.) Nach dem Gemälde von Richard B. Adam.
(Münchener Kunstausstellung 1898.)

und Liddi, stellt euch vor, — es scheint, daß Onkel euch noch nicht gesehen hat.“

„Das sind ja schon junge Ladies!“ bemerkte der Onkel. „Well, what 's your name?“ Und während er Milli die linke Hand hinstreckte, brach ein Strahl so herzlicher Freundlichkeit aus seinen tiefliegenden Augen, daß die Mädchen sich beide zugleich herandrängten, lächelnd und gewonnen. Hand in Hand mit Liddi marschierte der Onkel die letzten Stufen hinauf. Es lag eine fröhliche Sorglosigkeit in seinem oft ertönenden Lachen, das zu seinem schwerfälligen Schritt in auffälligem Gegensatz stand; oft wendete er sich zu seiner Schwester um — er schien bereits völlig zu Hause.

Im Wohnzimmer brannte noch die Lampe; die Mädchen begannen ein aufgeregtes Hin- und Herrennen. „Herr — —?“ fragte Mama den etwas ungewaschenen Mann mit dem Mantelsack, der sich mit einem gemurmelten: „Bin so frei,“ neben Onkel Johnny gesetzt hatte und seinen Hut in der Hand drehte.

Onkel Johnny machte eine Handbewegung. „Mr. Quasebart, guter Freund von mir von Amerika her.“

„Ah so!“ Mama nickte verlegen. „Aber jetzt will ich vor allen Dingen Mutter“ — Sie näherte sich der Thür. „Oder — willst du vielleicht lieber zu ihr gehen, Johnny?“ Sie warf einen Blick auf Herrn Quasebart, „— wenn ich sie vorbereitet habe?“

Der Onkel schüttelte den Kopf: „Möchte Mutter nicht stören heut nacht, — ich komme morgen wieder.“ Er stand vom Stuhl auf. Sofort sprang alles auf die Füße.

„Johnny! Onkel Johnny! Du sprichst doch nicht vom Weggehen? Eben kommst du! Und Mutter — solche Freude aufzuschieben — nein — das ist Sünde. — Komm! Komm!“

„Well, ich weiß nicht — —“. Onkel Johnny blickte vor sich nieder, und plötzlich war sein Gesicht ernst, fast traurig. Etwas wie ein Seufzer klang durch das Zimmer.

„Johnny!“ Mama faßte ohne alle Rücksicht auf Herrn Quasebart ihres Bruders Hand, die Mädchen, die sich herangeschlichen hatten, zeigten einen aufgeregten flehenden Ausdruck. Nun sah der Onkel auf und in die beiden runden unschuldigen Gesichter: „Komm zu Großmutter, bitte, bitte!“ lispelten sie, rotübergossen.

„Well, never mind!“ und die alte Sorglosigkeit war schon wiedergekehrt. „Let us see the old lady!“ Er nickte Herrn Quasebart obenhin zu: „Auf nachher!“ und ging den Weg, den die Schwester ihm zeigte; Milli und Liddi waren wie zwei Seraphim mit der Freudenbotschaft voraus geeilt, damit sich Großmutter nicht allzu sehr erschrecke.

— — Lange, lange saß Herr Quasebart auf demselben Stuhl in der Wohnstube, drehte seinen Hut in den Händen und blickte mit durstigem Interesse nach dem geschnitzten Büffett, auf dem eine halbgefüllte Flasche mit zwei Gläsern auf einem Brett stand. Milli hatte das zurecht gesetzt in einem unklaren Gefühl, daß es notwendig sei. Er hörte Thüren öffnen und schließen, gedämpfte Stimmen, die bald näher, bald ferner klangen, er hörte den nassen Schnee an die Fenster klatschen und den Wind die Äste zusammenfegen, — er hörte endlich einen Schritt herankommen und eine bewegte Frauenstimme sagen: „Es thut mir unendlich leid, — mein Bruder bleibt hier. Vielleicht darf ich Ihnen —“ Und halb im Schlaf schon hörte er die Flasche auf dem Büffett klingen und erwachte erst, als er den Wein schluckte; es rann ihm warm durch die Glieder. Mama leuchtete ihm hinaus; sie sprachen kein Wort weiter. „Danke verbindlichst,“ bemerkte Herr Quasebart erst, als er draußen im Regen stand.

— — Mama ging leise wieder hinauf, alle Treppen bis zu Großmutters Zimmer, von dem ein Fensterchen auf die Treppe führte. Sie spähte neben dem Vorhang hinein; ein Nachtlämpchen brannte dämmerig, die alte Frau lag im Bette, und davor, den Kopf in der Mutter Hände gedrückt, kniete eine große dunkle Gestalt. Ein tiefes Schluchzen klang durch die Nachtstille, und dann das „sch! sch! so! so!“ aus dem Munde der alten Frau, sanft und einlullend wie zu einem kleinen Kinde.

Mama drückte die zusammengefalteten Hände gegen die Brust: „Ach, gebe Gott — — Und wenn nur erst mein Mann hier wäre!“ — —

Milli und Liddi hatten nach kurzem aufgeregtem Flüstern wundervoll geschlafen, und als sie erwachten, kam es ihnen vor, als sei Weihnachten. Hah! Weihnachten war schon oft für sie dagewesen, schon vierzehn-, fünfzehnmal, aber Onkel Johnny — — nein, nur zu denken, daß der nun unten

in Papas Bett geschlafen hatte und jetzt vielleicht schon beim Kaffee saß. „Und daß heute gerade Sonntag ist, Milli, nein, wie segensreich!“ Sie umarmten sich mit nassen Händen und losem Haar, wie sie gerade waren. „Was wollen wir mit ihm thun, du? Ob er uns wohl gleich wiederkennt? Ob er wohl viel von Amerika erzählt? Ob er sich wohl furchtbar gefreut hat, als er Hamburg sah? Aber es war ja schon dunkel, als er kam! Ach, das thut nichts, mit all den Lampen ist es am schönsten!“ Und Milli sprang hoch in die Höhe und begann mit heller Stimme zu singen: „Mein Hamburg an der Elbe, du teure — —“ Liddi schüttelte sie: „So früh singt man nicht! Die Hähne, die zu früh krähen — —“ „Ach warum! Ich bin auch so schrecklich vergnügt! Endlich ist er mal da!“ Und sie fing von neuem an zu singen, daß es schallte: „Mein Hamburg an der Elbe — —“ Es klopfte an die Thür: „Schämt ihr euch denn gar nicht? Kurt schläft ja noch, und Onkel Johnny und Großmutter sind so spät eingeschlafen! Daß man großen Mädchen noch so etwas sagen muß.“ Die Backfische schwiegen kleinlaut: „Ach so, er schläft noch,“ flüsterte Milli. „Das ist langweilig. Ein Glück, daß keine Schule ist!“

Sie gingen nun herum, Besuche im Hause machen. Zuerst in die Küche zu Mari, der sie die merkwürdigsten Dinge über Onkel Johnnys plötzliches Erscheinen „mitten in der Nacht!“, über seine fremde Sprache und seine große Freundlichkeit mitteilten. Und Maris Neugier und Anteil war so groß, daß sie darüber Kurts Milch anbrennen ließ, so daß Mama hereinstürzen und eine neue Zornesflut über die unbesonnenen Köpfe der Backfische ausgießen mußte. Nachdem sie diese That verübt, begaben sich die beiden zu Großmutter. Sie war schon aufgestanden und setzte sich eben die Staatshaube mit den gelben Bändern auf, aus der ihr rotbäckiges Gesicht ganz jugendlich hervorsah. Dieser Anblick entzückte die Mädchen, denn er entsprach ihrer eignen Feststimmung.

„Großmutter, Großmutter, nun ist Onkel Johnny endlich da!“ jubelten sie. Die Hände, die eben die schöne Schleife unter dem runden Kinn banden, zitterten ein wenig, es war etwas Unruhiges, Hastiges in ihren Bewegungen.

„Ist er schon auf?“ fragte sie. „Ich komm' im Augenblick; — je, das is'n Döhntje, nich? Wenn man an nichts denkt — Ist er schon auf?“

Alle drei eingehakt, gingen sie ins Wohnzimmer; Mama stand allein dort und machte Kurts Frühstück zurecht: „Johnny schläft noch tief, eben hab' ich an der Thür gehorcht, — er wird wohl später trinken, warten kann man doch wohl nicht!“

„Wir warten!“ Milli und Liddi drehten heldenmütig ihre Tassen um. „Den ersten Morgen muß man doch mit Onkel Johnny frühstücken!“

Die Großmutter sah aus, als hätte sie nicht übel Lust, wie die Kinder zu thun; ihre Blicke hingen gespannt an der Thür. Als Mari hereinkam, sprang sie auf und wurde rot. Mama klagte, daß Kurt schlecht geschlafen habe: „Die Unruhe von gestern abend hat ihm nicht gut gethan, und jetzt kommt die schwierige Frage: wo bringen wir Johnny unter, wenn Papa zurückkommt? Das sagt mir mal!“

Gegen zwölf Uhr, als man eine Tasse Thee trank, machte sich ein fremder Schritt bemerklich und ein starkes Klopfen am Familienzimmer: der Reisende trat herein.

Bei Tageslicht sahen die Mädchen, daß Onkel Johnny tief gebräunt war mit heller Stirn und dichtem dunklem Haar. Ein starker Schnurrbart und halb zugedrückte, aber lebhaft funkelnde Augen gaben seinem Gesicht etwas Militärisches, doch wiegte er sich beim Gehen wie ein Seemann, und seine Kleider saßen weit und lose. Eine gewinnende fröhliche Herzlichkeit sprach aus seinen verwetterten Zügen, wie er Mutter und Schwester küßte und die Nichten mit einer kleinen Verbeugung und einem festen Druck der braunen Hand begrüßte.

„Guten Morgen, young ladies! Eine ist Milli, und eine ist Liddi, hm? Linke Hand kommt vom Herzen, hm? Wenn die rechte weg ist, hm?“ Er lachte rauh und fragte dann: „Was trinkt ihr?“

„Thee, aber wenn du lieber Kaffee willst — du kannst es nur bestellen!“ Mama hatte jetzt ein heiteres Gesicht, die Freude des Wiedersehens sprach sich deutlich darin aus. Onkel Johnny strich sich das Kinn: „Dann wäre ich für Grog.“

Alle lachten auf. „Mein Gott, nu schon, auf'n Morgen“, sagte die Großmutter, während Liddi eilig in die Küche sprang.

„Wie hast du geschlafen, Johnny?“

„Ganz gut, — etwas Schmerzen in der Hand; aber das ist die alte Geschichte.“ Er lächelte ein wenig. „Ach so, ihr meint die linke? Nein, in der rechten Hand, immer in der rechten, das ist nun so.“

Milli sah verwundert ihre Mama an: „Aber die ist ja ab — abge — abgenommen, Onkel Johnny.“

„That's it. In der abgenommenen Hand. Die Fingerspitzen, Milli.“ Und als er ihren erschrockenen Blick gewahrte, setzte er hinzu: „Deine Hand ist abgenommen, aber du fühlst sie den ganzen Tag und das treib (quält) den Menschen. Er sieht mit Augen: sie ist weg; er macht die Augen zu und hat sie. — Der Doktor sagt, es sind die Nerven.“ Er lachte gezwungen und streifte mit einer plötzlichen Bewegung den Ärmel von der rechten Schulter. Das Hemd, das einärmelig war, ließ einen kurzen Stumpf sehen, dunkelfarbig an der Schnittfläche. Mama hielt sich aufschreiend das Tuch vor die Augen; Großmutter fuhr mit den Händen nach den Ohren, ihr Gesicht war ängstlich und abwehrend. Milli, die aufgestanden war, blickte mit scheuem Mitleid nach dem sich leise bewegenden Stumpf: „Lieber Onkel, lieber armer Onkel!“ stammelte sie und streichelte schüchtern seine Hand.

„Well, never mind!“ und gleichmütig warf er den Rock wieder über. „Kind of barometer, you know! Liddi, noch ein Glas, if you please.“

„Wann bist du eigentlich gekommen, Johnny? Spät abends, denk' ich?“

„Nein, um sechs Uhr in dem Morgen, Freitag.“

„Sonnabend Morgen? Aber wie ist denn das? Es war doch gestern abend bereits zehn, als — —“

„Oh, Herr Quasebart war so freundlich, mich in Logis zu nehmen. Ich war dort zwei Tage, restaurierte mich, you know.“

Nach diesen ganz unbekümmert gesprochenen Worten ward es still. Mama sah mit starren Augen vor sich nieder, ihre Mundwinkel waren tief hinabgezogen, als sei ihr das Weinen nahe. Großmutter aber war sogleich eine fliegende Röte in die Backen gestiegen, und sie bewegte ganz mechanisch die Kiefer, als kaue sie an den überraschenden Worten des Sohnes.

Endlich sprach Mama: „Wer ist das eigentlich, dieser Herr Quasebart?“ Es lag große Überwindung in der Frage. Johnny zuckte die Achseln: „Hab' ihn nicht danach gefragt. Guter Bekannter, machten die Überfahrt zusammen. Zeig mir deinen Dritten, Dora, ich habe noch business, geh' später aus!“

Er strich seiner Schwester über die Augen, die vorwurfsvoll und mit Thränen an ihm hingen. „Why! Cheer up, old girl! Cheer up, dear!“ Sie drückten sich die Hand.

„Ach, wir wollten dich ja so gern vom Schiff abholen!“ seufzte Milli, die endlich ihrer Enttäuschung Worte gab. Der Onkel wendete sich ganz erheitert zu ihr hin: „Wir können noch gehen, Milli, meine Sachen sind noch an Bord, never mind, morgen — wann ihr wollt.“

„Morgen ist ja Schule, Onkel Johnny!“

„Also heute. Sagen wir um fünf Uhr? Ich hole euch ab.“ Er ging hinaus und langte seinen Hut und Überzieher vom Haken.

„Aber du kommst doch zum Mittagessen? Du wirst doch nicht den ersten Tag von deiner Familie — —“ sagte Mama voll Bestürzung. Er nickte ihr zu: „Well, ich weiß nicht, Dora? Macht keine Umstände für mich, vielleicht komme ich früher, vielleicht um fünf Uhr. Auf Wiedersehen nachher, good bye, Mutter.“ Und ohne sich weiter zu besinnen, ging er auf die Hausthür zu.

„Jetzt hast du Kurt doch nicht gesehen —“ sagte Mama niedergeschlagen, „na, es thut ja nichts — —“

Johnny streckte ihr die Hand hin: „Wenn ich wiederkomme. Adieu, Milli, adieu, Liddi, ihr sollt die ‚Saxonia‘ sehen, war ein ganz famoses Schiff. Good bye.“ — —

Langsam und verstört kehrte die Familie in die Zimmer zurück. „Mutter, komm' Mutter!“ rief Mama halb klagend, halb tröstend, damit legte sie den Arm um die Großmutter.

„Kommt Onkel Johnny wirklich nicht zum Mittagessen?“ fragten die Backfische. „Du hast ihm nicht gesagt, um wieviel Uhr, Mama! Wohin wollte er denn? Aber wie süß, daß er mit uns nach der ‚Saxonia‘ fährt, nicht?“

„Der arme Kurt, der nun oben im Bett sitzt und wartet! Nein, es ist — —“ Mama schüttelte den Kopf. „Und bei diesem

Wetter! Er hat nicht mal 'n Regenschirm mitgenommen."

„Mama, Mama! Ich will ihm nachlaufen, soll ich?" rief Milli bereitwillig. „Er geht gewiß nicht so schnell. Ich bring' ihm den Schirm!"

Ganz freudestrahlend kam sie dann wieder angelaufen und schüttelte sich die Tropfen aus dem Haar: „Er hat ihn genommen! Er hat sich so bedankt! Er hat mich zurückbegleitet bis an die Thür, Mama, bis an die Thür, und er war doch schon weit, im Vordergarten! Erst wollte er ihn nicht haben, aber dann sagte er, weil ich mich so abgelaufen hätte!" —

Das Mittagsessen verlief ziemlich unruhig. Erst hatten sie lange gewartet, aber zuletzt konnte Marie den Kalbsbraten „nicht länger halten", wie sie sagte, und so setzte man sich verstimmt zu Tisch. Onkel Johnny kam nicht, aber dreimal ward während des Essens an der Thür geläutet, und es gab ein allgemeines Aufhorchen und Aufspringen. Das dritte Mal war es Onkel Wilhelm, ein etwas grämlicher, hypochondrischer Witwer, der von den Kindern gefürchtet wurde, weil er eine drückende Langeweile zu verbreiten pflegte und das noch obendrein mit Vorliebe an den Sonntagnachmittagen. Auch den beiden Frauen sank das Herz, als er sich gebückt und hüstelnd auf einen Stuhl niederließ, während seine Augen argwöhnisch in alle Ecken fuhren.

„Wie geht es denn? Alles beim alten?" das war seine ständige Erstlingsfrage.

„Alles beim alten," war Mamas Antwort; sie kam nach einem Verständigungsblick mit Großmutter, aber die Backfische horchten auf, daß Mama nichts von Onkel Johnnys Ankunft erzählte!

„Essen Sie mit?" fragte Mama.

„Schon damit durch! Bin auch kein Liebhaber von Kalbsbraten. Kalbfleisch — Halbfleisch, sag ich immer. Na, laßt euch nicht stören, ich dreh' mich rum — das Zusehen ist nicht angenehm, wenn man satt ist."

Und halb mit dem Rücken zu den Speisenden sprach er weiter: „Nicht 'n Hund möchte man rausjagen. Aber ich — je, was bleibt mir übrig? Die dumme Deern will auch 'n Sonntag haben, sagt heute zu mir: ‚Gehen Sie man aus, Herr Bormann, ich hab' heute 'ne kleine Visite in der Küche, denn können wir Sie nich brauchen.' So unverschämt wird die. Aber den Juchhei mit anzusehen, geht ja auch nicht. Wenn ihr fertig seid, können wir 'n Skat machen, eine von deinen Töchtern kann mitspielen, dann sind wir komplett."

Die Backfische wurden rot vor Unzufriedenheit, sie deuteten und nickten heftig ihrer Mama zu; der sah man es an, daß sie wie auf Kohlen saß. Jedes horchte nach der Hausthürklingel, mit einziger Ausnahme von Onkel Wilhelm, der sie ermahnte, fleißig weiter zu essen, damit man anfangen könne.

Endlich raffte Mama sich auf: „Es thut mir unendlich leid, Vetter, daß Sie es heute bei uns nicht so recht treffen — die Sache ist — wir sind nämlich alle miteinander — eingeladen heut nachmittag, es ist recht schade — aber — —" Sie war sehr verlegen, besonders vor ihren Kindern; — die aber freuten sich ganz ohne Gewissensbisse, kniffen einander in die Hände unterm Tisch und schämten sich kein bißchen, als der Onkel sich mit gekränkter Miene erhob: „Na, denn kann ich mich ja nur wieder trollen! Hab' euch am Ende schon zu lange hier gesessen? Nee, denn will ich euch nicht weiter dunkeln."

„Vetter, bitte, nehmen Sie es doch nicht so! Schenken Sie uns bald ein andermal —"

Onkel Wilhelm schüttelte energisch den kleinen kahlen Kopf mit den großen abstehenden Ohren: „Der Weg ist mir zu weit, ihr wohnt ja am Ende der Welt. Ich kann es nicht versprechen." Er faßte die Frauen plötzlich argwöhnisch ins Auge: „Hör' mal, der Junge war ja krank, bettlägerig denk' ich, — wie ist es denn mit dem? Geht der vielleicht auch auf Visiten?" Er war sehr schlecht gelaunt.

Mama murmelte, das Mädchen sei zuverlässig, sie sagte das sehr ungern; sie hätte ihren kranken Kleinen niemals dem Mädchen überlassen. Als der unangenehme Besuch fort war, hing eine schwere Verstimmungswolke über ihrem Gemüt. „So wird man gezwungen, zu lügen; so muß man den alten verlassenen Mann vor den Kopf stoßen! Aber es ging doch nicht anders, Mutter — Dieser Vetter Bormann, der so neugierig ist wie eine Ziege, nein, es ging nicht!" Großmutter nickte dazu, und nach einiger Zeit fing sie ganz unvermittelt an zu lachen: „Na, das war nu eigentlich recht so 'n

Döhntje mit Wilhelm! Aber der ist auch so klug; meinst, er hätt' es geglaubt? Denk' nich dran!"

Endlich stürzte Milli, die längst schon am Fenster gestanden, mit einem Freudenschrei zu ihrer Schwester: „Liddi, mach 'n Luftsprung! Onkel Johnny kommt! Viertel nach fünf erst, jetzt können wir noch gehen."

Onkel Johnny schwenkte schon von weitem seinen breitrandigen Hut gegen die Backfische und rief ihnen aufgeräumt entgegen: „Here we are!" Seine Backen waren gerötet, und die Augen blitzten. Er zog ein Buch aus der Tasche, warf es im Schwung auf den Tisch und sagte: „Das werden wir lesen! Aber jetzt, come along, dears! Ihr wollt ja auf die ‚Saxonia', I guess; übrigens — habt ihr schon gegessen?"

„Vor drei Stunden! Aber du kannst ja schnell etwas kriegen, Johnny, das ist gleich gewärmt."

„Oh, never mind! Ich habe keinen Hunger — come along."

Großmutter und die Backfische standen im Nu bereit, inzwischen war Onkel Johnny mit Mama zum kleinen Kurt hineingegangen. Milli und Liddi fanden ihn, wie er den kranken Bruder auf dem linken Arm durchs Zimmer hin und her trug; Kurt hatte seine Aermchen um des Onkels Hals geschlungen und sein Gesicht an des Onkels Backen gedrückt. „Bleib' bei mir, Onkel Johnny!" bat er weinerlich, als der Onkel ihn absetzte; er hatte ihn vor ein paar Minuten zuerst gesehen und hing schon an ihm wie eine Klette.

Mama betrachtete ihren Jungen nachdenklich. Das war so gar nicht Kurts Gewohnheit, die Schwestern neckten ihn oft wegen seiner Fremdenscheu. —

Der Regen ließ nach, und es war erträgliches Wetter, als man mit dem Jollenführer bei der „Saxonia" anlangte, nur gingen die Wellen der Elbe hoch, und die herabgelassene Schiffstreppe schwankte bedenklich: Onkel Johnny mußte seine Mutter fast hinauftragen, die Backfische kletterten schon allein nach. Kaum hatten sie das Schiff betreten, als mehrere Matrosen, ein Mann in weißer Schürze und ein kleiner Bursche, der aussah wie ein Stiefelputzer, herankamen, um Onkel Johnny die Hand zu schütteln. Er grüßte nach allen Seiten: „Here we are! Die alte Lady ist meine Mutter; Milli, gib dem Gentleman die Hand, we are excellent friends, are we; hm, Kaptein?" Der Mann mit der weißen Schürze hielt sich den Bauch vor Lachen, Onkel Johnny aber drehte sich lachend auf dem Absatz herum.

„Excellent friends with every one of you!" wiederholte er. „He, Kaptein, bring' uns etwas Schiffszwieback, Milli will Schiffszwieback kauen, und Glühwein for the old lady und einen Kognak für mich."

Etwas verwundert über solche ihnen völlig neue Manieren gingen die Backfische hinterdrein, aber der Onkel ließ sie nicht lange nachdenken; er zeigte bald hierhin, bald dorthin auf dem sauberen blanken Schiff, wo ihm alles zunickte, bis auf den freundlich die Zähne zeigenden Neger, einen der Heizer, der im groß karrierten Sonntagsstaat um eine Aufwärterin herumscharwenzelte.

„Halloh, da ist ja 'n Loch, Maat." Onkel Johnny wies auf eins der großen Fenster im Salon, das eingeschlagen war. Der Koch erzählte, das habe ein Jollenführer gestern abend mit dem Bootshaken gethan. — „Stößt ihn einfach da rein, aber der Onkel is abgefaßt: ‚dat harr ick nich sehn, dat dat Finster to wär! Ick dach recht, dat wör open', seggt he."

„Take care!" schrie Onkel Johnny. „Hier geht's down, aber ich weiß nicht, ob Mutter das afforden (leisten) kann."

Großmutter verzog den Mund, als sie die lange, lange, steile Treppe hinunterblickte: „Was sollen wir da unten? Das is hier je besser."

„Oh, ich wollte euch bloß die Stelle zeigen, wo ich die Überfahrt gemacht habe," bemerkte Onkel Johnny.

„Johnny, du bist jewoll nich klug! Willst doch nich sagen, daß du im Zwischendeck rübergekommen bist?"

„Warum nicht?" Onkel Johnny lachte und pfiff. „Wo sonst, meinst du?"

Großmutter machte eine Bewegung, als wolle sie sich die Ohren zuhalten: „Na, das ist das erste, was ich höre! Aber da unten is es mir zu dunkel, ich kann mich jewoll hier irgendwo hinsetzen." Sie fiel schwer auf eine Bank, während die Backfische erwartungsvoll die Reise in das Zwischendeck antraten.

„Die Luft ist hier gar nicht schön," bemerkte Milli und zog die Nase kraus.

„Oh jetzt ist sie sehr gut; das bißchen

Maschinenöl macht nichts. — Aber wir hatten 'n paar Tage schlecht Wetter, alles zu, und von den Passagieren hier unten neun Zehntel krank — da war die Luft schlechter, Milli."

„Oh, was habt ihr da angefangen!" rief Liddy mitleidig.

„Well, wir hatten Whisky, Tag und Nacht, und wenn die Kinder schrieen, sangen wir eins, und wenn das Schiff rollte wie besessen, denn tanzten wir Hornpipe, es waren famose Kerls dabei." Onkel Johnny schnalzte laut mit den Fingern und fing an, sich zu drehen.

„Tanztest du auch, Onkel?" riefen die Mädchen mit großen Augen.

„So I did; lehrte sie viele Songs und auch den Hornpipe, wir hatten vergnügte Zeit."

Die großen dämmerigen Räume mit den vielen Matratzen, eine neben der anderen, und dreifach übereinander, hatten etwas traurig Unwirtliches, das von den schmucken Sälen, die sie oben gesehen, von dem prächtigen Damenpavillon auf dem oberen Deck und dem hübschen Rauchzimmer beträchtlich abstach. Der Gedanke, weshalb Onkel Johnny sich diesen häßlichen, dumpfen Massenraum zur Überfahrt aufgesucht, dämmerte ihnen allmählich und machte sie still und weich. Milli konnte zwar der Versuchung nicht widerstehen, sich in eine Koje „der zweiten Etage" zu legen, aber sie kroch schnell wieder heraus; es kam ihr vor, als drücke die Decke, die auch nur wieder ein Bett war, auf ihre Brust, und wirklich stieß sie mit dem Kopf daran beim Aufstehen.

„Das war meine Ecke —" Onkel Johnny deutete seitwärts. „So 'ne Ecke ist angenehmer, natürlich, und dann dritter Stock; unten ist es gefährlicher, wißt ihr? — wegen der Seekrankheit." Er lachte, und die Kinder maßen die Höhe bis zur obersten Koje: „Gott, Onkel, wenn du da nu mal rausgefallen wärst!"

„Ja, ich fiel, in einer stürmischen Nacht, stieß mich hier," er zeigte auf den Armstumpf, „daß Blut kam —" Wie er die traurigen Mienen der beiden bemerkte, brach er schnell ab: „Never mind, wir wollen zu der alten lady upstairs, ihr sollt Schiffszwieback kauen und Glühwein haben."

Diese Mahlzeit wurde in der kleinen engen Schiffsküche der zweiten Kajüte eingenommen, die Thüre blieb dabei offen, und der Kreis der guten Bekannten drängte sich heran und warf Onkel Johnny muntere Neckworte zu, die er auffing und zurückgab. Die Sprache aber, ein Gemisch von Englisch, Spanisch und Plattdeutsch, war den Backfischen größtenteils unverständlich. Sie amüsierten sich trotzdem wundervoll. Der Koch brachte einen fingerzahmen Papagei, der alsbald aufs lebhafteste an der Unterhaltung teilnahm, indem er durch Schreien, Hurrarufe und Lachen seine gute Laune kundthat.

Zuletzt fing Onkel Johnny mit starker, aber etwas verwetterter Stimme zu singen an. „Sing turururururulay, sing turulurulay!" hieß der Refrain, der von allen wiederholt wurde. Es wurde Bravo geschrieen und in die Hände geklatscht, der Neger gebärdete sich ganz außer sich vor Vergnügen. „A niggersong, a niggersong!" schrie einer und klopfte auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe sprangen. Onkel Johnny stand hinter dem Tische auf, schob sich den Hut tief in den Nacken, streckte die Lippen vor und sang:

„Way down upon the Swawny river,
Far far away
Dere 's where my heart is turning ebber,
Dere 's where de old folks stay!
Oh, my heart is sad and dreary,
Everywhere I roam,
Oh darkies, how my heart grows weary
Far from the old folks at home!

Fern fern zum Schwanenfluß da unten,
Fern fern und weit
Dort hin, wo die alten Leute wohnen,
Sehnt sich mein Herz alle Zeit!
O mein Herz ist matt und traurig,
Länder ein und aus!
O Schwarze, wie wird mir so schaurig
Fern von den Alten zu Haus!

In der rauhen Stimme bebte eine natürliche tiefe Bewegung, die bei den letzten Liedworten sich fast bis zum Schluchzen verstärkte. Es war eine rührende Klage, wie ungeschult und dröhnend die Stimme des Sängers auch sein mochte; eine echte menschliche Empfindung war darin ausgedrückt und klopfte mit einfachen kräftigen Schlägen an die Herzen der Zuhörer. Der Neger stieß ein melancholisches Beifallsgeheul aus, der dicke Koch machte gerührte Augen, alle klatschten in die Hände, stampften mit den Füßen und drängten sich so nahe zu Onkel

Johnny, daß der Tisch sicher umgefallen wäre, wenn er nicht am Boden festgeschraubt gewesen wäre. Den Backfischen ward es beklommen zu Mute, es war wie ein Traum, und ein so ganz ungewohnter. Großmutter saß mit roten Backen, lachte zuweilen, sah sich verloren um und zupfte endlich ihren Sohn an dem leeren Ärmel: „Es wird denn wohl auch Zeit, Johnny." Aber nun brachte gerade der Neger eine Harmonika heraus, und Onkel Johnny mußte noch einmal singen, und dann hieß es: „Hornpipe, Johnny!" Sie ließen den „Herrn" ganz fort und wurden immer vertraulicher. Das schien ihm gerade recht so; er hatte einen strahlenden, selbstzufriedenen Ausdruck, blickte mit stolzem Lachen auf die Lober, und seine Rede war eine blühende Folge von Witzen und Scherzen. Stets leerte er sein Glas auf einen Zug, setzte es mit einem Schwung nieder und schien den Wisky so gut zu vertragen, wie ein Anderer Brunnenwasser. Er bat unaufhörlich, daß die „young ladies" trinken möchten, aber Milli schwamm schon alles vor den Augen von dem gewürzten, heißen Wein, und Liddi lachte fortwährend, ohne zu wissen, worüber.

Über die letzten Stunden fehlt ihnen die Erinnerung, doch glauben sie, daß Onkel Johnny auch getanzt habe, und daß Großmutter schließlich ganz böse wurde und nach Hause wollte. Sie hatten eine schwache Erinnerung von einer lauten Scene, an Ruderplätschern und schwarzes Wasser mit Lichtern, die Funken hineinwerfen, an einen langen dunkelen Heimweg durch unbekannte Gegenden und an einen stürmischen Empfang von Mama. Dieses letzteren Begegnisses erinnerten sie sich am deutlichsten, denn Mama kam noch am folgenden Tage wiederholt darauf zurück, erzählte, wie sehr sie sich geängstigt, wie sie schon stundenlang am Fenster auf sie gewartet, wie sie gleich ein Gefühl gehabt: es ist etwas passiert! wie sie sich Vorwürfe gemacht, daß sie sie habe gehen lassen. Die Backfische sagten darauf nicht viel; ihre gestrigen Erlebnisse erschienen ihnen durchaus nicht beschämend oder bedenklich; sie waren sogar im stillen entzückt darüber, daß man so lustig sein konnte, aber ihre Köpfe waren schwer, und die Schule wollte gar nicht schmecken; auch bedrückten sie Mamas verstimmtes Gesicht und Onkel Johnnys Schweigsamkeit. Ja, der war ein ganz anderer Mensch heute. Kaum ein Wort kam über seine Lippen, das Essen wies er zurück, sah vor sich nieder — man merkte wohl, es war ihm unbehaglich zu Mute. Endlich ging er in das Zimmer des kleinen Kurt, nahm ihn aus dem Bette und trug ihn hin und her. Der Junge schwatzte leise mit ihm, Onkels Stimme nahm wieder den zärtlichen Ton an, den sie gestern gehabt; als Mama ihren Bruder so erblickte, ging sie mit impulsiver Freundlichkeit auf ihn zu — zum erstenmale heute: „Wird er dir nicht zu schwer?"

„O never mind! Er ist ja zart wie ein Hühnchen." Und wieder trug er den Kleinen auf und ab, Kurt war ganz froh, er fand es so langweilig, immer im Bett zu liegen.

„Heute bleibt Onkel Johnny den ganzen Tag zu Hause," frohlockten die Backfische. In demselben Augenblick kam jemand die Treppe herauf: „Ich bin so frei," sagte eine Stimme, die Milli schon gehört hatte, „ist Herr Harms zu Hause?" Der kleine ungewaschene Mann hatte eine schüchterne Piepstimme und verbeugte sich bei jedem Wort. Als Onkel Johnny ihn erblickte, wurden zwei Gesichter hell. Fünf Minuten später trabten schon eilige Schritte den feuchten Gartenweg hinab.

Großmutter saß unbeweglich da, nur daß sie mechanisch die Daumen drehte. Milli kam zu ihr: „Onkel Johnny ist aus." Es erfolgte keine Antwort. „Großmutter, Onkel Johnny ist ausgegangen." Die alte Frau machte wieder die stummen Kieferbewegungen, ihre Backen sahen rot aus. „Großmutter, warum sagst du denn gar nichts? Herr Quasebart ist gekommen, so 'n sonderbarer Mann ist das — und Onkel ging gleich mit ihm."

Nun hielt sich die Großmutter die Ohren zu. „Wenn du weiter nichts weißt, — laß mich in Ruh!"

„Großmutter wird auch immer wunderlicher!" dachte Milli. Zum Trost für sich schlug sie das Buch auf, das Onkel Johnny gebracht hatte. Aber es war englisch; über die ersten Zeilen kam Milli nicht hinaus.

„O, es ist schon zehn, — Onkel hat keinen Hausschlüssel," sagte Liddi besorgt zur Mama, die eben nach alter Gewohnheit eigenhändig die Hausthür für die Nacht versorgen wollte, nun aber nickend die Hand zurückzog.

„Kümmere dich nur nicht darum, ich werd' ihn schon hören," machte die Mutter resigniert.

„Ach, du bist so müde, meine arme Mama, die Lider fallen dir ja schon über deine armen, müden Kieker!" Liddi und Milli hatten helle Schmeichelstimmen, nun baten sie beide. „Wir wollen gern aufbleiben! Laß uns, süße Mama, für uns ist das Aufbleiben ja nur 'n Spaß."

Die Mutter ward ungeduldig: „Nein, nein, das fehlte noch! Und wer weiß, wann er kommt!" setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu. (Schluß folgt.)



Heilige Cäcilie.

Von
Frida Schanz.

Du Heilige, es nachtet!
Wir haben gar zu lange
Dein leeres Bett betrachtet
Im Katakombengange. —

Wie mächtig hat sie eben
In uns gelebt im stillen,
Sie mit dem starken Leben,
Sie mit dem starken Willen!

Es weht vor unsren Tritten
Der rote Mohn im Winde,
Als käme sie geschritten
Mit Schritten, fest und linde

Als ob die Jugendliche
Im Duft der Mondesstrahlen
An uns vorüberschliche
Auf purpurnen Sandalen. —



Ungarisches Eselgespann. Nach den



Chromotypie von Hamböck & Co., München.

Gemälde von Alexander Wagner.



Bordeaux und seine Weine.

Von

Edmund Schüler.

Mit einer Karte des Médoc und achtzehn Originalzeichnungen von **Curt Agthe.**

Wer im Sonnenscheine am deutschen Rheine wandert, die gute, alte Stadt Köln im Rücken und vor sich die lachenden, die goldenen Gefilde, durch die sich der blinkende Strom hinwindet, — wer vorbeizieht an all den stolzen Burgen und würdigen Städten, über welche die Sage, die Geschichte und die Poesie einen lichten Schimmer von Romantik, von Frohsinn zu breiten gewetteifert haben, — dem geht gewiß, wenn er eins hat, das Herz weit auf; ihn macht, und wenn er's gleich nicht wollte, der funkelnde Rüdesheimer im Römer zum Poeten, und er beginnt zu singen:

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!
Gesegnet sei der Rhein —

Nun kam uns Deutschen doch der Wein von Westen; aus Frankreich nahmen wir die Reben, wo schon in grauen Zeiten die Gallier sie gepflanzt und edlen Wein gezogen hatten.

Schon Cäsar fand bei der Eroberung Galliens vorzügliche Weingärten in „Gallia Narbonensis", im südlichen Frankreich. Man sprach nur wenig später in Rom schon von der „vites Biturigica", der Rebe, die in der Gegend des heutigen Bordeaux gedieh. Und der alte Ausonius, der Erzieher des Kaisers Gratianus, konnte im IV. Jahrhundert in seinen Gedichten des Weines der „Medulli" schon als einer allgemein in Rom geschätzten Schleckerei gedenken; — die Medulli aber hatten ihre Weinberge im heutigen Médoc.

Ja, die gallischen Weine bedrohten die italienische Weinproduktion in beängstigender Konkurrenz, so daß Kaiser Domitian kein anderes Mittel wußte, diese zu schützen, als daß er die Hälfte sämtlicher Weinstöcke in Gallien ausrotten ließ. Erst der treffliche Probus gab den Galliern ihre Weine wieder — Gallis omnibus permisit, ut vites haberent vinumque conficerent (Fl. Vopisc. Prob. 18) —; das war gut von ihm, und die Legende hat ihn denn auch zum Weinheiligen in Frankreich gemacht.

Die französische, alte Legende! Wie alt sie ist, das weiß ich allerdings nicht, wissen auch wohl nur wenige Auserwählte; am Ende ist sie so alt, daß keiner mehr davon weiß. Denn, du heiliger Probus, Undank ist der Welt Lohn, besonders in Frankreich; dich vergaß man dort, und dein schöner Wein hat zu allen Zeiten zwar verständnisvoll schlürfende französische Zungen gefunden, aber nicht eine einzige, von der ein seiner


Blick auf Bordeaux.

im Süden, in der Provence und nördlich der Pyrenäen wanderten. Etwa um 12 Uhr das Dejeuner zu 2 oder 4 Francs, — etwa um 6 Uhr das Diner zu 4 oder 6 Francs, — das war allerorten da unten das Gleiche, je nach Portemonnaieverhältnissen; aber ebenso selbstverständlich war, daß mit jedem Preise ein für allemal auch der Wein bezahlt war, der uns hoch ergötzten Fremdlingen aus nie versiegender Quelle in den vor uns stehenden Flaschen sich wie im Schlaraffenlande stetig erneuerte, solange wir noch etwas zu essen hatten; — und daß mit jedem Tage der Flaschenwechsel schneller bei uns vor sich ging, ich beteuere, daran war nicht seine billige Art, sondern die Köstlichkeit des schönen Weines schuld. —

Und also lag's an den Franzosen?!

So war jedenfalls bis Bordeaux selbst jene ernste Frage keineswegs weiter aufgeklärt.

Höchst gespannt verließen wir den dortigen mächtigen Südbahnhof. Bald saßen wir, nach heißer Eisenbahnfahrt durch die unendlichen Kiefernheiden der „Landes", zu

würdiges Loblied geflossen wäre, so ein recht seliges, dankbares, wie unseres deutschen Wanderers Preis- und Trinklieder an den alten Vater Rhein. —

Ob das an Probi Weinen liegen mag oder an den Franzosen?

Ehe ich zur Feststellung dieser so feinen und wichtigen Frage mich an Ort und Stelle nach Bordeaux begab, schien mir da so manches Für und Wider vorzuliegen:

Spricht man vom Johannisberger und von all den anderen Schlössern am Rheine, so spricht man nicht minder vom Château Lafite oder Château Yquem im welschen Weinland. Unbegreiflich erschien mir, warum nicht, wie bei uns, so dort ein — noch dazu so leicht entzündetes — französisches Herz einmal gesungen haben sollte von stolzen Schlössern, die sich im vollen Glase und in den klaren Fluten der Gironde spiegelten.

Und also lag's an den Weinen?!

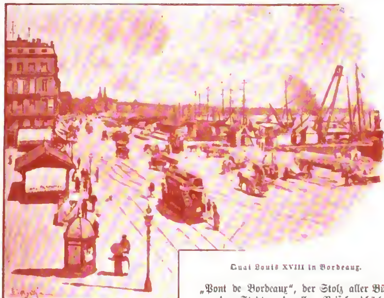
Aber auch die thun ihre Schuldigkeit, wie die ganze Welt behauptet; und ich fand das samt meinem Freunde jenseits der Grenze bestätigt, schon als wir noch


Pont de la Bastide in Bordeaux

neuer Stärkung, zum Dejeuner. Dejeuner zu 4 Francs, der besonderen Feierlichkeit halber, — sonst nach bekannten Mustern. Aber wie unbekannt war uns die Art jenes ersten veritablen Bordeauxweines doch bisher gewesen! Sauer und kratzend, sonst recht fade, so floß er über die enttäuschte Junge, ja, so sauer, daß sie sprachlos wurde, und daß jeder von uns vor der halbgeleerten Flasche mit dem ganzen 4 Francs-Dejeuner fertig wurde und sich stumm mit dem peinlichen Bewußtsein einer vorschnellen, wenn auch noch nicht ausgesprochenen Begeisterung vom Tisch erhob.

Auch das Äußere der Stadt schien uns langweilig und nüchtern. Weder eine erhebliche Zahl alter origineller Häuser noch neuer, die mit gefälligem Geschmack gebaut gewesen wären; straßauf, straßab nur die ewig gleiche, graue, schmucklose Fassade dreistöckiger Häuser mit dem ganz schmalen Balkonstreifen, dessen Eisengitter — meist am ersten Stockwerk — sich endlos in die Länge zieht. — Hoffnungsfreudigere, interessiertere Stimmung kam uns auf unserer ersten Rundfahrt durch die Stadt erst wieder, als wir von der Höhe unseres Pferdebahndeckes zum erstenmale die Garonne und ihre langen Quais übersahen.

Fast 500 Meter breit ist dort der Strom — ein ungeheurer Bogen, um dessen äußere Seite sich die eigentliche Stadt eine volle Meile am Flusse entlang aufbaut, während ihre Tiefe nur etwa zwei Kilometer beträgt. Im inneren Bogen liegt nur ein kleines, neueres Stadtviertel; außer der Eisenbahnüberführung verbindet nur eine einzige, mächtige, steinerne Brücke die beiden Ufer, der



Quai Louis XVIII in Bordeaux.

„Pont de Bordeaux“, der Stolz aller Bürger der Stadt und aller Reisehandbücher.

Auf der ganzen Reihe der Quais am Strom — „quai de la Monnaie, de la Grave, de Bourgogne, des Chartrons, de Bacalan“ — herrschen reges Leben und lautes Handelstreiben. Eine Menge niedriger Speicher stehen an den Quais selbst; drin lagern und außen herum liegen desgleichen zahllose Fässer, lauter Bordeaux-Oxhofte. Viele Krahne rasseln sie mit klirrenden eisernen Ketten tagaus, tagein herunter in die Tiefe der Schiffe. Lastwagen fahren neue heran. Aus den Güterwagen auf den zwei, längs der gesamten Quais laufenden Geleisen werden ebenso viele hinausgerollt und andere hinaufgeschoben. Der Fluß selbst wimmelt von großen und kleinen Dampfern und Segelschiffen; die Garonne ist so tief, daß fast

alle großen überseeischen Dampfer bis hundert Kilometer landeinwärts an die Quais von Bordeaux selbst und in sein mit vieler Kunst angelegtes bassin à flot hinauffahren können.

Von der „Place des Quinconces“, die an der Wendung des Bogens, also im Herzen der Stadt, am Quai Louis XVIII, liegt, übersieht man aber zu beiden Seiten strom-auf- und abwärts nicht nur die imposante Länge der Quais, sondern rechts und links schimmern unter heller Sonne in der Ferne auch schon die ersten der Hügel, von denen aller Reichtum und alles Leben der Stadt ausgehen.

Bordeaux liegt inmitten seines Weinlandes, inmitten seines „département de la Gironde“.

Wohl teilt sich das Departement, wie alle anderen Frankreichs, in seine „arrondissements“ und „cantons“; für den Weinchronisten sind aber andere Einteilungen und Namen allein maßgeblich.

Im Nordwesten, zehn Kilometer von Bordeaux, bei Blanquefort, beginnt der „Médoc“, der sich achtzig Kilometer weit am linken Ufer der Gironde bis fast ans Meer hinstreckt, in einer mittleren Breite von zehn Kilometer. Südlich, also um Bordeaux und das linke Garonneufer aufwärts, liegen zwanzig Kilometer lang und acht Kilometer breit die „Graves“, an die sich noch weiter südöstlich das kleine „pays de Sauterne“ bis Langon an der Garonne anschließt. Das ganze rechte Ufer der Garonne sowohl wie der Gironde (nördlich des Zusammenflusses mit der Dordogne) nehmen die „Côtes“ ein, — nur der äußerste Südosten zwischen Dordogne und Garonne hat seinen eigenen Namen „Entre-deux-Mers“, und ein kleines Stückchen Landes östlich um Libourne an der Dordogne rechnet sich noch zu den Graves. Endlich haben die Uferstriche längs der beiden großen Ströme noch ihren besonderen Namen und werden streng von den sich hinter ihnen erhebenden Graves, Côtes, Médoc 2c. geschieden — sie heißen „Palus“.


Beim Pichen der Fässer.

Recht prosaisch-nichtssagend klingen diese Namen, und trocken wird der Chronist bei ihrer Aufzählung. Und ebenso prosaisch ist auch der Ursprung jener Einteilung; sie beruht eigentlich auf der Art des Bodens. Palus ist der von den Flüssen angeschwemmte Sumpfboden, der durch lange Bestellung allmählich zum Weinland gemacht worden ist. Wer heut auf der Garonne oder Gironde fährt, sieht hier und da Strecken saftiggrünen Wiesenufers, auf welchen die kleinen Bordelaispferde weiden, eine recht kümmerliche Rasse, die dort der Bauer züchtet, damit zu Markte zu fahren oder seine Fässer zu holen. Früher ist der ganze Palus solch Wiesenland gewesen; in absehbarer Zeit werden auch die letzten grünen Streifen am Ufer verschwunden sein.


Lastwagen in Bordeaux.

Damit wird das Eintönige der Girondelandschaft nur noch erhöht werden. Denn, ob man nun in den Graves auf ihrem steinig-sandigen Boden mit den bunten Kieseln wandelt, ob man in den Côtes zwischen den thonerdigen Hügeln, in brennender Sonne schweißtriefend hügelauf, hügelab sich dahinmüht, wie in den Nordseedünen, nur daß auch hier die glatten Kieselsteine das Gehen auf Feldwegen zur Qual machen, — ob man sich endlich in Médoc selbst befindet, auf dem weiten, welligen Hochplateau, dessen kalkhaltiger

CARTE du MÉDOC
et
Classification des grands crus

Classification des grands crus

1ers Crus

1 Château Lafite
2 Château Margaux
3 Château Latour
4 Château Haut-Brion

2es Crus

5 Mouton-Rothschild
6 Rauzan-Ségla
7 Rauzan-Gassies
8 Léoville Lascases
9 Léoville Poyferré
10 Léoville Barton
11 Durfort Vivens
12 Lascombes
13 Gruaud-Larose-Sarget
14 Gruaud-Larose
15 Brane Cantenac
16 Pichon-Longueville
17 Pichon-Longueville Lalande
18 Ducru-Beaucaillou
19 Cos-d'Estournel
20 Montrose

3es Crus

21 Kirwan
22 Issan
23 Lagrange
24 Langoa
25 Giscours
26 Malescot-St Exupéry
27 Cantenac Brown
28 Palmer
29 La Lagune
30 Desmirail
31 Calon-Ségur
32 Ferrière
33 Marquis d'Alesme Becker

4es Crus

34 St Pierre de Luetkens
35 St Pierre Bontemps Dubarry
36 Duluc Branaire
37 Talbot Marquis d'Aux
38 Duhart-Milon-Castéja
39 Pouget
40 La Tour-Carnet
41 Lafon-Rochet
42 Beychevelle
43 Le Prieuré
44 Marquis de Thermes

5es Crus

45 Pontet-Canet
46 Batailley
47 Grand Puy Lacoste
48 Ducasse Grand Puy
49 Lynch Bages
50 Lynch-Moussas
51 Dauzac
52 Mouton-d'Armailhacq
53 Le Tertre
54 Haut Bages Libéral
55 Pédesclaux
56 Belgrave
57 Camensac
58 Cos Labory
59 Clerc-Milon
60 Croizet-Bages
61 Cantemerle


Auf der Gironde.

Kieselboden die Sonnenstrahlen dem geblendeten Auge unerträglich macht, — überall entbehrt die Girondelandschaft jeglichen Reizes.

Ja selbst die Dampferfahrt von Bordeaux bis zur Mündung, auf die wir so große Hoffnung gesetzt hatten, war eine arge Enttäuschung. Anfangs läßt sich's ganz freundlich an. Da ist gleich am rechten Ufer Lormont. Die Hügel sind dort steiler und felsig, und zwischen den zwei etwa hundert Meter hohen Abhängen mit alten Bäumen baut sich malerisch der kleine Ort auf mit seiner alten Kirche, mit kleineren Schiffswerften und nicht zum letzten mit seinen geräumigen Cafés und Restaurants. Auf der Höhe der Hügel führt am Flusse entlang eine schattige Allee hinaus zu diesem Dorado des Bordeauxbürgers. Vom Wege aus genießt man eine weite Aussicht über die Stadt, über das nach Norden immer breiter werdende Bett der Garonne und über die Weinberge, die sich unter leuchtender Sonne nach allen Seiten bis in weite Ferne verlieren. Aber bescheiden bleibt das Dorado doch! — Unter Lormont werden die Ufer wieder flach bis zum „Bec d'Ambès", an dessen spitzer Landzunge Garonne und Dordogne sich ohne sonderlichen Pomp zur Gironde vereinigen. Gleich jenseits des Zusammenflusses treten noch einmal dann, wie bei Lormont, die Côtes an den Fluß, ohne Palusvorland, zwischen dem alten Bourg-sur-Gironde und der Feste Blaye; an die steinigen Ufer lehnen sich hier einzelne kleine Ortschaften in dem verzweifelten Bemühen, landschaftliche Effekte hervorzubringen. Aber es mißlingt. Flach werden die Ufer, flach sind die ebenfalls ganz mit Wein bebauten Inseln des Flusses, die übrigens teilweise von bedeutender Länge sind. So „l'île du Nord, l'île verte." Letztere mag so heißen, weil im Frühjahr und Sommer das Weinlaub sie in eine grüne Decke hüllt. Im Herbst aber gleicht sie und jenes ganze Land einer weiten, braunen, hier und da von Wiesen und spärlichen Kiefernbeständen unterbrochenen Heide, auf deren steinige Gefilde die Sonne des Südens ihre Glutstrahlen senkt und alles ringsumher verschmachten und verdorren läßt. —

Und zwischen diesen Ufern wälzt der zu unabsehbarer Breite — bei St. Vivien im Médoc fünfzehn Kilometer — sich ausdehnende Strom seine trübflüssigen Wasser dahin. Sie sehen nicht nur deshalb so


Ansicht von Lormont.

schmutzig aus, weil ganz Bordeaux und andere Städte sich darin waschen, sondern auch, weil das ungehindert in die breite Mündung eindringende Meer bei steigender Flut die hinabfließenden Wasser zurückwirft und aufwühlt, so daß bei starkem Sturme sich die gewaltigen Wellen des Oceans bis über den Bec d'Ambès hinaus fühlbar machen sollen. —

„Sehen Sie dort drüben! Das ist das Château Latour," sagte ein rotgesichtiger kleiner Herr zu mir, als ich von Bord des Dampfers aus enttäuscht und gelangweilt übers Wasser schaute. Ich sah hin, bemerkte einen ziemlich massigen, runden Turm mit halbkugelförmiger Kuppe, ohne Fenster, mitten im sonnigen Weinberg, unweit davon eine viereckige kleine Kaserne, und konnte nicht umhin, ganz kurz zu antworten: „La tour, ja, den sehe ich — wo bleibt das château?" Der arme Patriot begriff nicht, daß sich in meiner Ironie die ganze Enttäuschung barg darüber, daß nun auch die „Schlösser" meiner Vorstellung in ein Nichts zusammenzuschwinden drohten, daß ich meine wissenschaftliche Frage ganz zu Gunsten der Franzosen entscheiden zu müssen glaubte. Er wandte sich entrüstet ab. —



Korkband eines Grand Cru vom Château Latour.

Also dies das Château Latour! Dies das berühmte Schloß eines der Könige der Médoc-, der Bordeauxweine, eines stolzen „premier grand crû"!

Eines premier grand crû! Das Wort zwingt mich, bevor ich weiter von Latour und Lafite erzähle, noch einmal trockener Chronist zu sein und — in jenen Landen ist wirklich alles eingeteilt und registriert — noch einer weiteren Einteilung Erwähnung zu thun:

Der schon zur Römerzeit begonnene



Flaschenetikette eines Grand Vin vom Château Latour.

Export der Bordeauxweine hat niemals aufgehört. Im Mittelalter waren die eifrigsten Abnehmer die Engländer, — ein Aktenstück von 1154 ist das älteste Vertragsdokument über Weinausfuhr von Bordeaux nach England. Eine lange Reihe Verträge und königliche Verordnungen folgen dann, die meist merkwürdigerweise einen Maximalpreis für den Wein festsetzen oder die Steuern auf ihn legen. Früh wurde auch schon „gemanscht"; denn eine Akte von 1307 ernennt sechs vereidete Schmecker, welche die Verfälschung zu begutachten und unreinen Wein auszuschütten hatten. Ja, der Export muß bedenkliche Folgen gehabt haben; denn Eduard III. verbot 1354 jedem Engländer, nach der Guienne zu gehen, um dort direkt Weine zu kaufen; „jeder Zuwiderhandelnde sollte vom Seneschall der Gascogne im Krongefängnis zu Bordeaux eingekerkert und dann bei Gelegenheit nach England in den Tower von London abgeliefert werden." — Auch



Château Latour.



Château Lafite.

sind es ja bedenkliche Zahlen, wenn im Hause Heinrich Bowets, des Erzbischofs von York (†1467) jährlich achtzig Tonnen Claret (Bordeaux), — in dem Hause des für Sparsamkeit bekannten Herzogs von Northumberland zweiundvierzig Faß Guiennewein verbraucht wurden! Seit etwa 1500 stieg dann auch der Konsum der übrigen europäischen Länder an Bordeauxweinen. Mit wenigen, durch politische Verwickelungen veranlaßten, zeitweisen Rückschritten entwickelte sich der Bordeauxweinhandel stetig zu einem Hauptfaktor der französischen Ausfuhr. Während unseres Jahrhunderts hat die Weinausfuhr der Gironde mit der kolossalen Menge von durchschnittlich fünfhunderttausend Hektolitern jährlich ein Dritteil zu der Gesamtausfuhr Frankreichs an Weinen beigetragen. — Ich erwähne dies, um verständlich zu machen, daß der Weinhandel in der Gironde mit seiner gewaltigen Ausdehnung und seiner langen Geschichte auch eine viel geschäftlichere, eine fester geregelte Form annehmen mußte, als etwa bei uns am Rheine. Daher kommt es, daß der Händler in Bordeaux in den allerseltensten Fällen mit einzelnen Weinbergseigentümern selbst abschließt. Einkauf und Verkauf am Weingut liegen in den Händen der früher staatlichen, jetzt einen freien Stand für sich bildenden Makler. Und unter ihren Händen, in ihrer langjährigen Praxis hat sich, schon im XVIII. Jahrhundert beginnend, jene Klassifikation der Weine der Gironde herausgebildet, die dem ganzen Handel von Bordeaux als Richtschnur dient!

„Crûs paysans“, „crûs artisans“ („crûs bourgeois ordinaires“), „crûs bourgeois “(„crûs bourgeois supérieurs“), und „grands crûs“. — also Bauern-, Handwerker-, Bürger- und Hochgewächse, sind jene ein für allemal festgelegten Register; das letzte — die grands crûs, denen erst die eigentliche Bezeichnung „Vins classés“ vorbehalten ist — teilt sich wiederum in fünf numerierte Klassen, so daß als höchste Höhe des Titels ein Bordeauxwein auf seinem Etikett den Namen „premier grand crû classé“ trägt.

Der premiers grands crûs sind nur wenige, und sie haben durch ihre Herkunft von ausgewähltem Boden, durch die besonders günstige Lage ihrer Schlösser und Berge diesen Rangerrungen, durch lange Zeiten bis heute erhalten und bewiesen, wie kurzsichtig der demokratisch-republikanische Gedanke von der Gleichheit Aller selbst in Frankreich ist,



Flaschenetikette vom Château Margaux.

wo „Liberté, Égalité, Fraternité“ an jedem Spritzenhause und auf allen Pfeifenköpfen zu finden sind. Es gibt eben doch noch, auch dort, Aristokraten und Könige, selbst unter den Weinen.

Die drei Könige des Médoc residieren in ihren drei Schlössern: Château Lafite, Château Latour — beide in der Mitte des Médoc, nördlich und südlich des kleinen Hafens Pauillac — und Château Margaux im „Haut-Médoc“ — denn ich vergaß, schon wieder einteilend, zu erwähnen, daß man den letzteren von Bordeaux aus bis St. Seurin-de-Cadourne und den „Bas-Médoc“ von dort bis St. Vivien im Norden rechnet. —



Korkbrand vom Château Margaux.

Vom Äußeren des Château Latour ist nichts weiter zu erwähnen, als was ich vorhin vom Schiffe aus sah. Daß es einen inneren Wert besitzt, mag die Thatsache beweisen, daß seine jetzigen Eigentümer, die Herren de Flers, de Beaumont und de Courtivron, welche sich als „société civile du vignoble de la Tour“ zu seiner besseren Bewirtschaftung vereinigt haben, in öffentlicher Versteigerung 1 511 000 Francs für den herrlichen Besitz bezahlten.

„C'est le vin le plus riche et le plus coloré
Et pourtant il est fin, vif, délicat, ambré;
Quand il est dépouillé de son tannin par l'âge,
D' œnantine et d'alcool c'est un noble assemblage.“

So singt Herr Biarnez in seinem Poëme von 1850. — „Also doch ein Weinsänger?“ wird man fragen. Ganz gewiß! Aber schon aus den obigen Versen wird man entnehmen, wie wenig Poesie er hat zum

Château Margaux.

Liebe! Sein langes Gedicht, welches katalogartig die berühmtesten Sorten der Bordeauxweine und ihre Eigenschaften aufzählt, wobei er gleichzeitig zu beweisen sucht, daß dieser guten Weine wegen Frankreich das Land der wahren Civilisation geworden sei und bleiben werde — scheint selbst in Frankreich wenig Anklang gefunden zu haben; denn in der Vorrede zur zweiten Auflage 1870 klagt er selbst: „Que de temps pour épuiser quelques centaines d'exemplaires! C'est le sort de tous les ouvrages en vers. Et comment espère-t-on que le public mettra plus d'empressement aujourd'hui? La ‚poésie‘ (!) est-elle plus en faveur? Non, — mais on boit plus de vin de Bordeaux!“

Nichtsdestoweniger werde ich ihn öfter citieren: Sind seine Verse schlecht, — seine Zunge scheint zu den besseren zu gehören!

Ob nun thatsächlich der Wein von Latour „der reichste“ sei, lasse ich, mangels ausreichender Übung in seinem Genusse, dahingestellt. Das reichste der drei Schlösser ist jedenfalls das von Margaux, dem Grafen Pillet-Will gehörig, von einem früheren Besitzer des Guts, Marquis de Lacolonilla, erbaut. Château Margaux hat auch den größten jährlichen Ertrag von 225 Tonnen (zu 900 Liter). Und derselbe Biarnez, der vom Latour als von le plus riche spricht, preist den Château Margaux nicht minder hoch:



Weinlese im Médoc.

Inclinez votre front, fléchissez les genoux,
Amis, Château Margaux s'élève devant nous!
— — — — — — — — — — — — — —

Idole des gourmets, c'est le plus grand des trois;
Il est seul sur son trône, il est le roi des rois.



Von der Lese.

Sicherlich ist aber der berühmteste der drei der Château Lafite. Er hat ein romantisches altes Schloß, das mit seinen alten Ziegeldächern, seinen Terrassen, seinem schattigen Park sehr würdig ausschaut. Es hat so manchen Sturm erlebt: bis 1796 gehörte es Herrn de Pichard, Parlamentspräsidenten der Guienne, der dann in Paris guillotiniert wurde. Damals wurde Château Lafite Nationaleigentum. Anfang des Jahrhunderts ging es für 1200000 Francs an Vanderberghes, wechselte noch mehrfach den Besitzer und wurde endlich 1887 vor dem Tribunal in Paris für 4500000 Francs von Baron James de Rothschild gekauft, dessen Erben, die drei Barone Alphonse, Gustave und Edmond de Rothschild es heut ihr eigen nennen.

Man sieht, — die drei Könige haben es bisher vorgezogen unter hochadliger Verwaltung zu leben! —

Daß diese Verwaltung auf allen drei Gütern das denkbar Hervorragendste auf dem Gebiete der Weinkultur leistet, ist selbstverständlich. Während sie alle drei jedoch konservativ die durch lange Zeiträume erprobte Kelterungsweise beibehalten, sah ich das modernste und mit dem größten Luxus ausgestattete Presse- und Kelterhaus auf dem Gute „Mouton-Rothschild“ (der beste „second grand crû classé“), welches unweit Lafite in der Commune Panillac liegt und übrigens die gleichen Eigentümer hat. Da gab es im ersten Stockwerk drei auf Schienen bewegliche Pressen mit Drehscheibe, welche selbstthätig den Wein und die Kämme in den unteren Kelterraum beförderu; da gab es, den ganzen unteren Raum ausfüllend, neunzehn ungeheure eichene Kufen von etwa zehn Tonnen Rauminhalt, in welchen die Gärung des köstlichen Stoffes vor sich gehen soll. Der Boden des ganzen Erdgeschosses ist spiegelglatt und cementiert, mit kleiner Neigung nach einer steinernen Cisterne, welche fünfzehn Tonnen zu fassen vermag; dies für den Fall, daß eine Kufe dem

Drängen des ungestümen Mostes nachgeben und platzen sollte. Eine geradezu wunderbare Sauberkeit herrscht in diesen sämtlichen Kelterhäusern, wie auch in den „celliers“ (chais), den oberirdischen, und in den „caves“, den unterirdischen Lagerräumen. Keine Macht der Erde vermöchte es, Eintritt in diese Räume in den etwa vierzehn Tagen zu erlangen, während welcher die Kufen gefüllt sind; denn der Wein darf keine Zugluft bekommen und muß vor Erkältung gehütet werden.

Ähnlich steht es mit der dem Laien fast lächerlich erscheinenden Vorsicht und Raffiniertheit bei der Lese und später beim Umfüllen arbeitet und greift ineinander in militärischer Schnelligkeit und mit einem Eifer, an dem allein man den Wert des Objekts zu erkennen vermöchte.

Noch wäre die Kellerei zu schildern, jene mühselige Arbeit des „Behandelns“, des „Auf- und Umfüllens“, die noch Jahre nach der Ernte in der dunklen Tiefe des Kellers fortgesetzt werden muß. Da ist z. B. der dem Bordelais eigentümliche „coup de fouet“: um den Wein „haltbarer“ und früher „fertig“ zu machen, peitscht man ihn im wahren Sinne des Wortes mit einer Geißel, einer eisernen Rute mit kreuzweis angebrachten Borstenstreifen. — Doch genug



Château Grand-Larose.

des Weines auf die eigentlichen Fässer. — Die Lese muß sich mit unglaublicher Geschwindigkeit vollziehen, damit der rechte Moment der Reife nicht vorübergeht, — damit die Gärung sich gleichmäßig gestaltet. Aus den Grenzdepartements strömen denn auch zu dieser Zeit unzählige Arbeiter in die Gironde. Alles ist auf das strengste überwacht und geregelt. Auf zwölf bis fünfzehn Weinbergreihen kommt ein „commandant de manœuvre“, der wie ein Tyrann seine Scharen vor sich herdrängt; — die „vide-paniers“, die Korbentleerer, die „faiseurs de bastes“ (baste ist ein hölzerner Sammelkübel), die „porteurs de bastes“, die „faiseurs de douils“ (Bottiche) 2c., das alles der Technik! Das Erwähnte wird genügen, um einen Begriff von der peinlichen Fürsorge und dem unglaublichen Aufwande zu geben, deren sich der Wein auf allen nur irgendwie bedeutenden Chateaux des Bordelais zu erfreuen hat.

Auch andere Interessen werden hierüber nicht vergessen: Auf der Domäne Mouton-Rothschild hat noch der alte James de Rothschild ein Asyl für sämtliche Kinder des Ortes gegründet; im Dorfe Mousset nahe Lafite unterhalten seine Erben eine ausgezeichnete Schule, in welcher die Kinder ihrer Angestellten und die der benachbarten Dörfer unentgeltlich unterrichtet werden —

Außer den drei premiers grands crûs

und Mouton-Rothschild gedeiht in der Gemeinde Pauillac noch ein weltberühmtes Gewächs, der „Pichon-Longueville", so genannt nach der freiherrlichen Familie, die das Schloß seit über 200 Jahren besitzt.

Pichon de Longueville, en face de Latour,
Est élégant, musqué, comme un homme de cour!
Dans son parfum, son ton, enfin dans tout son être,
Il a l'étincelant éclat d'un petit-maitre:
Et, quoiqu'il soit léger, coquet et sémillant,
Son esprit est solide autant qu'il est brillant —

sagt Biarnez. Das Gut erstreckt sich über die Hochebene, welche den Übergang von der Gemeinde Pauillac südlich nach der von St. Julien bildet. Auch diese Gemeinde zählt außer ihren zahllosen unklassierten Weinen große Namen zu den ihren: Hier stehen die Schlösser der Léoville-Lascases, Léoville-Poyféré und Léoville-Barton und dicht dabei die beiden Châteaux Gruaud-Larose und Gruaud-Larose-Sarget. Alle fünf sind seconds grands crûs. Alle fünf haben im höchsten Maße das den Weinen von St. Julien eigene überfeine Bouquet, und insbesondere hat mir — doch davon später; jetzt singe Biarnez vom Léoville, dem er mit diesmal sichtbarer Begeisterung die Verse widmet:

De trois frères jumeaux la couronne ducale
Brille à Saint-Julien d'une splendeur royale:
Léoville, à l'égal des rois est vénéré.
Qu'il se nomme Barton, Lascase ou Poyféré,
Des grands vins du Médoc, c'est la grâce idéale.
Le parfum le plus doux de son sucre s'exhale.
Assemblage parfait de sève, de chaleur,
En lui tout est royal, la moelle, la couleur,
Et je ne comprends pas quel expert inhabile
A pu dans les seconds classer le Léoville!

Und nach diesem gerechten Schimpf setzt er denn selbst den Léoville auf den Königsthron:

Tel qu'il est maintenant, comme un roi je le prône
Et place, de par nous, Poyféré sur le trône.

Und in der Erregung des Grolles gegen die drei unnahbaren Könige der Alten gibt er dem Poyféré gleich noch zwei Nebenkönige:

Et c'est vous Léoville et Mouton et Rauzan.

Das Château Gruaud-Larose-Sarget besitzt nächst Mouton die musterhaftesten Kelterräume. Auch kann man dort einen sehnsüchtigen Blick in den Privatkeller des Eigentümers, des Herrn Baron Sarget, werfen, welcher da eine der lückenlosesten Sammlungen der Weine von 1815 bis zur Jetztzeit aufgespeichert hat — θαῦμα ἰδέσθαι! —

Der Ducru-Beaucaillou mit seinem stolzen Renaissanceschloß eines second grand crû, die quatrièmes von Talbot und St. Pierre-Bontemps, sie alle zählen noch zu St. Julien. Nur eines gerade in Deutschland sehr gesuchten Weines aus der Nähe von St. Julien kann ich hier jedoch noch gedenken, des Château Beychevelle, eines quatrième crû in der gleichnamigen Gemeinde. Sein vornehmes Schloß an der Straße von Bordeaux nach Pauillac ist eins der ältesten des Médoc. Schon im XIV. Jahrhundert stand dort ein Feudalschloß der Grafen de Foix-de-Candale, dann der Herzöge von Epernon. Der Name Beychevelle rührt her von dem Salute, welchen ehedem dem Herzoge von Epernon, Großadmiral von Frankreich, die auf der Gironde vorüberfahrenden Schiffe erweisen mußten. Baisse-voile! Senke das Segel! — Als der letzte derer von Epernon mit vielen Schulden ins Grab gestiegen war, verkaufte die Krone das Gut und löste die Schulden damit ab. Es gehörte dann dem Marquis de Braissier, welcher um die Revolutionszeit etwa 400 000 Francs jährlicher Renten daraus zog; er hat das äußerst elegante Schloß im Stile Ludwigs XV. an der reizvollsten Stelle der Gironde, gegenüber den Felsen und Festungswerken von Blaye, erbaut. Jetzt gehört die Besitzung Frau Armand Heine.

A table, on le prodigue avec grâce au convive,
La sève y semble encore plus suave et plus vive;
Le goût le plus exquis, la cordialité
Président au banquet de l'hospitalité;
Enfin, là, tout ravit, tout fait de Beychevelle
Des Châteaux du Médoc la gloire et le modèle —

sagt Biarnez! —

Verlassen wir St. Julien und Beychevelle. Noch erwarten uns drei große Gemeinden im Médoc: Margaux, St. Estèphe und Cantenac.

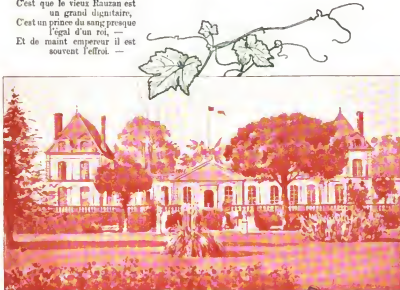
Der oben von Biarnez mit dem Poyféré zugleich gepriesene Rauzan wächst an seinen beiden Schlössern Rauzan-Ségla und Rauzan-Gassiès in der Gemeinde Margaux — unweit des königlichen Château Margaux. Aber auch der Ursprung der Rauzans ist alt: Schon 1530 wird der edle Herr

Gaillard de Tardes als ihr Eigentümer genannt, der Herr des Adelshauses von Gassiès; — dessen Namen haben die jetzt getrennten Brüder trotz häufigen Besitzwechsels sich erhalten. An anderer Stelle rühmt sie Biarnez mit folgenden Versen:

C'est qu'il n'est pas de vin plus vif, plus savoureux,
Plus élégant, plus fin, plus pur, plus généreux
Que celui qui jaillit de cette noble terre,
C'est que le vieux Rauzan est un grand dignitaire,
C'est un prince du sang presque l'égal d'un roi, —
Et de maint empereur il est souvent l'effroi. —

zu erhalten. Schon steckten die Makler die Köpfe zusammen, schon begannen sie laut an ihm herumzumäkeln —; aber seine neuen jüngeren Besitzer, die Herren Beaucourt und Delmée, retteten ihm seine alte Würde.

Weniger reich an hochklassierten Gewächsen sind die Gemeinden Cantenac im südlichen und St. Estèphe im nördlichen Médoc;





Château Beychevelle.

zu ersterer gehört Château Branne-Cantenac, zu letzterer das originelle Cos d'Estournel, beides seconds grands crûs, deren Reihe damit für den Médoc geschlossen ist. Gerade in St. Estèphe und Cantenac, in Ludon und Macau, Castelnau — und wie sie alle heißen, gedeihen eine Unmenge guter Bürgergewächse, wie sie als Tischweine bei uns in Deutschland allgemein getrunken werden. Es sind zwar keine klassierten, aber doch sehr gute Weine; sie haben meist schon im kleinen die Vorzüge und Eigenschaften, deren ideale Vereinigung im harmonischsten Verhältnis eben die klassierten darstellen.

Am zweiten second grand crû der Gemeinde Margaux läßt sich deutlich sehen, wie notwendig jene große Sorgsamkeit der aristokratischen Erziehung ist, wie sehr es auch hier heißt, mit dem empfangenen Pfunde zu wuchern: der Château Durfort lief Gefahr, seinen Rang in den sechziger Jahren zu verlieren, da seine Herren es nicht verstanden, ihm seinen inneren Adel

Die herrliche Rubin„farbe", die Veilchen-„blume", die „Feinheit" und „Molligkeit" (le moelleux et le velouté), die sie stark sein läßt und magenerwärmend, ohne daß sie zu Kopfe steigen, der „Körper"reichtum — das sind wohl die ersten Eigenschaften des Médocweines. Ohne dem heiligen Probus damit einen Vorwurf machen zu wollen — er hat selbst bei seiner Schöpfung ein ganz klein wenig mehr auf ernsten Gehalt als auf Stimmung und Poesie gegeben. Auf 60 bis 70 cm Tiefe findet man im Boden des Médoclandes eine rote, trockene, feste, stark eisenhaltige Erde; sie gibt dem Wein jenen Gehalt an weinsteinsauren und anderen Eisensalzen, der ihn so gesund und kräftigend — so „aufmöbelnd" macht, wie keinen anderen Wein der Erde.



Château Haut-Brion.

Deshalb ist von allen Bordeauxweinen der Médoc der gesuchteste und mit einer Ausnahme der teuerste. Vom niedrigen Bauerngewächs mit vielleicht 300 Francs bis zum premier grand mit 11 000 Francs für die Tonne in der Ernte, ist allerdings auch innerhalb der Médocweine noch eine lange Skala — und natürlich schwankt auch der Wert jedes einzelnen Weines nach dem Jahrgang oft ganz bedeutend. Und da der Médocwein sich schwerer auf lange Jahre hinaus erhalten läßt, so steigen mit dem Alter die Preise ins Ungemessene: Bei der Versteigerung im Château Lafite im Jahre 1872 wurde eine Flasche von 1845 mit 65 Francs, von 1823 mit 60 Franks und eine von 1811, von jenem Jahrgang, dessen Herrlichkeit in aller Munde fortlebt, mit 121 Francs bezahlt! Im übrigen sind etwa Namen wie 1869er Château Margaux, 1864er Château Lafite, 1875er Château Latour heute der Gipfelpunkt des Entzückens für einen Médocschlemmer.

Für die Feststellung der Preise in jedem Jahre ist die Klassifizierung von bedeutendem Vorteil: ist erst ein Wein von einem vereidigten Makler angekauft, der Preis fixiert worden, so kann vermöge des ziemlich festen Verhältnisses zwischen den einzelnen Klassen jeder Eigentümer den Preis seines Weines bestimmen; und zwar sind die zweiten Gewächse des Médoc etwas über $^1/_3$ billiger als die ersten, die fünften um $^1/_2$ billiger als die zweiten, und drei und vier stehen dann ungefähr in gleichen Zwischenräumen zwischen zwei und fünf! —

Wie bedeutend nun der Abstand der Médocweine von den meisten übrigen der Gironde ist, ergibt sich daraus, daß von der Gesamtzahl der klassierten Gewächse nur wenige nicht im Médoc, keines aber auf dem rechten Garonneufer wächst. Wohl stehen auch dort köstliche Reben: die beiden berühmten Distrikte von St. Emilion und von Fronsac liefern einen den Bürgergewächsen des Médoc ebenbürtigen Wein. Der Kenner schätzt am St. Emilion seine dunkel leuchtende Farbe und jene leise zusammenziehende Bitterkeit im Geschmack, welche den Gaumen reizt. Der gewissenhafte Chronist dürfte eigentlich

auch die Schlösser der Gemeinde von Pomerol in den Côtes des rechten Dordogneufers, die Châteaux Pétrus und Trotanoy u. a. m. nicht übergehen; und dennoch muß ich das rechte Garonneufer unter gänzlicher Mißachtung auch der Weine des „Entre - deux - Mers" verlassen und mit dem guten Biarnez rufen:

Il faut quitter ces lieux;
portons plus loin nos pas —
D'autres peuvent vanter le choix de ces ignobles,
Mais, pour nous arrêter, il faut des crûs plus nobles!



Château Yquem.

Und diese nobleren sind die Gewächse der Graves und des noch südlichen Sauterne am linken Garonneufer. Jeder der beiden Landstriche herbergt noch einen der allerberühmtesten, königlichen Weine von Bordeaux.

Der König der Graves ist der Château Haut-Brion. Er hat es sogar fertig gebracht, in den letzten Jahren die heiligen drei alten Könige im Médoc zu überflügeln. Denn sein Eigentümer, Herr Eugène Larrieu, erhielt bei seinen letzten Verkäufen höhere Preise als die Barone von Rothschild. Damit will ich nicht sagen, daß, was glänzt, auch Gold sein müsse. Im Gegenteil: mir will scheinen, daß auch dem Haut-Brion wie allen Gravesweinen etwas die duftige Blume fehlt; — doch sind, zu gemeinsamem Besten, die Geschmäcker ja verschieden. Hier vom Château Haut-Brion und seinen Nachbarn, den Schlössern „La Mission Haut-Brion" und „Pape Clément", bezieht Amerika seine Lieblingsweine. Mission Haut-Brion ist eine Klostergründung — Pape Clément wurde 1300 von Bertrand de Goth, Erzbischof von Bordeaux, geschaffen, welcher 1305 zum Papst gewählt wurde und sich Clemens V. nannte. Clemens' V. dunkler Wein ist der eisenhaltigste der Gironde, also ein ganz besonders gesunder Tropfen. Sein Besitzer, Herr Cinto, der das alte Schloß restaurierte, hat es mit einem wundervollen Park umgeben und ein Besitztum daraus gemacht, das den Neid des Wanderers hervorruft. —

Während der Médoc ausschließlich rote Weine, auch das rechte Garonneufer nur nebenher gewöhnlichere weiße Weine erzeugt, beginnt schon in den Graves die Kultur des Weißweines bedeutender zu werden. Sind auch die roten Trauben des Châteu Carbonnieux in der Gemeinde Léognan ihres Rufes wert — ihren Namen haben sie den weißen Schwestern desselben Gutes zu verdanken. Sie geben einen feinen, ganz wasserhellen, duftigen Wein, der auch dem Moselweinkenner gefallen kann. Schloß Carbonnieux hat ehemals dem schon erwähnten Herzog von Epernon gehört. Doch brachte es damals noch keinen so köstlichen Wein; den zogen erst die Benediktiner der Abtei von Sainte-Croix in Bordeaux, die 1741 das Gut in ihre Hände brachten. Diese verständigen Brüder haben einen ebenso erbaulichen wie ingenieusen Gedanken gehabt; zum Seelenheile aller unter dem Joch des Unglaubens schmachtenden Türken beschlossen sie, trotz des Korans, auch jene ihres köstlichen Getränkes teilhaftig werden zu lassen. Gesagt, gethan: auf die hellen Flaschen des Carbonnieux mit noch wasserhellerem Trank kamen die lustigen Etiquetten „Mineralwasser von Carbonnieux" — und der berauschende Likör hielt unter dieser Fahne siegreich Einzug in Konstantinopel. —

So die weißen Weine von Carbonnieux in den Graves. Aber das Land des eigentlichen Bordeauxweißweines sind nicht die Graves — das ist das „Pays de Sauterne", dessen Name ja auch bei uns

mit Respekt genannt wird. Dort sind auf einem kleinen Stückchen Hügelland die fünf Gemeinden Sauternes, Barsac, Bommes, Preignac und Fargues vereinigt, welche die neun premiers crûs blancs und elf seconds enthalten. Hier wachsen der Latour-Blanche und der Vigneau, der Peyraguey und der Clémens. Doch sie alle müssen erblassen neben dem größten Könige von Sauternes, der auch die vier anderen im roten Purpur von Lafite, Latour, Margaux und Haut-Brion in seinem goldenen Kleide noch über-







In den Kellereien von Ferd. Deiters & Cie. in Bordeaux.

strahlt — neben dem Château Yquem.

L'Yquem, si savoureux, si limpide et si blanc,
Qui porte le cachet de sa noble origine,
Et brille, transparent, comme une aigue — marine.
— — — — — — — — — — — — — —
O vin délicieux, doux comme l'ambroisie,
Principe de tous biens, source de poésie — —

Zu geradezu fabelhaften Preisen hat die Jagd des Handels den Château Yquem hinaufgetrieben. Schon 1859 wurde eine einzige Tonne 1847er für 20000 Francs verkauft, — 1873 die Flasche 1865er mit 28 Francs bezahlt. — Das Château gehörte ehedem der Familie de Sauvaye d'Yquem und ging durch Heirat auf die Herren de Lur-Saluce über, deren Familie dort noch heute residiert. —

Hört mich, Ihr Herrn von Lür-Salüße:
Franzosen hin, Franzosen her —,
Euch biet ich selig-deutsche Grüße,
Hurra für euch! Die Gläser leer!

Ich schwing ihn leuchtend im Krystall,
Er glänzt wie goldner Tau am Morgen, —
Als hätt' vom Maiensonnenstrahl
Das erste Licht sich drin geborgen. —

Seht ihn, ihr Herrn von Lür-Salüße,
Von Yquem euren Labewein:
Der erdbeerduftende, der süße, —
Der wär es wert, er stänď am Rhein!

„O," wird man sagen, „jetzt dichtet Herr Schüler selber, und damit ist die Frage der Poesie zu Gunsten der Weine gegen die Franzosen entschieden." — Ein Richtiges liegt dieser Annahme zu Grunde. Aber ich bemerke, diese Verse sind nicht auf der Wanderung durch die Gironde geschrieben. —

Frankreich ist gewiß das erste Weinland der Erde. 30—60 Millionen Hektoliter im Werte von etwa 700 Millionen Francs bringt es jährlich hervor; $2^{1}/_{2}$—5 Millionen Hektoliter kommen davon allein auf die Gironde. Letztere Zahl wurde in dem wunderbaren Weinjahr 1893 noch überschritten, während z. B. die Ernte ganz Deutschlands 1893 $3^{3}/_{4}$ Millionen Hektoliter betrug, wovon auf Baden, Württemberg und Elsaß-Lothringen allein $2^{1}/_{4}$ Millionen kamen. Für die Gironde gibt Feret[*]) die Zahl von 4000 „hauptsächlichen Gewächsen (Gütern)" an. — Diese enormen Ziffern sprechen für sich selbst.

*) Dessen geschichtlichen Angaben über die Schlösser in seiner Statistique de la Gironde ich hier gefolgt bin.



Studie von R. Epp.

Und doch! Wer im Sonnenscheine an der Gironde wandert, die alte Stadt Bordeaux im Rücken und vor sich die heißen Gefilde mit ihren dürstenden Weinbergen, — wer vorbeizieht an diesen Châteaux, von denen die übergroße Anzahl nüchterne Domänenhäuser mit Speichern sind, — dem fällt ein Zug kalter, geschäftlicher Zurückgezogenheit und Prosa auf, der von rentenbegehrenden Eigentümern, — nur nicht von „Männerlust und Wonne“ redet; dem wird auch nicht von „seinen Mägdelein“ eingeschenkt, sondern neben die offene Viertelliterkaraffe setzt ihm der kleine, rote Wirt die großbäuchige Wasserflasche; man schiebt sie verächtlich beiseite, aber hat man den ersten Schluck gethan, so bedient man sich ihrer gern, um diesen abscheulichen „Kutscher“, wie ‘man am Rhein den „Petit vin du pays‘ oder „Piquette“ des Bordelais nennen würde, hinunterzubringen. Es ist ein saures Kunstprodukt, das nicht nur den Gaumen, sondern auch das Herz zusammenzieht und kein Verslein sich loslösen läßt!

Wer im Bordelais etwas Gutes trinken will, muß in Bordeaux in ersten Restaurants dinieren, — oder aber er macht es, wie ich:

Der Großexporthandel von Bordeaux liegt zu bedeutendem Teile in deutschen Händen. Traurig ob all der getäuschten Illusionen kommt man mit einer Empfehlung in ein solches deutsches Haus. Ich kam in eines der größten, zu den Herren Ferdinand Deiters & Compagnie. Und all mein Leid war in kurzer Zeit vergessen!

Kaum war ich bekannt geworden, so begann man, eine erste Fahrt in die Tiefe ihrer Reichtümer zu inszenieren, die an eine Einfahrt in ein Bergwerk erinnerte. Jedermann bekam sein „Grubenlicht“, und hinab ging es in die kühle Dunkelheit, aus der in flackerndem, rotem Licht nur die Umrisse riesiger Fässerreihen auftauchten.

Erst ging es durch die weiten „chais“, wo in unendlicher Fülle die 1893er und 1895er lagerten. Das waren die Bourgeois zu 300—400 Mark das Oxhoft, also etwa 1,20 Mark die Flasche in Berlin. Schon hier begann ich beim Kosten die Poesielosigkeit der Franzosen als fraglos einzusehen und zu bedauern.

Aber es ging weiter in die Tiefe der „caves“. Und dort unten in den langen, schmalen „Stollen“, wo sich in geheimnisvoll abgeschiedener Stille die Aristokraten der reichen Schlösser der Gironde ein Stelldichein geben, dort unten, nicht draußen im Lande, lernte ich sie unterscheiden und lieben! Ich erinnere mich noch, daß meine Bewunderung beim roten Léoville ihren höchsten Grad erreicht hatte. Weich wie Pflaum, üppig wie Rosenduft, dabei voll Saft und Mark fließt er über die Zunge und füllt die wandermüden Glieder mit ungeahnter Kraft und Wärme. Beim Faß von Château Yquem schrieb ich auf eine Postkarte die oben citierten Verse, die ich nachher nicht mehr abzusenden in der Lage war. Denn von dem Ende des sechsten cave ging's erst richtig an. Da kamen die Flaschenkeller, wo an den Wänden und in eisernen Schränken die staubbedeckten Rot- und Silber- und Grün- und Goldverkapselten lagen. Meine letzte Erinnerung ist ein mächtiges eichenes glänzendes Faß; ich höre noch die Worte „Kognak 1811“ und sehe ein Glas mit einer goldlackfarbenen Flüssigkeit, — sie duftet, wie tausend feine Blumen von einer blühenden Hochwiese in den Alpen zusammen, berückend, berauschend — —

Der hochweise und ehrbare Rat der alten Stadt Nürnberg hielt zu Ende des XV. Jahrhunderts ein Wäglein, so einzusammeln und in ihre Wohnstatt zu befördern gehalten wurde, wer des Nachts allzu selig vom süßen Weine an denen Wirtshäusern herumliegend aufgefunden ward.

Solch ein Wäglein hat nun Bordeaux zwar noch nicht. Immerhin — fürsorglich hatten die Herren eines bestellt, allwelches mich traumselig durch die nächtlichen Straßen zum Bahnhof brachte, wo ich noch fürsorglicher in meinen wagon-lit geleitet ward. Und mir träumte, daß auf der Strecke des chemin de fer d'Orléans zu beiden Seiten eine unabsehbare Reihe von Fässern Léoville und Yquem in wilder Jagd, mit dem train rapide um die Wette, hüpfend und springend daherkollerte: à Berlin, à Berlin. Es mag von der köstlichen Flasche gekommen sein, die mir in voraussehender Weisheit für den Morgen zum Troste mitgegeben worden war.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Die Bücher haben ihre Schicksale, — wie der alte Terentianus Maurus glaubwürdig versichert, — sie haben auch ihre Seelen, sie bilden den „besten Umgang,“ man sieht die Welt „mit ihren Augen“ an, und sie sind — einem neueren Pessimisten zufolge — treuer als die treuesten Freunde: kurzum, es fehlt ihnen nur die Zweibeinigkeit, um als vollkommene Vertreter der Gattung Homo sapiens zu gelten. Sie gleichen aber auch darin den Menschen, daß man ihnen zumeist die Kindschaft ihrer Zeit auffällig anmerkt, daß sie gern in der jeweiligen Modetracht gehen und in hundert Zügen jene Verwandtschaft zeigen, wie sie jede gleichzeitige Menschengesellschaft aufweist. Für gewöhnlich achtet man auf diese Verwandtschaft kaum, wahrscheinlich weil sie etwas so Gewöhnliches ist. Wird man sie aber einmal gewahr, so weckt es doch ein gelindes Staunen, daß der Zeitgeist jedem Einzelnen sein Gepräge in so entschiedener Weise aufdrückt. Oft bis ins Kleinste, oder besser gesagt, ins scheinbar Kleinliche hinein. So hatte sich im vorigen Sommer in Grindelwald eine Gesellschaft von Norddeutschen zu näherem Verkehr zusammengefunden. Dann und wann trat ein neuer Ankömmling in den buntgewürfelten Kreis ein. Und eines Abends stellten wir fest, daß eine Zeitlang jeder dieser Neuen, wenn das Gespräch im Zuge war, dasselbe Thema zur Unterhaltung beisteuerte. Ein Thema, das keineswegs aktuell, also nicht etwa in den Tageszeitungen breit getreten war. — Etwas Ähnliches erlebe ich immer wieder mit den Büchern, die sich bei mir um einen trostvollen Zuspruch auf der Lebensreise bewerben, statt dessen aber — Gott sei es geklagt — zuweilen mit einem Apage! abfahren müssen. Eben jetzt hat mir der Zufall drei Romane ins Haus getragen, deren Verfasser durchaus nicht aus ein und demselben Holz geschnitzt sind. Trotzdem haben sie alle drei, sicherlich ohne voneinander zu wissen, dieselbe Menschennatur in den Mittelpunkt der Erzählung gestellt; jeder gibt freilich eine andere Abstufung des einen Charakters, eine andere Variante des Themas, und führt sie je nach seiner Weise mehr in Moll oder Dur, mehr behaglich oder dramatisch, und jeder mit anderem Finale aus . . . aber die innerliche Ähnlichkeit, der gleiche Grundzug ist unverkennbar. In allen drei Fällen handelt es sich um einen Menschen, dessen Veranlagung größer ist als sein Geschick, der unter dem Druck der Verhältnisse sein Eigenstes und Bestes nicht auszuleben wagt oder nicht vermag, den das Leben, die Welt, die Anderen meistern, statt daß er die Welt bemeistert. Selbst wenn er sich mit seinem Schicksal abfindet, wenn er, statt ein Schloß auf der Höhe zu bauen, sich in dem Hüttchen, das ihm das Verhängnis läßt, genügsam und gemütlich einrichtet, so bleibt er doch im Grunde ein Stümper in der Kunst des Lebens. Es scheint, daß das Thema von den „Dilettanten des Lebens“ in der Luft liegt.

Ein wenig ins Banale spielt **Sophie Junghans** in ihrem Roman „**Ein Kaufmann**“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) die Melodie von dem aus seiner Bahn Gedrängten. Sie schwelgt, wenn ich so sagen darf, in Philisterei. Gäbe es in dem Buche nicht einige erquickliche Einzelheiten, nähme es nicht hier und da einen Aufschwung ins Leichtere, Freiere, erfreute es nicht zuweilen durch eine sinnvolle Betrachtung, so würde man sich von der nüchternen Alltäglichkeit des Geschehens, von der dumpfen Atmosphäre wie erdrückt fühlen. Es gehört Mut dazu, für den Helden und die Heldin der Erzählung ein lebhafteres Interesse zu beanspruchen; ständen die beiden auf der Bühne als Personen eines Dramas, sie würden das Publikum aus dem Theater lange vor Schluß weglangweilen. Und leider käme dann das Publikum um eine Liebesscene, die so zarte und innige Töne anschlägt, daß die beiden hier zum ersten- und letztenmal eine Herzensteilnahme abnötigen. Was der Roman sonst an Interesse bietet, es ist nicht viel, das müssen zwei oder drei Nebengestalten bestreiten . . . Gustav Brehmer, der besagte Held der Geschichte, ist seines Zeichens ein Zwirn- und Bandkrämer. Wenn es seine „Reputation“ in den Augen meiner bezaubernden Leserinnen erhöht, so füge ich gern hinzu, daß er auch in Knöpfen, Spitzen, Strümpfen und sonstigen Wäscheartikeln „macht“. Selbstverständlich habe ich gegen einen Zwirnhändler als neuestes poetisches Ideal nichts einzuwenden. Nachdem Gustav Freytag die Kolonialwarenhandlung litteraturfähig gemacht hat, ist sicherlich auch das Posamentiergeschäft als epischer Schauplatz berechtigt. Und in unserer Zeit, in welcher der Mittelstand von oben, mitten und unten gefeiert und gehätschelt wird, gibt es

im Grunde keinen berufeneren Romanhelden, als den „Detaillisten“; nur Gevatter Schneider und Handschuhmacher dürften vielleicht mit ihm in aussichtsreichen Wettbewerb treten. Immerhin gibt es ein Maß im Trivialen, das zu überschreiten selbst heute bedenklich ist. In dem Roman unserer Junghans aber wird in einer Weise gekrämert, daß einem schließlich — um recht mittelständisch zu reden — Band und Zwirn „aus dem Halse herauswächst.“ Die verehrte Erzählerin enthüllt die Geheimnisse eines Posamentierladens in geradezu anstrengender Deutlichkeit; sie zeichnet die endlosen Meter Garn, die Reihen Knöpfe — das Stück zu $^3/_4$ Pfennig — so „lebensvoll,“ daß ich nach der Lektüre in wahre Fieberträume verfiel. Die Erde kam mir vor wie ein riesenhaftes Zwirnknäuel, die Sterne sah ich sämtlich mit Borten und Spitzen besetzt, und der Mond hing wie eine ungeheure Quaste in den Weltraum herab; schließlich hatte ich den Größenwahn, selbst Posamentier zu sein, und zwar ein schriftstellernder, der seine Verse auf tausend Meter lange Bandrollen schrieb und die ganze Luft mit diesen flatternden Versbändern erfüllte, bis ich mich am letzten Zipfel selbst aufhing. Oder aufzuhängen versuchte, denn glücklicherweise wachte ich vor Vollendung der That, schweißgebadet, auf. Man kann es mir nach diesem Traum kaum verdenken, daß ich für Herrn Gustav Brehmer nicht allzuviel Zärtlichkeit übrig habe. Und doch ist er einer mäßigen Sympathie nicht ganz unwürdig, denn er ist in die fürchterliche Zwirnkrämerei gegen seinen Willen hineingeraten. Als er noch jung war, sah er sich im Besitz eines wohlhabenden Vaters, der, wenn er auch ein „geborener“ Bandhändler war, es doch als ein Glück empfand, daß sein Sohn höheren Zielen nachstrebte. Gustav hatte den Ehrgeiz, ein bedeutender Techniker zu werden, und hoffnungsvoll bezog er die Hochschule; sein Fleiß und seine Begabung boten denn auch die Gewähr, daß er das Ziel erreichen werde. Eines Tages aber empfängt er die Nachricht, daß sein Vater infolge einer leichtsinnigen Bürgschaft vor dem Bankerott stehe. Und der alte Vater stirbt, da ihn der plötzliche Schlag zu schwer getroffen hat. Er hinterläßt seinem Sohne nichts als Schulden. Sobald Gustav die Lage übersieht, ist für ihn der Weg, den er künftig zu gehen hat, vorgezeichnet. Um die Ehre des Hauses zu retten, entsagt er all seinen hochfliegenden Träumen und übernimmt das verfahrene Geschäft des Vaters, das er denn auch durch rastlose Energie allmählich wieder in die Höhe bringt. Eine Handlungsweise, so ehrenwert wie möglich, ohne Frage. Daß aber die Ehrenwertigkeit allein für einen Roman nicht ausreicht, dafür bemüht sich Frau Junghans mit Erfolg den zwingenden Beweis zu liefern. Nur eins hat Gustav aus seiner stolzen Vergangenheit gerettet, sein interessantes Gesicht mit den dunklen Augen und dem wonnigen Schnurrbart; er sieht aus wie ein Florentiner der Renaissancezeit, wenn wir der Versicherung des Baurats Portiuger glauben dürfen. Kein Wunder, daß Gustav ein Abgott der Damen ist; er brauchte nur den Finger auszustrecken, und die schönste und eleganteste Dame der Stadt Dietersburg würfe sich ihm in die Arme. Aber Gustav streckt nicht; er ist, wenn auch nicht geistig, so doch seelisch derart verzwirnt, daß er über seinen Stand „hinaus“ nichts mehr wünschen und ersehnen mag. Folgerichtig verliebt er sich in seine eigne Ladnerin, in die sittsamste und bescheidenste aller Julien, für die auch ein Zwirnkrämer, zumal wenn er wie ein Florentiner aussieht, sich zum anbetungswürdigen Idealmann eignet. Als Gustav ihr seine Liebe erklärt, begreift sie nur langsam die Überraschung. Dann aber haucht sie wie verklärt: „Ach!“ Und ihr Kopf sinkt zurück, mit leicht geöffnetem Munde, wie der einer selig Sterbenden. Seinen Kuß empfängt sie in demütiger Seligkeit. Gleich hernach aber übt dieser erste Kuß eine seltsame Wirkung: Julie gleitet aus den Armen ihres Herrn auf ihre Kniee; dort liegt sie, kriecht in sich zusammen und vergräbt das Antlitz in die Hände, weinend: „Es ist nicht möglich, es ist alles Traum . . . ich . . . ich . . . wer bin ich denn?“ Man muß in dem Babel an der Spree leben, man muß wissen, wie so ganz anders in diesem Babel das Verhältnis zwischen Ladeninhaber und Ladnerin zu sein pflegt, man muß aber auch wie Sophie Junghans von dem ungeheuren Abstand zwischen einem Posamentier und seiner Verkäuferin „tiefst“ überzeugt sein, um den ganzen Schmelz dieser jungfräulichen Demut zu empfinden. Wer das nicht kann, der verdient aus jeder Leihbibliothek, aus jedem Zirkel empfindsamer Weiblichkeit ausgeschlossen zu werden. Meinerseits habe ich solche Strafe nicht zu befürchten, denn ich bin so überzeugt davon, daß die Junghansschen Idealtypen mit dem Geschmack meiner Zeitgenossen harmonieren, daß ich den begeisterten Vorschlag wage, künftig in allen Mädchenschulen, statt Romeo und Julia, Gustav und Julie als Musterliebhaberpaar zu proklamieren.

Es ist das Verhängnis des Junghansschen Romans, daß sich die Verfasserin in ihren Helden selbst verliebt hat und infolgedessen die ganze Trivialität seines Daseins voll innigsten Behagens mitmacht. Auch Wilhelm Hegeler zeichnet in seinem Roman „Sonnige Tage“ (Berlin, Fontane & Co.) eine Persönlichkeit, die sich von den Verhältnissen stärker bestimmen läßt, als von dem Sehnen der eignen Seele, die nach kurzem Aufschwung ergebungsvoll in die Gewöhnlichkeit versinkt. Aber er bleibt seinem Helden gegenüber stets in einer überlegenen Stellung und fertigt ihn schließlich halb mit Ironie, halb mit Mitleid ab. Überdies faßt er das Problem von einer ganz anderen Seite als Frau Junghans an; nicht nur, daß er mehr Seelengeschichte als äußere Handlung gibt, er schildert vor allem auch den Aufschwung seines Helden und nimmt die Philisterei nur als letzten Ausklang mit. So entgeht er leicht und sicher aller Trivialität; seine Geschichte atmet Höhenluft und Sonnenglanz, berückende Stimmungen durchströmen das Buch in frühlingsreicher Fülle. Wie die Empfindungen, so ist auch die Sprache voll weichen Zaubers; nur hier und da macht sich ein Erlahmen merkbar, unterbricht eine dürre Stelle die lautere Poesie. Es ist bemerkenswert, wie schnell unsere jungen Realisten sich von der stammelnden, zerhackten Weise des „konsequenten Naturalismus“ abgewandt haben, wie es schon längst keinen mehr „geniert,“

starke Gefühle auch in vollen Sätzen, in gehobenen Worten auszuströmen. Es ist im Grunde eine recht einfache Geschichte, die Hegeler erzählt, aber sie wirkt doch durch den Empfindungsgehalt, durch Charakteristik und Schilderung als etwas ganz Neues und Eigenartiges. Sein Held ist ein junger Oldenburger, eben erst flügge geworden, eine rechte Friesennatur, derb, schwerfällig, aber voll Saft und Frische. Was an Zärtlichkeit an ihm ist, gibt er alles an eine Gespielin seiner Kindheit hin, mit der er sich auch verlobt, sobald die Männlichkeit in ihm sich regt. Diese Liebe ist das einzige, was seinem Jugendleben einen höheren Gehalt gibt. Im übrigen zieht er denselben Weg, wie alle seine Kameraden, „tüchtige, strebsame Menschen, innerlich ein wenig derb und einfach, aber von um so festerem Charakter, die ungeheuer viel trinken und auch ungeheuer arbeiten konnten." So arbeitet auch Heinrich Söding: von keinem anderen Drang getrieben, als eine Lebensstellung zu erreichen, die ihm ermöglicht, einen Herd zu gründen und ohne Sorgen und in Ehren grau zu werden. Nur einmal in seiner Jugend hat er ein Gelüst verspürt, aus der Hürde auszubrechen; damals glaubte er, zum Künstler berufen zu sein, und verriet seine Neigung, sich der Malerei zu widmen. Aber die wackren Eltern trieben ihm das Gelüst gründlich aus, und ohne sonderliche Bitterkeit fügt sich Heinrich dem Verlangen, die Laufbahn zu beschreiten, die dem ältesten Sohne der Familie von altersher vorgeschrieben ist, die juristische. Glücklich besteht er sein erstes Examen. Aber er hat sich derart abgearbeitet, daß ihm die Eltern eine Erholungsreise vergönnen. Sie führt ihn an den Genfer See, und hier, im heiteren Sonnenlande, entfalten sich für einen Augenblick Knospen in ihm, die er längst abgestorben glaubte; seine Seele wagt, wenn auch nur auf Stunden, den Flug über die Alltäglichkeit empor. Diesen Umschwung bewirkt die Sonne und die Liebe. Er lernt ein Mädchen kennen, ebenso reizvoll, wie reich an Herz und Geist, ein lichtes Kind des Südens, das ihn mit sich reißt und in ihm die Sehnsucht nach den Höhen weckt, die in ihr selber brennt. Noch einmal regt sich der Glaube in ihm an sein Künstlertum. Und er ist bereit, alle Vergangenheit zu vergessen und alle Fesseln von sich zu werfen, in die er bisher geschmiedet war. Aber dieses Empfinden ist nur ein flackerndes Auflodern, kein stetiger Brand. Ein einziger Brief aus der Heimat, der in ihm die Erinnerung an die verlassene Braut wachruft, genügt, die Flamme zu löschen. Er fühlt es plötzlich mit zwingender Gewißheit, daß er nicht los kann aus dem, was bisher sein Leben war, daß er in den Nebeln daheim ist und nicht auf den Sonnenhöhen, daß er zu schwer ist, um zu fliegen. Und so wird er aus Treue für die erste der zweiten Geliebten untreu; er verläßt sie und kehrt heim, um zu werden wie die anderen: statt eines selbstherrlichen Individuums ein brauchbares Rad in der großen Maschinerie. Um dieser Geschichte alles Verstimmende zu nehmen, hat sie der Dichter mit den launigen Schilderungen des Genfer Pensionslebens durchrankt; sie zeugen von ebenso scharfer Beobachtungsgabe wie von humoristischem Talent. Köstlich gezeichnet sind besonders die Gestalten der Pensionsmutter und des alten weintrunkenen Wüstenmalers.

Während das Tragische in die Erzählung Hegelers nur leise hineinspielt, liegt es über dem Roman Ida Boy-Eds „Die Flucht" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) vom Anfang bis zum Ende wie ein düsteres Gewölk. So lastend es aber wirkt, es hindert schließlich doch nicht, daß von dem Buche eine seelische Erhebung ausgeht, wie von wenigen Romanen neuerer Zeit. Deutlicher gesprochen: von den Gestalten der Erzählung, deren großes, reines Empfinden wie eine lichte Flamme sich verbreitet und sich dem Leser mitteilt. Sie sind fast durchweg idealisiert, ohne jedoch irgendwie unwirklich und blaß in der Farbe zu erscheinen. In den Schilderungen, in der Stimmungsmalerei gemahnt der Roman an die zarten Töne Jens Peter Jacobsens, an „Niels Lyhne" und „Frau Marie Grubbe." Die Handlung hat ein etwas „romanhaftes," fast märchenhaftes Gepräge, aber man läßt es sich in dieser Art gefallen. Felix Dahlland, der Held der Geschichte in dem Sinne, wie ein Märtyrer Held genannt werden kann, ist als Kind im behaglichen Wohlstand aufgewachsen. Noch ehe er jedoch ins Jünglingsalter tritt, lernt er das Elend, die bittere Not des Lebens in jeder Weise kennen. Schließlich weiß er keinen Ausweg mehr, er greift zum Revolver, um über den Hunger hinwegzukommen. Aber im letzten Augenblick packt ihn der Schauder vor dem Tode zu mächtig, noch einmal klammert er sich ans Leben an und schleudert die Waffe von sich. Als ob er aber schon durch den Entschluß zu sterben das grimmige Schicksal zur Milde, zum Mitleid gestimmt habe, führt es ihn plötzlich in den hellen Sonnenschein. Er begegnet einer edlen, großgesinnten Frau, die ihm auf den ersten Blick ihre Sympathie, ihr Vertrauen schenkt. Sie macht ihn zum Direktor ihrer Güter und erhöht den Wert ihrer Huld noch dadurch, daß sie, sobald sie die geistige und seelische Ebenbürtigkeit des Mannes erkannt hat, sich mehr als Freundin, denn als Herrin zeigt. Felix hat zunächst nur das Gefühl überströmenden Dankes; mit allen Kräften ringt er, sich des Vertrauens wert zu erweisen. Und es gelingt ihm, obwohl ihm die Aufgaben, in die er sich hineinarbeiten muß, ganz neu sind. Mit der Zeit aber macht das Dankesgefühl einer inbrünstigen Liebe zu der, die ihn gerettet hat, Platz. Und zu seiner Seligkeit merkt er bald, daß die Angebetete seine Gefühle teilt. Es kommen dann freilich Tage der Irrung, die beide einander zu entfremden drohen. Aber sie werden überwunden, und Felix darf die Geliebte Braut nennen. Kaum aber hat er den Gipfel des Glücks erreicht, da regen sich Zweifel in ihm, die er bisher gebändigt hat; sie werden übermächtig. Ein quälendes Mißtrauen gegen sich selbst martert ihn, er hält es für unmöglich, der Geliebten auf die Dauer zu genügen, er fühlt, daß das Elend von dereinst zu viel Schwingen in ihm gebrochen, zu viel von seiner Kraft verzehrt hat. Als die Frau merkt, was in ihm vorgeht, sucht sie ihre Hingebung zu verdoppeln. Aber für die Wunden, die in ihm bluten, gibt es keine Heilung. Je tiefer er in den Charakter

der Geliebten eindringt, desto klarer erkennt er, daß sie in ihrem Gatten einen „Herrn“ will und braucht, daß ihr auf die Dauer nur eine machtvolle Herrennatur imponieren kann. In ihm ist jedoch das Herrische schon in der Jugend geknickt, er hat nur noch die Kraft, die sich als Aufopferung äußert, nicht mehr die Kraft, zu zwingen und zu unterjochen. Und so verhungert er gleichsam mitten in der Fülle der Genüsse: er kann das Glück nicht halten, das er erkämpft. Ein Schlag von außen wirft ihn schließlich nieder, doch der Schlag trifft einen Mann, der ohnehin dem Untergang verfallen war. Auch in ihm stirbt ein „Dilettant des Lebens,“ wenn er gleich mehr durch äußeres Geschick, als durch Mangel an Begabung zum Pfuschertum verurteilt erscheint. Es fehlt übrigens dem dunklen Bilde nicht an einem lichten Gegenstück. Der Roman erzählt noch von einem zweiten Liebespaar, das nichts von großen Sehnsuchten, aber auch nichts von wühlendem Zweifel weiß. Es trachtet nur nach einem kleinen Lebensglück, abseits von der Brandung der Zeit, aber es versteht, sich dieses Glück mit unbeirrbarer, unfehlbarer Sicherheit zu gewinnen. Besonders der weibliche Teil dieses Paares, die kleine Phöbe, ist wundervoll gezeichnet; ein wahres Sinnbild der unberührten Natur. —

Vielleicht behagt es dem Leser, wenn ich auf die Tafel dieser Bücherschau noch ein leichtes Nachgericht stelle. Es bietet sich in den „Harmlosen Plaudereien“ eines „Alten Münchners,“ die Dr. Otto Freiherr von Völderndorff im Verlage von C. H. Beck in München veröffentlicht hat. Der Plauderer ist ein alter Herr, der lange Jahre im Staatsdienst an hervorragender Stelle thätig war. Ein Aristokrat von gutem Schrot und Korn, der im Ton, im Stil, in der Lebensauffassung und in noch anderen Dingen ein wenig an die memoirenschreibenden Grandseigneurs des ancien régime erinnert. Was nicht ausschließt, daß der Plauderer ein guter Deutscher und kernhafter Bayer ist, dessen Wesen auch ein gut Teil Urwüchsigkeit und Saftigkeit beigemischt ist. In dem vorliegenden Buche plaudert der alte Herr über alles mögliche und hier und da auch über das fast Unmögliche, über seine Ahnen sowohl wie über die Sperlinge der Lesbia, über Kochkunst und Richard Wagner, über deutsche Politik und den heiligen Onuphrius, über Büchmanns Geflügelte Worte und Schweizer Hotelverhältnisse, über Hinrichtungen und moderne Kunst, über das Bürgerliche Gesetzbuch und die schmackhaften Claironwecken, die man in Ansbach bäckt oder vielmehr einst backte. Fast immer graziös und witzig, oft boshaft und moquant, zuweilen etwas geschwätzig breit. Jedes Kapitel ist mit Anekdoten reichlich gewürzt. Auch an ernsten Gedanken, an idealen Aufwallungen fehlt es nicht. Freilich nimmt sich der Idealismus etwas altbacken aus. Wie es von einem alten Münchner zu erwarten ist, gefällt sich Herr von Völderndorff ausnehmend in der Rolle des laudator temporis acti; die neue Zeit ist eigentlich eine fürchterliche Einrichtung und von der Vorsehung wahrscheinlich nur aus Versehen zugelassen. Socialdemokraten, Freilichtmaler und Naturalisten sind für den Plauderer alles Gewächse aus einem Sumpfe. Aber was schadet und wem schadet das! Als Ganzes genommen gehört das Buch denn doch zu den amüsantesten seines Geschlechts, und es ist nicht nur amüsant, sondern auch lehrreich. Das Beste darin, das, was ihm den eigentlichen Wert verleiht, sind nicht die Anekdoten, sondern die Erinnerungen an bedeutende Persönlichkeiten. Viel verkehrte Herr von Völderndorff seiner Zeit im Hause Justus Liebigs. Liebig war, wie der Plauderer erzählt, eine schöne Erscheinung. Seine edeln, regelmäßigen Gesichtszüge flößten sofort Achtung und Zuneigung ein, die großen, nußbraunen Augen, unter dunklen, schattigen Brauen hervorschauend, hatten etwas Träumerisches, Ideales, das ungemein fesselnd war. Trotz dieser „träumerischen Augen“ war der große Chemiker ein entschiedener Rationalist, der von dem, was übersinnlich heißt, nichts wissen wollte. „Einmal traf ich“ — schreibt Völderndorff — „Herrn von Liebig sehr empört. ‚Denken Sie sich, soeben habe ich einen Besuch von Gräfin X. gehabt, die mich ganz ungeniert gebeten hat, ich möchte doch einen populären Vortrag über die wissenschaftliche Natur der geheimnisvollen Kräfte halten, welche dem Tischrücken, Geisterklopfen und Ähnlichem (es war dieser Sport gerade damals im Beginn) zu Grunde liegen. Ich habe ihr gesagt: 1. von „Kräften“ könne gar keine Rede sein, sondern nur von „Schwächen“; 2. geheimnisvoll seien sie noch viel weniger und 3. die Wissenschaft habe damit gar nichts zu thun, sondern nur die Praxis, und den besten Aufschluß darin könne Herr Solbrig erteilen. Als darauf die Frau Gräfin etwas erstaunt äußerte, das ist ja der Direktor des Irrenhauses, erwiderte ich: Allerdings, dahin gehören auch diese Beschäftigungen.‘“ Unter die unsympathischsten Gegenstände außer Tischrücken, Geisterklopfen und dem Reichenbachschen Od gehörten für Liebig die Irrlichter. Er legte großen Wert auf den mittels dieses Gegenstandes zu führenden Beweis, wie wenig man sich auf die gewöhnlichen Sinneswahrnehmungen verlassen dürfe und wie nur das exakte Experiment als Basis einer wissenschaftlichen Forschung dienen könne. „Unter hundert Menschen“ sagte er, „glauben neunundneunzig an die Existenz der Irrlichter, Tausende behaupten, solche gesehen zu haben, alle Bücher sind voll von Erzählungen über Irrwische, mit großem Scharfsinn wird von der Selbstentzündung fauliger Gase geredet — alles Unsinn. Noch nie ist das Vorhandensein eines solchen Irrlichtes bewiesen worden. Haben Sie schon einmal eines gesehen?“ „Ich bin auf dem Lande aufgewachsen,“ erwiderte ich, „und habe natürlich eine ganze Menge gesehen: einmal waren es, als wir auf Befehl unseres Erziehers, des Herrn Pfarrers, darauf losgingen, die Augen eines schwarzen Katers, das zweite Mal war es der Steffelbauer, der mit einer Laterne unter den alten Weiden Frösche fing, und so oft ich — auf strengen Befehl meines Erziehers, des Herrn Pfarrers — dem angeblichen Irrlicht auf den Leib rücken mußte, war es jedes Mal nichts. Jetzt glaube ich auch nicht mehr daran.“ Liebig bog sich vor Lachen über meine Erzählung . . . In einer anderen Erinnerung berichtet der Plauderer, wie Lassalle das „eherne Lohngesetz“,

das jahrzehntelang] als socialdemokratisches Dogma galt, entdeckt hat. Helene von Dönniges, Lassalles Geliebte, verriet selbst Herrn von Völderndorff das schauerliche Geheimnis; sie erzählte es ihm in folgenden Worten: „Es war zu Anfang des Jahres 1863, daß ich zu meinem Erstaunen den sonst so sicheren, zielbewußten Lassalle längere Zeit hindurch unruhig, mit sich uneins, in gedrückter Stimmung fand. Auf mein Befragen teilte er mir mit, er stehe vor einer wichtigen Entscheidung: es handle sich um die Notwendigkeit, mit einem eklatanten politischen Coup in die Öffentlichkeit zu treten, denn das Centralkomitee zur Berufung eines Allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses verlange von ihm einen Wegweiser für die Beratungen dieses Kongresses, und ‚weißt du' — sagte er — ‚wenn ich spreche, dann muß es durch Deutschland hallen wie ein Donnerschlag: mit Gewöhnlichem ist es da nicht gethan, ich muß etwas Großartiges, Packendes hinausrufen, eine zündende Parole in die Arbeiterwelt schleudern und — ich schäme mich — mir fällt nichts ein.' So ging es Tage und Wochen fort; ich ängstigte mich nicht für ihn, denn daß er schließlich doch das Richtige treffen werde, davon war ich ja überzeugt. Es wurde Februar. Eines Morgens, etwa um elf Uhr, stand ich am Fenster und fütterte, wie ich zu thun pflegte, das kreischende Heer der Sperlinge, die sich daselbst einfanden, mit den Resten meines Frühstücksbrotes. Da trat Ferdinand ein, küßte wie üblich meine Hände, und zwar, wie er mit Vorliebe that, jeden Finger einzeln und fragte: ‚Was treibst du da, mein Goldfüchslein, Wohlthaten spenden wie immer, nicht wahr?' ‚Ach, mein Ferdinand' — erwiderte ich — ‚ich sinne über ein mir unerklärliches Problem nach. Sieh' nur, wie sich meine grauen Kostgänger gegenseitig die Brotkrumen abjagen, wie sie um jedes Bröcklein kämpfen und streiten, wie sie grimmig toben und die Stärkeren die Schwächeren vertreiben und verjagen. Niemals will für alle reichen, was ich aufstreue, und doch habe ich die Menge, seit ich begonnen, allwöchentlich vermehrt. Aber je mehr ich gebe, desto mehr Hungrige kommen, um zu holen. Es scheint, als ob die armen Kerlchen nicht alle satt werden sollten, als ob mein vermehrtes Futterstreuen nicht den Bedarf verringere, sondern nur die Zahl der Bedürftigen vermehre. Du mit deinem Adlerblick wirst das Rätsel lösen.' Lassalle stand eine Weile tiefsinnend da und blickte wie traumverloren zum Himmel. Plötzlich nahm er meinen Kopf zwischen seine Hände, küßte leidenschaftlich mich auf beide Augen und rief: ‚Helene, Göttin, Goldkind, du hast mir das erlösende Wort auf die Lippen gelegt. Ich habe den Punkt gefunden, von dem aus ich die politische Welt aus den Angeln heben werde. Was du mir an deinen Spatzen gezeigt hast, das ist das grausame, eherne Gesetz, welches die Mehrheit der Menschen zu Hunger und Elend verurteilt und von dem die Menschheit zu befreien der Socialismus berufen ist. Noch heute beginne ich die Antwort an das Centralkomitee. In diesem Zeichen werde ich siegen, und dieses Zeichen verdanke ich dir . . .'" Die Geschichte wird ihre Richtigkeit haben: das Lohngesetz kann seine Sperlingsabkunft nicht verleugnen, ist es doch schließlich für die Spatzen gewesen, und die politische Welt hängt heute noch in ihren Angeln. Auch vom Fürsten Hohenlohe, vom König Ludwig, von Oskar von Redwitz weiß unser Plauderer allerlei zu berichten, was noch in keiner Geschichte verzeichnet steht. Aber, wenn er will, mag es der Leser in dem Buche des Alten Münchners selbst nachlesen.

Trost im Herbst.

Es gehet durch die Auen
Ein frischer Brausewind;
Schatz, laß uns gehn und schauen,
Wie weit die Früchte sind.
Die Sense klingt,
Die Garbe sinkt,
Der Herbst füllt Faß und Scheunen.
Die Traube schwankt,
Gelbrot umrankt,
Und will sich schon ründen und bräunen.

Des Sommers goldne Tage,
Die uns so reich gemacht,
Verwelkten wie im Hage
Der Rosen heiße Pracht.
Manch trauter Platz
Im Wald, mein Schatz,
Gab unserm Glück den Segen.
Der Herbst zieht an,
Doch er auch kann
Der Liebe den Pfad nicht verlegen!

Entblättert stehn die Lauben,
Wir ziehn ins feste Haus:
Beim roten Blut der Trauben,
Da schwatzen wir uns aus.
Kommt Winters Schnee,
Macht's uns kein Weh,
Wir küssen doch und kosen.
Die Liebe bleibt,
Die Liebe treibt
Auch im Winter uns duftende Rosen!

Richard Zoozmann.



Blick in Professor A. Wagner's Atelier.

—⁂ Zu unsern Bildern. ⁂—

(Abdruck verboten.)

Während durch die Illustration des Aufsatzes über die Frauen der italienischen Renaissance die klassische Kunst mit unvergleichlichen Meisterwerken in unserem Hefte vertreten ist, schöpft der übrige bildliche Schmuck desselben, mit einer Ausnahme — der auf Seite 14 wiedergegebenen interessanten Studie Watteaus — aus der Kunst unserer Tage. Vielseitig, wie diese selbst sich gibt, ist auch er; denn es muß stets unser Bestreben bleiben, den verschiedenen Richtungen des heutigen künstlerischen Schaffens Rechnung zu tragen, sie nebeneinander zur Geltung zu bringen.

Voran stellten wir, noch unter dem vollen Eindruck seines die Welt erschütternden Todes, eine Anzahl ausgezeichneter Porträts des Fürsten Bismarck — darunter zwei Bildnisse von der Staffelei Meister Lenbachs, der, dem Verewigten durch treue Freundschaft verbunden, recht eigentlich der Bismarck-Porträtist war. Die Bildnisse, die den Gewaltigen in seinen verschiedenen Lebensaltern darstellen, werden unseren Lesern gewiß eine hochwillkommene Erinnerungsgabe sein.

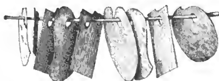
Es schließt sich, begleitet von einem fesselnden Text aus der Feder des Kunsthistorikers Professor Dr. Max Schmid, eine Auswahl der Schöpfungen von Rudolf Maison an, die in ihrer schönen Frische und Kühnheit die Bewunderung immer weiterer Kreise gewinnen. Wir dürfen hoffen, daß es uns durch die besondere Art der Reproduktion gelungen ist, den Lesern wirklich ein Bild ihrer künstlerischen Eigenart, die so ganz von aller Schablone abweicht, zu geben.

Den Reigen der ganzseitigen Einschaltbilder eröffnet zwischen S. 16 und S. 17 ein schönes Porträt von Alois Erdtelt, dem der Künstler den bezeichnenden Namen „Mignon“ auf den Weg mitgegeben hat. Unter den Münchener Bildnismalern hat sich der in der Vollkraft seines Schaffens stehende Schlesier im stetigen Vorwärtsstreben einen Platz errungen, der ihn heut schon unmittelbar neben die älteren Meister stellt. — Von Paul Höcker, der, ebenfalls von Geburt ein Sohn der schlesischen Berge, seit einigen Jahren an der Münchener Akademie eine erfolgreiche Lehrthätigkeit entfaltet, bringen wir zwischen S. 32 und S. 33 das Gemälde „letzte Sonnenstrahlen,“ ein Bild von ganz eigner, intimer Wirkung. Je länger man die Frauengestalt des Bildes betrachtet, desto schärfer tritt der innerliche, geistige Zusammenklang zwischen ihr und dem landschaftlichen Motiv hervor, man begreift, daß „der letzte Sonnenstrahl“ für sie den Abschluß eines Lebensabschnittes bedeutet. — Wie Höcker den Stoff zu seinen ersten erfolgreichen Bildern sich aus Holland holte, so wandern auch unsere Landschafter gern nach dem materi-

schen Lande; die prächtige, durch köstliche Lichteffekte ausgezeichnete Landschaft „Mühlen im Mondschein“ von H. Petersen-Angeln (zwischen S. 48 und S. 49) ist ohne Zweifel an den Ufern des Zuydersees entstanden. — Die große Künstlerfamilie Adam hat sich, nun schon in der dritten Generation, im wesentlichen an das Schlachten- und das Tierbild gehalten. Es ist doppelt interessant, einmal ein Genrebild von einem jüngeren Mitglied dieser Familie zu sehen. Ganz hat sich freilich die alte Vorliebe auch bei der „Dame in niederländischem Kostüm“ (zwischen S. 96 und S. 97) nicht verleugnet: Richard Adam gesellte seiner schönen Frauengestalt wenigstens einen, meisterhaft gezeichneten, Hund zu. —

Zwischen S. 104 und S. 105 schalteten wir ein farbiges Bild „Ungarisches Eselgespann“ ein, das von der Staffelei des Professor Wagner stammt. Alexander Wagner hat, neben seinen Historienbildern (Isabella Zapolya nimmt Abschied von Siebenbürgen; Gustav Adolfs Einzug in Aschaffenburg; Belagerung von Belgrad ꝛc.) seine schönsten Erfolge fast stets mit Gemälden errungen, in denen sein großes Verständnis für das Tierleben zum Ausdruck kam — ein Verständnis, das wohl eine Erbschaft aus der Heimat des Meisters, aus dem steppenreichen Ungarn, ist. Sein „Czikosrennen,“ das „römische Wagenrennen,“ das „Stiergefecht,“ dann der „Pferdetrieb in der Pußta“ zeigten seine Virtuosität auf diesem Gebiete, und das heitere Bildchen mit den drei Eselein bethätigt sie — mutatis mutandis — aufs neue. Nur wer Tiere wirklich kennt und liebt, vermag sie so wiederzugeben. — Dem letzten unserer Einschaltbilder, einer Studie von R. Epp (zwischen S. 120 und S. 121), möchten wir hier gleich unsere erste farbige Kunstbeilage anschließen, eine Ölstudie von Emil Brack, die den anmutigen Kopf eines jungen Mädchens, mit einem schalkhaften Ausdruck im hübschen Gesicht, wiedergibt. — Wir möchten aber auch die Aufmerksamkeit unserer Leser an dieser Stelle auf die verschiedenen Reproduktionsarten hinlenken, die wir für diese Einschaltbilder anwandten; das Auge eines Beschauers, der sich nicht eingehender mit den modernen Reproduktionsverfahren beschäftigt hat, gleitet leicht über die Bilder hin, ohne sie — und gerade das ist interessant! — auch in dieser Richtung zu vergleichen. Wir gaben zunächst das Bildnis von Erdtelt und die Landschaft von Petersen im mustergültig ausgeführten Holzschnitt wieder; die beiden Einschaltbilder zu dem Artikel ‚die Frauen der italienischen Renaissance,‘ „Isabella von Este“ von Lionardo und das Gemälde von Raffael reproduzierten wir in Autotypie unter Verwendung einer sogenannten Tonplatte, um gewissermaßen die weichen farbigen Töne der Originale nachzuahmen, und in ähnlicher Weise auch die „Dame in niederländischem Kostüm“ von R. Adam. — Für das Bracksche Bild, den köstlichen Maisonschen „Augur“, und das Wagnersche „Eselgespann“ endlich wählten wir die Wiedergabe in Zinkätzung unter Benutzung mehrerer Farbenplatten für jedes Bild. Auf diese Weise, durch die Heranziehung der verschiedenen Reproduktionsverfahren und durch ihre sorgsame, geschickte, geschmackvolle Auswahl in der Richtung, daß sie je dem Charakter, der Technik eines bestimmten Bildes entspricht, ist es heut nicht nur möglich, eine größere, dem Auge wohlthuende Abwechslung im Schmuck einer Zeitschrift zu erzielen; was höher steht, man kann auch der Eigenart des schaffenden Künstlers ganz anders gerecht werden, wie bisher. —

Aus der Zahl der kleineren, in den Text eingefügten Abbildungen sei zunächst die lustige Zeichnung von Heinrich Lossow „Übermut“ (S. 21) herausgehoben. Der kürzlich verstorbene Münchener Genremaler, aus dessen Nachlaß wir das hübsche Blatt erwarben, wird durch die kleine flotte Zeichnung in seiner immer liebenswürdigen Art treffend charakterisiert. — Die treffliche Radierung von Wilhelm Rohr auf S. 41 verdankt dem großen Münchener Künstlerfest des vorigen Winters, auf dem sich die ganze lustige Künstlerschar in griechische Gewandung gehüllt hatte, ihre Entstehung; der würdige Philosoph, den sie darstellt, ist in Wirklichkeit eine in der Münchener Gesellschaft allbekannte und allbeliebte Persönlichkeit. — Auf S. 36 ist die Reproduktion einer kleinen plastischen Gruppe von Emil Wünsche eingefügt: ein prächtiger Teckel als Wächter neben der abgelegten Jagdtasche seines Herrn; auch Herr Waldmann gibt sich hier als Philosoph, oder er heuchelt doch mit abgewandtem Kopf eine philosophische Gleichgültigkeit gegen all das Schöne, das die Jagdtasche bergen mag. — S. 44 bringt eine feine Kostümskizze von Wilhelm Räuber; S. 73 endlich eine Zeichnung von W. Thielmann in Cassel, „Schwälmer Weber,“ die den fleißigen hessischen Arbeiter scharf charakterisiert. H. v. S.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Farbenstudie von Josef Kriwer zu dem Bilde „In der Schmiede“.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIII. Jahrgang 1898/99. Heft 2, Oktober 1898.

Philister über dir!

Das Leiden eines Künstlers.

Roman von

Georg Freiherr von Ompteda.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Die Hochzeit sollte bald sein. Der General hatte geäußert, er sei kein Freund eines langen Brautstandes, und wenn er schon einmal seine Tochter hergeben solle, so hülfe ihm eine Galgenfrist von vier Wochen länger auch nichts. So ward denn der Tag auf Ostern festgesetzt. Da konnten auch die Brüder unbedingt kommen, die, wie sie geschrieben, vorher nicht imstande wären, sich von ihrem Dienste loszumachen. Vera hatte ihnen beiden Nikis Photographie gesandt. Der Dragoner antwortete in einem netten Briefe, sein zukünftiger Schwager sehe „sehr anständig" aus. Der Jurist fand nicht Zeit, sich zu äußern.

Niki sah selbst ein, daß aus seiner Arbeit nichts würde. Er mußte Ruhe und Sammlung haben, um schaffen zu können. Mit ganzer Seele war er immer dabei. Es ging nicht so nebenher.

Als er mit seiner Braut nach Tisch im Salon saß, während der General in seinem Zimmer rauchte und las, fragte sie ihn: „Wirst du viel Bilder auf der Ausstellung haben, Niki?"

„Viel, nein. Ich habe doch nicht gearbeitet!"

„Aber du hast doch Zeit gehabt!"

„Nein, ich hatte keine Zeit. Ich war doch immer bei dir! Und es ist ja auch gar nicht nötig! Wozu? Jetzt mache ich mir Ferien. Erst wenn wir verheiratet sind, fange ich an."

Sie begriff das nicht. Er war doch täglich immer ein paar Stunden allein zu Haus! Da mußte er doch etwas gearbeitet haben! Nun setzte er ihr auseinander, daß er Wochen, Monate brauche zu einem Bilde, daß es sein ganzes Denken und Sein erfordere, Anspannung aller Kräfte. Sie hatte sich eingebildet, so ein Bild ginge sehr rasch, in ein paar Tagen müßte es fertig sein! „Du verlangst doch in der Malstunde, daß man das Modell in zwei Stunden macht?"

„Ja, Vera, ein Modell! Aber nicht die Komposition eines Bildes. Auf das äußere kommt es doch nicht an. Siehst du, das letzte Bild, dein Bild, das ist verhältnißmäßig noch rasend schnell gegangen."

„Das schnell, Niki! Ach!"

„Sehr schnell. Es wird das einzige sein, das ich ausstelle."

Sie klatschte in die Hände. Der Gedanke, in die Ausstellung zu kommen, machte sie glücklich. Sie konnte es nicht erwarten, bis es so weit wäre. Da nahm er ihre schmalen Finger in die seinen und fragte

sie liebevoll, halb bescheiden zögernd, halb doch begierig, ihre Antwort zu hören, ob sie sich denn freue, daß ihr Niki etwas leiste und sich einen Namen gemacht. Vera blickte ihn mit großen Augen an, aus denen Bewunderung leuchtete, und sagte schnell: „Sonst hätte ich dich doch nicht lieb gewonnen!"

Der Maler erschrak: „Als ... als ... Mensch nicht? Als Mensch allein, ich meine nicht als Künstler ..."

Aber sie lachte ihn aus:

„Du bist wohl eifersüchtig auf dich selbst?"

Und er lachte wieder ein klein wenig gezwungen. Die Worte seiner Braut gingen ihm im Kopfe herum. Die Erinnerung daran quälte ihn noch ein paar Tage, bis er sich endlich gestand, ungerecht zu sein und zu schroff in seiner Auffassung. Es war Mädchenart, wie sie so gesprochen. Schließlich gab doch irgend etwas, wenn auch vielleicht unbewußt, den Anstoß zur Liebe. Er war zu ihr gekommen durch das Feine, Aristokratische ihrer Gestalt, ihres Köpfchens. Sie zu ihm, indem ihm der Künstler einen Nimbus verlieh vor den anderen, und war nicht der Künstler in ihm gerade sein bestes Teil?

Er wollte noch einmal darüber mit Vera sprechen. An einem Abend, wo keine Malstunde war, sagte er es ihr; sie begriff zuerst gar nicht, was er wollte. Dann streichelte sie ihn und umarmte ihn unter Küssen. Wie er nur so etwas glauben könne! Er dürfe doch nicht mißtrauisch sein. Sie liebe ihn nun einmal, sonst hätte sie ihm doch nicht ja gesagt, sondern sich ihrem Vater gefügt, der durchaus von solcher Heirat nichts habe wissen wollen. Nur durch ihre Überredungskunst habe sie ihn umgestimmt und dadurch, daß sie erklärt, wenn er nicht seine Einwilligung gebe, so würde sie einfach davonlaufen. Damit sei es ihr zwar nicht unbedingt Ernst gewesen, aber sie habe gewußt, daß solche Drohung bei ihrem Vater unbedingt wirken würde.

„Ich muß dir nämlich ein Geständnis machen, Niki. Du mußt ja nun doch alles von uns wissen. Weißt du, es ist furchtbar schwer für mich, über meine selige Mutter zu sprechen. Papa spricht ja nie über sie. Ich habe sie doch auch nicht gekannt. Wenigstens nicht richtig, denn ich war damals zu klein. Du ... du weißt ja, wie unglücklich sie miteinander gewesen sind. Und er hat sie doch so lieb gehabt, aber sie hat ihm eines Tages erklärt, sie liebte ihn nicht mehr und hätte ihn nur geheiratet, um versorgt zu sein, denn ihre Eltern waren arm. Da haben sie sich getrennt. Später sind sie geschieden worden. Es wird bei uns im Hause gethan, als ob sie nie dagewesen wäre. Niemals darf ich vor Papa davon reden. Ich habe es herausbekommen, daß sie wieder verheiratet war, ich glaube in Rom. Jetzt ist sie tot, seit einigen Jahren."

Niki hatte nachdenklich zugehört: „Arme Vera! Deshalb hast du also keine Mutter gehabt? Dafür hast du jetzt eine Mutter wieder bekommen. Und bei uns sollst du glücklich sein."

Es war ihm, als liebte er sie jetzt nur noch desto mehr. Dann dachte er an das Bild auf dem Schreibtische des Generals: „Aber dein Vater hat doch noch das Bild auf dem Schreibtische stehen?"

„Er hat es wieder hingestellt, seitdem sie nicht mehr lebt, denn ich glaube, er hat sie immer noch lieb gehabt. Da hat er ihr wohl vergeben. Aber Papa hat gesagt: man soll nur heiraten, wenn man liebt. Das hat er mich gefragt, und dann hat er es schließlich wohl deshalb zugegeben."

Niki legte ihr den Arm leise um den Nacken: „Und du hast ihm gesagt, daß du mich liebst?"

„Ja."

„Wiederhole es mir. Sage es mir auch."

Sein Herz pochte stürmisch, als er die schlanke biegsame Mädchengestalt in seinen Armen fühlte, er legte seinen Kopf auf ihre Schulter und schloß im Glück die Augen, als sie ihm leise ins Ohr geflüstert: „Ich habe dich so lieb!"

9.

Der Tag der Hochzeit nahte.

Frau Sandtner war zu ihrem Schrecken während der Zeit des Verlobtseins ihres Sohnes mehrmals vom Generalleutnant zu Tisch gebeten worden, sonst hatte sie sich, ihrer Art entsprechend, kaum gezeigt. Als Niki ihr Vorstellungen deshalb machte, erwiderte sie, es sei nun einmal ihr Grundsatz, sich ihren Kindern nicht aufzudrängen. Im übrigen müsse man gerade den Braut-

stand hindurch die jungen Leute sich aneinander gewöhnen lassen.

Nun mußte sie zum Polterabend wieder erscheinen, denn da waren Veras Brüder zum erstenmale eingetroffen. Sie kamen beide erst nachmittags an. Der alte Herr und das Brautpaar holten sie am Potsdamer Bahnhof ab. Da nur fünfzehn Minuten zwischen den Zügen lagen, so wurde ausgemacht, der zuerst eintreffende Ewald, der Jurist, sollte mit der Familie auf den Bruder warten.

Niki hatte sich gut angezogen, und er, der etwas auf den Anzug gab, sah im dunklen langen Überzieher und Cylinder mit einer Krawatte, die ihm Vera selbst etwas straffer, als er gewöhnt, gebunden hatte, sehr elegant aus. Es war ihm, als müsse er Wert darauf legen, dem unbekannten Schwager zu zeigen, daß das von ihm nicht eben freudig begrüßte Familienmitglied nicht etwa ein „Fliegende Blätter-Maler“ sei in Sammetjacke, Künstlerhut und wallendem Haar, sondern ein Künstler vom Ende des Jahrhunderts, dessen Ehrgeiz es nicht war, auf der Straße auf seinen Beruf hin erkannt zu werden.

Ewald stieg aus einem Abteil erster Klasse, ein kleiner, beinahe weiblich kokett ausschauender Mensch, der seiner Schwester auffallend ähnlich sah. Die Begrüßung war kurz, wobei er Niki jedoch so neugierig betrachtete, als ob er sagen wollte: „Aha, so sieht also der Kerl aus, der sich in unsere Familie eingeschlichen hat.“ Als der General ihm dann sagte, sie wollten auf Otto warten, der mit dem nächsten Zuge eintreffen würde, blieb er an des Vaters Seite und erzählte ihm in ununterbrochenem Redeschwall, während sie auf dem Bahnsteig auf und nieder schritten, ohne sich nur ein einziges Mal nach dem Brautpaare umzublicken.

Niki, der mit Vera hinter ihnen drein schritt, wunderte sich ein wenig über die Art und Weise, doch das junge Mädchen meinte nur lachend, indem sie gleichgültig die Luft durch die Lippen blies: „Pah, das ist ganz Ewald!“

„Na ... er hätte doch vielleicht ein Wort finden können ...“

„So ist er, und so bleibt er. Man muß sich eben um ihn ebensowenig kümmern.“

„Er ist doch dein Bruder ...“

„Du mußt stolz sein!“ antwortete plötzlich Vera und richtete sich mit einem abweisenden, beinahe hochmütigen Ausdrucke auf, daß sie Niki ganz erstaunt ansah.

Der Frankfurter Courierzug brauste in die Halle. Otto sprang heraus. Groß, sehr mager, in Civil. Kein bißchen Ähnlichkeit mit der Schwester, aber, wenn er denselben Bart gehabt hätte wie der General, genau wie sein Vater. Er ging sofort auf das Brautpaar zu, küßte Vera und umarmte seinen zukünftigen Schwager: „Guten Tag, Kinder! Da bin ich. Das ist nett, daß sich die Familie vermehrt hat. Lieber Nikolaus, wir wollen gute Freundschaft halten.“

„Er heißt Niki!“ unterbrach ihn lachend Vera.

Der Leutnant faßte sich sofort: „Auch gut! Also Niki. Bisher wußte ich bloß von einem Niki, von dem Grafen Esterhazy, in Totis, dem Pferdezüchter; so heißen nur berühmte Leute. Du bist ja auch ein berühmter Mann. Ich habe zwar noch nie ein Bild von dir gesehen, aber Papa schrieb, daß du sehr berühmt wärest ...“

Der General beeilte sich, ihn zu unterbrechen: „Ich verstehe es auch nicht. Aber man liest und hört es doch.“

Ewald schwieg und musterte Niki nur von der Seite. Er brach das Gespräch ab, indem er seinem Vater irgend etwas aus Jena erzählte, das ihm wichtiger dünkte als der ganze Schwager mit seiner vermeintlichen Berühmtheit.

Der Polterabend sollte nur im kleinen Kreise gefeiert werden. Nur ein paar Verwandte Oevelhorsts waren gebeten und Vogelsang. Der Rittmeister war aus seiner Garnison eigens herüber gekommen. Niki hatte ihn sowie einen früheren Regimentskameraden aufgefordert, Brautführer zu sein. Er hatte zuerst an seine Freunde gedacht: Gumpinger, Kühne und Gerstenstock, doch er fühlte, wie er den braven Freunden nicht einmal einen Gefallen mit der Ehre thäte. Den Schriftsteller kannte er erst zu kurze Zeit, vom schönen Gumpinger war er nicht gewiß, ob er einen Frack besäße, und Gerstenstock — das ging allerdings nicht: der hätte doch auch seine Frau, das ehemalige Modell, mitbringen müssen. Ihn zu bitten, das arme stille Wesen zu Hause zu lassen, das wäre geradezu eine Kränkung gewesen.

Anderen Malern, denen er hier und da

im Berufe begegnete, bei Gelegenheit von Jurys, Ausstellungen, Klubsitzungen, war er nicht nahe genug getreten, er, der einsame Künstler, der keine Clique brauchte zu seinem Schaffen.

So fand zum Polterabend nur ein Souper statt, zu dem von Nikis Seite nur die Mutter erschien und Hauptmann von Dechsen von seinem alten Regiment, mit dem er einst auf Kriegsschule gewesen war.

Niki hatte seiner Mutter ein schönes seidenes Kleid geschenkt zu diesem Abend. Morgen zur Hochzeit würde sie ihr eignes „bestes" anziehen. Die alte Dame wollte zwar das Geschenk ihres Sohnes nicht annehmen, doch er wußte, daß es ihr nicht möglich war, zwei Kleider zu erschwingen, und es machte ihn stolz, für seine alte Mutter sorgen zu können. Sie sollte in dürftigem Staate nicht etwa spöttischen oder mitleidigen Gesichtern begegnen.

Der Abend ließ sich zuerst etwas steif an. Man wußte, daß keine Aufführungen oder sonstigen scherzhaften Überraschungen bevorstanden, deshalb machten sich die meisten auf ziemliche Langeweile gefaßt. Schließlich fand es sich aber, daß doch noch ein paar Freundinnen Veras sich verkleidet hatten und nun wohlgemeinte, schlecht gemachte Verslein aufsagten, in denen die Malerei eine große Rolle spielte. Darin ward die Braut als große Künstlerin gefeiert, die auf den Wegen der Kunst in höheren Regionen der Phantasie den Gleichstrebenden gefunden. Der Abstand wurde nicht klar. Die Verfasserinnen wußten, daß Nikolaus Sandtner ein bekannter Malername war; daß der Bräutigam jedoch einer der besten lebenden Künstler seines Volkes war, davon hatten die jungen Damen keine Ahnung.

Aber durch diese Vorführungen wurde etwas das Eis gebrochen. Die Leute kamen sich näher, und schließlich entwickelte sich, als erst das Buffet eröffnet ward, eifriges Gespräch.

Niki hatte seine Mutter in einer Ecke des Salons untergebracht und seinen Freund Hauptmann von Dechsen gebeten, sich ein wenig ihrer anzunehmen, denn er fürchtete, die anderen möchten nach der schuldigen Vorstellung sich um die alte Frau nicht kümmern. Doch Otto war sehr nett gegen sie, brachte ihr vom Buffet etwas zu essen und zu trinken und vermittelte ein Gespräch mit einigen älteren Damen, den Müttern der Brautjungfern.

Nur Ewald ließ es dabei bewenden, sich vorstellen zu lassen. Auch um das Brautpaar bekümmerte er sich fast nicht. Mit seiner Schwester hatte er eine kleine Auseinandersetzung. Sie sagte ihm halblaut: „Du könntest wirklich mal 'n Wort mit uns reden! Otto ist sehr nett gegen Niki gewesen. Er hat mir auch Komplimente gesagt über meine Wahl, daß du aber wieder mal nicht einverstanden bist, kann ich mir schon denken. Nu sage mal, du alter Nörgler, was paßt dir denn nicht?"

Ewald antwortete mit überlegener Miene: „Das brauche ich dir weiter nicht auseinanderzusetzen, und wenn ich's sagte, so würde ich dich bloß ärgern. Da aber nun schon der Polterabend ist und morgen Hochzeit sein soll, so scheint mir nicht viel mehr zu ändern zu sein."

„Paßt . . . Gefällt dir mein Bräutigam nicht?"

„Ich habe das nicht behauptet."

Jetzt wurde Vera böse, richtete sich auf, während leise Röte in ihre blassen Wangen trat: „Nein, aber du hast noch nicht ein Wort mit ihm gesprochen."

Ewald zuckte die Achseln: „Was soll ich groß mit ihm reden?"

„Was man mit seinem Schwager redet!"

„Ich male nicht . . . also . . ."

„Das würde auch was Schönes werden, hah!"

„Mir sind diese ungekämmten und ungewaschenen Künstler, die mit dem Messer essen, überhaupt nicht gerade sympathisch. Sie passen nicht zu uns und wir nicht zu ihnen, finde ich. Die Bilder kann sich ja in der Ausstellung ansehen, wen es interessiert, und wer im praktischen Leben nichts Besseres zu thun hat als das."

Vera war blaß geworden: „Ewald, das soll heißen?"

„Gar nichts weiter soll das heißen."

„Ich verstehe dich schon, aber Niki ist nicht so . . . mein Niki ist sehr chic und comme il faut, das kann ich dir nur sagen."

Ewald lächelte sauersüß. „Das habe ich gar nicht bezweifelt."

„Was willst du damit sagen?"

„Gar nichts. Meine Meinung im allgemeinen. Ich bin nicht weiter drum befragt worden. Es geht mich ja auch nichts

Aus unserer Studienmappe:



Studienkopf. Von Franz Simm.

an. Im allgemeinen finde ich eben, heiratet man ebensowenig eine Schauspielerin, wenn man sie auch auf der Bühne bewundert, wie man einen Maler heiratet. Es ist eben andere Klasse als wir, und das rächt sich eben doch einmal früher oder später."

Vera zitterte am ganzen Leibe, als ihr Bruder das ausgesprochen. Sie stammelte nur: „Und das sagst du mir einen Tag vor meiner Hochzeit?"

„Weil du es durchaus wissen willst!" Er zuckte die Achseln. Aber da er merkte, wie schon hier und da sich ein Gesicht neugierig zu ihnen wandte, versuchte er einzulenken und redete seiner Schwester zu, er habe es ja gar nicht so schlimm gemeint. Er sei nur durch ihren Ton gereizt worden. Niki scheine ja ein sehr vorzüglicher Mann zu sein, habe ja auch zweifellos Namen, sehe sehr gut aus, ziehe sich gut an, sei ja, wie der Vater ihm geschrieben, Offizier gewesen, kurzum, es läge gar keine Veranlassung vor, zu glauben, er sei voreingenommen gegen ihn.

Doch Vera ließ sich nicht beruhigen.

Sie wandte ihrem Bruder den Rücken und ging davon, um Niki zu suchen.

Währenddessen trat Rittmeister von Vogelsang zu seinem Vetter Ewald: „Was war denn nur los? Was hattest du denn mit Vera?“

Ewald erzählte ihm, wie er mit der Schwester Nikis wegen aneinander geraten sei. Aber als er auch Vogelsang gegenüber andeutete, daß er die Heirat für verfehlt halte und für eine unglückliche Partie, da wurde der Rittmeister plötzlich ganz unangenehm. Der lange Offizier legte sich für den Freund nun seinerseits so ins Zeug, daß Ewald unwillkürlich gegen die Fenstervertiefung zurücktrat, weil er gewahrte, wie nun wiederum hier und dort jemand aufmerksam wurde auf das erregte Gespräch.

Als der Rittmeister schloß in seiner eigentümlichen Sprechweise der Sicherheit und doch leisen Übertreibung: „Du kannst Gott überhaupt jeden Abend und Morgen auf den Knieen eine halbe Stunde lang danken, daß du so einen Schwager kriegst, der so ein reizend charmanter, anständiger Kerl ist, ein großer Maler, wie's jedenfalls die Leute alle sagen — und eine gute Partie noch obendrein. Denn er verdient einen Haufen Lappen, während wir ja leider nichts verdienen, sondern noch außerdem einen klotzigen Zuschuß kriegen müssen!“

Während dessen hatte Vera in höchster Erregung ihren Bräutigam gesucht. Niki stand abseits und starrte in die Menschen hinein. Seine Augen suchten die Braut. Nur Vera und die Mutter waren ihm von Interesse an jenem Abend. Er sah, wie der Generalleutnant sich eben zu Frau Sandtner setzte, und das beruhigte ihn. Ihm war es nicht gegeben, von einem Menschen zum andern zu laufen und Unterhaltung zu machen. Das hatte er nie gekonnt, dazu vermochte er sich auch heute abend nicht zu überwinden. Die Vorstellungen hatte er erledigt, die Glückwünsche entgegen genommen, sogar mit ein paar liebenswürdigen Worten erwidert. Mehr konnte er nicht thun.

Jetzt sah er zu, wie die anderen miteinander verkehrten, und das ganze gesellschaftliche Treiben erschien ihm überaus lächerlich wie immer. Das stille Beobachten machte ihm Spaß. Er hätte einen Bleistift haben mögen, um ein paar Gesichter festzuhalten. Ein paar alte Damen saßen zusammen mit runzeligen scharfen Gesichtern, sie wisperten miteinander, neigten sich vor und rückwärts, beugten manchmal ganz eng die Köpfe aneinander, als müßten sie sich die wichtigsten Dinge erzählen.

Er sah sie förmlich als Bild. Noch ein wenig philiströser hätte er sie gemacht und ihnen Kaffeetassen vorgesetzt. Der einen einen Mops auf den Schoß, der anderen einen Strickstrumpf in die Hand, der dritten eine Brille auf die Nase gesetzt. „Der Klatsch“ mußte das Bild heißen. Er hatte es schon fertig im Kopf.

Was war ihr Horizont? Wenn sie starben, was hatten sie in ihrem Leben gethan und geleistet?

Da fiel sein Blick noch rechtzeitig auf der Mutter mildes altes Gesicht. Die scharfen Gedanken entflohen. Weichheit machten sie Platz. Wie er seine Mutter liebte. Mutter und Vera. Er freute sich über den Namen: Vera, die Wahre.

Als er sich so seinen Träumen überließ, stand sie plötzlich neben ihm mit leise geröteten Wangen, wie er sie sonst gar nicht kannte.

„Kommst du zu mir, Vera?“ fragte er freundlich, glücklich, noch in der weichen Stimmung, in die ihn der Gedanke an seine Mutter versetzt. Er nahm ihre Hand: „Ganz warm? Und erregt?“

Sie zog ihn in das anstoßende Zimmer ihres Vaters, wo sich niemand befand. Dort fiel sie ihm plötzlich um den Hals und stammelte in Aufregung, gleich einem trotzigen Bekenntnis, als wollte sie ihre Meinung gegen einen Angriff behaupten: „Niki, ich danke dir, daß du mich genommen hast.“

Er preßte sie stürmisch an sich: „Du kommst von selbst zu mir?“

„Soll ich das nicht?“

„Ich habe es mir immer gewünscht.“ Dann nahm er ihre beiden Hände in die seinen und bat: „Vera, wir sind morgen Mann und Frau, willst du mir etwas versprechen?“

„Ja.“

„Gib mir deine Hand. Fest. So!“

„Was soll ich thun?“

„Wir wollen einen Bund zusammen machen in allen Lebenslagen. Solange wir zusammen sind, bis eines von uns beiden stirbt . . .“

„Niki, du darfst nicht so sprechen ... Nicht vom Sterben ...“

Der Maler lachte auf: „O nein! Jetzt nicht. Jetzt nichts vom Sterben. Aber einmal. Das ist Naturgesetz. Jetzt wollen wir nur glücklich sein ... Also höre mich an, Vera. Laß nie etwas zwischen uns kommen. Nie ..., sondern wir beide, wenn wir einmal etwas gegeneinander haben, wollen uns jetzt versprechen, dann zu einander zu kommen und es uns zu sagen. Immer soll das so sein. Willst du?“

„Ja.“

„Gut. Es ist also abgemacht. Und nun komm, wir müssen uns wieder zeigen.“

Damit gab er seiner Braut den Arm, und sie traten in den Salon zurück.

10.

Am Morgen ging das Brautpaar mit Rittmeister von Vogelsang und Otto als Zeugen auf das Standesamt, dann wurde die neue Wohnung des jungen Paares besichtigt, wozu sie den General abholten. Ewald war ausgegangen. Der Mutter Kräfte sollten geschont werden.

Die neue Wohnung lag im selben Hause der Viktoriastraße wie das Atelier, dessen Mietsvertrag noch zwei Jahre lief. Es war eine Wohnung nach der Straße hinaus, mit zwei sehr schönen Vorderzimmern, einem Berliner Zimmer und vier Räumen nach hinten. Eigentlich stand es mit dem Atelier in keiner Verbindung, aber der Wirt hatte erlaubt, daß eine Thür aus Nikis jetzigem Zimmer, nach dem Atelier durchgebrochen werde.

Nur äußerlich war eingerichtet worden, das heißt die gemeinsam ausgesuchten Vorhänge und Stores waren befestigt, die Teppiche gelegt, dagegen hatte der Tapezierer die Möbel nur nach Gutdünken in den Räumen verteilt.

„Das wird doch alles anders, wenn wir erst mal stellen und einrichten!“ sagte Vera. Sie hatte die Einrichtung, die ihr der Vater schenkte, ganz nach ihrem Geschmack ausgesucht, und da er sehr freigebig in der Summe gewesen, die er dafür auswarf, so war alles sehr kostbar geworden, meist sehr ungewöhnlich und besonders einzelnes etwas bizarr. Aber Nikis Künstlerauge freute sich an den Sachen.

Bei der Besichtigung fand man alles sehr schön. Vera zeigte und erklärte, Niki betrachtete sie mit glücklichen Augen. Vogelsang betrachtete genau jedes Stück, bis er bewundernd sagte: „Kinder, bei euch werde ich Hausfreund!“

Und der Maler, der als nunmehriger Vetter mit ihm Brüderschaft gemacht hatte, entgegnete erfreut: „Angenommen. Du hast sozusagen unser Glück gemacht, hast ‚gute Auskunft‘ über mich gegeben: es soll immer für dich an unserem Tische gedeckt sein! Nicht wahr, Vera?“

„Natürlich.“

„Und für mich nicht?“ fragte Otto. Lachend wurde auch ihm „ein Teller Suppe“ in Aussicht gestellt. Doch der junge Offizier meinte:

„Suppe — nee. Ich schweningere; dagegen eine Flasche Rotspohn stellt mir warm. Warm! Warm! Zimmertemperatur! Nicht etwa kalt, wie es die Barbaren machen.“

Dann drängte aber die Braut nach Haus. Es waren zwar bis zur Trauung noch mehrere Stunden Zeit, doch sie behauptete, mit dem Anziehen nicht fertig zu werden.

Niki blieb im Atelier, bis es Zeit war. Er legte Frack und weiße Weste an, dann setzte er sich vor Veras Bild und wartete auf seine alte Mutter, die ihn abholen sollte. Er fühlte sich in Feierstimmung. Die Bilder an den Wänden sahen ihn ringsum an wie eine Geschichte seines Lebens, seiner Arbeit. Da hingen Skizzen aus den ersten bittersten Anfängen, noch aus seinen Soldatenjahren. Sein Bursche hatte ihm sitzen müssen und die alte Zimmervermieterin, bei der er wohnte. Dann lachte ihn dort aus der Ecke eine grüne Wiese an, eine Studie aus dem Bois de Boulogne, an der er sich in Sturm und Drang nicht hatte genug thun können, sie so giftgrün wiederzugeben als nur möglich; dann der Blick den Boulevard St. Michel herab aus einem Fenster des vierten Stockes, wo ein Freund wohnte. Und immer der Gegenwart näher: aus der Münchener Zeit Holzflößer auf der Isar. Endlich „Am Gesundbrunnen“, Arbeiterleben bei einbrechendem Abend — sein erstes Berliner Bild.

Der Maler überschaute sein Ringen und Kämpfen, die ersten Wirrnisse seiner Jugend und Entwickelungsjahre. Er lief im Atelier auf und nieder, die Sonne lachte herein, die Frühlingssonne, und er fand es wundersam wie sich sein Leben gefügt hatte. Ganz von

selbst war es gekommen, hatte es sich gefügt. Er hatte nichts dazu gethan. Das Leben hatte er an sich herantreten lassen, und jetzt schienen ihm die Jahre unerhört schnell enteilt. Was er schon gearbeitet, wie er sich gequält, wie er sich angestrengt mit aller Anspannung der Nerven um seine Kunst, das dünkte ihm nun ein Kinderspiel zu sein.

Er freute sich, daß er nun sein Heim begründen würde, woran er kleinmütig doch immer gezweifelt, seitdem er den Drang gefühlt, eine Frau sein eigen zu nennen. So stellte er sich vor den Spiegel, den er für die Modelle brauchte, betrachtete sich, lachte sich an, zog sich den Frack zurecht und schritt dann feierlich und langsam im Atelier auf und nieder, bis die Mutter kam.

Sie blieb in der Thür stehen und betrachtete ihren Sohn, dann sagte sie mit freudenhellstem Ausdruck in den alten lieben runzeligen Zügen: „Nein, daß ich das noch erleben darf!"

Der Sohn reichte ihr den Arm und sagte zur alten Aufwartung im Flur: „Ist das Brautpaar nicht schön?"

Bei Develhorsts war schon alles versammelt. Nur die Braut wartete noch, bis Niki gekommen wäre. Endlich trat sie ein im weißen Seidenkleide mit dem Myrtenkranz im Haar, und Niki überreichte ihr den Brautstrauß weißer Rosen. Man fand sie etwas „angegriffen" ausschauend, aber es blieb keine Zeit zu langen Betrachtungen, denn sofort wurden die Wagen gemeldet.

In der Sakristei der Marienkirche warteten die übrigen Eingeladenen. Der Generalleutnant eilte, im Schmuck seiner Orden, geschäftig hin und her, festzustellen, ob noch jemand fehle, aber in der Aufregung konnte er damit nicht zu stande kommen, so daß ihm Otto beispringen mußte: „Alles da, Papa! 's kann losgehen!"

Nun setzte sich der Zug in Bewegung, der General seine Tochter, Niki seine Mutter führend, dann folgten Brautführer und Brautjungfern, endlich die übrigen in langer Reihe.

Die kleine Kirche war gedrängt voll Zuschauer, die sich auf diese oder jene Weise Karten verschafft, viel Develhorstsche Bekannte, alte Kameraden des Generalleutnants und Verehrer von Niki Sandtners Kunst, Kollegen, Maler und Bildhauer, allerlei Leute, die bei allem dabei sein mußten, was in Berlin geschah und die Hochzeit des großen Malers nicht versäumen wollten. Er zeigte sich so wenig in der Oeffentlichkeit, daß man ihn doch wenigstens auf diese Weise einmal gern sehen wollte.

Beim Durchschreiten der Neugierigen, die zu beiden Seiten des Mittelganges in den Kirchenbänken standen, entdeckte Niki seine drei Freunde, den schönen Gumpinger, Kühne, den Schriftsteller, und den Bildhauer Gersten-

Aus unserer Studienmappe:



Aus Carl Gehrts Skizzenbuch.

stock. Seine Frau, groß, ein wenig massig, schwarz, schön und geistlos dreinschauend wie immer, stand neben ihm. Der Maler begrüßte die Freunde durch leichtes Neigen, und sie winkten ihm stürmisch zu, so lieb, so wie immer als alte Kameraden, daß er, als er nun weiterschritt zum Altar, die Gewißheit mitnahm, sie hätten es ihm nicht übel genommen, daß er sie nicht eingeladen zu den beiden Tagen.

Der Geistliche sprach kurz, warme, eindringliche Worte, wie sie sein sollten ein Fleisch, ein Geist, wie sie sich immer erinnern sollten: „Die Liebe aber ist die größeste unter ihnen." Er ermahnte sie, einander die Treue zu halten bis zum Grabe, dieser Stunde eingedenk zu bleiben, ewiglich. Er feierte eine rechte Ehe als Freundesbund. Er sagte, die Gatten müßten Nachsicht üben einer gegen des anderen Schwächen und Fehler. Sie sollten sich ergänzen und gemeinsam tragen, was Gott ihnen an Prüfung geschickt, auf daß die Last leichter würde, und sie sollten miteinander Freude und Glück teilen, damit es doppelt würde.

Aus unserer Studienmappe:



Studie von B. Vautier zu einem Bilde: „Die Verhaftung."

Niki hörte die schönen milden Weisheitsworte des alten Seelenhirten an, und sein Herz schwoll vor Wehmut, Glück und tiefer Bewegung. Laut klang sein „Ja", als er gefragt ward, ob er dieser Jungfrau angehören wolle, und ein Schauer ging ihm über den Leib, als das „Ja" seiner Braut an seiner Seite tönte.

Dann erhoben sie sich, und er reichte Vera den Arm. Jetzt gehörten sie einander an für Zeit und Ewigkeit, nicht zu trennen. Nun hatte er das Recht, allein mit ihr zu gehen, die seinen Namen trug von dieser Stunde an. Und in der neuen Reihenfolge, das Brautpaar voran, schritten sie den Weg durch die Kirchenbänke zurück, in denen sich die Neugierigen drängten.

Die Orgel brauste in den tiefsten gewaltigsten Registern, und dieses Mal, in Glückestraum und Seligkeit, sah Niki nicht mehr die Gesichter der Freunde, die ihm wieder zulächelten. Er sah nichts. Er schaute vor sich hin, geradeaus, wo durch das offene Kirchenportal das Licht flutend hereindrang in den dunklen Raum der Kirche.

Er meinte jetzt mit diesem Gange erst recht das Leben zu beginnen, das darzustellen, wie er es sah, ihm ein freundlichreiches Geschick in die Brust gepflanzt hatte. Er fühlte, daß sein Gesichtskreis sich erweiterte, daß ihm neue Schöpferkraft in Hirn und Herz und Händen wuchs. Die Kraft empfand er über sich gekommen, die Gewalt, zu arbeiten, zu schaffen, zu denken, zu bilden,

aus nichts, als was in seinem Inneren empfangen war, groß geworden und nun reif, ans Licht zu treten.

Die helle Sonne blendete von der Straße herein. Er blickte hinaus: er ging ja dem Lichte entgegen.

11.

Das junge Paar hatte auf die Hochzeitsreise verzichtet. Dafür wollten sie lieber den Sommer fort. Natürlich hatten sie niemandem etwas davon gesagt, und die Hochzeitsgesellschaft war im Glauben gewesen, die Neuvermählten gingen nach Italien. Sie hatten den Mädchen Weisung gegeben, keinen Menschen vorzulassen.

Vera gefiel dieser Gedanke. Es war etwas Besonderes, nicht der gewöhnliche Kreislauf, wie es alle Menschen machten. Und die Heimlichkeit ihres ersten Aufenthaltes in der Wohnung sagte ihr zu. Da konnte sie doch ihren Niki ganz für sich allein haben. Sie würden leben wie die Turteltauben. Dabei gab es unendlich zu thun, denn die Einrichtung würde Wochen in Anspruch nehmen. Nur das Schlafzimmer war vollkommen hergerichtet, sonst hing noch nicht ein einziges Bild, kein Möbel stand am rechten Fleck, ja, es war noch nicht einmal ausgemachte Sache, daß die Verteilung der Räume auch wirklich so bleiben sollte, wie sie vorgesehen.

Nur die Ateliers mußten natürlich Ateliers bleiben, und die Küche blieb ihrem Zweck erhalten. Sonst hätte Vera am liebsten alles umgestürzt. Aber schließlich stand es doch fest, daß Nikis ehemaliges Wohn- und Schlafzimmer, ein kleiner Raum neben dem Atelier, als Wohnraum eingerichtet würde, in dem man nachmittags Thee trinken könnte oder abends nach dem Theater noch einen Imbiß zu sich nehmen.

„Das muß ‚Schmollwinkel‘ heißen! Oder ‚After-noon-thea-Zimmer‘ — aber das ist zu lang!“ meinte Vera, indem sie sich an Niki lehnte. Er war sehr glücklich über den Gedanken. Dort neben dem Atelier mußte Vera sein, während er arbeitete, denn sie hatte erklärt, ihn nie auch nur einen Augenblick verlassen zu wollen. Dann würde sie nebenan sitzen mit einer Handarbeit, lesend, ihren Haushalt ordnend, und das beseligende Gefühl der Nähe der Geliebten mußte überströmen in sein Schaffen, es zu segnen.

Die beiden Vorderzimmer richteten sie als Salons ein. Das große mit den neuen Möbeln; in das kleinere wurde Veras Mädchenzimmer aus der Bellevuestraße übertragen, an dessen Stelle sich der General jetzt ein Fremdenzimmer eingerichtet hatte. Das Berliner Zimmer ward Eßzimmer. Hinten neben dem Schlafzimmer des jungen Paares blieb ein Raum leer, an den Küche und Mädchenkammer stieß. Vera hatte gefragt wozu? und ihren Kopf an Nikis Brust geborgen, als er geantwortet: „Falls wir etwa nicht allein bleiben sollten zum nächsten Jahre, denn sonst, wenn wir nicht Platz hätten, müßten wir ja gleich wieder ausziehen!“

In den ersten Tagen wurden fortwährend die Möbel hin und her geschoben. Dieses paßte nicht und jenes. Einmal mußte ein Sofasitzplatz hergerichtet werden, ein andermal versuchten sie, ob es nicht hübsch wäre, alles wirr durcheinander zu stellen. Und immer nachdem sie einen Stuhl an eine andere Stelle gesetzt, belohnten sie einander für die aufgewendete Mühe durch einen Kuß. Dadurch ging es langsam vom Fleck. Dazwischen schwatzten sie dann auch und erzählten: „Weißt du noch, wie unsere Hochzeit war, Vera?“

„Natürlich.“

„Weißt du wirklich, wer alles da war?“

Sie begann sämtliche Eingeladene aufzuzählen. Von den meisten hatte Niki nur eine flüchtige Erinnerung. Er ließ sich die Familienverhältnisse, den Grad der Verwandtschaft auseinandersetzen, dann stöhnte er über die Menge Namen und Menschen, indem er sich doch im stillen freute, nicht weiter von ihnen belästigt zu werden. Nun erinnerten sie sich an einzelne Vorkommnisse und kleine Ereignisse bei der Hochzeit: wieviel Reden gehalten worden und wer alles gesprochen, daß der „Vater“ — so nannte auch Niki jetzt den General — trotz langjähriger Übung im Sprechen während seiner Dienstzeit, regelrecht stecken geblieben sei, so daß einige peinliche Augenblicke eingetreten waren.

Und wie sie so von einem zum anderen kamen, wie sie Otto lobten, der sich gleich so herzlich zu ihnen gestellt, blieben sie unwillkürlich bei Ewald. Als Vera den Namen nannte, schwieg Niki. Sie erzählte noch etwas von ihrem Bruder. Er sagte nichts darauf. Da nahm sie seine beiden Hände

— zog ihn in eine Ecke des Salons aufs Sofa und fragte: „Niki, du mußt mir die Wahrheit sagen — du kannst Ewald nicht leiden. Nicht wahr?"

„Er . . . er war nicht gerade sehr freundlich gegen mich."

„Es ist nicht seine Art, liebenswürdig zu sein, weißt du?"

Der Maler brauste auf. Im Glücke seines Festtages hatte er sich über den eisigen, beinahe ungezogenen Schwager keine Gedanken gemacht. Nun kam die Überlegung hinterdrein, und er gestand sich, wie Ewalds Benehmen im Grunde genommen so gewesen war, daß er keine Veranlassung hatte, sich um den Menschen irgend zu kümmern. Er antwortete mit einiger Erregung in der Stimme: „Liebenswürdig — das verlange ich nicht einmal, wenn ich ihm nicht passe; aber ich denke, er braucht deswegen noch nicht ungezogen zu sein!"

Damit brachen sie das Gespräch ab. Nur am Nachmittage, als sie wieder an derselben Stelle im Zimmer neben dem Atelier der Verabredung gemäß den Kaffee tranken, fragte Vera noch einmal: „Aber sonst sind sie doch alle nett gegen dich, Niki? Papa und Otto, nicht wahr?"

Er gab es freudig zu, indem er nun seinerseits wissen wollte, ob ihr die Mutter denn nicht auch gefalle. Vera hatte schon ihr Urteil gesagt. Jetzt wiederholte sie es, daß sie die alte Frau lieb hätte wie ihre eigne Mutter.

Da sie nun in ihrer Zurückgezogenheit noch keines der Eltern gesehen hatten, beschlossen sie, in diesen Tagen sowohl Vater als Mutter einmal ganz unerwartet zu überfallen. Aber so bald wurde nichts daraus. Sie waren noch immer zu sehr mit sich selbst und der Einrichtung beschäftigt. Vor allem hatten sie eine Bemerkung gemacht: die Möbel waren angeschafft, Teppiche, Vorhänge dazu — aber es fehlten die kleinen Dinge, welche die Zimmer schmückten und wohnlich machten.

Vera besaß zwar eine Menge von Nippesgegenständen, doch es fand sich, daß das eigentlich nur für ihr kleines Zimmer ausreichte, das sie Boudoir nannten. Was sich etwa im Atelier befand an Waffen, Teppichen, Decken, alten japanischen Bronzen und Masken, das sollte auch dort bleiben.

Sie trösteten sich zwar damit, daß es in jeder jungen Ehe wohl ähnlich sein würde und die Vervollständigung der Häuslichkeit erst mit den Jahren durch Anschaffungen und Geschenke stattfinden könnte. Aber Vera wollte nicht so lange warten. Ein förmliches Fieber, einzurichten, hatte sie befallen. Es mußte alles gleich sein. Der Gedanke, Geduld haben zu sollen, war ihr fürchterlich. Darum schlug sie vor, etwas zu kaufen, damit es nicht so kahl und leer in ihren Räumen aussähe.

Niki schlug vor, erst an das Aufhängen von Bildern zu gehen. Mit seinen älteren Entwürfen hätten sie ein ganzes Museum ausstatten können, so viel gab es ihrer. Doch Vera hatte einmal den Plan gemacht, einzukaufen. Dabei wollte sie bleiben. Als er nicht sofort zustimmte, umarmte sie ihn zärtlich und erstickte ihn fast mit Küssen, indem sie unausgesetzt bat: „Mein Niki, so thue mir doch den Gefallen! Bitte, bitte. Die Bilder hängen wir ein andermal auf."

Da freute er sich, seiner jungen Frau einen Wunsch zu erfüllen, weil sie so schön bat, und sie gingen zusammen in die Stadt, um ihre Einkäufe zu machen. Sie war sehr stolz, an seinem Arme zu schreiten, und er freute sich, wie die Leute seine schöne junge Frau musterten. Was sie kaufen wollten, wußten sie eigentlich nicht. „Etwas Schönes" mußte es sein. Vera träumte von etwas „ganz Apartem", das kein anderer Mensch besäße. Als sie hin und her überlegten, immer im Gehen die Läden der Leipzigerstraße betrachtend, sahen sie ein paar Bekannte von weitem, die Eltern einer Freundin Veras, die Brautjungfer bei ihrer Hochzeit gewesen war.

Schnell bogen sie in die Wilhelmstraße ein, Vera in der ersten Befangenheit der eben Verheirateten, Niki, weil er einem Ausfragen der fremden Leute, die ihm gänzlich gleichgültig waren, aus dem Wege gehen wollte. Sie freuten sich beide über ihre Flucht, lachten und drückten einander den Arm. Vera sprach: „Wir wollen keinen Menschen sehen! Was gehen uns die anderen an?"

Dann blieben sie unter den Linden vor einem Schaufenster stehen. Bronzen waren ausgestellt, die Vera reizend fand. Süßliche, geleckte Ware, für den Handel, für Leute mit ungepflegtem Geschmack. Sie begriff

nicht Nikis Widerstand, der erklärte, solches Zeug nicht in seinem Hause zu dulden.

Wenn es sich um die Kunst handelte, wurde er lebhaft, dann flossen ihm die Worte reicher, dann entzündeten sich seine Gedanken. Er mußte Vera erziehen zu seinem Geschmack. Er hatte sich ausgemalt, wie sie an ihm wachsen sollte, wie er ihren Geist bilden müßte und ihre Anschauungen. Er hatte es als besondere Freude empfunden, ihr eine Richtung zu geben der seinen gleich. Sie war ja so jung und biegsam, sie würde mit der Anpassungsfähigkeit der Frauen bei ihrer Schmiegsamkeit und Auffassungskraft eine gelehrige Schülerin sein.

Es sollte ja sein Glück werden, sie, die er sich zur Gefährtin erkoren, sich zu erziehen zur rechten Frau eines Künstlers. Und er begann ihr vorzustellen, warum jene Bronzen vor dem Künstlerauge nicht bestehen könnten, daß sie geleckt und glatt waren, charakterlos, süßlich, abscheulich, für Philister in die gute Stube.

Während er sprach, waren sie weiter und weiter gegangen über die Friedrichstraßenkreuzung dem Schlosse zu. Er erzählte fortwährend und war so eifrig in seinen Auseinandersetzungen, daß er Vera nicht ins Gesicht sah, bis er endlich bei einem Blicke merkte, daß sie Thränen in den Augen hatte unter dem Schleier.

Da kam er zur Wirklichkeit zurück und machte sich Vorwürfe, daß er seine junge Frau gekränkt, statt ihr durch Erziehung, durch Beispiele mit den Jahren einen besseren Geschmack bei zubringen. Um seinen Fehler wieder gut zu machen, schlug er ihr vor, sofort zu Gurlitt zu gehen, wo, wie er wußte, eine Reihe Kunstgegenstände ausgestellt waren. Dort würden sie schon etwas zur Ausschmückung ihrer Zimmer finden.

Köppings Gläser standen da in einem Glasschranke: wundersam geformte, stilisierte und doch natürliche Blumenkelche in allerlei Farben. Vera fand sie, wie ihr Mann, von hervorragendem Geschmack und stiller Schönheit. Nur für unpraktisch hielt sie die Gläser. Man könne sie nur hinstellen, nicht daraus trinken.

„Das soll man auch gar nicht!“ gab Niki lachend zurück und wählte einige aus. Dann betrachteten sie die Gemälde miteinander, und Vera lauschte eifrig ihres Mannes Bemerkungen, die ihr vom Wesen und Schaffen dieses oder jenes Malers ein Bild zu geben versuchten. Er suchte die Technik zu erklären, besprach die Komposition, Wahl des Vorwurfes und Farbengebung. Einigen zollte er Anerkennung, Bewunderung einem Böcklin; ein einzelnes Bild, von mächtigem Umfang, nannte er einen „Riesenschinken“, den Künstler einen „Kitschmaler“ und sein Werk eine „croûte“.

Vera hörte aufmerksam zu, hing an seinen Lippen, bewunderte sein Urteil, sein Wissen. Seine Ausdrücke ließ sie sich erklären, wenn sie ihr unverständlich waren.

Als sie heimkehrten, meinte sie ganz erschrocken: „Ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht vor lauter Namen und Bezeichnungen. Ich glaube, ich habe alles schon wieder vergessen! Ist das nicht schrecklich, Niki?“

„Es kommt alles mit der Zeit!“ antwortete er lächelnd. Doch sie schüttelte ein wenig traurig den Kopf.

„Ich glaube, das werde ich mir nie merken!“

„Du mit deiner Schlauheit?“

„Ich bin nicht schlau!“

„Wir werden ja sehen! Freust du dich denn über die Gläser?“

„Riesig, Niki. Die sind schön?“

„Du findest sie wirklich schön?“

„Praktisch nicht gerade, aber schön. Ja, ja, ich finde sie schön.“

„Und du hast sie lieber als die Bronzen?“

Sie senkte verlegen das Köpfchen: „Niki, versprich mir, nie wieder von den Bronzen anzufangen!“

Abends kamen die Gläser an, und es wurde ihnen sofort durch Anproben ihrer Wirkung hier und dort ein Platz angewiesen. Aber es fand sich bald, daß sie längst nicht ausreichten, den Zimmern einen wohnlicheren Anstrich zu geben. Überall fehlte noch etwas. Sie mußten in den nächsten Tagen wieder auf die Suche gehen.

Es war schon spät geworden, doch Vera konnte es nicht erwarten, die Bilder aufzuhängen, die im Atelier irgendwo lehnten, und sie schickten die Mädchen zu Bett, nachdem sie sich hatten Nägel, Hammer und Diebeleisen geben lassen. In der Stille der Nacht gingen sie daran, die Gemälde auszusuchen, dann vom Atelier durch den langen Gang nach vorn in den Salon zu tragen. Vera

Aus unserer Studienmappe:



Bleistiftstudie von Josef Kriwer zu dem folgenden Einschaltbild: „Die Schmiede.“

wollte helfen, doch Niki trug allein. Sie könnte sich Schaden thun bei dem schweren Heben, meinte er. Da bewunderte sie seine Kraft, daß er die großen Bilder in den Riesenrahmen trug, als sei es Kinderspielzeug, und er freute sich ihrer Anerkennung, ließ die Muskeln seiner Arme befühlen und zeigte ihr, wie sie in der Beugung zum steinharten Knoten anschwollen.

Er war stolz auf seinen kräftigen Körper: „Das gehört zum Gleichgewicht im Menschen. Ich arbeite mit Kopf und Herz, da darf der Arm nicht vergessen werden. Drum habe ich früher immer gern gefochten und Hantelübungen gemacht!“

„Aber du arbeitest doch immer mit der Hand beim Malen, mit dem Arm ...“

„Nein, das ist nur äußerlich. Ich denke, eigentlich arbeite ich nur mit Auge, Gehirn, Seele.“

„Und der Handfertigkeit ...“

„Die wird von dem anderen erst geleitet ...“

Sie begriff es nicht recht. Sie hatte gemeint, die Geschicklichkeit der Finger sei doch das, was den Ausschlag gäbe.

Als die Bilder drüben lehnten, gewahrte sie erst, wie er ihr die einzelnen zeigte, daß es lauter Dedikationen von anderen Malern waren, wie die Künstler einander im Austausch schenkten. Von Niki selbst war keines dabei. Vera aber wollte nur Bilder von ihrem Niki in ihrem Salon haben. Dagegen wehrte er sich jedoch. Er fände, es sehe sonderbar aus, wenn er mit eignen Werken die Wände der Wohnräume schmücke! Vera dachte einen Augenblick nach: „Du hast recht, Niki, dann könnten die Leute sagen, wir hingen hier das auf, was niemand haben wolle, was unverkäuflich sei!"

Nikis Augen wurden groß. Der Stolz des Künstlers bäumte sich in ihm auf. Er dachte an seine bitteren, schweren Anfänge, als niemand von ihm etwas wissen wollte, als man ihn zurückgewiesen auf den Ausstellungen, als man Bilder von ihm verlacht, an die er Tage, Nächte, Wochen seines Lebens gesetzt hatte.

Und er hielt inne beim Nageln, drehte sich auf der Küchenleiter herum, die er herbeigeschafft zu seiner Arbeit, und sagte beinahe drohend, den Hammer in der Rechten wiegend: „Und wenn sie das dächten! Wenn sie dächten, das sind lauter unverkäufliche Bilder, so wäre das nur eine Ehre! Ein Lob für meine Bilder! Denn weißt du, was so fortgeht wie warme Semmeln, das ist oft das Schlechte. Und was keiner haben will, dafür werden manchmal, wenn der Künstler tot ist und begraben und vermodert, Hunderttausende geboten!"

Vera blickte ihn erstaunt an. Sie erschrak fast vor seinem Ausdruck, antwortete nicht, sondern ließ ihr Auge starr auf ihm ruhen.

„Was hast du denn?" fragte Niki nach einer Weile, und sein erhobener Arm sank langsam herab. Die augenblickliche Erregung war von ihm gewichen. Die Spannung seiner Züge ließ nach. Sein Ausdruck wurde weich. Er lächelte die schöne junge Frau am Fuß der Leiter an, die Frau, die ihm gehörte, deren Besitz ihn glückselig machte über die Maßen. Das Licht stand hinter ihr, so daß ihr Gesicht im Dunkel lag und nur ihre Gestalt sich abzeichnete, der vornehme Kopf mit dem Blondhaar, das in einzelnen, widerspenstigen Strähnen hell erleuchtet ihre Stirn umbog.

Er lächelte noch einmal: „Was hast du denn, Vera?"

Und das junge Weib in ihr regte sich. Sie hatte ihn bewundert in seiner Erregung und sprach langsam: „So bist du hübsch, Niki!"

Da warf er den Hammer fort, daß er auf den Teppich polterte, stieg nieder, halb springend mit zwei großen Schritten und schloß Vera in die Arme. Sie küßten sich heiß. Er bedeckte Hals und Wangen mit seinen Küssen, und als sie eine Sekunde aufatmen konnte, fragte sie, indem sie das Köpfchen schelmisch hob: „Hast du das gern, wenn ich das sage?"

„Das sollst du immer sagen! Immer!"

Sie nahm seinen Kopf in beide kleinen Hände und bog ihn rückwärts, ihn zu betrachten: „Dann sage ich's noch mal: du bist hübsch, Niki! Du gefällst mir! Ich liebe dich so sehr!"

Und nach einer Weile, beinahe zaghaft: „Gefalle ich dir auch?"

„Vera, mein Lieb!" war nur seine Antwort.

Dann schritten die jungen Gatten Arm in Arm davon, nachdem sie hinter sich das Licht gelöscht!

12.

Nun hatten sie sich auch wieder bei den Eltern gezeigt. Bei der ersten Begegnung mit ihrem Vater war Vera etwas befangen gewesen. Es war doch ein eignes Gefühl, in die Räume als Frau zum erstenmal zurückzukehren, wo sie als Mädchen ihre ganze Jugend verbracht hatte. Der Generalleutnant war glücklich, sie wiederzusehen. Er küßte und herzte sie, wie es sonst nicht in seiner Art lag, und sagte ganz weich: „Es war so fürchterlich still in der Wohnung, seit du fort bist, Vera."

„Armer Papa!"

Dann wandte sich der alte Herr gegen seinen Schwiegersohn: „Eigentlich müßte ich dir böse sein, daß du sie mir weggenommen hast!"

Niki meinte bedauernd: „Das thut mir aber leid."

Doch der General wollte einen Scherz machen und stellte sich wütend: „Was, was! Leid thut dir's! Es thut dir leid, Vera gekriegt zu haben? Gib sie her. Gib sie mir gleich wieder ... Willst du?"

„Nein, das kann ich nicht. Ich bin ja so unaussprechlich glücklich mit ihr!"

Ein Freudenblitz zog über die Züge des Vaters. Schnell bot er Niki die Hand: „Freut mich. Freut mich riesig. So soll's sein. Da habe ich am Ende mit meiner Erlaubnis doch das Richtige getroffen. Und du, Vera, wie steht's mit dir? Möchtest du nicht wieder zu deinem alten Vater zurück?“

Sie klammerte sich verlegen an Niki, der, sie streichelnd, sagte: „Aber Papa, das ist grausam, sie so was zu fragen.“

Der alte Herr zwinkerte ihm mit den Augen zu und sprach wieder in barschem, fast befehlendem Ton: „Vera, Kind, jetzt antworte mal! Du möchtest nicht zu deinem alten Vater zurück? Aber sage die Wahrheit, das bitte ich mir aus!“

„Nein,“ antwortete sie leise und fiel Niki um den Hals, während der General laut lachend rief: „Hab' ich dir Angst gemacht? So soll's ja sein! So sollte es immer sein. Ich habe es gar nicht anders erwartet. Du sollst Vater und ...“

Er unterbrach sich, schluckte „Mutter“ hinunter und fuhr fort: „Das Elternhaus verlassen, und dem Manne anhangen ... So oder ähnlich stehts ja wohl in der heiligen Schrift ... Na, also so soll es eben sein. Nun sorgt bloß mal dafür, daß es auch immer so bleibe ...“

Bei Nikis Mutter fühlte sich Vera nicht verlegen. Die alte Frau war erst neu in ihr Leben getreten, das gab einen Unterschied. Dazu war sie so gut und bewunderte, durch ihres Sohnes Augen sehend, nun die Schwiegertochter so sehr, daß die junge Frau gewiß war, die Mutter werde mit allem einverstanden sein, was sie thäte.

Sie ließ sich von den Kindern erzählen, wie alles eingerichtet worden, wo die Möbel hingekommen, die sie so bewundert, in welchem Zimmer sie wohnen würden und sich aufhalten, wo essen. Als dann Niki ein paar Worte heimlich mit Vera wechselte und schließlich feierlich die Mutter für Sonntag zu Tisch einlud, da weinte die alte Frau beinahe Thränen der Rührung, nun zum erstenmal im Hause ihres Sohnes speisen zu dürfen.

„Ich bin richtig ‚eingeladen‘. Richtig eingeladen!“ wiederholte sie immerfort.

Und als sie dann Sonntags erschien, war es wie ein großes Fest. Vera hatte selbst mit den Tisch gedeckt, damit auch alles genau in Ordnung wäre. Sie fürchtete nur, mit ihrer Küche keine Ehre einzulegen, doch es ging alles ausgezeichnet. Nichts war versalzen oder angebrannt, und die Mutter sowohl wie der Generalleutnant, den sie auch gebeten hatten, fanden das Essen ausgezeichnet.

Nach Tisch ging es zum Kaffee und zur Cigarre in den kleinen Raum neben dem Atelier. Beide Eltern hatten die Einrichtung vorzüglich gelungen gefunden. Nur daß kein „Herrenzimmer“ da wäre, wollte dem alten Herrn nicht ganz gefallen. Niki verstand das nicht und erklärte, das sogenannte Herrenzimmer, das den Arbeitsraum des Hausherren darzustellen hätte, wäre eben bei ihnen wie bei jedem Maler das Atelier. Das fand der General „ungemütlich“, keine nette Ecke, zu groß und lustig. Er könne sich an diese riesige Fensterwand wie beim Photographen nun einmal nicht gewöhnen.

Niki nahm es lächelnd hin. Von dem alten Soldaten war es eben nicht anders zu verlangen.

Der General war abends eingeladen und ging gegen sieben Uhr. Die Mutter sollte noch bleiben, aber sie lehnte ab, indem sie behauptete, für das erste Mal sei es lange genug gewesen. Als die Kinder das Gegenteil behaupteten, schützte sie Müdigkeit vor. Nur dem Sohne gestand sie, während Vera einen Augenblick hinausgegangen war, nach dem Abendessen zu sehen, daß sie nicht müde wäre, daß sie es nur besser fände, nicht gleich stundenlang zu bleiben.

Dann nahm sie die Gelegenheit wahr, wo sie Niki allein hatte, und fragte ihn hastig mit einem unwillkürlichen Blick nach der Thür: „Nun sage mir aber auch noch schnell etwas — ich habe dich ja jetzt nicht mehr allein ...“

„Was soll ich sagen, Mutter?“

„Bist du auch wirklich glücklich?“

Er antwortete aus vollem Herzen: „So glücklich, wie ich nie geglaubt hätte, je in meinem Leben werden zu können!“

„O, wie mich das freut, Niki!“

Er küßte ihr die Hand, während gerade Vera wieder eintrat. Sie sah die Scene und fragte lächelnd: „Was gab es denn, Niki?“

Die Mutter hustete ein wenig, und Niki antwortete schnell: „Wir sprachen über jemand!“

„Über jemand. Nur über jemand?“

„Über dich.“

Nun wurde sie neugierig: „Über mich? Was war es denn?“

„Ei, nicht wahr, das möchtest du wohl wissen!“

Da nun Vera ein ganz klein wenig verstimmt schien, sagte die Mutter lächelnd sofort: „Es war nur Gutes, Vera!“

Sie freute sich, und die Sache war abgethan. Dann ging die Mutter davon, und das junge Paar schaute ihr noch vom Fenster aus nach, wie sie gebeugt und trippelnd mit langsamen Schritten die Viktoriastraße hinunter ging. Als man sie nicht mehr sah, drehte sich Vera herum und bat Niki, zu sagen, wovon er vorhin mit der Mutter gesprochen. Er wollte es nicht gleich sagen, da bestürmte sie ihn mit Bitten. Ihr Eifer machte ihm Spaß. Er wollte sie zappeln lassen, aber plötzlich wurden ihr Bitten so stürmisch und flehend, daß er fast erschrak über den leidenschaftlichen Ausdruck ihres Gesichtes. Er fragte in leichtem Tone, scherzend: „Liegt dir denn so viel daran, das zu erfahren, Vera? Es ist doch nichts Wichtiges!“

Sie umklammerte ihn mit den Armen, indem sie mit plötzlich geröteten Wangen gestand: „Ja, ja, es ist wichtig. Es liegt mir daran. Du mußt es mir sagen. Niki, sei doch nicht so grausam. Sage es mir doch. Bitte, bitte, bitte, bitte, so sage es mir doch. Wenn ich so bitte, mußt du es mir sagen. Ich habe doch auch ein Recht, es zu erfahren. Ich muß alles erfahren von dir. Hörst du, Niki — alles. Du darfst kein Geheimnis vor mir haben.“

Er erklärte ihr, es wäre doch kein Geheimnis, nur eine ganz geringfügige Sache. Dann gestand er endlich: „Mutter hat mich gefragt, ob ich glücklich mit dir wäre!“

Sie blickte ihn mit großen Augen starr an: „Und was hast du gesagt?“

„Ja!“

Vera jubelte auf, umarmte ihn glühend, küßte ihn auf Wangen und Mund, gebärdete sich wie ein glückseliges Kind. Sie dankte ihm für seine Antwort, sie streichelte ihm Haar und Hand, so daß er beinahe verwundert fragte, ob sie denn hätte glauben können, er würde etwas anderes sagen! Es sei doch selbstverständlich, was er geantwortet, und kein Verdienst.

Beim Abendessen zu zweien allein hatte sie plötzlich einen Gedanken. Sie wollten den Tag feiern, sie wollten eine Flasche Champagner zusammen trinken. Noch nie in ihrem Leben hätte sie Sekt bekommen, wenn sie einmal Lust gehabt. Nur immer zu Geburtstagen oder offiziellen Gelegenheiten.

Und der leicht entflammte Künstler fand den Gedanken reizend, allein mit seinem Weibe ein Glas Schaumwein zu schlürfen, wie er es sonst nur in Mitte übermütiger Gesellen gethan. Da unter den Vorräten der jungen Wirtschaft Sekt nicht vorgesehen war, mußten sie eine Flasche aus der nächsten Weinhandlung kommen lassen.

Als der Wein dann in den Gläsern perlte, ward des Malers Stimmung immer freudiger und angeregter. Er scherzte und lachte und erzählte Schwänke und Streiche aus seinen Lehrjahren in Paris. Immer weiter öffnete sich sein Herz. Es war ihm, als könne er seiner jungen Frau alles und alles sagen, als fielen alle Schranken, als entblöße er sein innerstes Sein, wie noch nie einem Menschen gegenüber. Im Anfang war doch noch etwas zwischen ihnen gewesen, das letzte Grenzen zog. Sie mußten sich aneinander gewöhnen, ineinander finden. Etwas wie eine ganz leise jungfräuliche Verlegenheit in der Seele des Mannes war doch geblieben. Die schwand und schwand, und er meinte sich gehen lassen zu sollen, ganz wie er war.

Sie saßen einander gegenüber, Auge in Auge. Vera streckte ihre Hand über den Tisch, und er legte die seine hinein: „Weißt du, Vera, was das Schönste ist auf der Erde?“

„Sage es mir.“

„Das Schönste, was uns Menschen gegeben ist, das ist zu schaffen. Aus nichts etwas zu machen. Das gewährt die größte Befriedigung, das tiefste Glück. Dagegen ist alles andere nichts, verschwindet und versinkt. Dann ist alles gleichgültig, so entsetzlich gleichgültig — alles, was es auf der Erde gibt. O, Vera, wenn du das einmal empfinden könntest! Einmal nur! Einmal und dann nicht mehr leben. Dann ist ja alles matt und tot und hat gar keinen Zweck. Und du wirst, du sollst es mit erleben, mit mir. Du bist ja meine Frau, mein ein und alles, meine Göttin, die ich anbete. Du sollst ja dasselbe werden wie ich, aufgehen in mir und ich in dir. Du



In der Schmiede. Nach dem Gemälde von Josef Kriwer.

sollst mich verstehen, wie nie ein Künstler verstanden ist. Hörst du. Du, die ich mir gewählt, der ich den Kranz zu Füßen gelegt, die ich liebe, liebe, liebe ... Ich habe so viel geträumt davon, wie es sein müßte zwischen uns, daß du mit mir arbeiten sollst, mit mir kämpfen und ringen und fühlen. Mit mir weinen um meine Kunst, wenn es mir nicht gelingen will, wenn die Stimme schweigt in dürren Stunden, die mir das Herz bewegen soll, die mir ins Ohr flüstert, was die Seele spricht, was ich arbeiten soll, die mir die Finger ansetzt und krümmt und streckt zum Werk, die mir die Hand regiert.

„O Gott, wenn die Stimme schweigt, das Innere tot ist, sich die Seele nicht regt! O Gott, wenn es leer ist und ausgebrannt darin, wenn kein Flügelschlag des Genius sich regt, Meeresstille ... die Segel an den Mast schlagen ... keine Möglichkeit, weiterzukommen! O Vera, siehst du, diese Stunden kommen, sie kommen sicher, sie melden sich immer ab und zu an. Dann ist es, als wäre das Hirn erstarrt, als hielte die Seele ihre Atemzüge an ... als hörte das Herz auf zu schlagen.

„Und dann ist man unnütz und elend auf der Welt, sich selbst und anderen zur Last, nichts wert, nichts, nichts! Daß man sich töten möchte, nur daß der Fluch von der faulen Hand genommen würde, von der feigen, — feigen, denn Feigheit überkommt einen dann, elende, jammervolle Feigheit. Man zittert, wieder ins Atelier zu gehen. Man zittert, nur die Bilder zu sehen, die dort lehnen als Zeugen glücklicherer Stunden.

„Vera, das wirst du mit erleben, das wirst du mit durchkämpfen müssen mit deinem Mann. Du kennst ihn noch nicht klein, du kennst ihn nur in der Kraft, in der Laune, im Können. Sieh einmal an, als ich dein Bild malte, damals war ich auch einmal auf solchem toten Punkt, aber ich habe es dir verborgen, nicht gezeigt. Ich hatte noch kein Anrecht auf dich, und ich hätte es dir auch nicht zeigen können, mögen, dürfen. Nein ... nein ... Aber wenn du das mit erlebst, wenn die nächtigen Stunden über mich kommen, dann Vera, Vera, sollst du mich stützen, halten. Dann will ich zu dir kommen dürfen und Ruhe und Trost bei dir suchen. Dann will ich meinen Kopf in deine Hände legen, und du sollst mir die Stirn kühlen, die heiße Stirn!"

Er hatte in immer größerer Erregung gesprochen, stand auf und kniete neben Vera am Tisch hin, indem er ihre Hand küßte und seinen Kopf an ihre Schulter lehnte.

So hatte sie ihn nie gesehen. Das hatte sie nicht geahnt. Seine Erregung erschien ihr wie eine fremde Welt. Aber sie bewunderte ihn, bewunderte seine Worte, die er so schön gefunden, seine Leidenschaft, seine Begeisterung. Der Stolz ließ ihr Herz schwellen, daß der große Künstler ihr Mann sei und sie teilnehmen, ja ihm helfen solle bei seinem Schaffen. Nur, daß er Augenblicke der Schwäche hatte, begriff sie nicht. Sie hatte ihn für sicher, fertig und stark gehalten, und sie vermochte sich keine andere Vorstellung von ihm zu machen.

Und wie er so neben ihr kniete, kam ein jähes Dankes- und Begeisterungsgefühl über sie. Seine Hand ergriff sie und drückte einen Kuß darauf.

„Das sollst du nicht!" rief er, die Hand ihr entziehend. Aber sie sagte: „Sie macht doch alle die schönen Sachen, die herrlichen!"

Niki seufzte auf: „Ach, wenn sie wirklich immer herrlich wären!"

Dann aber änderte sich jäh seine Stimmung: „Aber Vera, ich muß glauben, daß sie herrlich sind, als ... als Selbsterhaltung. Und manches mag ja auch gelungen sein. Ja, es klingt dir sonderbar, wenn ich es selbst gestehe: vieles ist gut. Und jede Arbeit ist gut! Muß gut sein, denn wo sollte ich sonst die Begeisterung hernehmen? Ich muß damit zufrieden sein. Einiges ist mir gelungen, das ist wahr. Einiges ... einiges ist gut ... Darüber freue ich mich. Darauf bin ich stolz. Weißt du, Vera, wenn das Werk vorwärtsgeht, wenn man mit ganzer Seele dabei ist, wenn die Kraft in die Finger strömt ... Hahahaha ... das sind doch die größten Augenblicke im Leben.

„Wenn man in fieberhafter Eile die letzten Striche macht, die letzten Lichter setzt, wenn man die Palette beiseite wirft und sagt: So, jetzt ist es gut. Das Gefühl kannst du dir nicht denken!

„Und dann sollst du wieder mit mir sein, sollst meinen Jubel teilen, sollst glücklich sein. Wir wollen uns freuen, wir wollen lachen und springen, wollen uns küssen und lieb haben. Jedesmal, wenn ein Werk fertig ist, dann trinken wir darauf, Vera. Dann

trinken wir ein Glas Sekt, willst du? Siehst du, so wie jetzt. Komm, nimm das Glas. Hier setze dich her, auf mein Knie . . . Hier . . . nun wollen wir anstoßen, Vera. Sage du, worauf . . .“

Er hatte sich gesetzt, und sie nahm leicht auf seinem Knie Platz, das Glas in der Hand. Im Spiegel drüben konnten sie sich sehen. Niki fiel bei dem Anblick plötzlich das Selbstbildnis Rembrandts und seiner Frau ein in der Dresdener Galerie.

„Wie Rembrandt!“ sagte er lächelnd. Vera verstand nicht gleich, und er erklärte kurz: „Ich meine ein Bild . . . also nun sage mir, worauf du trinkst.“

„Auf . . . auf dich, mein geliebter, lieber, süßer, guter, großer Mann!“

„Und dich . . . auf die Künstlerfrau, die unter allen den Männern, den schönen, glänzenden, reichen, unter den Grafen und Herren, Offizieren und Dienern des Throns, die sie haben wollten, keinen gewählt hat, sondern ihnen allen einen ernsten, einsamen, stillen Künstler vorzog!“

Ein Gefühl kam über Vera, als habe sie etwas wie ein Opfer gebracht. Sie wußte nicht, warum, aber ihr Niki sagte es doch selbst. Und sie empfand etwas im eignen Herzen, als habe sie etwas Großes, gethan, als habe sie entsagt. Sie fühlte sich als das, was der Gatte so gern in ihr sah: als Künstlersfrau. Das gab ihr etwas Neues, einen besonderen Schein, eine Bedeutung, in der sie sich sonnen durfte. Das Wort Kunst, das bisher in ihrem Ohr noch keine greifbare Gestalt gewonnen, dünkte ihr selbst Etwas, das Ehrfurcht gebot. Niki redete davon nur wie von etwas ganz Hohem und Heiligem. Sie schmiegte sich mit wirklichem Spürsinn der Sprache ihres Mannes an, ohne doch ganz die Tiefe zu fassen, als sie ihr Glas an seines klingen ließ mit den Worten: „Wir wollen anstoßen auf deine Kunst!“

Er jauchzte laut auf und schloß sie in die Arme: „Vera, das ist das Schönste, was du mir sagen kannst. Ja, wir wollen anstoßen auf meine Kunst!“

Dann leerte er sein Glas bis auf die Neige, drehte es um, zu zeigen, daß kein Tropfen mehr darin. Vera that es ihm nach, und sie setzten die Gläser auf den Tisch.

Da fiel es ihm drückend auf die Seele, daß er nichts mehr gearbeitet . . . so lange. In seiner gehobenen Stimmung schwebten ihm hundert Pläne vor, was er malen wollte. Er sah sie vor sich im geistigen Auge: Landschaften, ein Straßenbild, eine Farbenphantasie, Nachtstimmung, ein düsterer Teich, helles Sonnenlicht und Veras Antlitz in unendlichen Stellungen und Stimmungen.

Entschlossenheit kam über ihn. Er schenkte schnell die Gläser wieder voll, hob seines und sprach sehr ernst, aber voll freudiger Zuversicht mit Bestimmtheit im Ton: „Auf das nächste Werk, daß es uns Ehre mache, das erste Bild in unserer Ehe. Morgen fange ich an zu arbeiten!“

13.

Nun ging Niki ans Werk. Er nahm allerlei Skizzen und Entwürfe vor, um sie durchzusehen, ob sie ihm einen Anhalt zum neuen Bilde gäben. Von den Plänen vom Tage vorher hatte noch keiner festere Gestalt gewonnen.

Während er hin und her ging, in den weggelegten Sachen wühlte und kramte, lief Vera ab und zu herein, neugierig sich umschauend, wie es mit der Arbeit stünde. Sie wunderte sich, daß noch nichts zu sehen wäre. Eigentlich hatte sie sich eingebildet, nachdem einmal die Leinwand auf die Staffelei gestellt, müßten die ersten Spuren des neuen Bildes binnen fünf Minuten zu sehen sein.

„Was willst du machen?“ fragte sie ihn.

Er wußte es nicht, gab ihr einen Kuß und meinte: „Das muß sich erst finden mit der Zeit.“

Als Vera nun merkte, daß vor der Hand noch nichts wurde, ging sie davon, um sich um ihre Wirtschaft zu kümmern, wie sie sich sagte. In Wirklichkeit jedoch irrte sie in den Zimmern umher und langweilte sich ein wenig. Mit der Köchin sprach sie ein paar Worte. Dann ging sie an das Erkerfenster im Salon und guckte auf die Straße hinaus. Aber die Viktoriastraße lag still und öde im Sonnenschein da, nur ab und zu rasselte einmal eine Droschke vorüber.

Die junge Frau besah ihre Nägel, zupfte an ihrem Morgenrock herum, stellte sich ein wenig vor den Spiegel und fing endlich an Klavier zu spielen. Sie konnte nicht viel, nur so, was man brauchte, um einmal jemandem etwas vorzuspielen, der aus Artigkeit danach verlangte, weil er ein

Instrument im Zimmer stehen sah. Sie hatte nur leichte, gefällige Sachen gelernt, Tänze und Salonstücke. Ein schwieriges konnte sie, ihr „Renommier-Nocturno“, wie es ihr Bruder Otto spöttisch zu bezeichnen pflegte, weil sie jedesmal auf Verlangen dieses eine Stück vortrug, das, gut eingeübt, eine gewisse Technik scheinbar bewies, die in Wahrheit nicht vorhanden war.

Der Generalleutnant verstand gar nichts von Musik. Er ließ sich den Hohenfriedberger vorspielen, damit war sein musikalisches Bedürfnis erschöpft, aber er hielt auch nichts von Veras Klavierspiel. Sie hatte durchaus einen Flügel in ihre Ausstattung bekommen wollen, doch den fand der Vater gänzlich überflüssig. Sie spielte nicht schön genug, um die Ausgabe zu rechtfertigen, hatte er gesagt und sie damit in ihrer Mädchenseele bitter gekränkt.

Niki hatte sie einigemal vorgespielt, doch die Musik, die er liebte: Beethoven, Schumann, die spielte sie nicht. Sie klimperte immer nur kurze Zeit.

Auch heute stand sie bald wieder auf und klappte das Pianino zu. Dann nahm sie ein Buch vor, das machte ihr auch keinen Spaß. Und endlich kam sie wieder zu Niki ins Atelier, um nach seiner Arbeit zu sehen. Doch er hatte noch immer nicht angefangen. Sie sah die Sonne durch die Scheiben scheinen und dachte daran, wie schön es doch draußen sein müsse. Weil sie sich nun langweilte und Niki ja doch nichts zu beginnen schien, so kam sie auf den Gedanken, es müßte hübsch sein, spazieren zu gehen.

Sie sah ihrem Manne noch eine Weile zu, dann näherte sie sich ihm, fiel ihm plötzlich um den Hals und sprach mit schmeichelnder Stimme: „Niki, mein süßes Männchen, ich habe eine große Bitte!“

„Nun?“

„Ich möchte dich etwas fragen.“

„Also frage, Vera.“

„Etwas bitten.“

„Bitten? Also bitte — bitte!“

„Ich möchte so furchtbar gern spazieren gehen!“

Er runzelte die Stirn und blickte auf die Skizzen, die vor ihm lagen. Sie fühlte, daß sie ihm unbequem war mit ihrer Bitte, darum fing sie an zu schmeicheln: „Niki, hör' mich an, weißt du, es ist ja bloß heute, und du hast ja noch gar nicht richtig angesangen. Wenn wir länger verheiratet sind, dann kannst du ja noch genug arbeiten. Aber jetzt könntest du deiner kleinen Frau doch den Gefallen thun. Du hast ja noch keinen Pinselstrich gemacht, darum kann es dich doch auch eigentlich gar nicht besonders stören, Niki.“

Der Maler legte die Skizzen fort: „Das nennst du nicht arbeiten. Aber es ist Arbeit. Nur nicht gerade mit der Hand.“

„Sei gut,“ meinte sie wieder schmeichelnd.

Er stand auf: „Wo wollen wir hingehen?“

„Spazieren. Irgend wohin. Mir ist es ganz gleich, wo. Ganz gleich. Nur hinaus muß ich. Ich muß doch auch mal an die frische Luft. Mit Papa bin ich jeden Morgen spazieren gegangen. Durch die Leipzigerstraße oder in den Tiergarten oder zur Wache. Wollen wir nicht mal zum Aufziehen der Wache gehen? O das wäre reizend! O bitte, bitte, zur Wache!“

Sie klatschte in die Hände und hüpfte im Atelier umher. Niki war ganz gewonnen.

„Gut Vera, gehen wir zum Wacheaufziehen. Das habe ich auch seit mindestens zehn Jahren nicht gesehen!“ sagte er freundlich und legte seine Skizzen in einen mächtigen alten Renaissanceschrank, der in der Ecke stand. Dann gingen sie miteinander fort. Unterwegs dachte Vera an ihre Langeweile vom Morgen. Dabei kam ihr der Gedanke, es würde das Beste sein, um sich zu unterhalten, ihre Malversuche wieder aufzunehmen. Sie dachte es sich reizend, mit ihrem Manne zugleich zu arbeiten. In einem Winkel des Ateliers würde für sie eine Staffelei aufgestellt werden können.

Während sie durch den Tiergarten dem Brandenburger Thore zuschritten, teilte sie Niki ihren Plan mit. Er war sehr erstaunt darüber und ging auch nicht sofort darauf ein, sondern meinte nur beruhigend, er würde sehen, wie sie es machen könnten, darüber müßten sie noch reden.

Da begegneten sie auf dem Pariser Platz dem Generalleutnant. Er kam gerade aus dem Kasino, wo er Zeitungen gelesen, und schloß sich nun an, seine Kinder zu begleiten. Sie sprachen von Politik, von der letzten Reichstagssitzung. Der alte Herr regte sich fürchterlich darüber auf, daß Peru im Sinne

habe, ein Ausfuhrverbot auf Guano zu erlassen. Dann fand er die gestrige Etatsrede des Regierungsvertreters sehr schwach, die des nationalliberalen, des freikonservativen, der beiden freisinnigen Redner unter aller Kanone. Leider hätten auch die Ausführungen der Konservativen nicht fünf Groschen getaugt, während er anerkennen müsse, zum erstenmale übrigens in seinem Leben, daß der Socialdemokrat den Nagel auf den Kopf getroffen habe. Zwei Bekannte im Kasino hatten genau dasselbe gesagt.

Niki hörte lächelnd zu, ihm war Peru ebenso gleichgültig wie der ganze Reichstag, aber er wunderte sich über seinen Schwiegervater, der sich doch sonst niemals zu ärgern pflegte. Nach einiger Zeit kam denn auch der Grund der galligen Stimmung des alten Herren heraus: er erklärte, seitdem er in der großen Wohnung allein sei, keine Freude mehr am Leben zu haben.

„Wir wollen dich öfters besuchen Papa!“ tröstete ihn seine Tochter. Das heiterte ihn etwas auf, und er lud die beiden sofort zum nächsten Sonnabend ein, wo er ein paar Bekannte bei sich sehen würde.

Mit Tsching und Bum, mit Trommelschlag und Pfeifenklang kam die Wachtparade, die das zweite Garderegiment gestellt, aus der Nordmündung der Friedrichstraße auf die Linden gezogen. Der General blieb stehen und stieß im Marschtakte seinen Regenschirm auf das Pflaster. Niki sah sich zum erstenmale wieder genau die Truppen an. Einige kleine Änderungen im Adjustement fielen ihn auf. Er fragte seinen Schwiegervater danach, der mit größter Ausführlichkeit eine endlose Beschreibung gab, der sich ein Überblick über die geschichtliche Entwickelung der preußischen Uniform anschloß.

Dabei waren sie langsam zurückgebummelt zur Lennéstraße und nahmen voneinander Abschied.

„Aber ihr müßt öfter kommen! Ihr müßt mich früh zum Spaziergang abholen,“ meinte der alte Herr. Vera versprach es. Niki sagte nichts. Es war die Zeit, wo er zu arbeiten pflegte, da konnte er nicht eine Zusage geben, von der er überzeugt war, daß er sie nicht erfüllen würde.

Nun wollte er nachmittags an die Arbeit gehen. Er freute sich, wieder sein Handwerkszeug in die Hand zu nehmen, wie beim Wiedersehen eines alten, lang entbehrten Freundes. Er kratzte mit dem Spachtel die große Palette rein, auf der die Farben erstarrt waren seit seiner Bräutigamszeit, wusch sie ab in warmem Wasser mit den Pinseln zugleich. Dann ging er ins Atelier.

Ihm war wohlig zu Sinn: Eine hübsche reizende Frau sein eigen, höchste Befriedigung in seiner Kunst, Ruhm und Anerkennung der Menschen — ihm lachte das Glück ins Haus. Und er rieb sich die Hände, indem er langsam im Atelier auf und nieder schritt. Ein paar Skizzen hatte er zurecht gelegt, daran ging er vorüber und warf ab und zu einen Blick darauf. So pflegte er zu arbeiten. So richtete er die Pläne, die in ihm schlummerten. Dann gewannen diese oder jene greifbarere Gestalt, um endlich zum Bilde zu wachsen.

Er nahm' ein Stück Papier vor und hielt einen Gedanken fest, der ihm gekommen war, als er ein Blatt vom vorigen Herbst wiedergefunden hatte: Stadtbahnbogen am Bahnhof Börse. Das Motiv gefiel ihm, nur die Ausführung, die Stellung nicht. Er dachte daran, am Bahnhof Friedrichstraße dasselbe zu versuchen: ein ausfahrender Zug in der Abenddämmerung. Die wie zwei glühende Augen leuchtenden Laternen der Lokomotive in mächtigen Rauchwolken, dazu Signallichter farbig auch halb vom Rauche umbrodelt, endlich die Häuser der Stadt, das Centralhotel vielleicht, aus dem ein ganz anderes Licht schimmerte.

Sofort war er entschlossen, hinauszugehen und sich an Ort und Stelle die Wirkung zu betrachten. Und Augenblicksmensch, der er war, mußte es gleich sein, sofort. Es ließ ihm keine Ruhe. Die Lichtwirkung konnte er freilich erst abends feststellen, aber er mußte die Vorbereitungen treffen, bei der Direktion oder beim Inspektor die Erlaubnis einholen.

Der Schaffenseifer kam über ihn, und er suchte sofort Pinsel, Tuben, Malkasten zusammen, um an die Arbeit zu gehen. Während er noch kramte, trat Vera ein. Freudestrahlend trat er ihr entgegen: „Ich habe ein neues Bild. Das kann wundervoll werden!“

Sie teilte nicht seine Begeisterung und fragte nur erstaunt: „So? Hast du schon angefangen?“

„Das kann ich doch nicht. Ich muß mir's doch erst ansehen, wie es sich macht."

„Malst du denn nicht hier?"

„Im Atelier? Nein das ist unmöglich!"

„Wo soll es denn sein?"

Er setzte ihr mit begeisterten Worten seinen Vorwurf auseinander, aber sie antwortete nun erschrocken: „Du willst fort, Niki?"

„Aber ich muß doch, Vera ..."

sollte malen, aber sie wollte mit. Er war ernstlich dagegen. Es würde nicht viel Raum dort oben sein, und ziehen würde es dazu. Außerdem, wenn er die Erlaubnis für seine Person erhielte, berechtigte ihn das nicht, noch jemanden mitzubringen.

„Aber deine Frau?" fragte sie erstaunt. Er wurde etwas kleinlaut. Dann stellte er ihr jedoch vor, es würde zu lange dauern, sie müßte sich erkälten. Vera hatte geglaubt,

Aus unserer Studienmappe:



Kartoffelernte. Kohlestudie von Max Liebermann.

„Niki, du willst doch nicht heute ..."

„Doch ... jetzt. Ich will die Erlaubnis einholen, auf dem Bahnkörper zu malen."

Ganz bleich wurde sie: „Auf dem Bahnkörper? Niki, das ... das darfst du nicht! Wenn dir nun etwas geschieht? Du paßt nicht auf und wirst überfahren, Niki, thue das nicht. Thue mir doch die Liebe an! O bitte ..."

Aber er tröstete sie lachend und setzte ihr die Ungefährlichkeit auseinander. Da kam ihr ein schneller Entschluß. Gut, er es würde sich um eine Skizze handeln von einer halben Stunde höchstens. Als sie nun aber hörte, der Gang zur Direktion, das Aussuchen des richtigen Standortes, die erste Anlage würde ohne Zweifel Stunden kosten, fragte sie mit erstarrten Lippen: „Und ich bleibe allein?"

Da war seine ganze Begeisterung für das Werk verflogen, und ein wenig traurig meinte er, den Kasten wieder in die Ecke stellend: „Gut, dann werde ich es heute sein lassen!"

Sie wollte edelmütig sein und bat ihn zu gehen, aber nun hatte er keine Freude mehr daran, ward seinerseits eigensinnig und setzte allen ihren Bitten ein heftiges Kopfschütteln entgegen. Da schlich sie leise hinaus, und er blieb in Gedanken am Fenster stehen. Es war schließlich einer jungen Frau nachzusehen. Mit der Zeit würde es sich schon geben, meinte er, ging ihr nach, nahm sie beim Kopfe und küßte sie, mit der Bitte, nicht böse zu sein. Dann fragte er, ob sie sich denn nicht freue darüber, daß er bleiben würde. Sie gestand, daß sie glücklich sei, ihn zu behalten.

Am nächsten Tage hatte Niki keine Lust, das Bild zu beginnen. Sie hatten einige seiner Skizzen zum Einrahmen gegeben, die kamen an, und sie brachten sie an den Wänden unter. Über die Rahmen waren sie nicht einig gewesen. Vera wollte goldene, Niki zog einfache, glatte Holzrahmen vor. Nun gestand sie ihm zu, daß er recht gehabt habe.

Aber auch bis zum Sonnabend kam der Maler nicht dazu, seinen Plan auszuführen: es regnete. Und am Sonnabend Nachmittag, als er sich eben hinsetzen wollte, um eine Skizze zu entwerfen, wie er auf der Unterlage seiner Bahnhofstudien sich das Bild dächte, erinnerte ihn Vera daran, daß es Zeit sei, sich anzuziehen, um zum Vater zur kleinen Abendgesellschaft zu gehen.

Daran hatte Niki nicht gedacht. Unwillig legte er alles beiseite und kleidete sich an. Eigentlich kam er schon etwas mißmutig an, und als er die große Anzahl von Hüten, Überziehern, Gummischuhen und Schirmen im Flur bemerkte, bekam er einen Schreck. Sie fanden eine große Gesellschaft, denn der General hatte, als er des Besuches seiner Kinder gewiß war, noch eine Menge seiner Bekannten dazu eingeladen, denen er das junge Paar vorführen wollte.

Es waren meist ältere Leute versammelt, ein paar Generale außer und im Dienst mit ihren Damen, einige Geheimräte und eine Anzahl von Freundinnen Veras. Dazu mehrere junge Offiziere und einige wenige Herren im Frack, meist Juristen.

Das Vorstellen nahm kein Ende. Überall wurde Niki gemustert wie ein Wunder vom Himmel. Die Verheiratung der einzigen Tochter des Hauses mit einem Bürgerlichen, einem Maler, hatte die meisten der alten Freunde des Hauses sehr in Erstaunen gesetzt. Es war viel darüber hin und her geredet worden. Nun gab es eine Gelegenheit, den unbekannten Schwiegersohn von Angesicht zu Angesicht sehen zu können.

„Sie sind Offizier gewesen?“ fragte eine alte Excellenz.

„Jawohl, Excellenz.“

„Wo haben Sie gestanden?“

Niki nannte sein Regiment, und wie es bei der ersten Begegnung mit seinem Schwiegervater geschehen, wurden allerlei Beziehungen aufgesucht zum Regiment, zu einstigen Vorgesetzten, zur ehemaligen Garnison. Das wiederholte sich fortwährend. Von Nikis Beruf und künstlerischer Thätigkeit hatten die wenigsten einen Schimmer. Ein alter Geheimrat mit grauem Haupt und Barthaar, der sehr liebenswürdig und freundlich war, sagte in aller Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit zu Niki, lächelnd, überlegen: „Sie sind doch sogenannte neue Richtung?“

„Ich rechne mich zu gar keiner Richtung . . .“

„So, na da kann ich es Ihnen ja im Vertrauen sagen, ohne Sie zu kränken: ich kann diese neue Richtung nicht vertragen. Früher konnten die Maler doch ganz anders etwas, hatten sich an den ewigen Gesetzen der Antike gebildet, hatten richtig zeichnen und sehen gelernt. Jetzt können sie alle nichts. Es ist ein Skandal. Es ist grauenvoll, das mit anzusehen. Ich mag in gar keine Ausstellung mehr gehen. Seit Jahren schon sehe ich mir kein Bild mehr an aus Furcht, mir würde übel werden. Da sind doch Cornelius und Schwind, Preller und Achenbach andere Leute gewesen. Die konnten doch noch etwas, da brachte man doch etwas nach Hause.“

Niki hatte eine Antwort auf der Zunge, aber er dachte, es sei nicht der Mühe wert, und überließ den liebenswürdigen alten Herrn seinem Schicksal. Er hatte so viel zu thun, sich vorstellen zu lassen, daß er meinte, es nähme ihm nur zu viel Zeit. Vera stellte ihn einigen ihrer Freundinnen vor, die ihn jedesmal neugierig betrachteten. Sie wußten mehr von Malerei als die meisten Herren und redeten davon, um ihr Interesse zu zeigen. Der Maler antwortete geduldig auf ihre vielen Fragen, berichtigte ihre Irrtümer und freute sich, wenn sie einmal etwas Vernünftiges vorbrachten.

Bei allen den jungen Damen sagte Vera: „Aber wir hoffen doch sehr, euch bei uns zu sehen,“ oder: „Es ist gräßlich, daß du gar nicht kommst. Man braucht dich doch nicht immer groß einzuladen. Sagt euch doch an.“

Die Freundinnen versprachen es mit großen Freuden. Sie würden es „Mama“ oder „meinem Mann“ sagen.

Als die Flügelthüren zum Eßzimmer aufgingen, wo das „Büffett“ hergerichtet war, nahm Vera, während der erste Ansturm auf die Speisen stattfand, ihren Mann beiseite: „Niki, wir müssen aber ernstlich daran denken, Besuche zu machen, wie sollen die Leute sonst zu uns kommen?“

„Ist denn das nötig?“ fragte er zögernd. Sie antwortete ein wenig scharf: „Ich muß doch meine Freundinnen sehen können!“

„Gewiß, das sollst du auch ... Aber das sind doch nicht so viele, und wir haben doch schon einmal Besuche gemacht?“

„Nur bei den Verwandten ... Ich weiß nicht, was du nur dagegen hast, Niki! Du kannst mir doch die kleine Freude gönnen.“

Er sah es ein und drückte ihr die Hand, die sie ihm jedoch hastig entzog: „Vor all den Menschen, Niki?“

„Na, es ist doch keine Schande, zu zeigen, daß man seine Frau gern hat!“

„Sei gut!“ antwortete sie nur und wandte sich eilig einer an ihr vorübergehenden jungen Frau zu:

„Mimmi, hebe mir doch an eurem Tisch einen Platz auf!“

Die andere sagte etwas im Weiterschreiten, und Vera folgte ihr.

Niki blieb stehen, er konnte ein bitteres Gefühl nicht überwinden.

14.

Die Kunstausstellung war eröffnet, und Vera drängte, sie möchten sofort hingehen, um zu sehen, wie man Nikis Bild gehängt habe. Er hatte sich um nichts mehr gekümmert, es nur eingeschickt. Nun hatte er keine Ahnung, in welchem Saale es sich wohl befinden möchte. Er hatte nichts gearbeitet seitdem. Es regnete beinahe ununterbrochen, so daß es ihn nicht nach dem Friedrichsstraßenbahnhof zog. Ein paar Besuche bei einigen mit Develhorsts befreundeten Familien lagen hinter ihm, die Gegenbesuche waren erfolgt. Nun war für den Augenblick Ruhe.

Auf dem Wege zur Ausstellung setzte er Vera auseinander, daß sie auch einige Kollegen bei sich sehen müßten, wenn sie einmal anderwärts Verkehr begonnen. Sie war sehr erfreut darüber, indem sie meinte, es würden sehr interessante Leute sein. Niki, der neben seinen drei alten Freunden Gumpinger, Kühne und Gerstenstock noch einige wenige andere Maler im Sinn hatte, erklärte der jungen Frau, sie mache sich von den Künstlern ein falsches Bild, denn die meisten von ihnen wären nicht unterhaltende Gesellschaftsmenschen. Es würde am nettesten sein, sie sähen die Maler allein für sich und die anderen, falls es durchaus notwendig wäre, sie einmal einzuladen, auch für sich.

Das begriff Vera nicht, die sich ausgemalt hatte, sie würde eine Art von „Salon“ machen und ihren Bekannten eine Anzahl von Berühmtheiten zum Thee servieren können. So hatte sie es in französischen Büchern gelesen, und in der Litteraturstunde war ihr als Mädchen vom Kreise der Rahel erzählt worden. Sie fragte erstaunt: „Warum willst du sie nicht zusammen haben, Niki?“

„Sie passen nicht zusammen. Die Künstler fühlen sich nicht wohl mit Gesellschaftsmenschen vereint. Sie sind dann stumm und steif, verlegen, einsilbig. Sie reden nicht, sie zeigen nichts von ihrer Bedeutung, denn die liegt bei ihnen eben nicht im Frack oder in der Fähigkeit, ohne Anstoß nicht zu langweilig übers Wetter zu reden, die liegt bei ihnen ganz wo anders, tiefer. Sie fühlen sich unwohl unter fremden Leuten. Sie spüren einen großen Abstand, denn am Ende sind es doch getrennte Welten.“

Er hatte beinahe wie von sich selbst gesprochen, indem er die anderen schilderte, und in seinen Worten lag unwillkürlich ein scharfer Gegensatz, wie er von den verschiedenen Berufen redete, als müßten sie sich feindlich gegenüber stehen. In dem Tone, wie er „Gesellschaftsmensch“ sagte, lag etwas Wegwerfendes, fast Verächtliches, als klinge in seinem Inneren etwas nach von dem neulichen Abend, wo er sich fremd und unglücklich gefühlt hatte in Veras Kreise.

Sie dachte, das würde sich alles schon finden. Ihren Niki hatte sie nun in ihrer jungen Ehe schon so weit kennen gelernt, daß sie wußte, wie er oft schärfer oder begei-

ſterter redete, als es ihm in Wahrheit zu Sinn war.

Doch im erſten, dem „Ehrenſaale“, den ſie betraten, erlitt ſchon ihre Überzeugung einen Stoß. Dort ſtand Ludwig Gerſtenſtock in ſeiner ganzen Maſſigkeit und Größe, den breiten Künſtlerhut tief im Nacken, die Hände in den Hoſentaſchen und ſah eines der Bilder an, das ihm im höchſten Grade zu mißfallen ſchien, wenigſtens ſchüttelte er fortwährend den Kopf und brummte etwas vor ſich hin.

Während Vera bewundernd eine Marine betrachtete, trat Niki auf den Freund zu und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Alter Kerl, dich treffe ich zuerſt!?“

„Dunnerlitzchen! Du hier? Du pökelſt dich ja ſo ein, daß wir alle, weiß Gott, ſchon gedacht haben: Niki kennt uns nicht mehr!“ antwortete der Bildhauer und lachte rauh und tief aus vollem Halſe. Dann nahm er Niki ſofort beim Arm und fing mit ſeiner gewaltigen Stimme an eine Rede über das rieſige Bild zu halten, das vor ihm hing: „Niki, alte Seele, jetzt ſieh dir nur mal dieſen verdammten offiziellen Schmarren an, dieſes Kitſchauguſts hier, Auguſt mit die kalte la maing an, denn der kann doch kein Gefühl haben in ſeiner Hand. Wie das runtergeſtrichen iſt, alles proper, was? Blitzblank und ſauber. Feine Kunſt, was, und richtig hängt och ne Marke dran ‚verkauft‘ wie der Stempel auf'n Centralviehhof. Wer nur ſo was kaufen kann. Gewiß 'n Kommerzienrat. Koſtet zehntauſend Mark. In zwanzig Jahren unverkäuflich, denn da werden ſie wohl alle zur Einſicht gekommen ſein, was für 'n Jammerſchmarren die Maſchine da iſt ...“

Niki gab ihm einen Stoß, ruhig zu ſein und nicht ſo laut ſeine Meinung kund zu geben vor allen Leuten, doch der Bildhauer mußte erſt in aller Ruhe ſeinen Satz beenden. Vera hatte ſich erſtaunt umgedreht und ging auf ihren Mann zu.

„Das iſt wohl deine Frau? Richtig ...“ ſagte Gerſtenſtock, der Vera nun von der Kirche her erkannte. Er ſtreckte ihr ſofort die Hand entgegen: „Guten Tag, Frau Sandtner ... freut mich, ich habe Sie ſchon geſehen bei der Hochzeit. Aber das weiße Kleid verändert ſehr. Ich hätte Sie doch, weiß der Deubel, um'n Haar nicht wieder erkannt ... Und Sie machen ſich ſo rar ... Der alte Niki läßt ſich wirklich gar nicht mehr ſehen ...“

Er merkte an Veras Geſicht, daß ihr irgend etwas nicht recht zu ſein ſchien, und wurde ſofort kleinlaut, beinahe verlegen. Niki bemerkte ihr Mienenſpiel und ſtellte ſeinen Freund, das vom Bildhauer Verſäumte nachholend, mit ein paar erklärenden Worten vor. Doch Vera fand kein Wort der Erwiderung. Langſam hatten ſich ihre Wangen rot gefärbt. Sie warf einen Blick zur Seite nach den anderen Menſchen im Saal, wie hilfeſuchend, ob ein fremdes Ohr das alles mit angehört. Nun wurde ſie ſtarr und ſteif und rührte ſich nicht.

Vergebens ſuchte Niki ein paar vermittelnde Worte zu ſagen: die junge Frau rührte ſich nicht, und der Bildhauer nahm ſeinen alten Freund beiſeite und raunte ihm irgend etwas zu, er hätte keine Zeit mehr, denn er habe ſich mit dem „Schönen“, mit Gumpinger, ein Stelldichein gegeben bei den Franzoſen. Dann nahm er etwas linkiſch ſeinen Hut ab und trollte davon, während Niki ihm zurief: „Wir ſehen uns noch!“

Sobald er verſchwunden war, fragte Vera halb leiſe, indem ſie ihren Mann eiligſt in den folgenden Saal zog: „Um Gotteswillen, Niki, wer war denn dieſer Menſch?“

„Der Bildhauer Ludwig Gerſtenſtock.“

„Gerſtenſtock? Pfui, ſo ein Name.

„Er hat ihn ſich nicht gewählt.“

„Aber manierenlos iſt der Menſch! Das iſt ja ſchrecklich. Dieſer Hut, wie die Haare drunter herausgucken, und immer die Hände in den Taſchen! Nein, das iſt ja unglaublich. Und ganz abgetretene Hoſen hatte er ...“

Niki ließ ärgerlich ihren Arm los, indem er mit leichtem Spott ſagte: „Das haſt du in der Schnelligkeit alles geſehen?“

Aber ſie war noch ganz empört: „Vorſtellen ließ er ſich auch nicht! Weißt du, ſolche Manieren bin ich nicht gewöhnt. Woher kennſt du denn dieſen ſchrecklichen Menſchen? Wer iſt denn das nun eigentlich?“

Sie war immer erregter geworden und noch immer ganz purpurn im Geſicht. Niki war nun auch der Ärger zu Kopf geſtiegen, und er erklärte in einer Ecke, ohne ſie anzublicken, als betrachteten ſie ein Gemälde, mit bitterem, ſcharfem Ton: „Dieſen Men-

Aus unserer Studienmappe:



Studie zu einem Bilde „Der verhaßte Günstling“ von Carl Bloch.

schen kenne ich lange schon, und dieser Mensch ist einer meiner Freunde. Kein Swell und Dandy, das will ich gern zugeben, kein Diplomat oder Tanzmeister, aber einer unserer tiefsten, ehrlichsten, ernstesten Künstler. Ein Mann, der sich lieber totschlagen ließe, als daß er aus Nützlichkeitsgründen auch nur einen Meißelschlag anders setzte, als er es in seiner Überzeugung für richtig hält. Ein Mann, der ein Dutzend und mehr andere Menschen einsteckt. Ein Mensch, der in den Kunstgeschichten ehrenvoll stehen wird, wenn man von all den Elegants nichts mehr weiß . . . Ein Mann, in dessen am wenig-

sten gelungenen Werk noch immer mehr Wurf und Tiefe und Größe steckt als in ganzen Sälen voll von den Werken anderer Bildhauer."

Dann sah ihr jedoch Niki gerade ins Auge: „Vor allem aber mein Freund. Den ich zu unserer Hochzeit nicht eingeladen habe aus Rücksichten gegen ihn und gegen euch, weil er eine dumme Heirat gemacht hat und wir die Frau nicht hätten sehen können. Aber ihn werden wir einladen. Ihn. Und zwar sehr bald. So, das wollte ich dir sagen!"

Er atmete auf, da es vom Herzen herunter war. Dann suchte er eine gleichgültige Miene anzunehmen. Seine Erregung erschien ihm selbst etwas sonderbar. Er wollte lächeln, doch sein Lächeln erstarb auf den Lippen, als Vera, die sich über seinen Ton geärgert, spöttisch sagte: „So, da ich nun diesen deinen Freund gesehen habe, kann ich allerdings verstehen, daß du nicht willst, daß diese Leute mit unseren anderen Bekannten zugleich eingeladen werden. Du hast vollkommen recht. Es scheint mir allerdings auch besser zu sein."

Da überkam dem Maler ein jäher Anfall von Wut und Empörung. Es kochte in ihm. Es stieg ihm siedend heiß zur Stirn auf. Er wollte ihr den Mund verbieten, ihr etwas ins Gesicht schleudern, daß sie kein Recht hätte, so zu sprechen, daß ihn diese Worte beleidigten, daß er sich verbäte, so etwas zu hören. Er beherrschte sich, soviel er vermochte, aber ganz gelang es ihm nicht, und er drückte ihren Arm mit eiserner Faust zusammen. Erst als sie schmerzlich zusammenzuckte, fühlte er sein Unrecht und ließ beschämt los.

Vera war totenbleich geworden. Ihre Lippen zuckten, als sie nun die Worte sprach: „Du thust mir weh!"

Dann gingen sie nebeneinander her, die Bilder zu betrachten, steif, ohne sich den Arm zu berühren. Er hatte den Katalog in der Hand. Sie hätte ihn hier und da nach einem Bilde fragen mögen, aber sie that es nicht. Und er überwand sich nicht, ihr anzubieten, er wolle ihr die Nummern suchen.

Mit einem Male standen sie, beinahe ohne es selbst gewahr zu werden, vor Nikis Bild. Es war mitten auf der Wand, unten, allein. Jeder mußte darauf aufmerksam werden. Man merkte am Platz, der ihm angewiesen war, daß die Hängekommission sich bewußt gewesen, das Bild eines Meisters vor sich zu haben.

Wie immer, war es Niki ein eignes, bangsüßes Gefühl, vor seiner Arbeit zu stehen. Er blickte sich scheu um, ob wohl einer der anderen Besucher ihn etwa als den Maler erkennen könnte. Doch zufällig befand sich niemand im Saal. Da schlug er den Katalog auf, sah Vera an und reichte ihr stumm das Buch. Sie las:

Lauf. Nr.

Sandtner, Nikolaus, Berlin.

1463 — Abend.

Und das Bild brachte ihnen die Versöhnung. Mit einem Blick sahen sie sich an, dann flüsterte Niki ihr zu: „Bist du böse?"

„Nein."

„Ganz wieder gut?"

„Ja, ganz! Und du?"

Er legte seinen Arm wieder in den ihren und streichelte leise ihre Hand. Dann fragte er beinahe schüchtern, ob ihr das Bild gefiele. Sie sagte ja. Sie fand es wunderschön. Nur — und dabei blickte sie sich um mit leiser Koketterie, — sie hätte Angst, daß man sie erkennen würde. Doch Niki beruhigte sie, es sei ja gar nicht auf Ähnlichkeit gemalt. Das werde niemand herausfinden. So gewann sie Mut, und Vera bat endlich sogar ihren Mann, sich mit ihr auf ein Sofa inmitten des Saales niederzulassen, gerade dem Bilde gegenüber. Sie möchte gern hören, was die Menschen wohl dazu sagen würden, oder wenigstens, was für ein Gesicht sie machten.

Darüber freute er sich, und sie nahmen Platz. Ein älteres Ehepaar ging vorbei, das blieb davor stehen, aber nur einen Augenblick. Dann kamen zwei Herren mit einer Dame. Der eine jüngere schien die älteren zu führen, wenigstens fing er sofort an das Bild zu erklären, machte auf dieses und jenes aufmerksam, ließ die anderen weiter zurücktreten, ging dann selbst mehr heran, als wollte er Einzelheiten der Technik feststellen. Endlich kehrte er zu dem Herren und der Dame zurück, und Niki und Vera hörten den Namen „Sandtner" mehrmals nennen. Mehr konnten sie jedoch nicht verstehen.

Schon hatten sie alle Hoffnung aufgegeben, etwas zu hören, als sich der jüngere

Herr so herumwandte, daß der Schall nach der Mitte des Saales zu ging und man deutlich verstehen konnte: „Das beste Bild der Ausstellung, technisch wie nach dem Inhalt. Es ist Tiefe drin, eine Persönlichkeit."

Die Betrachter wandten sich einem anderen Bilde zu, und das junge Paar vernahm noch die etwas einschränkenden Worte des älteren Herren: „Na, wenigstens ‚eines der besten'. Bei dir geht immer die Begeisterung durch."

Der junge Mann drehte sich noch einmal um: „Gut, angenommen, da Böcklin da ist und Liebermann ..."

Er nannte noch ein paar Namen, aber man konnte sie nicht mehr verstehen. Vera fragte mit glückstrahlenden Augen: „Kennst du die?"

„Nein, um Gottes willen, sonst wäre ich fortgegangen ..."

„Wer kann es denn gewesen sein?"

„Keine Ahnung. Sie sprechen wie Rheinländer ..."

Als sie zu Hause beim Abendessen saßen und in der Theemaschine das Wasser brodelte, fragte Vera noch einmal, ob er denn glücklich sei, solch ein Urteil vom Publikum zu hören. Niki zuckte die Achseln: für den Augenblick „ja", mache es ihm Scherz, aber er denke dann immer, er könne auch einmal etwas Schlechtes zu hören bekommen. Sie wollte wissen, ob es ihn ärgern würde, und er antwortete ganz leidenschaftlich: „Ja, das würde mich sehr ärgern!"

Vera meinte lachend, niemand könne etwas schlecht finden, was ihr Niki gemalt. Dabei sah sie ihn wie anbetend an, glücklich über das Können, die Bedeutung, die Größe ihres Mannes. Er merkte nichts davon, er blieb ganz unbefangen. Nur stutzig wurde er, als sie ihm leidenschaftlich um den Hals fiel und rief: „Du müßtest der größte Maler werden, den es gibt!"

„Würde dich das freuen?" fragte er halb erstaunt, halb geschmeichelt. Und sie bekannte: „Das habe ich mir immer gewünscht, Niki! Davon habe ich immer geträumt!"

Es lag solcher Ausdruck in ihren Worten, daß er sie ganz erstaunt anblickte: „Warum hast du dir das gewünscht, du Närrchen?"

„Daß mein Mann der Größte wäre! Damit die anderen alle grün würden vor Neid!"

Niki erklärte ihr, so etwas dürfte sie gar nicht sagen. Er sprach in ernstem Tone, so daß sie seine Mißbilligung heraushörte. Nun verdrehte sie es in Scherz und in tändelndes Spiel, strich ihm die Wange und umschmeichelte ihn wie eine kleine Katze, küßte und liebkoste ihn, nannte ihn ihr „berühmtes, großes, gutes, dummes Männchen", lachte und freute sich, bis ihr plötzlich ihr Arm einfiel, den er heute in der Ausstellung gekniffen. Sie streifte den Ärmel hoch, so gut es gehen wollte, und sie behauptete, es müsse sich bestimmt schon ein blauer Fleck eingestellt haben, sie besitze eine so empfindliche Haut.

Aber es war nicht das geringste zu sehen. Niki küßte die vermeintliche Stelle, und damit war alles abgethan.

Ehe sie zur Ruhe gingen, blickten sie noch einmal zum Fenster hinaus in die leere, stille Abendluft. Der Himmel war wolkenrein, die Sterne glitzerten dort oben. Sie lehnten nebeneinander. Das Licht von innen umspielte sie, so daß ein langer Schatten zum Fenster hinausfiel auf die freistehende Brandmauer des Nebenhauses. Niki, dem sich alles in seine Kunst umsetzte, deutete hinaus und sagte: „Siehst du, das sollte man auch malen, und das könnte auch ‚Abend' heißen."

„Male es doch, dann bleibst du zu Hause zu dem Bilde!" bat Vera schmeichelnd, aber er schüttelte den Kopf: „Man darf sich nie wiederholen! Vielleicht später. Jetzt muß ich an etwas ganz anderes gehen, an mein Bahnhofsbild! Das läßt mich nun einmal nicht los!"

Da drohte sie schon wieder ärgerlich zu werden, aber er fühlte, wie er nicht nachgeben durfte, wenn er nicht allen eignen Willen einbüßen sollte. Darum trat er mit ihr vom Fenster zurück und sprach, während er sie mit dem Arme umschlungen hielt: „Du mußt vernünftig sein, Liebchen. Wenn ich nun eine Kompanie hätte, so würde morgen vielleicht eine Felddienstübung sein und dann Instruktionsstunde und gar Kasinoabend. Dann sähest du mich überhaupt nicht."

Vera antwortete zwar lachend, aber es klang doch ein leiser Trotz heraus: „Gut, dann gehe ich morgen den ganzen Tag zu Mimmi!"

15.

Jetzt kam der Maler zur Arbeit, aber es gab jedesmal einen Kampf, wenn er fortging, und immer schied Niki schweren Herzens, denn er fühlte, wie Vera es als eine Vernachlässigung empfand, wenn er nicht bei ihr blieb. Sie suchte während der Stunden seiner Abwesenheit ihre Freundinnen auf, ging mit ihrem Vater spazieren und nahm manchmal einen Anlauf, sich häuslich zu beschäftigen. Aber das ließ sie sehr bald. Es langweilte sie, allein zu sitzen. Das bißchen Musik ließ sie sehr bald liegen, und aus der Malerei wurde auch nichts.

Niki unterstützte das sogar. Er setzte ihr auseinander, daß ihm der Dilettantismus das Greulichste wäre auf der Welt. Darüber hatten sie lange Kämpfe und Auseinandersetzungen. Sie fragte ihn, wie es möglich wäre, daß er seine Schülerinnen behielte, wenn er so dächte. Er meinte jedoch, fast alle die Damen des Abendkursus hätten die Absicht, die Malerei zu ihrem Beruf und zu ihrem Broterwerb zu machen.

Das alles überzeugte aber Vera nicht. Erst als Niki erklärte, er fände es nicht passend, daß seine eigne Frau unter den Schülerinnen säße, fing sie an, seiner Ansicht zu sein. Und eines Tages meinte sie sogar, sie würde es überhaupt lieber sehen, wenn er den ganzen Damenkursus aufheben würde. Bei ihrer Freundin Marie von Tiegel, die sie Mimmi nannte, war über den Beruf ihres Mannes gesprochen worden, und einige der jungen Damen waren sehr erstaunt gewesen, als sie hörten, daß er auch „Stunden" gebe. Einen freien Künstler ließen sie sich eher gefallen, aber dieser „Damenkursus" hatte doch etwas vom Zeichenlehrer an sich, das Vera in ihrer Eitelkeit kränkte.

Seitdem empfand sie kein Bedürfnis mehr, selbst zu malen. Es war nie wieder die Rede davon. Aber auf den Damenkursus kam sie wieder zurück, vor allem, weil Niki mit dem Sommer angefangen hatte, die Abendstunden ausfallen zu lassen und statt dessen mit den Schülerinnen früh morgens in die Umgebung Berlins hinauszufahren, um zu malen.

Als Vera wieder bat, die Malschule aufzuheben, schlug es Niki rund ab. Sie wollte Gründe wissen. Er sprach zum erstenmal von Geld mit seiner jungen Frau und antwortete: „Sehr einfach, Vera — aus pekuniären Rücksichten!"

Da war sie äußerst erstaunt: „Wieso? Das verstehe ich nicht."

„Weil es eine unserer Einnahmequellen ist, und zwar eine durchaus sichere, während die anderen zum Teil in der Luft schweben, von Zufällen, vom Glück abhängig sind."

Und nun setzte er ihr zu ihrem grenzenlosen Staunen auseinander, wie ihre Einkünfte drei Quellen hätten: zuerst das, was sie von ihrem Vater bekäme, dann die

Aus unserer Bildermappe:



Mutter Krügermann. (Das älteste Berliner Modell.)
Nach einer Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

nicht unbedeutenden Einkünfte der Malschule, endlich drittens der unberechenbare Posten: „verkaufte Bilder." Nach den Erfahrungen vergangener Jahre ließe sich ja die Summe annähernd schätzen, die durch Verkauf einkäme, aber eben doch nur schätzen. Sicher sei sie nicht. Sie könne in einem Zeitabschnitt einmal bedeutend den Ansatz überschreiten, könne aber ebenso gut auch wesentlich hinter den Erwartungen zurückbleiben.

Niki, der nie ein großer Rechner gewesen, legte seine Stirn bei dieser Erklärung in ernste Falten. Er wußte sich im Recht, aber er, der gern ausgab, wenn er eine besonders gute Einnahme gehabt hatte, kam sich im Grunde genommen selbst komisch vor, wie er das vorrechnete.

„Haben wir denn kein Geld?" fragte Vera erschrocken. Er beruhigte sie sofort: „O doch! Doch! Nur darf man die Zukunft nicht vergessen."

„Aber wir behalten doch dasselbe. Das bleibt uns doch!"

„Gewiß! Natürlich. Nur darfst du nicht vergessen, daß ich sehr lange Zeit hindurch nichts gearbeitet habe!"

„Ja, warum denn nicht?" entgegnete sie nun wie im Vorwurf, so daß er mit ganz leichter Gereiztheit zurückgab: „Weil ich monatelang nichts gearbeitet habe. Sehr einfach."

„Hat dich jemand etwa gehindert?"

„Allerdings."

„So, na das möchte ich doch wissen! Also wer denn?"

Es lag ihm auf der Zunge, zu antworten „Du", doch er fühlte, wie er damit ungerecht wurde, und sagte ausweichend: „Die Verhältnisse, die Umstände haben es so gefügt."

Sie stand auf und stellte sich ihm, plötzlich wütend werdend, gegenüber, indem sie in herrischem Ton sagte: „Wer sind die Umstände?"

„Nun eben allerlei Umstände ..."

„So, Niki, damit willst du wohl sagen, ich ..."

„Das habe ich nicht behauptet. Das legst du mir einfach in den Mund, ich weiß nicht, warum. Es sind Umstände, wofür du nicht verantwortlich bist und auch ich nicht. Die aber so gekommen sind, wie ich es hätte voraussehen müssen."

Vera richtete sich gerade auf, ihre feinen Nasenflügel bebten, ihr loses Blondhaar zitterte: „Und warum, wenn ich fragen darf, hast du das nicht voraus gesehen?"

„Sehr einfach, weil ich es übersah, weil ich ein Mensch bin, der Fehler hat, weil ich nicht vollkommen bin ... weil ich dich zu sehr liebe, Vera, als daß ich gerechnet hätte und über jede Kleinigkeit nachgedacht. Darum! Liebe, heißt es ja, macht blind. Darum! Darum!"

Er hatte sehr erregt gesprochen. Sie standen einander ganz nahe gegenüber, und weil der Ärger über ihr herrisches Auftreten, ihre plötzliche Aufregung, ihren Ton, in dem er seine Vera gar nicht erkannte, ihm zu Kopf gestiegen war, ihm, dem nervösen, leicht erregbaren Künstler, so fühlte er das Bedürfnis, seiner Empörung weiter Ausdruck zu geben, und wiederholte noch ein halbes Dutzend mal hintereinander: „Darum! Darum! Darum! Darum! Darum! Darum!"

Vera sah ihn ein paar Augenblicke noch starr an, dann brach sie plötzlich in schallendes Gelächter aus und rief einmal über das andere: „Du bist zu komisch, Niki. Wenn du wüßtest, wie komisch du bist!"

Nun war sein Zorn sofort verflogen, und er lachte mit ihr. Sie versöhnten sich durch einen Kuß. Er wischte alles aus mit den Worten: „Ich bitte dich bloß, reden wir nicht darüber!"

Aber dennoch dachte er noch lange an den Auftritt, und die Mutter fragte ihn einmal, als er sie besuchte auf dem Rückwege vom Malen, bei dem er mit seinen Damen in der Nähe von Friedenau gewesen war: „Niki, mein Kind, sage mir bloß eines, hast du nicht einen Kummer?"

Er verneinte und suchte schnell das Gespräch auf andere Dinge zu bringen. Zuerst hatte es so geschienen, als ob die junge Frau glücklich wäre über ihre Schwiegermutter und sich ein kindlich-herzliches Verhältnis zwischen ihnen anbahnen würde. Vera hatte versprochen, die alte Frau jeden Tag zu besuchen, was diese sofort für unmöglich erklärte. Dann würde sie wenigstens schreiben, hatte Vera gemeint. Und damit log sie nicht, sie malte es sich reizend aus, wie sie für die Mutter sorgen würde, ihr Kuchen schicken und Eingemachtes, sie hätscheln und pflegen. Wie sie hinausgehen würde nach Schöneberg, wenn ihr Niki malte, und dort schwatzen

und sich erzählen lassen von der Kinder- und Jugendzeit ihres geliebten Mannes.

Doch aus allen den Plänen war nichts geworden. In der ersten Zeit der Flitterwochen wunderte sich die Mutter nicht weiter darüber. Das hatte sie alles vorausgesehen. Aber nun wäre der Zeitpunkt gekommen gewesen, wo die Schwiegertochter ihre Vorsätze ausführen mußte.

Vera kam nicht. Sie hatte immer etwas vor, immer einen Grund, den Weg hinaus zu scheuen. Es war ein bißchen weit bis Schöneberg, und wenn sie sich einmal aufgemacht hatte, dann kam sicher irgend etwas unerwartet dazwischen. Mimmi Tiegel holte sie ab. Der Vater schickte, sie möchte mit ihm spazieren gehen. Es fing an zu regnen. Es war zu spät geworden.

So vergaß sie die alte Frau.

„Ich sehe nicht ein, warum Mutter nicht öfters zu uns kommt. Es ist viel bequemer für sie, denn sie hat doch in der Stadt eher etwas zu thun, als wir draußen!“ sagte sie zu Niki, als er eine Andeutung fallen ließ, sie möchte sich doch bei der alten Dame einmal blicken lassen. Er gab zurück: „Sie kommt aus Bescheidenheit nicht, weil sie Angst hat, uns lästig zu fallen. Das weißt Du doch!“

Vera schwieg. Als Frau Sandtner dann einmal erschien, war Vera im Begriff auszugehen und ärgerte sich darüber, dableiben zu sollen. Ein andermal hatten sich einige Freundinnen zum Nachmittagsthee angesagt, und die etwas schwerfällige alte Frau mit ihrem Häubchen und ihrem einfachen schwarzen Kleide, das schon ein wenig abgetragen war, ließ die junge elegante Vera beinahe etwas wie Scham empfinden, so daß sie das Äußere ihrer Schwiegermutter, nachdem diese nach wenigen Minuten wieder gegangen war, vor den Freundinnen entschuldigend halb ins Lächerliche zog.

Niki merkte nichts davon. Er sah seine Frau nur mit den Augen der Liebe, und da er nun arbeiten konnte, wenn es auch nicht ganz ohne Widerspruch Veras abging, fühlte er sich glücklich. Sie sollte sich nur unterhalten, er wollte ihr nicht im Wege stehen.

Das Eisenbahnbild vom Bahnhof Friedrichstraße machte Fortschritte. Es hatte mehrfach Auffassung und Gestalt gewechselt: aus vollkommener Dunkelheit war es einmal ein Tagbild geworden, ein andermal Nebelstimmung. Jetzt ging es der Fertigstellung entgegen. Er war zum ersten Gedanken zurückgekehrt, in der Dämmerung die Feueraugen einer Lokomotive zu zeigen, die, eben Dampf lassend, aus der Bahnhofshalle fuhr.

Vera hatte nicht wieder nach seiner Arbeit gefragt. Das kränkte ihn, aber er schob es darauf, daß sie ja über dieses Bild den Streit gehabt hatten. Er freute sich darauf, ihr das fertige Werk zu zeigen. Einmal meinte sie, ob denn die „Malerei“ noch nicht bald zu Ende sei. Als er antwortete, es könne gut noch vierzehn Tage oder drei Wochen gar dauern, weil er mit Skizzen von Maschinenteilen, Signalapparat, Zügen, Rauch, Beleuchtungsstudien viel Zeit verloren habe, war sie beinahe erschrocken.

Es war nun schon Juli geworden, und Niki hatte von der versprochenen Sommerreise noch immer nichts gesagt. Etwas schlechter Laune fragte sie, die Achseln zuckend: „Dann wird wohl aus unserer Reise nichts werden?“

„Wenn ich fertig bin.“

„Du wirst ja doch im Leben nicht fertig.“

Damit wollte sie davongehen, doch Niki hielt sie zurück. Er wolle ihr etwas sagen. Er müsse durchaus einmal mit ihr sprechen. Ganz ausführlich, eingehend. Dann zog er sie auf einen Stuhl im Salon, dicht neben sich, und fing an in leisen, lieben Worten davon zu reden, was sie ihm sei, was er gehofft und gedacht, als er sie zur Frau begehrt, wie er immer nur dächte an sie allein, wie sie ihn in Gedanken begleitete bei seiner Arbeit am Morgen draußen mit den Damen, am Nachmittag und Abend, wenn er dort oben säße zwischen den Schienen in Sonnenglut, in Ruß und Staub der vorbeijagenden Züge, im Winde, der ihm dort oft um die Ohren pfiff, daß er meinte, sein Farbenkasten müßte umgeworfen und weggeweht werden.

Vera saß ruhig an seiner Seite und lauschte seinen Worten. Sie schlug die Augen nieder, während er sprach. Sie schien sich bewegt zu fühlen. Sie spielte verlegen mit den Händen, sie schluckte, als käme die Rührung über sie. Und als Niki am Ende nach ihrer Hand griff und schmeichelnd fragte: „Vera, wollen wir nicht gut sein miteinander? Ist es nicht schrecklich, wie du oft bist? Denke doch daran, wie kurz wir erst verheiratet sind! Warum müssen wir uns

streiten und böse gegeneinander sein? Willst du nicht gut sein wie früher? Willst du?"

Da fiel sie ihm um den Hals und bat um Verzeihung, wenn sie schlecht gegen ihn gewesen, wenn sie ihm nicht immer so entgegengekommen sei, wie sie gesollt. Endlich löste sich ihre Erregung in einem Strom von Thränen.

Auch ihm wurde das Herz schwer. Er konnte sie nicht weinen sehen. Was hatte sie denn auch am Ende Großes verbrochen? Sie waren ein wenig auseinander gekommen, sie hatten sich nicht ganz verstanden. Aber vielleicht trug auch er daran die Schuld. Auch er war ungeduldig geworden, auch er hatte sich geärgert, hatte sogar seinem Zorn freien Lauf gelassen. Er hatte nicht Rücksicht genug darauf genommen, daß auch in dieser Menschenseele ein Wille wohnte, Neigungen und Leidenschaften. Er hatte sich vielleicht nicht genug Mühe gegeben, sie zu erkennen, aufzuspüren, ihr Nachsicht zu gönnen oder sie weich und doch kräftig zu bekämpfen.

Er mochte ebensoviel Schuld tragen wie sie. Diese junge Mädchenknospe war in seine Hand gegeben, er sollte sie bilden, sie erziehen. Unter seinen Händen sollte sie erblühen. Er war so viel älter als sie, im Leben herum gekommen, voll von Erfahrungen. Und schließlich: er war der Mann. Sie dagegen die Frau, sie ein unerfahrenes Ding, das vielleicht glaubte, sehr reif und sicher zu sein, aber in Wirklichkeit doch nichts bedeutete als ein kleines Mädchen, dem nie auch nur eine Ahnung vom Lauf der Welt aufgegangen.

Wie ihm das alles durch das Hirn schoß, da ward er sehr weich. Als er sie weinen sah, die doch seine Frau für gestern, heute und morgen, die er nun einmal zu seiner Lebensgefährtin gewählt, die ihm nach der Menschen und Gottes Gesetz am nächsten stand auf dieser Erde, nicht zu trennen und scheiden, da erfüllte ihn ein großes Gefühl seiner Verantwortung. Da gelobte er sich, milde zu sein und geduldig, nachsichtig und gütig.

Niki schloß sein junges Weib in seine Arme: „Weine nicht mehr, Vera! Bitte, weine nicht mehr. Wenn ich dich gekränkt habe, wenn ich hart war gegen dich, ungeduldig und vielleicht auch böse, verzeih mir, Vera. Siehst du, ich bin ein Künstler. Ich habe Gaben mitbekommen vor manchem anderen. Und da fehlt auch neben diesen nicht das Schlechte. Ich bin reizbar — sonst schüfe ich nicht — vielleicht nicht. Ich bin zu sehr Augenblicksmensch — sonst hätte ich vielleicht keine Gedanken. Ich sehe Dinge, beobachte, fühle mit dem geistigen Auge Dinge, die anderen verschlossen sind — sonst fehlte mir Wurf und Entschluß, Kraft und Auge und Hand. Wenn ich anders bin als andere, so ist mir dafür die Kunst gegeben. Dafür mußt du anderes in den Kauf nehmen, Vera. Ich diene meiner Kunst ehrlich. Das ist mein Licht . . . aber wo Licht ist, ist auch Schatten. Darum vergib mir. Sei gut! Sei gut. — Wir wollen uns lieben. Wir können nicht wissen, wie lange uns Zeit dazu geben ist. Habe mich lieb, wie ich dich, weine nicht — nicht . . ."

„Ich habe dich ja so unsäglich lieb."

16.

In den nächsten Tagen kam eine ganz unerwartete Nachricht: Ewald hatte sich verlobt. Er ließ es durch den General mitteilen, der bei dieser Gelegenheit zum erstenmal wieder seit der Mahlzeit das Atelier betrat, während er sonst, wenn er gekommen, stets im Salon geblieben war.

Vera war nicht zu Haus, sie war auf eignen Entschluß nach Schöneberg hinausgefahren, um die Mutter zu besuchen. So mußte es der General Niki allein erzählen mit der Bitte, es seiner Frau zu sagen, wenn sie zurückkäme. Er wußte selbst nichts Genaueres, als daß die Braut eine Gräfin von Linden sei, nicht mehr ganz jung, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, sehr vermögend und, wie er von einem Bekannten im Kasino bei einer früheren Gelegenheit einmal gehört, nicht hübsch wäre, doch sehr „comme il faut" aussähe.

Im ganzen schien der General die Neuigkeit ziemlich kühl aufzufassen. Er berichtete sie, nicht als ob sie ihn sehr stark anginge, sondern mehr wie eine „Neuigkeit" eben, die er unter anderen erfahren. Und auch Niki wußte nicht viel darauf zu antworten, als „so" und „das freut mich".

Der alte Herr war bei guter Laune und blickte sich um im Atelier. Er fragte sogar, indem er seinen Schwiegersohn freundschaftlich auf die Achsel klopfte: „Du bist wohl sehr fleißig?"

„Es geht.“

„Na das sagst du ja bloß so ... Übrigens, à propos, ich habe neulich mal in der Kreuzzeitung den Kunstbericht gelesen, der übrigens mordsmäßig langweilig war. Früher habe ich mich der Sünde nicht schuldig gemacht. Ich hab's gethan aus Pflichtgefühl, weil ich zufällig deinen Namen entdeckte ... Na, da kannst du dich freuen. Du kommst famos weg, mein Junge. Ich hab's sogar zweimal gelesen. Nein, pardon sogar dreimal, denn Excellenz Tannemann hat mir's gestern abend bei Josty nochmal vorgelesen ...“

Niki freute sich doch ein wenig. Aber er sagte scheinbar gleichgültig: „So ... ist's so gut?“

„Ja, famos. Wirklich, ich habe mich gefreut und bin ganz stolz gewesen, so'n Schwiegersohn zu haben. Der Zeitungsschreiber, der sagte, du hättest immer ein großes Wollen gehabt, nun hättest du auch das Können dazu, und dieses Bild ‚Abend‘ — übrigens kann ich nicht einsehen, warum das gerade ‚Abend‘ heißen soll — das wäre ganz glatt ein ‚Meisterwerk‘. Meisterwerk ist gut. Hat mich diebisch gefreut, mein Junge. Nebenbei möchte ich dir ganz ehrlich sagen, daß ich persönlich dem Ding nunmal keinen Geschmack abgewinnen kann. Die Vera hast du nach meiner Überzeugung nicht getroffen, die sieht Gott sei dank doch 'n bißchen anders aus ...“

Niki lächelte nur, statt der Antwort. Er regte sich über solche Äußerungen schon längst nicht mehr auf. Auch als sein Schwiegervater ihn beim Fortgehen aufforderte, doch einmal als ehemaliger Soldat militärische Bilder zu malen, antwortete er nur lächelnd, er werde es sich überlegen.

Vera war sehr erstaunt, von der Verlobung zu hören, erkundigte sich nach jedem Wort, das der Vater gesagt, und lief endlich spornstreichs davon, indem sie Niki nur noch zurief, falls sie nicht rechtzeitig zum Essen zurückgekehrt wäre, so möchte er sich immer allein zu Tisch setzen und nicht auf sie warten. Sie müsse vom Vater jede Kleinigkeit erfahren.

Der Maler sah ihr betroffen nach. Er hätte gern etwas gehört, wie es der Mutter ginge, wie sie sich bei ihr gefühlt habe. Nur irgend ein Wort, aber Ewalds Verlobung ging ihr vor. Sie hatte nur noch Auge und Ohr gehabt für die Neuigkeit. Die Neuigkeit über diesen Ewald, dessen Name allein schon Niki unangenehm berührte.

Als es dann Essenszeit geworden war und sie nicht wieder erschien, wartete er eine halbe Stunde, dann sagte er dem Mädchen, nun könne sie anrichten, die gnädige Frau würde wohl heute nicht zu Tisch kommen.

Allein nahm er seine Mahlzeit ein. Allein zum erstenmal, seitdem er verheiratet war. Er dachte an die letzte Versöhnung und Aussprache mit Vera, er dachte an seine Vorsätze und nahm sich vor, Geduld zu haben und immer Geduld.

Die Essenszeit verstrich, und Vera kehrte noch immer nicht zurück. Er fing beinahe an sich zu ängstigen, als es endlich klingelte und sie erschien. Sie war rosig angehaucht von der Eile und sah so hübsch aus, daß es ihm auffiel und die Falten sich glätteten auf seiner Stirn. Unbefangen gab sie ihm einen Kuß auf die Wange und überschüttete ihn mit einem Schwall von Worten: „Du mußt nicht böse sein, Niki, aber von Papa konnte ich natürlich gar nichts erfahren. Wenigstens beinahe nichts. Nichts Richtiges, und da bin ich zu Mimmi Tiegel gelaufen, die doch immer alles weiß. Natürlich kannte sie Ewalds Braut. Es stimmt alles. Fünfundzwanzig Jahr, sehr viel Geld, sehr vornehm aussehend. Hübsch nicht. Mimmi meint, sie paßte sehr gut zu Ewald, und dann sagte sie noch, sie hätte sich von ihm schon vor drei oder vier Jahren einmal die Cour machen lassen, aber es ist nichts draus geworden. Und denke dir, ihr Bruder ist unser Gesandter in Teheran. Also Diplomat. Die Eltern leben beide nicht mehr. Sie hat eine Gesellschafterin. Wie sie nach Jena gekommen ist, das versteht Mimmi auch nicht. Sie denkt sich das so: die beiden werden sich gar nicht in Jena kennen gelernt haben, sondern in Frankfurt. Die Lindens sind vom Rhein. Du weißt ja, daß Ewald früher bei der Regierung in Frankfurt war. Wenn er übrigens eine so gute Partie macht, dann glaube ich bestimmt, daß er seinen Wunsch ausführt, ins Auswärtige Amt zu kommen. Dann gibt ihm Papa auch noch mehr. Und am Ende hätte er auch Chancen, da ihm sein Schwager doch vielleicht irgendwie helfen kann — als Gesandter. Weißt du, Niki, ich kann dir



Sonnenuntergang. (Motiv aus Paris.) Gezeichnet und geschnitten von A. Lepère.

gar nicht sagen, wie ich mich darüber freue. Wenn sie nach Berlin kämen, das wäre doch ganz reizend für uns. Es ist immer was anders, wenn die Familie zusammen ist, und es würde uns doch auch allerhand Verkehr eintragen. . ."

Sie klatschte in die Hände und tanzte im Zimmer herum. In ihrem Jubel bemerkte sie gar nicht, daß Niki ganz ernst geblieben war. Er begleitete sie ins Eßzimmer hinüber und setzte sich ihr schweigend gegenüber, während sie die aufgewärmten Speisen aß. Immer erzählte sie fort mit größter Lebhaftigkeit, bis sie endlich sein ernstes Gesicht wahrnahm: „Was hast du denn?"

„Was soll ich haben? Ich höre zu!"

„Aber du sprichst kein Wort?"

„Was soll ich dazu sagen!"

„Nun dich freuen! Wie ich mich freue! Für Ewald und für uns. Das wird doch reizend!"

Niki zuckte nur die Achseln. Der Gedanke, Ewald könnte mit seiner Frau nach Berlin ziehen, lastete auf ihm. Als sie noch einmal fragte, warum er nicht antworte, sagte er ganz ruhig: „Weil ich mich nicht freuen kann über die Aussicht, daß dein Bruder nach Berlin ziehen könnte."

„Wieso denn nicht?"

„Hast du denn vergessen, wie er sich gegen mich benommen hat?"

„Er hat dir doch nichts gethan, Niki!"

„Oho, wie einen Schuhputzer hat er mich behandelt. Und ich sage dir, das vergesse ich ihm nicht. Erst müßte er mir ganz anders entgegenkommen. Ich war Bräutigam damals, das ließ mich manches übersehen. Heute stehe ich ihm ganz anders gegenüber."

Vera blickte ihn erstaunt an. Sie fand keine andere Erwiderung als die ärgerlichen Worte: „Jede Freude mußt du mir auch verderben. Jede, jede kleinste Freude." Dann meinte sie, nun hätte sie nichts mehr davon, die Geschwister in der Nähe zu haben. Jetzt schmecke ihr auch das Essen nicht mehr.

Sie stand auf, ließ Niki stehen, ging in ihr Boudoir und warf hinter sich die Thür zu.

Niki blickte ihr nach, unbeweglich. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, ihr zu folgen, um sie zu beruhigen, doch es widerstand ihm, er konnte sich nicht überwinden und blieb. Es empörte ihn, damit ein Unrecht zuzugeben, dessen er sich nicht schuldig gemacht. Sie mußte einsehen, wie er zu Ewald stand. Sie durfte als seine Frau nicht auf der Seite eines anderen sein, und wenn es auch ihr Bruder war. Sie mußte zu ihrem Manne halten. Sie hieß nicht mehr Vera von Develhorst, sondern Vera Sandtner.

Und er fand, während er in Gedanken das Eßzimmer verließ und ins Atelier ging, daß seine Frau sich nicht genügend um seine Familie kümmere, sondern immer noch that, als gehöre sie zu den anderen. Ihre Freundinnen suchte sie auf, zu ihrem Vater ging sie, von ihren Bekannten sprach sie, auf das Kommen ihrer Geschwister freute sie sich, während sie sich — wenn auch heute — so doch sonst nicht um seine alte Mutter kümmerte, seine Freunde nicht sehen wollte, nach seinen Arbeiten, nach seiner Kunst nicht fragte.

Das kränkte ihn am meisten. Er hatte sich das alles ganz anders geträumt. Sie nahm nicht teil, sie fragte nicht einmal nach dem, was er malte. Seitdem es fest stand, daß sie selbst nicht malen sollte, und sie sich darein ergeben hatte, schien alle Begeisterung verflogen.

In seinem Atelier drüben setzte er sich still in eine Ecke, streckte sich lang aus, bis er eine bequeme Stellung fand, und bedeckte die Hand mit den Augen. Eine unsägliche Traurigkeit sank nieder auf seine Seele. Er fühlte sich allein, unendlich allein. Und er liebte doch seine Frau. Sie war ja drüben ein paar Schritte von ihm. Allein wie er. Vielleicht hätte ein Wort genügt zur Versöhnung. Versöhnung? Ja, aber nicht Verständigung. Denn sie verstand ihn nicht, dessen war er jetzt gewiß.

Sein tiefstes Inneres, das er versucht hatte, ihr zu offenbaren, war doch fern von ihr, unverstanden, unberührt. Sein tiefstes Inneres, das er versucht hatte, ihr zu zeigen, wendete sich ab, weil es keine Wiedererkenntnis fand. Sein tiefstes Inneres, das er entblößt vor seinem Weibe, empfand voller Scheu, daß sie nicht reif war für ihn, nicht tief genug für seine Seele, nicht reich genug für sein Gemüt.

Die Worte und Gefühle, die er geäußert vor ihr, was er über seine Kunst an sie verloren, empfand er im bitter beißenden, demütigenden Gefühl der Scham, daß sie seine Seele nackend gesehen ohne Hülle.

Eine Maske mußte man vor den Menschen tragen, ein sorgsam gerafftes, zugedeckt gehaltenes Gewand. Eine Maske vor seinem eignen Weibe und vor ihr, mit der man zusammen war in engster Gemeinschaft, vor ihr mehr noch denn vor anderen.

Diese Erkenntnis stimmte ihn düster und bitter. Er suchte sich dagegen zu wehren. Er suchte sich glauben zu machen, er thäte ihr Unrecht. Er wollte sich selbst überzeugen, daß ihr Benehmen von vorhin noch kein Grund wäre zu solcher Anschauung. Aber ihre Augen blieben ihm im Gedächtnis haften, ihre Augen, die empört geblickt, als sie gesagt hatte, er müsse ihr jede Freude verderben. In die Seele hatte es sich ihm unauslöschlich gegraben, daß sie Partei nahm für ihren Bruder gegen ihren Mann.

Eine starre Entschlossenheit kam über ihn. Er ging an seinen Schreibtisch hinter einer großen Staffelei in der Ecke, schloß auf und zählte das Geld, das ihnen für den Rest des Vierteljahres noch blieb bis zum Oktober. Viel Ausgaben waren gewesen: allerlei Unvorhergesehenes, das Einrahmen so vieler Bilder, die Kunstgegenstände, die sie gekauft, um die Zimmer Veras zu schmücken. Die junge Frau war mit dem doppelten Wirtschaftsgelde, das er im Voranschlag ausgesetzt, nicht ausgekommen. Er hatte nichts gearbeitet und nichts verkauft.

Für den „Abend," das einzige, das ihm in der ganzen Zeit gelungen, hatte ihm ein Kunstfreund von auswärts ein hohes Gebot gemacht — er hatte es ausgeschlagen. Eine Staatssammlung wollte es erwerben — er hatte Nein gesagt. Das Bild wollte er nie veräußern. Es war sein Brautbild, es gab seinen ersten Eindruck Veras wieder, es bedeutete für ihn sein erstes Glück.

Er erinnerte sich, wie er Vera erzählt, welche Summen er nicht angenommen, und daß sie nicht begriffen, wie er sie hätte ausschlagen können. Sie hätte das Geld genommen. Sie schien den idealen, unbezahlbaren Wert dieses Bildes nicht zu fühlen. Sie zog den Mammon vor. Er könnte es doch für sie kopieren, hatte sie gesagt, als ob er ein solches Bild überhaupt hinausgehen lassen könnte in die Welt.

Das hatte ihn erstaunt, gekränkt, empört!

Und es empörte ihn wieder, wenn er daran dachte. Noch einmal überschlug er sein Soll und Haben, dann kam ihm der Gedanke an die Sommerreise, die er geplant, sobald das Bahnhofsbild vollendet ... Vielleicht reichte es, aber es war knapp, und als er an Vera dachte, die drüben in ihrem Boudoir saß, hinter zugeworfener Thür, da verhärtete sich seine Seele ganz, und er beschloß, daß sie nicht reisen würden, sondern in Berlin bleiben wollten.

Mit kurzem Entschluß stieß er das Schreibfach zu und ging hinüber zu Vera.

Sie hatte sich eingeschlossen. Er pochte. Niemand gab eine Antwort. „Vera, mach' auf. Ich will mit dir sprechen."

„Was willst du?"

„Dir etwas sagen, wegen der Sommerreise."

Da öffnete sie schnell, und halb beschämt, daß er ihr nun eine Freude machen wolle. Halb mit sich kämpfend, ob sie noch böse sein solle oder ein freundliches Gesicht machen, kam sie ihm entgegen mit runden Gebärden, weich, sanft wie ein Kätzchen.

Aber Niki behielt sein ernstes Gesicht: „Ich wollte dir mitteilen, daß wir so viel gebraucht haben, daß es meine Pflicht ist, vernünftig zu sein. Ich habe nichts gearbeitet, arbeiten können. Ich muß jetzt arbeiten, um das Verlorene einzubringen. Wir werden infolgedessen in Berlin bleiben müssen. Wir reisen nicht."

Vera sah ihn an. Jähe Enttäuschung wechselte in ihren Zügen vom jähen Lächeln zur bitteren Wut, und sie stieß nur hervor, während sie auf ihr Taschentuch biß: „Das habe ich mir gleich gedacht!"

Dann drehte sie ihm den Rücken.

Er ging hinaus.

Sie schloß klirrend hinter ihm zu.

17.

Die Ausstellung hatte Niki für den „Abend" die große goldene Medaille eingebracht. Es war nichts Überwältigendes für den Maler, der schon die große Goldene der Münchener Secession besaß, eine Medaille im Champ de Mars und andere Auszeichnungen, aber an seinem Wohnorte Berlin damit bedacht zu werden, das freute ihn doch.

Absichtlich hatte er kein Wort davon gegen Vera erwähnt. Er wollte sie nicht mit seiner Kunst belästigen, da sie kein Interesse dafür zeigte, wie er es sich für die Frau eines Malers ausgemalt hatte. Er wollte abwarten, was sie sagen würde, wenn

sie es von dritter Seite erführe. Aber seiner Mutter teilte er es mit. Zu ihr fuhr er hinaus nach Schöneberg, und die alte Frau weinte Thränen der Rührung.

„Was hat denn Vera dazu gesagt?" fragte sie, die immer nur an andere dachte, sofort. Niki schwieg. An seiner finsteren Miene sah sie, daß etwas vor sich ging. Darum fragte sie noch einmal: „Hat sie sich denn nicht gefreut für dich?"

„Ich weiß nicht, Mutter."

„Du weißt nicht. Aber was soll das heißen?"

„Ich weiß nicht, ob sie eine Ahnung davon hat. Gesagt hat sie mir nichts. Vielleicht weiß sie es, vielleicht auch nicht. Mit ihren Freundinnen unterhält sie sich wohl nicht über dergleichen ..."

Die Mutter musterte ihn eine Weile ganz ruhig, dann legte sie ihm leise den Arm um den Hals: „Armer Niki!"

Er nahm sich zusammen, seinen Kummer nicht zu verraten, und fragte möglichst unbefangen: „Warum arm, Mutter?"

„Glaubst du, ich weiß nicht, was dir fehlt? Glaubst du, ich hätte das nicht alles mit angesehen, wie das gekommen ist? Aber ich konnte doch nichts sagen, und ich wollte nichts sagen, sondern du mußtest zu mir kommen, mein armer Niki, denn deine alte Mutter würde sich doch nicht hineinmischen in euere Ehe."

Dann strich sie ihm leise das Haar aus dem Gesicht und legte ihre Lippen auf seine Stirn. Er hob den Arm und umschloß den Nacken der Mutter mit den Händen. Lange blieb er so ruhen. Er atmete tief aus voller Brust. Die Augen brannten ihm, und seine Wangen wurden naß von großen heißen Thränen.

Es war Stille, nur das Schluchzen des starken Mannes vernahm man, der da weinte wie ein kleines Kind. Die Mutter ließ ihn ganz ruhig. Sie fragte nicht, sie tröstete nicht. Der Sturm sollte erst austoben, dann würde er ihr sein ganzes Herz ausschütten.

Niki stand auf und ging ans Fenster. Er blieb stehen, durch die Scheiben hinauszustarren. So kühlte sich allmählich die Glut in seinem Inneren ab. Verstohlen nahm er das Taschentuch und trocknete sich die Thränen. Dann drehte er sich nach einer Weile ruhig um und setzte sich neben die Mutter, die ihn erwartete, auf das alte Sofa.

Von Vera begann er zu erzählen, wie sie sich nicht verstünden, wie sein ganzer Traum von Glück zerronnen sei. Er sagte der Mutter, was er alles in der Ehe erhofft, wie er geglaubt, eine Frau zu finden, die ihm ein Genosse wäre, ein treuer Helfer, ein Freund. Ein Wesen, bei dem er sich ausruhen könnte, wenn er müde von der Arbeit, der er alle die kleinen Nöte und Bedrängnisse des Lebens mitteilte, daß sie ihm hülfe zu tragen, zu überwinden, was Schweres an ihn herangetreten.

Und nicht das allein fehlte ihr, sondern sie sei anderer Art, anderen Stammes, anderen Blutes, ihre Kreise paßten nicht zu seinen, und seine nicht zu den ihren.

Die Mutter ließ ihn ruhig sprechen. Als er geendet, sagte sie: „Mein geliebter Sohn, ich habe das ja alles geahnt, ich habe es gefühlt! Ich wußte, daß du mir etwas verstecktest. Ich wußte, daß du nicht glücklich warst. Aber ich kann nicht finden, daß du ein Recht hättest zu verzweifeln. An uns alle treten schwere Dinge heran. An den einen so, an den anderen so. Geprüft werden wir alle, alle, alle! Kein Leben geht ganz ruhig ohne Bewegung hin, nur der eine empfindet es mehr als der andere. Der selige Vater war mehr wie du. Er nahm es sich alles immer sehr zu Herzen, wenn es Schwierigkeiten gab. Mehr als andere. Kollegen hatte er ... weißt du noch den alten Postdirektor Grimm? Weißt du noch? — Na, der war doch immer guter Dinge. Und als sie ihn weggeschickt hatten, weil er sich gar nicht mehr um seine Geschäfte kümmerte, da kam er den Abend zu uns. Wir wußten noch gar nicht, daß er pensioniert wäre. Da machte er dieselben Witze wie sonst, machte seine Kartenstücke wie immer, malte sich einen Schnurrbart mit dem angebrannten Kork ... er hatte ja nie Bart gehabt ... auch nicht als junger Mensch ... Ach, Niki, ich weiß noch so genau mich dieses Abends zu erinnern. Und nachdem er noch seine berühmte Geschichte mit Stephan erzählt hatte, wo er dem Generalpostmeister den Rehrücken vorsetzen wollte, selbst geschossen, um sein Interesse für die Jagd zu zeigen — und es war ein Renntier — da sagte er auch so nebenbei, als fiele es ihm zufällig ein: Übrigens, ob

ich's vergesse, sie haben mich heute abgehalftert!' Siehst du, mein Junge, da war der selige Vater außer sich, außer sich, wie man das Leben nur so leicht nehmen könnte ... Denn er hatte nicht die leichte Ader ... und es ist vielleicht besser, man hat sie nicht ... denn solche oberflächliche Menschen ... und ... und ich verstehe das ja auch nicht ... ich ... ich ..."

Sie konnte nicht weiter sprechen, die Stimme versagte ihr, und plötzlich fing sie an bitterlich zu weinen.

„Was hast du denn, Mutter?" fragte Niki besorgt.

Sie schüttelte nur den Kopf.

„Weinest du meinetwegen, Mutter?"

„Ja!" antwortete sie unter Thränen und gestand ihm, wie sie nur geredet und geredet, um irgend etwas zu sprechen, um einen Trost zu finden für ihr Kind, einen Trost, den sie doch nicht wußte. Denn nach einer Ehe von kaum einem halben Jahr so unglücklich zu werden, das faßte sie nicht.

Da, als er das Leid und die Verzweiflung der Mutter sah, raffte er sich auf und nahm alle Kraft zusammen, sich zu überwinden. Er wollte kämpfen um sein Glück, er wollte Vera zwingen, anders zu sein, sich ihm wieder zuzuwenden. Er glaubte, wiederum in sich selbst den Fehler zu sehen, und sagte zur Mutter, indem er sich anschickte zu gehen: „Mutter, es ist noch nicht aller Tage Abend. Es muß anders werden. Es muß und es wird. Man muß nur recht sich Mühe geben. Ich will Vera anders auffassen, ich will milde und vernünftig mit ihr reden, ich will ihr vorstellen, was sie an unserem Glücke gesündigt. Ich will ihr zugeben, was ich alles versäumt. Und du kannst ganz gewiß sein, Mutter, sie wird es einsehen. Sie ist doch gut eigentlich. Sie wird es einsehen ... Ich trage ja auch die Schuld."

„Das gebe Gott!" antwortete die Mutter ergeben, aber aus dem Ton klang es heraus, daß sie nicht an ein Unrecht ihres Sohnes glaubte, sondern allein die Schwiegertochter für den schuldigen Teil ansah. Ihr Niki mochte thun, was er wollte, er war immer gut.

Es schien, als sollte Niki recht haben, denn als er nach Haus zurückkehrte, kam ihm Vera entgegen und fiel ihm um den Hals, ohne zu fragen, wo er gewesen sei, streichelte, küßte ihn und sprach: „Mein großer, berühmter Mann, sei doch nur gut, Niki! Bitte! Bitte! Sei doch nur gut. Ich will ja auch gut sein! Ich will ja gut sein. Wir wollen uns doch nicht immer zanken."

Er schloß sie gerührt in die Arme: „Nein, das wollen wir nicht, Vera; wir wollen gut sein, ich möchte ja immer gut sein gegen dich. Sei du es nur auch, Vera!"

Sie konnte nun mit dem Grunde nicht mehr zurückhalten, der ihr die weichen Worte in den Mund gelegt hatte: „Ich gratuliere, Niki, ich gratuliere!"

Zuerst wußte er nicht, was sie wollte, aber sofort fiel es ihm ein. Doch er verstellte sich ein wenig: „Wozu?"

„Na, Niki, so thue doch nicht so!"

„Also sage, wozu!"

„Zur Medaille, die du bekommen hast! Zur großen goldenen Medaille! Du weißt es wohl noch gar nicht einmal?"

„Ich weiß es. Ich weiß es längst."

Sie machte ein ganz erschrockenes Gesicht und wiederholte niedergeschlagen: „Du weißt es längst und hast mir nichts davon gesagt?"

„Nein."

„Niki, warum nicht?"

„Ich wollte abwarten, daß du etwas sagtest."

„Oh, das ist böse von dir!"

„Du interessierst dich ja nicht für meine Kunst und meinen Beruf!"

„Doch!" stotterte sie, aber sie kam nicht weiter und schlug die Augen zu Boden. Er hob ihr Kinn in die Höhe und drückte einen leisen Kuß auf ihren Mund. Dann fragte er, indem seine Augen sich in die ihren bohrten: „Und willst du nicht wieder teilnehmen? Willst du nicht fragen und dir erzählen lassen? Willst du nicht wieder meine kleine liebe Frau sein, die mich liebt und die gut ist, gut, gut, gut ... oh, wenn du immer gut wärest und weich, so wie jetzt, Vera ..."

Sie blickte ihn an halb beschämt, halb neckisch: „Bin ich es nicht?"

„Du kannst so böse sein, Vera, so entsetzlich böse."

Da erwachte in ihr plötzlich der Kobold, und sie fuhr lachend los: „Und du, Niki, und du?"

„Ich?"

„Oh, du kannst böse sein, Niki. Du denkst wohl, daß du ein Engel bist?"

Ein wenig fühlte er sich verletzt, doch beinahe mehr erstaunt, und sein eignes Verfehlen, seine Reizbarkeit schlug ihm ins Gewissen, so daß er mit halbem Lächeln sagte: „Wir mögen beide Schuld tragen, Vera!"

Dann küßten sie sich zur Versöhnung, ihren neuen Bund der Eintracht zu besiegeln.

18.

Es schien, als sollte es nun besser werden. Niki gab nach. Er zeigte sich, wenn die Freundinnen Vera besuchten, thät liebenswürdig mit Mimmi von Tiegel und zwang sich dann, allen möglichen Unsinn zu reden, wie er ihm eigentlich widerstand, aber wie es eben in Gesellschaft nötig schien. Wenigstens in dieser.

Aus unserer Studienmappe:



Hunger und Musik.
Nach dem Aquarell von Otto Bromberger.

Der Maler sann nach und grübelte über sich selbst. Er versuchte, gerecht zu sein. Dabei sagte er sich, daß das Leben eben Anforderungen stelle, die man erfüllen müsse, um nicht anzustoßen oben und unten. Er sagte sich, daß lebensklug nur der sei, der es verstünde, mit den Wölfen zu heulen. Mit dem Idealismus kam man eben nicht überall durch. Man mußte sich im Gewühl anderer Menschen hin- und herstoßen lassen, sich an ihnen reiben und abschleifen. Ein Dasein, wie er es als Maler bisher geführt, zurückgezogen von der Welt, nur mit ein paar anderen Künstlern verkehrend, das ging doch nicht auf die Länge.

Die kurze Zeit des Soldatenseins war ihm bitter genug geworden. Er hatte in den zwei Jahren, die er des Königs Rock getragen, eigentlich schlecht seine Pflicht gethan, nichts geleistet und die Zeit nur totgeschlagen. Die Mißstimmung seiner Kameraden hatte er sich erworben, indem er auch damals schon sich immer zurückgezogen, statt sich der Allgemeinheit zu widmen. Im Kameradenkreise hatte man ihn wenig gesehen, dagegen saß er in seinen freien Stunden zu Hans in stiller Klause und zeichnete und malte.

Dahin war immer seine Sehnsucht ge-

gangen. Seine Malerei war wüst, ohne Richtung und Ordnung, heute mit Oel, morgen mit Sepia und ein andermal Aquarelle Dann wieder hatte er den Pastellstift zur Hand genommen und in unbewußtem Schaffensdrang ganze Stöße von Pappen verschmiert. Der Pappkasten, in dem der Schneider ein neues Beinkleid schickte, ward sorgsam in seine Teile zerlegt und mit Studien bedeckt.

Zwang hatte er schon damals nicht ertragen, in Gesellschaft war er nicht gegangen. Wenn es sich irgend machen ließ, hatte er sogar die Einladungen bei den Verheirateten des Regiments abgesagt.

Das war ihm sehr übel genommen worden. Vielleicht würde es ihm, wenn er nicht den Abschied genommen hätte, um Maler zu werden, doch noch einmal schlecht bekommen sein.

Nun war er so viel älter und sah das Leben ein wenig anders an. Jetzt sah er ein, daß er für seine Frau auch etwas thun müsse, und er nahm sich vor, sich mehr zu zeigen. Bisher war Vera immer allein bei ihren Freundinnen gewesen, und im Sommer ging es auch, weil doch keine Gesellschaften stattfanden. Aber nun war es Herbst, jetzt mußten allerlei Verpflichtungen erfüllt werden.

Vera wünschte, auch sie sollten ein paar Gesellschaften geben. Die Leute, die sie besucht, hatten sie einladen wollen, aber das junge Paar hatte durch den General um „Schonzeit“ gebeten, wie sich der alte Herr ausgedrückt. Nun mußten sie mit der Zeit daran denken, ihrerseits ihren Verpflichtungen nachzukommen und Gegeneinladungen ergehen zu lassen.

Das sah Niki ein, und weil die junge Frau bat und bat, nun endlich zu beginnen, so fügte er sich darein, um des Friedens willen. Er wollte nachgeben, soviel er konnte. Und er hatte damit auch den Erfolg, daß Vera wieder zu werden schien, ganz wie in der ersten Zeit.

Ein einziges hatte er sich ausgebeten: seine alten Freunde wollte er bei sich sehen. Vera dachte an die Begegnung im Ausstellungspalast und wollte schon etwas erwidern, als Niki die Sache ins Scherzhafte zog, ihr vorstellte, wie spaßhaft es für sie sein müßte, auch einmal eine ganz andere Art von Menschen kennen zu lernen, als sie bisher zu sehen gewöhnt gewesen war.

Darauf ging Vera ein. Es schien sogar, als freute sie sich wie auf einen großen Scherz. Erst aber verlangte sie, daß ihre Bekannten eingeladen würden, und an einem Oktoberabend ging das große Ereignis von statten. Den ganzen Tag bereitete sie vor, ordnete an, stellte die Möbel zurecht, untersuchte mit dem Diener ihres Vaters, den er ihr für den Tag zur Verfügung gestellt hatte, was an Glas und Porzellan da wäre und was fehlte.

Bloß nachmittags war sie müde; wie sie an alles mit Feuereifer heranging, um bald der Dinge überdrüssig zu werden und nach Neuem zu suchen, so ließ sie alles plötzlich stehen und liegen, wie es war, so daß „Richter,“ der Diener ihres Vaters, Not hatte, aufzuräumen, und nun natürlich nach Gutdünken verfuhr, möglichst einfach, um schnell fertig zu werden, so daß alle Pläne Veras entfielen und schließlich die Gegenstände ganz nach des braven Richters Geschmack geordnet wurden.

Vera ging kurz vor der Zeit, wo sie sich anziehen mußte, noch einmal aus, um Verschiedenes einzukaufen, das ihrer Ansicht nach fehlte. Sie verlangte dazu von Niki Geld. Er fragte, wieviel? Ein paar hundert Mark wollte sie haben. Das schien ihm zu viel. Er machte eine leise Andeutung dahin, daß sie sich mit ihren Ausgaben etwas in acht nehmen müßten. Aber er fühlte sofort, wie jedes weitere Wort einen Sturm heraufbeschwören könnte. Darum sagte er nichts, ging jedoch mit, damit sie wenigstens Sachen kaufte, die nach seinem Geschmack waren.

Unterwegs fragte er sie, was sie brauchte.

„Es ist zu leer bei uns, Niki!“

Er wollte vernünftig sein: „In jeder jungen Ehe ist das so, Vera! Die Sachen kommen erst mit den Jahren. Da schafft man sich allmählich etwas an. Was für Art Sachen brauchst du denn?“

„Alles mögliche. Erstens haben wir nichts auf den Tisch zu stellen, denn ein Buffet, auf dem bloß Kalbsbraten und Hummer steht, ist gräßlich. Wir müssen doch ein paar Blumen haben in der Mitte. Dann ist die Ecke am Fenster im Salon gräßlich. Die fällt sofort auf als leer. Da muß etwas hin.

Sie wollte „billig“ kaufen. Aber nun wurde er leichtsinnig. Der Künstler regte

sich in ihm. Häßliche, geschmacklose Ware konnte er nicht leiden. Entweder nichts oder etwas Schönes. Und er führte sie in einen Laden auf der Leipzigerstraße, der eine Niederlage der Kopenhagener Porzellanfabrik hatte. Dort hatte er vor ein paar Tagen eine wundervolle Jardinière gesehen: eine längliche Schale von grotesken Meerungeheuern getragen, die in kläglich jammervollen Mienen sich mühten, von der Last der Schale loszukommen, die sie zu erdrücken drohte.

Niki wollte ihr nur Schönes zeigen, sie sollte sich begeistern für seinen Geschmack. Darum wählte er trotz des hohen Preises gerade dieses, das schönste Stück.

„Und was kommt in die Ecke?" fragte Vera. Er hatte einen Gedanken, er wollte sie überraschen und fuhr sie schnell nach Hause zurück, damit sie sich umziehen könnte. Er selbst aber setzte seinen Weg fort.

Kurz vor der Zeit, wo die Gäste erscheinen sollten, war er zurück. Einen schweren Gegenstand schleppte er die Treppe herauf mit drei Männern, die halfen, und hinterdrein kam Gerstenstock pustend und schnaubend, schimpfend über das Gewicht und über die Treppenstufen. Schnell wurde in die Ecke des Salons eine starke Kiste geschoben, mit einem Stück alten Sammet aus dem Atelier drapiert, von dem schweren Gegenstand wurden die Tücher zurückgeschlagen. Eine Bildsäule kam zum Vorschein und wurde auf den improvisierten Sockel gehoben.

Die Männer wischten sich den Schweiß. Gerstenstock ließ seine gewaltige Stimme vernehmen: „Na Niki, was sagst du dazu? Fein, was? Ist sie nicht schön? Gott verdamm' mich nochmal. Da hast du mal 'n guten Gedanken gehabt, und meine Delila mag sich freuen, daß sie nicht unter die Philister gefallen ist, sondern im Hause eines anständigen Kerls steht, der sie zu würdigen weiß."

Dann blieb der Bildhauer in echtem Schöpferstolz vor seinem Werke stehen, maß es mit liebevollem Blick, schlug die Hände zusammen und rief drohend: „Kinder, alles, was recht ist — sie ist schön!"

In diesem Augenblick klang draußen Veras Stimme. Sofort eilte Niki ins Berliner Zimmer. Er wollte sie bitten, sich einen Augenblick zurückzuziehen, damit Gerstenstock hinaus könnte, ohne daß er sie träfe. Aber Vera empfing ihn mit scheltenden Worten außer sich: „Aber um Gottes willen, du bist noch nicht angezogen? Unsere Gäste müssen ja jeden Augenblick kommen."

Er hatte in seiner Freude, diese Überraschung für sie zu haben, die Gäste längst vergessen. Er dachte nur noch an die Delila, die da drinnen thronte, so beherrschend, daß sie alles andere im Zimmer tot gemacht haben würde, wenn die beiden Künstler sie nicht möglichst ins Dunkel der Ecke gerückt und durch matte Stoffe an der Wand ihr einen ruhigen Hintergrund geschafft hätten. Kindische Freude hatte ihn beherrscht, als er zu Gerstenstock ins Atelier gekommen war und dieser ihm auf seinen Wunsch, ein Bildwerk von ihm für die Ecke zu haben, die „Delila" angeboten hatte. Diese „Delila", die er für eine der besten Sachen hielt, die in den letzten Jahren unter dem Meißel eines Künstlers Leben gewonnen.

„So beeile dich doch!" rief ihm Vera noch einmal zu. Da war seine ganze Freude verflogen. Wie graue Ernüchterung nach dem Rausch war ihm zu Sinn. Seine Stimmung schlug derartig um, daß er ihr kein Wort mehr sagte von der Überraschung, die er ihr zugedacht, sondern die Thür zum Salon aufriß: „Gerstenstock, komm schnell. Es ist Zeit. Ich muß mich anziehen. Die Gäste werden gleich kommen, geschniegelt und gebügelt, daß du dich nicht wohl fühlen würdest in deinem Bummelanzuge. In deinem Anzuge, in dem du mehr Flecke hast von Gips und Lehm, bei unsterblichen Werken verspritzt, als die anderen auf ihrem Frack von Trüffelsaucen der Diners der ganzen Saison."

Er nahm den Freund bei der Hand und geleitete ihn hinaus an Vera vorbei, die wie aus Stein dastand, blaß vor Wut. Der Bildhauer trat schon neben Niki daher. Er war verlegen und that in seiner Manierenlosigkeit und Verlegenheit, vielleicht weil er es für rücksichtsvoller hielt, gar nicht, als ob er Vera sehe.

Als Niki sich in rasender Eile umgekleidet hätte, war er so viel ruhiger geworden, daß er das Ungerechte seiner Worte von vorhin empfand. Er hatte sich wieder von seinem Temperament hinreißen lassen. Schließlich konnte doch Vera wirklich nicht ahnen, was er ihr zugedacht, und das sich Gehenlassen des Bildhauers, seine liederliche Kleidung, seine Manierenlosigkeit, die etwas vom Rauhbein an sich hatte, zu der guten Kleidung seiner

Gäste in Gegensatz zu stellen, die vielleicht gerade keine Genies waren, aber gewiß in ihrem Berufe tüchtige, sehr ehrenwerte Leute, das erschien ihm jetzt selbst bei ruhiger Überlegung weit über das Ziel hinausgeschossen. Er selbst hielt auf einen tadellosen Anzug und legte eine Eitelkeit hinein, bis zu einem gewissen Grade nach der Mode gekleidet zu gehen.

Darum wollte er Vera ein beruhigendes Wort sagen. Aber er fand sie bereits von Gästen umgeben, so daß er sich ihr nicht allein nähern konnte. Er war so liebenswürdig wie nur möglich. Eine ähnliche Gesellschaft hatte sich zusammengefunden wie beim Generallieutnant, der gleichfalls erschienen war.

Die Mutter fehlte. Sie hatte ihre Kinder gebeten, ihr Ausbleiben nicht übel zu nehmen. Sie hätte kein Kleid, sie wäre zu alt, sie fühlte sich nicht kräftig genug, wie sie behauptete. (Fortsetzung folgt.)



Der Schwan.

Von

H. von Krause.

So trüb der Himmel! Herbst regiert auf Erden,
Entlaubt die Linden und das Gras so braun!
Durch Nebelschleier, die stets dichter werden,
Des kleinen Weihers stille Wasser schau'n.

Ich steh' am Fenster, und die Tropfen rinnen
Gleich Thränen, langsam an der Scheibe hin,
Das Herz mag keinen frischen Mut gewinnen,
Grau ist das Leben, sorgenschwer der Sinn.

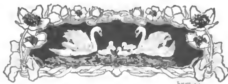
Dort auf dem Wasser zieht die stillen Kreise
Ein weißer Schwan, in stolzer, kühler Ruh',
Nichts stört ihm seine träumerische Reise,
Und sinnend schau' ich seinem Gleiten zu.

Da hebt er plötzlich seine mächt'gen Schwingen,
Als strebe er gewaltsam himmelan,
Als trieb' es ihn, hinauf, hinauf zu dringen,
Wohin kein Wolkenschleier folgen kann.

Sind wilde, freie Schwäne dort geflogen?
Hat ihrer Schwingen Rauschen er gehört?
Hat mächt'ge Sehnsucht heimwärts ihn gezogen,
Nach jenem Land, wo ew'ger Frühling währt?

Was ihn auch treibt, er kann sich nicht erheben,
Gelähmt die Flügel, wie er sie auch dehnt,
Ein Flattern nur, kein köstlich freies Schweben,
Wie er sich müht, wie auch das Herz sich sehnt.

Ach, Flügel haben und gelähmt, gehalten,
Auf dunkler Erde fest gebannt zu sein! —
Getrost, o Seele, rauschend doch entfalten
Darfst du die Schwingen einst nach langer Pein.





Blick auf Jerusalem.

Das neue Jerusalem.

Von
Ernst v. Hesse-Wartegg.

Mit zehn Abbildungen.

„Station Jerusalem, alles aussteigen" — so oder ähnlich dringt es zu den Ohren des heutigen Jerusalempilgers, der nach drei- bis vierstündiger Eisenbahnfahrt an das Ende der Schienenstränge gelangt ist. Station Jerusalem! Eisenbahnwaggons, rauchende, pustende, pfeifende Lokomotiven in der Stadt Davids und Salomos! Viele mögen es für eine Entwürdigung der heiligsten Stätten der Christenheit ansehen, und selbst liberal angehauchte Reisende werden vielleicht ein gewisses Bedauern darüber empfinden, daß die Gefilde, auf welchen einst der Fuß des Heilands geruht, heute durch eine ganz gewöhnliche, noch dazu schlechte Eisenbahn entweiht werden; allein wer, wie ich vor zwei Jahrzehnten, die langweilige, beschwerliche Reise von Jaffa auf Maultier oder Pferd gemacht hat, dem ist es gewiß gar nicht unwillkommen, daß auch das Heilige Land heute unter dem Zeichen des Verkehrs steht. In hoc signo vinces, dachten sich die französischen Erbauer und Eigentümer der Bahn und führten das geflügelte Rad bis an die Höhen, über welchen das wahre Signum Konstantins, das flammende Kreuzeszeichen, mehr als anderwärts steht und jedem Pilger zur innersten Seele dringt.

Station Jerusalem! Aber wo ist Jerusalem? Rechts und links auf den Höhen moderne Gebäude wie Mietskasernen mit brennroten Ziegeldächern, moderne Kirchen und Kapellen, dazwischen grüne Felder und spärliche Olivenpflanzungen. Hier, dem Bahnhof nahe, die Kolonie der Templer, weiter aufwärts eine griechische Niederlassung und ein Hospital für Aussätzige,

dann ein jüdisches Armenhaus, von Sir Moses Montefiore gegründet, eine Augenklinik und eine englische Schule; nichts, was an den Orient erinnert, vielleicht die Gesichter der jüdischen Droschkenkutscher ausgenommen, welche in zudringlicher Weise ihre staubbedeckten, gebrechlichen Vehikel anbieten. Staubbedeckt auch die Straße, welche vom Bahnhofe emporführt, durch diese unfertige, moderne, wenig ansprechende Vorstadt zu dem Plateau von Jerusalem. Würden dort oben nicht einzelne Stellen der alten Ringmauer mit ihren Zinnen und Türmen sichtbar werden, man könnte sich irgendwo in einer der charakterlosen, halbeuropäischen



Ein Dorf-Scheikh.

Hafenstädte der Levante denken, nur nicht in einer der ältesten Städte des Erdballs, die schon einem Melchisedek als Residenz gedient hat. Die Enttäuschung, die sich des Pilgers bemächtigt, wird noch größer, wenn er das zu Füßen des alten Davidsturms gelegene Jaffathor durchfahren hat und sich innerhalb der Ringmauer befindet. Schweben doch jedem Christen die Bilder vor Augen, welche er als Schuljunge aus der Bibel gewonnen hat, die eigentümlichen Tempel, die fremdartigen Straßen und Plätze, die noch fremdartigeren Volkstypen, die sich darin zeigten, römische Beamte in ihren langen Togen, Krieger im Harnisch mit



Das Wasser-Reservoir von Ezechias.

eisernen Helmen, Lanzen und breiten Schwertern, bärtige Männer mit Turbanen und langen Talaren. Diese Bilder hat sich gewiß jeder eingeprägt mit der hehren, vom Heiligenschein umflossenen Gestalt des Erlösers im Mittelpunkte. — Sie sind ihm heilige Schätze, die er in seiner Jugend mitbekommen hat auf seinen Weg durchs Leben, und er kennt sie genau, wie das eigne Vaterhaus, in dem er geboren wurde, in welchem er seine Jugendjahre verlebt hat. — Mit dem Bild von so grausamer Weise durch das thatsächlich Vorhandene zerstört wird! Kann der Leser dies mitempfinden? Hat er nicht selbst vielleicht jene tiefe Bitterkeit, jenes Leid empfunden, als er, nach Jahrzehnten in seine Vaterstadt zurückkehrend, sein Elternhaus, seine Spielplätze, die gewohnten, trauten Stätten seiner Jugend nicht mehr wiederfand, ersetzt durch moderne, kalte, anspruchsvolle Häuser, neue Straßen neue Wege?

So ist auch Jerusalem modern geworden. Denn jenseits des Jaffathores, im



Außerhalb der Stadtmauer.

Vater und Mutter birgt er jenes des Heilands in seinem Innersten, und wie er jeden Stein, jeden Baum der Gegend kennt, die er als Schuljunge durchstreift hat, so hat er auch feste Begriffe von Golgatha, vom Ölberge, von der Krippe und den heiligen drei Königen mit ihren Kronen und goldstrotzenden langen Mänteln und dem glänzenden Gefolge. Aber wie anders findet er alles in Wirklichkeit, wenn er als gereifter Mann wirklich zu den Stätten kommt, die ihm zeitlebens so lebhaft vorgeschwebt haben, und deren Bild nun in Inneren der Stadtmauern zeigen sich dem Pilger wieder nur moderne Straßen mit mehrstöckigen banalen Bauten, nichtssagenden, gewöhnlichen Kaufläden, aufdringlichen Händlern, frechen, großen, marktschreierischen Inschriften — Cooks Travelling Office, Howards Hotel, Grand New Hotel, Bazar, Ticket Office, alles auf unsere lieben englischen und amerikanischen Touristen berechnet. Die Bezeichnung Pilger wäre bei ihnen schlecht angebracht. Sie sind der Mehrzahl nach nur Touristen, welche Jerusalem ebenso besuchen, wie etwa Interlaken, und ihnen zuliebe

sind wohl auch die anspruchsvollen Hotels entstanden, mit Preisen wie in europäischen Großstädten, aber mit einer Verpflegung wie in palästinischen Dörfern. Um wieviel anheimelnder und der Örtlichkeit entsprechender sind das alte Hospiz des Johanniterordens, jenes der Österreicher und vor allem das Franziskanerhospiz mit ihren halb klösterlichen Einrichtungen! Die Franziskaner haben wohl in den letzten Jahren auch ein neues monumentales Gebäude errichtet mit Hunderten von Zimmern, Casa Nova genannt, aber Padre Felipe, der ehrwürdige Gastherr, ist derselbe geblieben und waltet auch in dem anspruchsvolleren, seiner vielen hohen Besucher würdigeren Bau mit der alten Herzlichkeit seines Amtes. In den schönen klosterartigen Räumen wohnt es sich weitaus behaglicher, die Mahlzeiten in dem großen Refektorium sind weitaus schmackhafter und besser, als in den Hotels, allein da die Pilger, ob katholisch oder nicht katholisch, dort gewissermaßen als Gäste aufgenommen werden und nur eine beliebige Vergütung, etwa fünf Francs täglich, zu entrichten haben, so wird die Casa Nova von Engländern und Amerikanern gemieden. Howards und New Hotel fordern ja den Gästen zehn bis zwanzig Mark täglich ab, sie müssen, so meinen die Anglosachsen, auch dementsprechend besser sein. Sprechen sie aber nachher von ihrem Besuch von Jerusalem, so nennen sie gewöhnlich als erste der vielen Enttäuschungen die Hotels.

Auch von der hohen Dachterrasse der Casa Nova, die ein bißchen versteckt im christlichen Stadtviertel liegt, zeigt sich Jerusalem rings umgeben und vielfach durchsetzt mit großen, protzigen, modernen Gebäuden. Das ganze lateinische Stadtviertel zu unseren Füßen ist modern, mit reinlichen Straßen, neuen Schulen, Kirchen, Klöstern, ja sogar die ehrwürdige Stadtmauer ist hier durchbrochen worden, und das so entstandene neue Thor, Bab Abdul Hamid, ist neben dem Jaffathor das wichtigste der Stadt geworden. Jenseits desselben dehnt sich ein ganz neuer großer Stadtteil aus, über welchen die Türme einer russischen Kirche emporragen — das Russenviertel mit seinen Pilgerhäusern, Hospital, Generalkonsulat, Frauenhospiz &c. Dann schließt sich gegen Süden ein neuer Stadtgarten an, mit Café und Musikpavillon, wo an mehreren Tagen der Woche die türkische Militärmusik konzertiert! O, Jerusalem! — Weiter folgt eine ganz moderne Straße mit Bankgeschäften, Post, deutschen Bierhäusern, deutscher Apotheke, deutschen Kaufläden. Dort, wo man Namen wie Ananias und Kaiphas, Jeremias und Nehemias erwarten würde, prangen auf schönen Schildertafeln ganz anheimelnd wie in Sachsen die Namen Schnerring, Wieland, Eppinger, Imberger, Haugg und Kübler, und sogar eine deutsche Bierbrauerei, von A. Leuthold gegründet, versorgt schon die heutigen Pontins und Pilatus mit Gerstensaft in Flaschen oder Faß!



Die Via dolorosa.

Wer mit andächtigen Ge-

fühlen nach der Stätte des Leidens und Todes Christi gekommen ist, wendet sich mit etwas — ich möchte sagen Widerwillen ab von diesem neuen europäischen Stadtteil und pilgert vielleicht nördlich um die dräuenden alten Mauern herum, von denen manche Teile die schreckliche Belagerung von Titus und seinen römischen Heerscharen miterlebt haben; aber auch vor dem malerischen, von festen Türmen flankierten Damaskusthore breitet sich rings um die moderne Residenz des englischen Bischofs ein ganz neues Stadtviertel aus: eine jüdische Kolonie, dann folgen eine Dampfmühle, die deutsche evangelische Schule, das Rothschildhospital, andere Schulen, Klöster, Kirchen, Wohnhäuser, Erziehungsanstalten, Waisenhäuser! Keine Stadt des Erdballs dürfte verhältnismäßig so viele Anstalten dieser Art besitzen, dazu so viele Kirchen, Klöster — keiner hat sich die Wohlthätigkeit der Europäer aller Nationen in so reichem Maße zugewendet, und doch gibt es in keiner so viel Elend, Schmutz, Verwahrlosung, Stumpfsinn und Haß! Hier, an diesem Urquell der christlichen Liebe stehen sich gerade die Christen am feindlichsten gegenüber, und statt vereint im Sinne des Heilands zu wirken, sucht der Armenier dem Griechen, der Grieche dem Syrier, der Syrier dem Lateiner den Rang abzulaufen. Fortwährend gibt es Reibungen, Eifersüchteleien, Schlägereien unter ihnen, und am häufigsten gerade an den heiligsten Stätten, in den Kirchen, am Grabe des Heilands! Viele tausende Kilometer von hier, bei den Antipoden, im fernen Korea, begegnete ich einst einem koreanischen Christen mitten unter den heidnischen Bewohnern, und wir fühlten uns wie Brüder. Gott verschone mich davor, Bruder zu sein jenes Gesindels, wie es sich zuweilen um die Richtstätte Christi, um Golgatha, drängt!


Der Ecce homo Bogen.

All' die zahlreichen Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten mögen sehr segensreich wirken, und die Millionen, die für sie ausgegeben worden sind, mögen gewaltigen Nutzen bringen, der Laie sieht aber davon weniger, als er erwartet. Anderswo, in fremden Weltteilen, unter Indianern und Negern, Chinesen und Siamesen und Japanern fand ich die christlichen Missionen als Mittelpunkte christlicher Kultur, von denen ein ganz merkwürdiger Einfluß in die nähere und weitere Umgebung ausstrahlte, erkennbar in dem Wesen, der Kleidung, dem ganzen Thun und Lassen der umwohnenden Menschen. In Jerusalem scheint dieser Einfluß schon an der Thürschwelle der einzelnen Anstalten aufzuhören — sie sind wohl nützlich und segenbringend für die Zuwanderer, für die Pilger und Fremden, aber anscheinend nicht für die Einheimischen. Sechzigtausend Menschen wohnen rings um Golgatha, davon sind vierzigtausend Juden, etwa vierzehntausend Christen der verschiedensten Bekenntnisse und sechstausend Muhammedaner. Die letzteren scheinen mir die ruhigsten, charakter-

vollsten, reinlichsten zu sein. So schmachvoll es sich auch ausnehmen mag, wenn Jerusalem, diese heiligste Stadt der gesamten Christenheit, unter der Herrschaft des Halbmondes steht, wenn türkische Soldaten an den Kirchenpforten Wache halten und, die Gewehre mit aufgepflanztem Bajonett in den Händen, christliche Priester auf die geweihten Stätten als Schutz gegen Christen (!) begleiten, es ist doch unter den obwaltenden Umständen so am besten. Der Haß zwischen den Orthodoxen, Lateinern und Griechen ist viel zu groß, um ein einträchtiges Zusammenwirken ad majorem Dei gloriam unter der Herrschaft eines dieser Bekenntnisse zu ermöglichen! Es herrscht ein wahrer Feuereifer unter ihnen, neuen Baugrund und Boden in und um Jerusalem zu erwerben, neue Kirchen und Klöster zu bauen, neue „heilige Stätten“ aufzufinden. Neben dem altehrwürdigen Olivengarten von Gethsemane der Katholiken, diesem lauschigsten, schönsten, erhabensten Plätzchen von ganz Jerusalem, haben die Russen einen neuen, natürlich einzig wahren Gethsemanegarten entdeckt und angekauft; auf dem Ölberge wurde der Ort entdeckt, wo Jesus seinen Jüngern das Vaterunser lehrte, und eine französische Fürstin ließ darüber eine Paternosterkirche bauen, mit 32 Marmortafeln, welche das Vaterunser in ebenso vielen Sprachen zeigen; der Ort, wo Christus sich in den Himmel erhob und angeblich einen Fußeindruck in dem Felsen zurückließ, wird von der Himmelfahrtskapelle überhöht, die sich im Besitz muhammedanischer Derwische befindet; in dem Hofraum aber besitzen die Griechen, Syrier, Armenier und Kopten ihre eignen Altäre und beten in ihrer eignen Weise zu demselben Gottessohn, dessen Liebe sie alle ohne Unterschied umfaßt und dessen vornehmste Gebote sie an jedem Tage mit Füßen treten. — Früher bot das kleine Minaret des Derwischklosters die schönste Aussichtsstätte auf Jerusalem und seine Umgebung. In letzter Zeit ließen aber die Russen dort oben einen noch höheren Glockenturm bauen, von welchem man eine noch viel weitere Aussicht genießt!



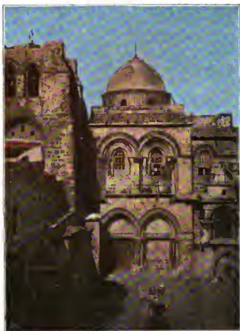
Ein Wasserträger.

So geht es in einem fort — hier Russen, hier Armenier, aber keiner denkt im modernen Sinne an die Austreibung der Händler aus dem Tempel. Und ein solcher Tempel ist das ganze Jerusalem innerhalb seiner Ringmauern doch, wenn man es vom Ölberge aus als Ganzes betrachtet. Von hier allein zeigt sich Jerusalem, wie es dem christlichen Pilger im Geiste von seiner Kindheit an vorgeschwebt hat. Er sieht von diesem erhabenen Standpunkte aus nicht die Via Dolorosa mit dem Ecce homo-Bogen und den einzelnen Stationen des Kreuzwegs; er sieht nicht das Loch, in welchem Christi Kreuz aufgestellt wurde, und den Spalt im Felsen, der bei seiner Kreuzigung entstand; nicht den Stein, auf welchem sein Leichnam lag, und das Grab, in welches er gebettet wurde, aber er sieht das wahre Jerusalem, das vom Kidron und vom Hinnombache umflossene, steil aufragende Hochplateau, auf welchem sich die ganze Leidensgeschichte Jesu abgespielt hat; zwischen dem Standpunkt des Beschauers auf dem Gipfel des

Ölberges und der tiefen Kidronschlucht, jenseits welcher die ungeheueren Ringmauern Jerusalems emporragen, stören weder russische noch armenische noch syrische Bauten die Erhabenheit des Eindruckes, denn dieser Abhang des Ölberges ist bisher von den feindlichen Brüdern der Christenwelt verschont geblieben; er ist so, wie er zur Zeit Christi war, und auch die ummauerte Altstadt zeigt sich heute ähnlich, wie sie damals ausgesehen haben mag, überragt von den dräuenden Mauern und Türmen von Zion im Südwesten. Hier oben auf dem grünen, mit alten Ölbäumen besetzten Rasen feilscht kein Jude, drängt sich kein armenischer Hallunke mit Rosenkränzen und Heiligenbildern an den Pilger heran, nichts stört ihn in seinem andächtigen Beschauen, und hier allein kann ein wirklich christlicher Christ seine Gedanken zum Erlöser erheben, vor seinen geistigen Augen die Passion vorbeiziehen lassen. In Jerusalem selbst niemals, außer man sitzt allein in seinem Kämmerlein oder steigt zur Nachtzeit bei sternenhellem klarem Himmel empor auf das flache Dach der Casa Nova und hat das Gewirr von engen, krummen, schmutzigen, übelriechenden Gäßchen, die zahllosen weißen Kuppeldächer der Altstadt zu seinen Füßen, während nächtliches Schweigen, erhabene Ruhe die Andacht möglich machen. Sobald aber der Pilger bei Tage die innere Stadt betritt, geht auch die Andacht verloren, und das Grab Christi wird zum Grab seiner eignen Illusionen. In Jerusalem selbst sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht, man vergißt das wahrhaft Erhabene des Christentums vor lauter kleinlichen, unmöglichen Einzelheiten. An manchen Stellen ist nach den Aussagen der lästigen und doch unentbehrlichen Fremdenführer auf jedem Quadratmeter irgend etwas passiert. Hier hat dieser Apostel gesessen, dort jener gekniet; auf diesen Stein sind die Thränen Jeremias' gefallen, und die Mulde auf jenem Stein hat die Rückseite des heiligen Ypsilon rundgesessen. Tausende und Abertausende einfältiger Pilger der verschiedensten Nationen glauben daran und vergießen Thränen der Wehmut bei jedem derartigen Pflasterstein, bei jeder Straßenecke. Aber der denkende, wahre Christ weiß ja, daß das alte Jerusalem seit Jesu Zeit stellenweise so und so viele Male zerstört worden ist, daß turmhohe Schichten von Schutt und Erde den einstigen Boden bedecken, und deshalb sind ihm die frommen Lügen, die ihm mitunter aufgetischt werden, geradezu anwidernd. Wüßte man nicht, daß die Straßen heute um so viel höher liegen, wie damals, zu den glaubwürdigsten Dingen könnte die Echtheit des Straßen-



Die Omar-Moschee.



Die Kirche des heiligen Grabes.

bahnt man sich seinen Weg durch dieses widerliche und doch malerische Gedränge, gedrückt und gestoßen, fortgeschoben von den hin und her wogenden Menschenmassen oder in die Flucht gejagt von Lasttieren, deren Bündel von Gemüsen, Brennholz oder Heu die ganze Breite der Gäßchen einnehmen. Hier und da gewahrt man Gestalten, wie sie wohl zu Lebzeiten Christi auch schon vorhanden gewesen sein mögen und wie sie mit Vorliebe von den Malern der Leidensgeschichte dargestellt werden. — Sie verleihen dem Inneren der Stadt jene couleur locale, jenes Fremdartige, Eigentümliche, das man hier erwartet und in den Fremdenvierteln sowie in der Umgebung der Stadt so sehr vermißt. Es nimmt wunder, daß das Menschengewoge im Inneren der Stadt überhaupt noch so viel Ursprüngliches zeigt, wenn man bedenkt, daß das Leben ringsum durchaus modern ist, daß jährlich viele Tausende von Pilgern aus dem Abendlande nach Jerusalem kommen und daß Tausende von Einwanderern sich hier niedergelassen haben. Die Bewohner Jerusalems sehen täglich diesen großartigen, aus aller Welt hier zusammenströmenden Pilgerverkehr, sie reiben sich die Ellbogen an Franzosen und Deutschen, Engländern und Amerikanern, und während anderswo einheimische Trachten und Sitten wie Staub vor den abendländischen in alle Winde fliegen, scheinen die Jerusalemer mit Leidenschaft an ihren schmutzigen, zerfetzten, aber farbigen Lappen zu hängen. Der Vorsehung sei dafür gedankt, denn an diesen Lappen klebt mit dem Schmutz doch wenigstens Ursprünglichkeit — modernes abendländisches Wesen rings um Golgatha wäre viel unausstehlicher, als der malerische Menschen- und Straßenschmutz aus der alten Zeit. —

Eines könnte man freilich wünschen: daß wenigstens die Grabeskirche, welche die heiligsten Orte der Christenheit und damit auch ihre heiligsten Erinnerungen umschließt, freigelegt würde von den sie

pflasters zählen, denn es spottet jeder Beschreibung.

Wer auf diesen Marterwegen durch das Gewirre von finsteren, engen, stinkenden, vielfach eingewölbten Gäßchen wandert, sieht auch, daß das moderne Jerusalem bis hierher noch nicht gedrungen ist. Das Innere der Stadt bis zum Haram-es-Scheriff, der Stätte, wo einst Salomos Tempel sich erhob, ist im großen Ganzen so geblieben, wie es seit Jahrhunderten war, nicht nur was die Gäßchen und die sie bildenden schmutzigen, feuchten, finsteren Häuser betrifft, sondern auch die Menschen sind dieselben. Die Beduinen, die aus der Umgebung der Stadt massenhaft zu den Bazaren und Märkten kommen, die alten Juden mit ihren Turbanen und Kaftanen, die ansässigen Muhammedaner, die Händlerinnen, Wasserträger, Eseltreiber sind heute in der inneren Stadt geradeso gekleidet, wie man sie auf Abbildungen aus früheren Jahrhunderten sieht, nur, wenn möglich, noch schmutziger. Mühsam

umgebenden ruinenhaften Gebäuden. Wie die Christen, so haben auch die Mohammedaner in Jerusalem eines ihrer größten Heiligtümer, nur noch übertroffen von der Kaaba in Mekka: den Felsen auf dem Berge Morija, von welchem Mohammed auf seinem geflügelten Rosse Burak zum Himmel ritt. Aber während sonst im Abendlande die Gotteshäuser auf schönen freien Plätzen stehen und die Moscheen der Mohammedaner, wie in Tunis, Algier, Marokko ꝛc. häufig eingeengt werden von elenden Häuserruinen, ist hier das Umgekehrte der Fall: das erhabenste Gotteshaus der Christenheit steckt mitten im schmutzigsten Winkelwerk, die Moschee Mohammeds aber erhebt sich frei auf dem schönsten und größten Platze von Jerusalem, auf jener historischen Stelle, wo einst Abraham seinen Sohn Isaak zu opfern bereit war und wo sich der berühmte Tempel Salomos erhob. Heute noch sind die hundert mächtigen Pfeiler seines Unterbaues vorhanden, aber an der Stelle des altjüdischen Heiligtums steht jetzt die herrliche Omarmoschee, eines der schönsten Kleinodien der mohammedanischen Baukunst. Kein Diamant kann schöner gefaßt sein, als der nackte graue Felsen, der sich im Inneren der Moschee gerade unter ihrer Kuppel befindet. Der weite Platz, auf dem die Moschee sich erhebt, ist frei von allen Gebäuden und Kramladen, rein gehalten und würdig der heiligen Legenden der jüdischen und mohammedanischen Religion. Kein Jude darf ihn betreten, und selbst Christen erhalten nur Zutritt, wenn sie von einem Kawassen ihres Konsulats und von türkischen Soldaten begleitet werden. Wie anders ist die Lage des christlichen Heiligtums, der Grabeskirche! Tiefer gelegen als das sie umgebende Labyrinth enger und schmutziger Gäßchen, eingeengt von allen Seiten durch andere Gebäude, zeigt sie nur an ihrer Hauptfront ein kleines freies Plätzchen, auf welchem sich gerade an christlichen Feiertagen jüdische Händler mit allerhand nichtigem Tand schreiend und feilschend herumtreiben, verlumptes und verstümmeltes Bettlervolk die Kirchgänger belästigt und sie ihrer Illusionen beraubt. An den Kirchenpforten, nur wenige Meter von dem Stein, auf welchem der Leichnam des Heilands gelegen, kauern rauchend oder Kaffee schlürfend türkische Soldaten, und im Inneren der Grabeskirche ist besonders zur Osterzeit das Leben und Treiben eher jenem eines Jahrmarktes vergleichbar, häufig in wilde Schlägereien ausartend. Schmutz klebt an den Wänden, in der Nähe des Kreuzigungsortes und des Grabes Christi im Inneren der Kirche liegen die stinkenden Ablagerungsorte für Unrat, und die Luft ist mitunter geradezu unerträglich. Auch die Anhäufung von Gold und Silber, von Edelsteinen, kostbaren Statuen und Bildern macht auf das wirklich gläubige Gemüt viel weniger Eindruck, als die erhabene Einfachheit, welche das mohammedanische Heiligtum in der Omarmoschee zeigt.

Dazu tritt die Unwahrscheinlichkeit, daß viele der heiligen Stätten, welche man den Pilgern aus aller Herren Ländern im Inneren der Grabeskirche zeigt, wirklich der Schauplatz der Ereignisse gewesen sind, die ihnen zugeschrieben werden. In jeder Ecke, jedem Winkel, trepp auf, trepp ab, in Höhlen und Löchern ist irgend etwas vorgefallen, von welchem das Testament erzählt, und unzählig sind die buntgeschmückten Kapellen und Altäre, welche sich darüber erheben. Griechen, Armenier, Lateiner teilen sich in ihren Besitz, und eifersüchtig wachen die zahlreichen Priester darauf, daß von seiten anderer Religionen keine Übergriffe stattfinden. Es bedarf wirklich tiefer Frömmigkeit und starken Willens, um sich inmitten so vieler bunter Äußerlichkeiten die wahren Ereignisse, wie sie sich hier abgespielt haben, zu vergegenwärtigen, und man trägt von dem Besuch dieser Stätten keinen Gewinn in religiöser Hinsicht davon.

Seit Friedrich von Hohenstaufen wird Wilhelm von Hohenzollern der erste Deutsche Kaiser sein, welcher das heilige Land besucht. Gewiß wird auch er, wie jeder andere Pilger von Verstand, ähnliche Eindrücke wie die geschilderten empfangen, und es ist wohl mit Gewißheit zu erwarten, daß sein Machtwort viele der herrschenden Mißstände beseitigen wird. Für jene, welche die Örtlichkeit betreffen, ist ja durch die Erbauung der neuen deutsch-evangelischen Erlöserkirche Gelegenheit gegeben, denn sie erhebt sich unweit der Grabeskirche, auf dem weiten, Muristan genannten Ruinenfelde, wo sich einst das hauptsächlich von deutschen Rittern

gegründete Johanniterhospiz befunden hat. Dort, in dem ehemaligen Refektorium, befindet sich auch die kleine Kapelle der deutsch-evangelischen Gemeinde, und auf einem Glasfenster über dem Altar erinnert das Datum 7. November 1869 daran, daß ein Teil des wüsten Ruinenfeldes gelegentlich des Besuches von Kronprinz Friedrich an Preußen abgetreten wurde. Am 31. Oktober 1893 wurde der Grundstein zu der neuen Erlöserkirche gelegt, und im Frühjahr 1897 sah ich bereits den großen, majestätischen Bau der Vollendung nahe. Er steht teilweise auf den kolossalen Cisternen aus der Zeit des Königs Herodes; rings herum liegen Trümmerhaufen und weite mit Steinen und Ruinen bedeckte Plätze, auf denen sich ein paar Feigenbäume erheben. Westlich davon führt eine breite Straße von Süd nach Nord, aus Anlaß des Besuches des Kronprinzen nach ihm benannt. In einigen Jahren werden sich auf den wüsten Ruinenfeldern noch weitere Bauten, ein deutsches Pfarrhaus, eine deutsche Schule und ein Hospiz erheben, und dieser wüsteste Teil Jerusalems wird verschwunden sein. Allein Kaiser Wilhelm würde sich auch um die gesamte Christenheit ein großes Verdienst erwerben, wenn er seinen mächtigen Einfluß auch zur Abstellung der elenden Zustände in der unmittelbaren Umgebung der Grabeskirche und in dieser selbst geltend machen würde. Bis auf die jüngste Zeit waren die Franzosen die anerkannten Beschützer des christlichen Glaubens im Orient, und sie thaten sich besonders in Bezug auf das heilige Land viel darauf zu gute. „Partons pour la Syrie“ war bei jeder sich darbietenden Gelegenheit das Feldgeschrei, und obschon sie in Frankreich selbst die Klöster aufhoben, die Kirche verstaatlichten, galt doch noch bis heute das Wort Gambettas, daß dieses rücksichtslose Vorgehen „kein Exportartikel“ sei. In der letzten Zeit hat aber Deutschland seine Christen im Orient selbst unter seinen eignen Schutz genommen; sie bedürfen des französischen Schutzes nicht mehr, und es ist wohl zu hoffen, daß Deutschland sich nicht nur seiner Christen, sondern auch der heiligen Stätten von Jerusalem annehmen wird, damit sie der gesamten Christenheit würdiger werden, als sie es bisher gewesen sind.



Die Geburtskapelle Jesu.

Herbstliches aus den Bergen.

Skizze von

Anton Freiherrn von Perfall.



Die Zeit der Vollreife ist angebrochen, alles schwellt von Früchten, der wilde beunruhigende Daseinsdrang des Frühlings klingt harmonisch aus in der Erfüllung; jeder Organismus ist gesättigt, auf dem Höhepunkt seiner jährlichen Lebenskurve, die von da an wieder abwärts sich neigt. — Erntezeit! Die Natur selbst sehnt sich nach Entlastung. Ceres glüht vom Sonnenbrand der Felder, Diana schürzt den Rock und greift zum Speer voll männlichen Verlangens. — Die Jagd geht hoch! Bis jetzt war's doch nur Spielerei.

Im sonst so stillen Försterhaus herrscht das rege Leben eines Feldlagers. Der Train des hohen Jagdherrn ist gestern eingetroffen. Es gilt, den Haushalt eines glänzenden Hofes en miniatur hineinzupressen in die schlichten Räume — und mit staunenswerter Fertigkeit vollzieht sich das Unbegreifliche. Die alte rauchgebräunte Wohnstube wird zum Speisesaal, die Registratur daneben mit der dumpfen Schlagregisterluft, den langweiligen blauen Deckeln vor den Regalen zum eleganten Rauch- und Spielzimmer, die Gewehrkammer oben neben der Schlafstube mit dem Öl- und Pulvergeruch zum Boudoir der hohen Habsburgerin, der Fürstin, und in der schmarngewohnten Küche waltet der Koch, der Tausendkünstler, seines Amtes, während im Waschhause die Feinbäckerei eingerichtet ist.

Rückwärts auf der Wiese sind hölzerne Stallungen und Remisen errichtet.

Der Förster entwirft den letzten Schlachtplan. Jagdgehilfen, Treiber holen ihre Ordre, — morgen sechs Uhr beginnt der erste Trieb, — die Auergraben. „Am Anfang und am Schluß das Beste, in der Mitt' leid's schon a bißl a Batzerei," ist das Leitmotiv des Försters.

Die ganze Dorfschaft ist in Erwartung. Die Farben des taxischen Hauses wehen von den Altanen. —

Endlich! Vornehmes Wagengebrumm — rote Livreen leuchten auf der weißen Straße, — vier Rappen! „Das war'n ei' für die Leonhardifahrt — was Hias?"

Fürst Albert von Taxis und seine hohe Frau aus dem Hause Habsburg. Ihnen folgen in leichten Gefährten die Gäste, Herren und Damen . . . Ein Hauch der großen Welt durchzieht das kleine Bergdorf, die Lebenslust, das frohe, farbenglühende Genießen, die üppige Geberlaune der Renaissance, welche im Süden dieses edle Geschlecht gezeitigt, halten Einzug in dem bescheidenen Försterhaus.

Der Rapport des Försters ist vielversprechend. „Gams g'rad gnua, und a drei bis vier guate Hirsch sollt ma a moana."

Er würzt das bereite Diner, dem die Erwartung einer frohen Weidmannswoche den Humor verleiht.

Ein Ständchen der Dorfkapelle schließt den Abend. Der Himmel ist sternenklar, und um vier Uhr ist schon das Frühstück bestellt.

Durch den frischen Augustmorgen geht die flotte Fahrt dem Aufstiegplatz zu, bei der Auerhütte. Der Förster mit seinen Gehilfen, der Troß der Treiber und Träger erwarten uns. Ein lebendiges, urwüchsiges Bild auf der rings von zu Berg strebendem Hochwalde umgebenen Wiese.

Die Auergräben stehen im besten Andenken, mächtige Latschenfelder, von steilen, felsigen Gräben durchzogen.

Frohe Hoffnung erfüllt jede Brust.

Der Aufstieg beginnt in endloser Kette, voran mit elastischem Schritte die hohe Jägerin, den Auerhahnstoß auf dem Hüt'l.

Die ersten Stände werden mit Mißtrauen eingenommen trotz der Versprechungen der Gehilfen. Heute strebt alles nach der Höhe, da wartet der Erfolg.

Der Hochwald hört auf, steiles Geröll beginnt, starre Felswände heben sich aus

Latschenfeldern, groteske Burgen, riesige zerbröckelte Säulen, die grotesken Formationen des verwitterten Kalkgebirges. Da und dort ertönt ein Gamspfiff, blitzt es gelb auf zwischen den Latschen, — das erhöht nur die Erwartung.

Die Reihe der Jäger lichtet sich. Der Fürstenstand wird eingenommen, weites Schußfeld bietend, dann geht's noch eine Stunde bergauf, bald im Zickzack, bald kerzengerade, durch zähes Latschengestrüpp, an kritischen Wandeln vorbei über fast senkrechte Steinwiesen, die unter dem Fuß entweichen. Endlich nach drei Stunden ist der Stand erreicht. Dafür hab' ich kürzere Wartezeit; schon ertönt der Signalschuß zum Anfang des Triebes. In einer Stunde kann's losgehen, die Treiber haben langen Weg.

Ein zerrissener felsiger Graben zieht sich vor mir bis zur Schneid' hinauf. Drüben breitet sich ein Latschenfeld, aus dem da und dort groteske Felsen herausragen.

Nun richtet man sich ein, die Patronen werden bereit gelegt, das Perspektiv. Ein Schluck Rotwein und ein bißl „Untern" beruhigt für alle Fälle die Nerven — auch eine Cigarre leidet es noch. Dann werden Entfernungen abgeschätzt, einzelne Stellen als wahrscheinliche Halteplätze des flüchtigen Wildes bestimmt, — da könnte Wildbret durchbrechen, — der Felskopf dort wäre wie für einen Gemsbock wie gemacht. . . .

Die Sonne scheint jetzt glühend heiß, ein milchiger Dunst legt sich über die weite Landschaft, alle Konturen verschwimmen, während das gelbe Gestein vor mir ein grelles Licht umzittert. — Verdammt schlechtes Schußlicht. — Ein Steinpocher umflattert neugierig die fremden Gesellen. Hoch über dem Latschenfeld im blauen Äther ziehen zwei Alpenkrähen ihre Kreise, nahe Mahlzeit witternd. Sonst Ruhe ringsum. Na, jetzt wär's Zeit, das Wildbret wenigstens sollte schon locker werden.

Da stößt sich eine klingende Luftwelle an dem Waldberg gegenüber. War es ein Schuß? — Noch einmal! — Ein elektrischer Strom geht durch den Körper. Die Büchse schußbereit — Steine kollern tief unten. Der Blick schweift jetzt verlangend durch den Graben vor mir, auf und ab.

Auf einem der Felsbasteien, tief im Latschenfeld regt sich's, eine gelbe Kette schlingt sich durch das tiefe Grün — sechs — acht — zehn Gams! Kitzgeis! Jahrling, „G'raffl" auf gut Deutsch. — Da rasselt's und klappert's unter mir, die Latschen schwanken — heiliger Hubertus! — Ein „Stuck" springt in den Graben, das Kalb hinterher — Büchs an die Wang! Wenn er nachkäm'? Noch ein „Stück", und dahinter leuchtet's rot auf — dünne Stangen werden sichtbar — o weh, ein Sechserl! nicht schußbar heute.

Jetzt kann man den Anblick genießen; mit elastischen Sprüngen geht's durch das Gestein herunter, auf der Sohle des Grabens halten sie, Augen nach abwärts, zu mir herauf — verschwunden! — Unten knallt's munter drauf los. —

Im Latschenfeld wird's lebendig, überall tauchen die gelben Punkte auf.

Auf der äußersten Spitze eines Felsgrates steht der Rechte, starr abwärts blickend, — verschwindet wieder. — Jetzt wär' es höchste Zeit! — Über mir kracht ein Schuß. —

Eine Steinlawine wälzt sich herab, gleich wird der Gemsbock daherkugeln — richtig, da ist er schon — aber rüstig auf den Läufen. In wiegendem Galopp geht's herab, — mindestens fünfjährig — der Krucke nach. — Bei der weißen Platte dort wird er stehen bleiben — — ja, hat sich was! — Nur noch zwei Sprünge und er ist für mich verschwunden. Der Kerl hat Glück! — Ein guter Anfang. — Ho! hallo! juah! brr! brrr! Wau — wau! Die Treiberkette wird schon sichtbar, — aber in demselben Augenblicke geschieht ein Wunder — der ganze Graben lebt! Von unten herauf drängt ein Rudel, eine Kitzgeis voran, den Äser heraus, so abgehetzt. —

Mein Blick sucht nach einem guten Bock, — die Gefahr, eine Kitzgeis zu schießen, ist zu groß, so drängt sich das Völkchen durcheinander — lieber nicht! — In der Grabenwand mir gegenüber — die zwei Schleicher, die sind sicherer, besonders der vordere — ein Kapitalbock! — Er verschwindet wieder — dort muß er wieder auftauchen — mein Visier richtet sich auf den Punkt — da steht er schon, auf das gehetzte Rudel blickend unter ihm. Diesmal nehme ich's genau: im Rauch stürzt er, kugelt herab unter mir durch in einer Staubwolke.

Das Rudel unten zerstiebt, nur ein Vierjähriger stürzt mir gerade entgegen, völlig ratlos. Schon fahre ich auf, dupfe

ein — da kracht die Latsche über mir, schwerer Steinschlag folgt — der Gamsbock schlägt um. Ich blicke hinauf, sehe ein Geweih blitzen — halloh, der ist mir lieber. — Ein Hirsch zottelt durchaus nicht eilig den Wechsel hinab, auf den ich vor Beginn schon starke Hoffnung gehegt. — Gut' acht, keine hundert Schritt — er springt in den Graben, blickt zurück, — Da gilt's einen tüchtigen Blattschuß, zur Nachsuche ist jetzt ungünstige Zeit. Ich nehm's so genau wie möglich — Bäng!

Der Hirsch hebt sich vorn, zieht das Kreuz ein. „Hat ihn schon!" tönt eine wohlbekannte Stimme hinter mir. Jakl, der Jäger, hat sich lautlos in den Stand geschlichen. — Doch das kenne ich, man hat ihn erst, wenn er daliegt. Der Hirsch will umschlagen, gleitet aus, kommt wieder auf die Läufe. Ich gebe ihm die zweite Kugel, — wenn's nur nicht das Geweih kostet — da saust er abwärts unter mir vorbei durch den Graben. — Jetzt wird's wohl ein Ende sein, nur den bekannten dumpfen Ton des Sturzes, auf den ich eifrig horche, hör' ich nicht.

Jakl reicht mir die Schnapsflasche — Weidmannsheil! — Drüben steigen die Treiber schon in die Grabenwände.

„Obacht! Auf'paßt — heissa — hoho — gehst außa!" — Der zweite Bock, der sich irgendwo versteckt. — „Da springt er schon außa!" ruft Jakl, „o du Tropf!"

Gerade gegen die Treiberkette, trotz allen Schreiens und Werfens. Keine Möglichkeit, einen Schuß anzubringen. Nun am Ende, verdient hat er's, der Schlaue, und ich gönne ihm die Rettung.

Ganz stolz bin ich auf meine Großmut — aber wenn der Hirsch und der Bock nicht unten lägen — die Wut! Der Beutedurst ist gestillt, das ist alles.

Der Trieb ist aus. — Ich lasse mich mit Jakl in den Graben hinab. Es ist immer besser, selbst dabei zu sein, als den Treibern das Aufklauben zu überlassen. Ich bin gewitzigt.

Der Gemsbock liegt nicht weit, er hat sich mit der Krucke in einen Latschenboschen verhängt, — aber der Hirsch fehlt.

Eine gute Rotfährte zieht sich zwar nach abwärts über die weiße Rinne, aber auf die Läufe ist er doch wieder gekommen. Das ist immerhin schon bedenklich.

Also Jakls „Satan" auf die Rotfährte gesetzt, an der Leine natürlich. — Da biegt er schon ab in das Latschenfeld, aufwärts auch noch. — Jakl rückt schon das Hüt'l. Hohl durchschossen am Ende, hat mir schon gar zu schnell Zeich'n geb'n. — „Satan" zieht vor Jakl an der Leine, über zähes Latschengeäst — gepeitscht, gekratzt — geht es vorwärts. Der Schweiß ist wenig, aber gleichmäßig, die Hauptsache, er führt wieder aufwärts.

Endlich läßt Jakl „Satan" los, es ist kein Fortkommen mehr in den Latschen. — Nach wenigen Minuten gibt er Laut. Schlag auf Schlag! Ich folge vorsichtig bergab — der Laut bleibt fest. Endlich sehe ich den roten Hund zwischen den Latschenästen, der Hirsch liegt vor ihm verendet. „Z'ruckg'setzt acht! I gratulier'!" meint Jakl. —

„Auf Wiedersehen heut' abend auf der Strecke." Es ist indes zwei Uhr geworden. Der Versammlungsplatz hat sich schon gefüllt, bis wir kommen, Treiber und Träger lagern um das Frischangezapfte, um den dampfenden Wurstkessel. Die Wagen haben die Damen gebracht, die Jagdgäste nahen schon von allen Seiten.

Die Glücklichen und die Unglücklichen sind schon am Gange, an den Bewegungen zu erkennen. Vor der Hütte wird die Strecke bereitet, immer neue Beute kommt von allen Seiten. Der Fürst hatte gutes Weidmannsheil, vergißt darüber jedoch nicht einen Augenblick seine Gäste, fragt, bedauert, tröstet und weiß jeden zu befriedigen. Die Courtoisie des Hofes, von dem frischen Tannenduft gekräftigt, mischt sich mit der Ursprünglichkeit ungebundenen Wald- und Jägerlebens zu einem satten lebensvollen Bilde inmitten der stillen Waldwiese.

Das Souper heute abend ist schon animierter. Alle Wechselfälle, alle Details werden erzählt, — alles Mißgeschick ist vergessen, nur die Lust ist geblieben, die aus allen Gesichtern strahlt.

Um zehn Uhr ist noch einmal Strecke.

Das ganze Dorf ist versammelt, die Musikkapelle spielt den Taxismarsch, Fackeln beleuchten die Scene, und in die stille Nacht hinaus tönt „Hirschtot" und „Gamstot" in alter Weidmannsweise. Man prüft die Kruken, die Geweihe, erlebt noch einmal all' die bewegten Scenen, aber auch der Verdruß hebt sich von neuem in der Brust, über Patzerei und Fehlschuß.

Achtzehn Gams, größtenteils gute Böcke und vier Geweihte schmücken die Strecke.

Noch ein Plauderstündchen beim edlen Sekt, frischem Münchener und einer Havanna, und der erste Tag ist beendet.

Die hohen Herrschaften ziehen sich zurück. Die Gäste begeben sich in ihre Quartiere, die Jungen wohl rasch noch zum oberen Wirt, wo noch ein Schuhplattler getanzt wird und Volksstudien gemacht werden. — Die Woche ist einmal Feiertag, — die Fürstenwoche! Kein Mensch denkt an Arbeit; braucht's auch gar nicht, die Taschen füllen sich auch so mit Kleingeld, ein wahrer Silberstrom geht jetzt von dem Försterhaus aus ins ganze Thal. Er fließt durch Kirche und Schule, setzt in jeder Hand etwas ab, — sogar eine Hochzeit fehlt nie in der Fürstenwoche, aber auch nie der fürstliche Hunderter in der zinnernen Schüssel.

Kein Wunder, wenn unzählige Gebete um Weidmannsheil für den hohen Herrn zum Himmel gesendet werden und die Woche viel zu kurz erscheint. Ergeht es doch vor allen so den Gästen, welche die Freude genießen, hier geladen zu sein.

Verdirbt das Wetter nicht den Spaß, was leider in dieser Jahreszeit nur zu oft der Fall ist, dann ist es eine herrliche Zeit, und der abgesagteste Feind vom Treiben, vom weidmännischen Standpunkte aus, muß die geselligen Vorteile dieser Jagdart zugeben, welche außerdem, so weidmännisch wie in diesem Fall betrieben, gewiß keinen nachhaltigen Schaden bringt.

Ist der bunte Jägertraum entschwunden, dann wird's still in den Bergen, auch die Sommerfrische ist zu Ende, man ist wieder ganz unter sich. Die große Woche bildet den Gesprächsstoff am Stammtisch, bis der erste Hirsch schreit im Bergwald und zu neuen frohen Thaten ruft.

Der Jagdkavalier bezieht das ihm angewiesene Revier, eine Almhütte oder Winterstube, auf vierzehn Tage. Die Hirschbrunst beginnt, das vornehmste Weidmannswerk! Da gilt es, das eigne Können bewähren, Ausdauer und Bescheidenheit im Wünschen.

Mit dem Massenmord, dem unthätigen Abwarten, mit Souper und Damen ist es vorbei. Der Magen muß sich mit Speck und Schmarn bescheiden, ein Jagdgehilfe, dann und wann ein Holzknecht, ein verspäteter Senn sind die einzige Gesellschaft die Woche über. Köstlicher Eintausch dafür: die bunte Pracht des Herbstes, die stille Waldeinsamkeit, ungestörtes Aufgehen in der großen Natur, Rückkehr zu den paradiesischen Quellen der Menschheit! —

Und noch immer hat Hubertus neue Freude vorrätig für die Bergjäger. Es will gar nicht enden.

Der Winter hat schon seinen Einzug gehalten, der „große Tote," da regt sich erst im schwarzen Gemsbock der glühende Lebensdrang, — das Liebesverlangen, und von neuem geht es hinauf in Strümpf' und Gamaschen, zu neuen Wonnen. Und wenn ich wählen müßte zwischen dem sommerlichen Hag, in dem der Rehbock aufs Blatt springt, dem herbstlichen Wald, in dem der Hirsch schreit, und dem winterlichen Weiß, in dem der schwarze Gamsbock seine Liebesjagd hält, ich griffe zu dem letzten, — so hundertfältigen Reiz finde ich darin.

Bis 1. Dezember dauert die Lust, wenn es der Schnee erlaubt und der noch feindlichere Nebel, dann geht's bergab dem heimatlichen Dorfe zu. Steckt dann zum Beschluß so ein schwarzer Teufel im Rucksack, dann thut man einen dankbaren Blick zurück auf die lieben Berge, die so viel Freude gewährten, — lebt wohl, auf frohes Wiedersehen, — wenn der Hahn falzt.





Die Retterin.

Skizze aus dem Frauenleben von

Frieda Freiin v. Bülow.

Marianne bewohnte mit ihrem Mann eins der hübschen kleinen Schweizerhäuser, die in dem Gebirgsort an Sommergäste vermietet wurden.

Sie war seit zehn Jahren verheiratet.

Als Mädchen und als junge Frau war sie auffallend hübsch gewesen; mehr von der imposanten als von der lieblichen Art. Sie hatte sich auch bemüht, die Natur zu korrigieren, die, wie sie fand, ihre Taille nicht elfenhaft genug gestaltet hatte.

Im ersten Wochenbett hatte sie dann ein totes Kind zur Welt gebracht, und der grobe rücksichtslose alte Hausarzt schrieb dies Unglück dem Umstand zu, daß sie sich stets zu fest eingepanzert habe.

Natürlich glaubte sie ihm nicht. Aber das Traurige war, daß sie von da an gekränkelt und ihre Schönheit verloren hatte.

Sie sah jetzt bleich und hohlängig aus und hatte eine schlaffe Haltung. Immer plagten sie Nervenschmerzen und eine grenzenlose Erschöpfung. Und dabei mußte sie sich über jede Kleinigkeit aufregen.

Wie war sie einst glücklich und stolz gewesen, als der glänzend begabte Lothar, dem jedermann eine „Zukunft" weissagte, um sie geworben hatte! Und wie sie für ihn geschwärmt hatte! Darüber mußte sie jetzt wirklich lächeln.

Aber sie bewunderte ihn noch heute und fühlte sich mehr als je von ihm abhängig. Seine Zärtlichkeit war ihr Glück, und seine Kälte ihr Unglück.

Und er? —

Wie lange hatte sie es nicht glauben wollen! Wie war sie erfinderisch gewesen in Erklärungen! Jetzt konnte sie nicht mehr.

Ganz allmählich war es gekommen, mit ihrer zunehmenden Kränklichkeit, mit dem Verschwinden ihrer Schönheit und Frische. Mehr und mehr war er gegen sie erkaltet.

„Wann habe ich es doch zuerst deutlich empfunden?" besann sie sich oft in den schlaflosen Nächten. Sie dachte fast an gar nichts anderes mehr.

Zuerst war es ihr aufgefallen, daß er sie nicht mehr die schönste aller Frauen nannte. Im Anfang ihrer Ehe hatte er ihr so viel schöne Dinge über ihr Aussehen gesagt, daß sie ganz gleichgültig dagegen geworden war. Aber als das Zuckerwerk der gewohnten Lobesworte ausgeblieben, war sie erst erstaunt gewesen, dann erschrocken. „Ich glaube, du findest mich gar nicht mehr hübsch?" hatte sie ihn einst, sehnsüchtig auf eine Versicherung des Gegenteils hoffend, gefragt.

Und da hatte er nur gesagt: „Du siehst sehr leidend aus."

„O, ich werde mich erholen!"

„Hoffentlich."

Wie Eisluft war die Kälte seiner Worte auf ihr verzärteltes Herz gefallen.

Sie hatte die größten Anstrengungen mit der Toilette gemacht, hatte sich so schön geschmückt und coiffiert, wie sie konnte — umsonst! — Zu deutlich war es zu bemerken: sie gefiel ihm nicht mehr.

Er hatte sie zur Frau begehrt, weil er sie so schön gefunden hatte, und nun fand er sie nicht mehr schön! —

Nicht nur, daß sie durch Kränklichkeit verloren hatte, auch sein Geschmack war ein anderer geworden! Als er damals um sie warb, schwärmte er für hohe Frauengestalten

und klassische Formen; heute liebte er die elfenartigen, präraffaelitischen schlanken Wesen. Ehemals begeisterte er sich für griechische Nasen, ein reines Oval und stolz geschwungene Lippen, heute entzückten ihn zierliche Stumpfnäschen, Nixenaugen und verführerische, kußbereite kleine Mündchen.

Sein Ideal änderte sich, wie der Geschmack der Künstler, — sie aber blieb natürlich der Typus, der sie war. Und sie war und blieb nun einmal seine Frau.

Aber nicht allein, daß ihr Äußeres ihm nicht mehr gefiel: sie langweilte ihn jetzt. Früher hatte er ihre einfachsten Worte interessant gefunden; jetzt konnte sie das Nachdenklichste sagen, was ihr einfiel, er hörte nicht mehr hin. — Und wenn sie weinte und sich beklagte, behandelte er sie mit einer halb ungeduldigen Nachsicht, wie eine launische Kranke. Er sagte: „Das ist ja alles nur nervöse Reizbarkeit, Marianne. In deinem Zustand weißt du oft wirklich nicht, was du willst."

Sie rief dann wohl bitter: „Ich weiß jedenfalls, daß ich leide!"

Dann pflegte er sich achselzuckend und schweigend abzuwenden.

Sie haßte ihn in solchen Augenblicken. „Daß er meinen Jammer nicht sieht," dachte sie, „ist unmöglich. Er will nur nicht sehen. Er ist vollkommen herzlos."

Solange man in der Gesellschaft lebte und nicht allzu viel voneinander zu sehen brauchte, ließ es sich allenfalls ertragen; aber hier, in der Sommerfrische, wo man aufeinander angewiesen war, spitzte sich das alles bis zur Unmöglichkeit zu.

Sie lud eine unverheiratete Cousine ein, eine Künstlerin. „Hast du etwas dagegen?" hatte sie vorher ihren Mann gefragt.

Er erwiderte lebhaft: „Im Gegenteil! Es wird zu dreien recht gemütlich sein." Statt sich zu freuen, dachte sie in ihrer krankhaften Empfindlichkeit: „Zu zweien ist's ihm nicht mehr gemütlich! Er ist ganz beglückt beim Gedanken an das Aufhören unseres tête-à-tête."

Alles wurde ihr zur Bitterkeit.

Die Cousine kam und war munter und sehr unterhaltend. Lothar stand nicht mehr mit dem letzten Bissen vom Tisch auf wie bisher, sondern blieb lange sitzen im Geplauder mit Lucinde. Er fand es auch nicht mehr so notwendig, fast täglich Bergtouren zu machen, bei denen man zarte Damen nicht mitnehmen konnte. Immer saß oder ging er mit der Cousine.

Marianne beobachtete ihn mit selbstquälerischem Eifer. Sie ging geräuschlos ab und zu, fast immer stumm. Und sie sah genau, wie ein fast unmerklicher Schatten über Lothars Gesicht ging, wenn sie kam.

Sagte sie dagegen: „Ich muß gehen, ich habe in der Küche zu thun," oder dergleichen, so sah er jedesmal angenehm berührt aus, und nie, niemals hörte sie das heißersehnte: „Bleib doch hier!"

Sie hatte gemeint, schon auf der tiefsten Tiefe des Elends angekommen zu sein; aber erst seit die andere da war, von der sie täglich sah, wie sie ihm gefiel, war ihre Verzweiflung zum äußersten gekommen. Dennoch reichte ihr Stolz wenigstens aus, sich in Gegenwart der anderen zu beherrschen.

Sie saßen abends in dem kleinen Gartensalon auf den niedlichen Rohrsesseln, die Marianne geschmackvoll mit bunten Kretonnen garniert hatte. Im Vorgärtchen dufteten Rosen, und Johanniswürmchen schwebten als weiße Feuerfünkchen im schwarzen Laubwerk.

Es war Juni mit seinen kurzen Nächten. Marianne schwieg.

Lothar und Lucinde, die lebhaft plauderten, schienen ihre Gegenwart zu vergessen. Immer wenn Lucinde sprach, richtete sie das Wort an Lothar, und immer blickte er nur nach ihr. Sie unterhielten sich über moderne Kunst, über die Strömungen des Geisteslebens und ihre ewigen Gesetze.

Dabei gebrauchten sie Ausdrücke, die Marianne nicht kannte, und sprachen Gedanken aus, die sie nicht nachdenken konnte.

Sie dachte, daß sie in der Schule immer zu den begabtesten Schülerinnen gehört habe und noch als junge Frau, in der Gesellschaft, für ebenso klug und belesen gegolten hatte, wie schön. „Aber jetzt bin ich ganz dumm. Krankheit und Gram haben mich dumm gemacht. Kein Wunder, daß ich ‚ihn' langweile."

Sie stand schwerfällig auf.

Die beiden beachteten es gar nicht.

„Ich bin müde," sagte Marianne sanft, „laßt euch nicht stören. Ich möchte einstweilen zu Bett gehen."

„Schlaf recht gut!" sagte Lucinde herzlich. — Aber Lothar sagte nicht einmal



Stillvergnügt. Studienblatt von C. Hans Pleß.

„gute Nacht.“ Er vergaß es, weil er gerade an etwas anderes dachte.

Wie zermalmt von Herzweh, schlich Marianne die Treppe hinauf, die zu den Schlafzimmern führte.

Immer war es derselbe Schluß: „Ich bin nicht mehr schön, ich bin nicht mehr amüsant, ich habe keine Kinder, keine Kraft, — also bin ich völlig wertlos, unnütz, lästig, wie etwas, das man auf den Kehrichthaufen wirft.“

Statt sogleich zu Bett zu gehen, trat sie auf die Holzgalerie hinaus. Sie konnte von hier aus deutlich die Stimmen der beiden im Gartensalon hören. Verstehen nicht; denn sie murmelten, schien es ihr.

Und wie endlos dies Gemurmel dauerte! Und welche Höllenqual es ihr schuf!

Endlich hörte sie ein Stühlerücken und „Gute Nacht“-Sagen. Sie schlüpfte in ihr Schlafgemach.

Aber kein Schlaf kam. Ruhelos wälzte sie den heißen Kopf auf den Kissen. Mit Grauen vor dem Kummer des neuen Tages stand sie am frühen Morgen auf. In den Thälern wogten Nebel, daraus schwarzgrüne Baumwipfel ragten, wie Inseln aus milchweißer Meeresflut. Darüber stand in glänzender Pracht, purpur- und goldumwallt, die junge Sonne.

In der nahen Dorfkirche läutete es zur Frühmesse. Marianne konnte von ihren Fenstern aus den tiefer am Berghang gelegenen Klostergarten übersehen. Dort stand eine Nonne, das Gesicht der Kirche zugewendet. Die las während des Frühläutens in ihrem Brevier. Neben ihr blühte ein dichter Busch schneeweißer Nelken.

„Dies ist nun vollkommene Entsagung!“ dachte Marianne fröstelnd. „Ein lebendes Totsein!“ Sie aber sehnte sich ja zu Tode nach dem Glück!

Langsam — in Pausen — kleidete sie sich an. Sie fühlte die äußerste Erschöpfung.

Und doch hielt sie es nicht mehr aus in der Kammer, weil sie immer auf die kräftigen Atemzüge ihres im Nebenzimmer schlafenden Mannes hören mußte.

Ihn jetzt mit einem Kuß wecken dürfen! Sich von seinem Arm umschlungen und mit lachender Zärtlichkeit überschüttet fühlen wie einst! —

Er aber mochte nichts mehr von ihr wissen.

Nein, sie mußte fort, hinaus in die morgenfrische Natur. Vielleicht, daß die ihr etwas Linderung brachte!

Auf leisen Sohlen schlich sie die Treppe hinab und verließ das Haus.

Herrlich roch der Wald! Feierlich war es in seinen hohen Hallen wie Sonntagmorgen. Und die Wiesen, wie taubenetzt, mit tausend halbverschlafenen, bunte Äugelein öffnenden Blumen und zackigen Blättern und Kräutlein! Und die reifenden Felder, die ihre Millionen zarter Halme wie sehnend dem Tag entgegenstrecken! Alles ein begeisterter Schönheitshymnus! —

Marianne sagte sich: „Dies alles sind ewig sich erneuernde Wunder an Schönheit. Meine Augen sehen sie, mein Verstand erfaßt sie, und mein Herz kann sich doch nicht freuen. Es ist alles umsonst.

„Niemand kann je elender gewesen sein, als ich, — von Menschen und von Gott verlassen! Es wäre das beste, zu sterben.“

Sie fing an über die ihr bekannten Arten von Selbstmord nachzudenken.

Eine Kirchenuhr schlug sieben.

Sie sah vergleichend auf das Zifferblatt ihrer Taschenuhr. „Richtig: sieben.“ Nun mußte sie nach Hause zurück. Lange genug war sie so mutterseelenallein umhergeirrt. Ihr war ganz schwach. Sie wollte auch mit Lothar und Lucinde frühstücken. Kam sie zu spät, so waren jene vielleicht schon spazieren gegangen, und sie mußte wieder stundenlang mit ihren Gedanken allein bleiben. Und davor bangte ihr sehr.

Sie schlug den nächsten Pfad nach ihrem Wohnort ein. Er ging sachte bergab durch jungen Buchenwald.

Ein rascher, ziemlich schwerer Schritt kam hinter ihr her.

Sie war in ihrer Melancholie so menschenscheu geworden, daß sie ängstlich zusammenfuhr und den eignen müden Schritt beschleunigte. Dennoch überholte sie der andere Fußgänger bald. Es war eine Bäuerin. „Grüß Gott,“ sagte die Frau mit dumpfer Stimme.

Marianne bewegte kaum die Lippen zu einem „guten Morgen.“

Sie blickte der hochgeschürzten, kräftig ausschreitenden Frau fast feindlich nach.

Aber plötzlich horchte sie verwundert auf. Was war denn das? Weinte die Frau?! Es klang wie ein Aufschluchzen.

Und wieder. Ja, das war Schluchzen! Ein Schluchzen wie von wildem, alle Dämme durchbrechendem Schmerz.

In diesem Augenblick vollzog sich in Marianne etwas Wunderbares: sie verlor mit einemmal das wie Centner auf ihr lastende Gefühl des eignen Unglücks und der Ohnmacht. Das unerträglich bittere Leid verwandelte sich plötzlich in Mitleid, und das war ganz sanft und süß.

Sie fühlte nur: diese Arme leidet! Und sie wünschte nur: ich möchte helfen — wenigstens trösten.

Und damit kam seit langer Zeit zum erstenmal das herrliche Gefühl der Kraft. Odem des Lebens!

Am Wege stand ein Kirchlein.

Die weinende Bäuerin legte das Bündel, das sie trug, zur Erde und blieb, an die offene Kirchthür gelehnt, haltlos vor Kummer, stehen.

Marianne ging, so rasch sie konnte. So entschlossen und aufrecht war sie lange nicht gegangen.

Bald hatte sie die Frau an der Kirchthür erreicht. Sie ging zu ihr und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Warum weinen Sie?“ fragte sie liebevoll.

Unter strömenden Thränen, aber sehr bereitwillig schüttete die Frau ihr Herz aus. Ihr Mann sei krank, erzählte sie, er werde alle Tage schwächer und liege des Nachts in Schweiß gebadet. Der Herr Doktor sage, es wäre weiter nichts, sie sähe aber doch, wie er verfiele.

„Was soll ich nun anfangen!“ schluchzte sie. „Wenn mir der Mann stirbt, weiß ich nicht mehr, was ich sollt' anfangen auf der Welt. Ich hab' ja nichts als ihn.“

Marianne fand beredte Worte des Trostes und erteilte verständigen Rat.

Sie fragte nach dem Wohnort der Frau und versprach selbst einmal nachzusehen. Auch ein paar gute Rezepte wolle sie bringen.

„Vor allem aber müssen Sie Mut behalten, liebe Frau. Solange wir den Kopf oben behalten, geht's immer noch besser, als wir meinen.“

Sie, die so lange scheu und gramvoll verstummt war, fand mit einemmal Worte. Und wie wohl ihr das that! An Stelle der qualvollen Aufregung fühlte sie Ruhe, als sei sie allem Persönlichen entrückt.

In dieser Stimmung gelang es ihr auch wirklich, die verzweifelte Frau zu beruhigen. Herzlich drückte ihre zarte Hand beim Auseinandergehen die rauhe Hand der Bäuerin.

„Wir sind Schwestern,“ fühlte sie, „Schwestern im Leid. Und ich darf die Gebende sein.“

Die Bäuerin setzte getröstet ihren Weg fort. Marianne blieb eine Weile stehen und schaute ihr tief bewegt nach.

„Wie ich ihr dankbar bin!“ dachte sie, „Sie war mir eine Wohlthäterin, — eine Retterin! — Ich habe erfahren, daß ich doch nicht nutzlos und wertlos zu sein brauche, und daß es auch für mich noch ein Glück gibt! Nur muß ich nicht fordern, sondern geben. Das ist alles. Denen geben, die meiner kleinen Gaben bedürftig sind.“ Sie eilte nach Hause.

Lothar und Lucinde saßen schon beim Frühstück und unterhielten sich. Sie begrüßten Marianne freundlich, aber flüchtig und fuhren in dem, was sie eben sprachen, fort.

„Unsere innerlichsten Erlebnisse sind wie Träume,“ sagte Lucinde. „Sie ziehen von den äußeren Vorgängen unabhängig still durch die Seele, ziehen vorüber und versinken ins Unbewußte. Nur der Nachhall des innerlich Durchlebten begleitet uns durch die Tagesgeschäftigkeit und tönt leise mit. Wir sind wie Bücher, bei denen das Schönste und Wichtigste das ist, was zwischen den Zeilen steht.“

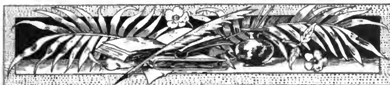
„Ich habe heute morgen auch schon etwas erlebt,“ sagte Marianne lächelnd.

Lothar sah sie überrascht an. „Nun?“

Marianne erzählte kurz und schlicht ihre Begegnung. „Und ich hab' sie wirklich etwas aufrichten können!“ Lothar sah vor sich hin und schwieg ein wenig beschämt. Aber Lucinde rief: „Wie reich dein Tag schon gewesen ist!“

Ja, Marianne wußte es jetzt: vor ihr lag der Reichtum. Sie brauchte nur mit den Händen danach zu greifen. —





Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Erinnerungen an Gustav Freytag und Friedrich Wilhelm Weber.

Von

Elisabeth Weber.

Als Gustav Freytag den Roman „Soll und Haben" schrieb, setzte er ihm als Motto das Wort Julian Schmidts voraus: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu Hause ist, nämlich bei seiner Arbeit." Gerade die Arbeit ist es, welche Freytag in seinem unsterblichen Werke verherrlichte. Dasselbe Lob des Fleißes und der hingebenden Pflichterfüllung spricht sich in den Gedichten Friedrich Wilhelm Webers, des Dichters von „Dreizehnlinden" aus. Die einfachen Worte:

Wird dir dein Tagewerk zur Last,
Bist du nicht wert, daß du es hast,

und

Ein Leben ohne Arbeit gilt,
Nur was ein Rahmen ohne Bild —

bezeichnen treffend Webers Weltanschauung. So verschieden die Charaktere Webers und Freytags auch waren, so verband sie doch schon in der Studentenzeit innige Freundschaft. Sie wußten sich eins in dem gemeinsamen Sinn für edles Streben nach würdigen Zielen und dem tiefen Abscheu vor Seichtem und Gemeinem. — Ob auch in reiferen Jahren die Wege der beiden Männer auseinander gingen, ob ihre verschiedenen Lebensstellungen den einen zum Süden, den anderen zum Norden führten, so glühte doch auch ohne äußeres Zeichen der Funken ihrer Freundschaft unter der Asche fort. Sie fühlten sich unverändert in ihrem Gemüt einander verbunden. Mit warmem Interesse verfolgte Weber, welcher damals mit seinen Dichtungen noch nicht hervorgetreten war und allein dem segenbringenden Berufe des Arztes lebte, die ruhmreiche Laufbahn des Jugendfreundes.

Freytags Bild hing in Webers Arbeitszimmer, und gern erzählte er von den gemeinsamen Erlebnissen in heiteren und trüben Tagen. — Wie innig die Freundschaft der jungen Männer war, davon legen Briefe, welche sich im Nachlasse Webers befinden und dem Schreiber dieses vorliegen, beredtes Zeugnis ab. Sie dürften manchem Litteraturfreund nicht uninteressant sein, zumal da der Inhalt sich zum großen Teil auf einen noch unbekannten Liedercyklus Webers bezieht.

Im Jahre 1836 hatten sich die Freunde in der Universitätsstadt Breslau, wo beide mit Fleiß ihren Studien oblagen, kennen gelernt. Freytag studierte Germanistik, Weber Medizin. Damals dachten beide nicht daran, daß ihre Namen einmal einen rühmlichen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte einnehmen würden. Hatte Weber, wie Freytag in den Erinnerungen aus seinem Leben erzählt, auch bereits das lustige Studentenleben hinter sich und kam er, um zu lernen, erschien er Freytag reifer und männlicher, als er selbst sich vorkam, so waren doch beide noch unbekümmert um die Zukunft. Das Leben hatte freilich Weber schon durch Mangel und Krankheit in eine harte Schule genommen, dennoch hatte er seinen Frohsinn nicht eingebüßt. Mit der Sorglosigkeit der Jugend und dem kecken Übermut ihrer Jahre sahen die Freunde in die Welt. — Weber war, wie Freytag erzählt, schon damals wegen seiner dichterischen Begabung bekannt*). „Mir erschien er," sagt Freytag, „als das Ideal eines Dichters, weit mehr als mein Professor**), und ich sah mit großer Hochachtung zu ihm auf." —

Von seinen Freunden, zumeist von Freytag und Wilhelm Danneil***) beredet, ging Weber damals mit dem Gedanken um, einige seiner Gedichte zu veröffentlichen. In einem Briefe Freytags aus dem Wintersemester 1836/37†) ersieht man, wie viel Gefallen er an diesem Gedanken fand, und wie er die Gedichte Webers höher schätzte als die Poetereien der damals auftretenden Nachbeter Heinrich Heines. Freytag schreibt:

„Mein theurer Weber!

Als Danneil neulich an Dich schrieb, legte ich nichts bei, weil ich an Euch selbst schreiben und Parow'n einiges Moos schicken wollte, das ich dem Juden schuldig war. Ich wartete alle

*) Freytag, Erinnerungen aus meinem Leben Seite 119.

**) Hoffmann von Fallersleben.

***) später Sanitätsrat in Salzwedel; siehe Freytag, Erinnerungen Seite 119.

†) Weber war zur Zeit noch in den Ferien in seiner Heimat, Freytag in Berlin. Datum des Briefes fehlt.

Tage darauf, das Geld von einem Bekannten, dem ich's früher geborgt hatte, zu bekommen, indeß es sprang nicht ein, und so setze ich mich denn ziemlich spät hin, Dir zu sagen, daß Deine beiden Briefe an uns mir unendliche Freude gemacht haben, weil sie mir bewiesen, daß Du ein Bürschlein nicht vergessen hast, das Dir in so wenig Tagen gut geworden ist, wie selten einem. Ich wollte, wir hätten Dich hier, das Leben sollte stattlich werden. Das übrigens sage ich Dir, bist Du erst wieder in Greifswald, so komme ich nicht einmal, sondern öfter zu Dir, da ich doch ziemlich lange in Berlin bleibe. Das Leben hier ist, wie Bollsack sagt, ohne vernünftigen Mittelpunkt. Jeder vagabondiert auf seine Faust, und halte ich auch fest an Danneil, wirkt doch die schlechte Berliner Luft auf den Geist wie Reif auf das junge Gras. Poeten gibt es hier entsetzlich viele, wenigstens nennen sie sich so, die schmieden und schmieden, haben auch belletristische Zeitungen in Menge, in denen sie sich loben können, fallen wohl auch über einen Fremden her und suchen ihn zu zerstechen, aber 's ist meistens jämmerlich Volk, schlechte Kartoffeln, die ihre Kraft aus dem Sande ziehen und an ihrer Pflanze kleben bleiben, am jötterjleichen Heine und jungen Deutschlande, und die schwer zu verdauen sind, weil sie dem Leser den Bauch auftreiben und ihn dumm machen. Dazu sind sie eingebildet und absprechend, so daß es ein Jubel ist, sie zu verhöhnen. Ich habe einige solche kennen gelernt, sie sind nicht viel werth. —

In welches Taschenbuch hast Du denn Deine Carmina einrücken lassen: ich würde mich so freuen, die bekannten Kinder ihres jungen Papas in Goldschnitt und Maroquin wiederzufinden. Unter all den Namen in den Almanachen, die ich gesehen, fand ich ihn nicht: er ist doch Friedel? Freilich ist es wahr, daß für den Poeten die Almanachlitteratur nicht der blütenreichste Weg ist. Das Publikum solcher kleinen Elfen, das meist aus nach Patschuli duftenden Herrchen besteht, versteht das kräftige Deutsch nicht zu würdigen. Der Harfenton greift ihre Nerven an. Hingegen ein kleines pikantes Liedchen à la Heine weiß sie zu fesseln. Die letzte Zeile, schauerliche oder fröhliche Empfindungen heuchelnd, mag das Ding sonst gewesen sein wie es will. Indeß ist es doch eine schöne Sache um das Gefühl, etwas Tüchtiges in die Welt gesetzt zu haben, und das Gefühl hast Du, solltest es wenigstens haben.

Ein Vorteil, den man diesem Berlin verdankt, ist der, daß man mehr Gelegenheit hat, sich für sein Fach auszubilden, wenn man fleißig sein will, was ich freilich von mir nicht sagen kann. Ich habe den Lachmann kennen gelernt und Böckh und Chamisso, habe mir vielerlei Bücher geborgt aus Bibliotheken, habe aber doch jämmerlich wenig gearbeitet; meine Aussichten sind noch sehr dunkel. Beim alten Hagen habe ich privatissimo Tristan und Isolde solo gehört, weil sich kein Anderer gefunden hat, bin aber nach einem halben Semester ausgekniffen und nicht wieder zu ihm gegangen, denn seine Explikationen waren fürchterlich und schändeten allen Genuß.

Bald gehen die Kollegia zu Ende, und die Zeit der Ferien dämmert heran. Ich wollte mit Danneil nach Salzwedel, da er aber wahrscheinlich hierbleiben wird, habe ich schon gedacht, wie schön es wäre, wenn ich zu Ostern mit Euch nach Greifswald wandern könnte, Rügen u. s. w.; ist mein Moos angekommen, wird sich die Sache schon machen, und die Reise wäre mehr als Gold wert.

Was machen die anderen alle? Besonders Withof, der so ernst und traurig nach Breslau zurückgekommen war? Sei doch so gut und erkunde den Stand der Untersuchungen, damit Du uns hier erzählen kannst, wie es steht, denn wir wissen wenig und dies bruchstückweise, Pan und ich hoffen noch unberührt zu bleiben von dem Wüthen des K.*)

Pan will in diesen Tagen ausziehen, wohin, weiß ich nicht genau? er ebensowenig; sollte er Euch daher die Nr. seines künftigen Quartiers nicht mehr schreiben, so kommt nur stracks Oranienburgerstraße Nr. 2, zwei Treppen hoch, wo ich mein Domizil aufgeschlagen habe, und richtet es so ein, daß Ihr einige Zeit hier bleiben könnt. —

Lebe wohl, mein lieber Weber, bald sehe ich Dich wieder, grüße tausendmal Bollsacken, Withof, Deetz und alle und bleibe gut Deinem

Puff Freytag."

Weber, nie ein eifriger Briefschreiber, hatte seinen Freund Puff (Studentenname Freytags) für dessen Ungeduld wohl zu lange auf Antwort warten lassen und erhielt von ihm als Mahnung folgende heitere Epistel:

„Erster Tretbrief.

Weberlein! Weberlein!

Ich wollte, die Sonne würde ein Kapuziner, damit sie ihre Gugel über das Gesicht ziehen könnte und sich wegwenden und weinen und zwar Deinetwegen. Ja, Deinetwegen und Deines sträflichen offenbaren Verrates wegen, der bis dato unter der Sonne nimmer vorgekommen. Denn sage selbst, gibt es einen trostloseren Zustand und grimmigeres Unrecht, als wenn zwei Leute, die ich durchaus nicht nennen will, an einen dritten, den ich auch nicht nennen will, um ihn nicht zu beschämen, den wir aber beide kennen, vor ungefähr einem halben Jahre, oder sonst zu einer Zeit, die man Olim nennt, geschrieben haben und seit der Zeit sitzen und sitzen und keine Antwort erhalten, obgleich sie darauf lauern, wie Hamster auf Augustsonne, weil der dritte sie — hu! hu! — vergessen hat. — Die beiden armen Leute sitzen aber, wie gesagt, und schütteln den Kopf und denken und sinnen, fahren auf und fragen jeden Tag, hat er geschrieben? Und wenn sie den Respons bekommen „dieses nicht," so fallen sie wieder in Träumereien und schütteln noch mehr mit dem Kopfe. Ach! und wenn sie ausgeschüttelt haben — so — —!! Aber 's ist uns schon recht, warum haben wir Dich überhaupt fortgelassen in das kalte Greifswald, wo Deine Hände erstarrt sind, daß sie die Feder nicht halten können, denn ich kann nichts Schlimmeres denken.

Und im Ernste, Mann! Wir sind bekümmert Deines Schweigens wegen und haben schon

*) Kamptz?

manch Wort darüber gesprochen. Es sind nämlich (erlaube, daß ich Dir das Resultat unserer Überlegungen kurz referiere) zwei Fälle möglich:

A. Du willst nicht schreiben.
1) Du bist böse
a. überhaupt,
b. auf uns,
c. auf einen von uns.
2) Du hast andere Gründe, diese sind für uns
a. unerforschlich,
b. unbegreiflich,
c. nichts geltend,

oder

B. Du kannst nicht schreiben,
1) Du bist krank,
a. lange,
b. das Gegenteil, also kurze Zeit, beides kann nichts gelten.
2) Du bist verliebt,
a. sehr,
b. nicht sehr, welches beides schlimm wäre, aber nichts gelten kann, weil wir auch gewissermaßen verliebt sind, und zwar in Dich, Du Eisriese! —
3) Du bist der „Verhinderung durch Umstände“ unterworfen, dies wäre gar nicht zu ertragen,

Schluß. Du bist verpflichtet, zu schreiben, und hast keine Entschuldigung.

Soweit sind wir gekommen, und jetzt fängt sich an, die neue Wahrheit bei uns zu bilden, daß Du gar nicht zu schreiben nötig hast, sobald sich ein Mittel erfinden läßt, Briefe von Dir zu bekommen, ohne daß Du sie schreibst. Da wir aber dieses Specificum noch nicht gefunden haben, so werden wir nicht aufhören, Dich mit unverschämter Treuherzigkeit und Beharrlichkeit zu treten, bis Du schreibst, und zwar so nüchtern und traurig wie ein Manichäer, was schon aus diesem Briefe zu ersehen. Und keine Neuigkeit sollst Du erfahren, auch nicht eine, obgleich ich gar schöne im Säcklein hätte, als z. B., daß Pan losgewesen und mit demselben noch losgehen wird, daß Bolle nicht nach Amerika geht und daß ich nie Geld habe und anderes sehr Wunderliche und Ungeheure, aber nichts davon erfährst Du durch Deine eigene Schuld, und Dir drohen noch unzählige solche Wische, wenn Du nicht schnell, ausführlich und freundlich schreibst. —

Aus den angeführten Gründen sehe ich mich genöthigt, zu schließen, empfehle nochmals unsere Noth Deinem Edelmuthe, grüße Deetzen und Gagula zu vielmalen und bleibe in aeternum Dein

manichäernder

Berlin, den 12. Juni 1837. Puff.

Die schlechte Scriptur ist ein Zeichen unseres Unwillens, Pans Grüße packe ich hiermit auch ein.“

Leider ergaben die Nachforschungen nach Weberschen Briefen im Nachlasse Freytags keinerlei Resultat, da letzterer all seine Korrespondenzen aus der Jugendzeit vernichtet haben soll. So lassen sich die Beziehungen der Freunde zu einander nur aus mündlichen Mitteilungen Webers und den noch vorhandenen Briefen Freytags an ihn weiter verfolgen. —

Die neue heinefreundliche Stimmung machte im Jahre 1837 viel von sich reden. Daß sich die Anhänger der aus Paris gepredigten Lehre „das junge Deutschland“ nannten, war eine wenig glücklich gewählte Bezeichnung. Lagen doch deutsche Art, deutsche Sitte und deutsches Empfinden den Schülern Heines ebenso fern wie ihrem undeutschen Meister. Ganz abgesehen davon aber waren ihnen auch Heines sprühender Geist, seine hohe poetische Kraft und seine vollendete Form gänzlich fremd geblieben. Sie begnügten sich in ihren Machwerken nur mit elenden Nachahmungen Heines litterarischer Untugenden: seiner frechen Sittenlosigkeit, seines krankhaften Weltschmerzes und seiner schnöden Verachtung nicht nur jedes frommen Christentums, sondern auch jedes positiven Bekenntnisses.

Kein Wunder, wenn zwei von dem modernen Geist nicht angekränkelte, ideal und bis ins innerste Herz deutsch und christlich denkende Männer, wie Weber und Freytag, über diese Strömung empört waren, und wenn solch seichte Litteratur ihren Widerspruch herausforderte. So schrieb Weber nachfolgende Spottverse:

Liederlust und Liebeleben in Berlin
von Friedel,
Greifswald, Sommersemester 1837.

I.

Wir sind die Berliner Poeten,
Wir singen gar frank und frei,
Und retten in ihren Nöten
Die deutsche Poeterey.

Wir tirilieren so feine,
Und tirilieren so fein,
Wir glauben, wir pfiffen wie Heine
Mit unsern Stimmelein.

Seine Lieder, die tiefgefühlten,
Die haben wir fleißig studiert,
Was wir zufällig behielten,
Das singen wir ungeniert.

Uns wuchsen vom Horchen die Ohren
Fast über Maß und Gebühr.
Keine Note ging uns verloren
Von seiner Kunst und Manier.

Zu Anfang sind wir gar winzig,
Da thun wir entsetzlich dünn,
Am Ende aber, da find't sich
Faustdick Pointe und Sinn.

So ist unser Pfeifen und Flöten,
Uns geht's wie Wasser und Wind!
Ei, ei! wir Berliner Poeten,
Ei, welche Kerle wir sind!

II.

Vom Himmel thaute die Liebe,
Vom Himmel des Lenzes Schein;
Der Lenz flog über die Fluren,
Die Lieb' in mein Herz hinein.

Sie that so heimisch, so herrisch,
Als wär' es ihr eigen Haus,
Trieb alle die alten Bewohner,
Die kleinen Freuden hinaus.

Ich habe so vieles gesungen
Von Lieb' und von Liebestreu,
Doch seit ich mich selber verliebte,
Ist's mit dem Singen vorbei.

Zu hundert Heineschen Liedern
Bewahr' ich die Reime im Pult:
Daß sie nicht lange gedruckt sind,
Ist einzig die Liebe schuld.

O weh! die Liebe, die bringt mich
Ums liebe tägliche Brot!
Mein Herz schlägt traurig und nüchtern: —
Ich wollt', es schlüge mich tot!

III.

Doch als ich nun um die Ecke bog,
Da sah ich ein Lichtgeflimmer:
Mein Liebchen wollte zu Bette gehn
In ihrem traulichen Zimmer.

Da mußt' ich stehn und sehn hinauf:
Fort konnt' ich nimmer und nimmer;
Die Sternelein, die am Himmel gehn,
Sie hörten mein Liebesgewimmer.

Mein Liebchen war schon lange zu Bett,
Ich aber weinte noch immer:
Behüte dich Gott, du frommes Geschöpf,
Du liebliches Frauenzimmer!

IV.

Ich schwur ihr ewige Liebe zu,
Ich schwur ihr auf meine Ehre;
Sie wiegte den zierlichen Lockenkopf
Und fragte: Wie's möglich wäre? —

Ich las ihr meine Gedichte vor
Von meinem Lieben und Leiden;
In stiller Trauer saß sie zuerst
Und lachte am Ende — — vor Freuden.

Da küßt' ich ihr glühend die weiße Hand
Im Wonnetaumel verloren,
Doch schalkhaft schlug das naive Kind
An meine seligen Ohren.

V.

Du bist so kalt, du fertigst mich ab
Mit schnippischer, schnöder Gebärde.
Was sagst du aber, mein kühles Kind,
Wenn ich berühmt erst werde.

Was sagst du aber, du kühles Kind,
Wenn du siehst in Berliner Blättern
Wie sie mich und meine Poeterei
Und meine Liebe vergöttern!

Was sagst du, wenn sie um jeden Strich
Von meiner Feder sich zanken,
Um den alten Flausch, in dem ich gedacht
Die ewigen, großen Gedanken!

Dann magst du wohl seufzen in bitterer Reu',
Und sprechen in deinen Nöten:
O wär' ich kühles, ich kleines Kind
Die Frau des großen Poeten!

VI.

Frage nicht, warum ich weine,
Nun hab' ich sie selber gesehn
Im Mondschein unter den Linden
Mit einem Lieutenant gehn.

In seinen Soldatenmantel
Hat er sie halb gehüllt,
Mit seinen mavortischen Armen
Umschlingt er das süße Bild.

Schon hat er zu ihr hinunter
Sein kriegerisch Haupt gebückt,
Schon hat er die bärtigen Lippen
Auf ihren Mund gedrückt: — —

Nein, nein, ich trag' es nicht länger!
Ein Sprung! — vorbei bin ich schnell! —
Behüte mich Gott vor Soldaten,
Vor Straßenskandal und Duell.

VII.

Des abends saß ich am Theetisch
Mit der guten Base allein,
Ihre Reden drangen wie Dolche
Mir tief in die Brust hinein.

Kein Wort hab' ich gesprochen,
Als sie mir es treulich erzählt,
Die gute grausame Base,
Kein Wort hat sie verhehlt.

Kein Wort hab' ich gesprochen,
Doch ob das Herz mir brach? —
Ich starb bei jedem Worte,
Das sie von des Argen sprach;

Von ihrem Leben und Treiben
— Bei Tag und auch bei Nacht: —
Kein Wort hab' ich gesprochen,
Kein Wort hab' ich gedacht;

Doch drinnen, das Herz im Busen,
Das jammerte laut: O weh!
Zwei heiße Thränen stürzten
In meine Tasse Thee.

VIII.

In mitternächtlicher Stille,
Die Saiten tief gestimmt,
So sing' ich in öder Kammer,
Wo mich kein Ohr vernimmt.

Die ungeheure Klage,
Sie quillt aus der Brust empor,
Um den goldnen Traum der Liebe,
Um die Welt, die ich verlor.

Die Sternelein steigen, die guten
Hinunter mit ihrem Schein,
Sie kommen und wollen mich trösten
Und mehren nur meine Pein.

Sie funkeln hell durch die Linden,
Die draußen am Fenster stehn: —
Ich glaube die blanken Knöpfe
In des Lieutenants Mantel zu sehn.

IX.

Nun ist das alles verschwunden,
Verweht wie eitel Rauch,
Mein junges Herz ist gebrochen,
Gebrochen die Harfe auch.

In dumpfen, traurigen Tönen
Klag' ich der Seele Not;
Sie glauben, ich lebte noch immer,
Und bin doch schon lange tot.

Zu mitternächtlicher Stunde
Durchschweb' ich als Geist die Stadt,

Ich suche das Liebchen, das falsche,
Das mich betrogen hat.

Sie ruht im heimlichen Stübchen
Halbträumend auf seidenem Pfühl,
Und vor ihr sitzt der Lieutenant
Mit klingendem Saitenspiel.

X.

Du Ärgste von allen Argen,
Wie hast du mich schimpflich verschmäht!
Meine Lieder hast du, die süßen,
Zu Papilloten gedreht!

Mich hast du betrogen, du Falsche,
Betrogen hast du die Welt,
Die Welt um die herrlichen Lieder
Und mich um den Ruhm und das Geld.

XI.

Laß fahren, mein Herz, laß fahren,
Du quälst nur dich und mich;
Was kümmert ein falsches Mädchen,
Was kümmert ein Lieutenant dich!

Ein Liebchen hast du verloren,
Ein andres find' ich dir bald;
Schon blick' ich hinaus auf die Gassen
Nach jeder schlanken Gestalt.

So lange nun lege dich schlafen,
Du hast dich müde geweint,
Doch zucke nicht, wenn dir im Traume
Die Ungetreue erscheint.

Indessen spann' ich von neuem
Mein goldenes Saitenspiel
Und sing' in frischer Begeist'rung
Der ewigen Lieder viel.

XII.

Ich konnte nicht ruhn, nicht rasten,
Es trieb mich gewaltig hinaus
Durch die stillen dunkeln Straßen
Bis vor ein einsames Haus.

Ich blickte durchs offene Fenster
Ins enge Stübchen hinein,
Ach Gott! da sah ich sie sitzen,
Die arme Verlorene mein.

Mit ihren verweinten Äuglein
Starrt sie in das flimmernde Licht,
Die braunen Locken umwallen
Das süße, bleiche Gesicht.

Mit ihren verweinten Äuglein
Blickt sie mich so traurig an,
So schmerzlich, als wollte sie sagen:
Was willst du, du guter Mann?

Auf Ehre! ich bin kein Philister,
Ich trage kein Herz von Stein!
Vergessen sind Mantel und Lieutenant —
Zum Fenster spring' ich hinein.

Schon lag sie in meinen Armen,
Schon lag sie an Brust und Mund;
Da sah ich den Himmel offen
Und starb zu derselbigen Stund'.

Als Freytag dieser Gedichtcyklus zu Händen kam, schrieb er Weber folgenden Brief:

„Liebstes Weberlein!

Es geht doch nichts über die Mäßigkeit und zum Teufel mit ihrer malitiösen Stiefschwester, der Kneiperei. Gestern Deezen das erste Mal gesehen — vor Freude in ein Wirtshaus eingefallen — hab nebst den alten Korinthiern, Matz auch bei, weniges Getränk aufgenommen und leide an Kopfweh, an unverwüstlichem. Doch das schadet nichts, ich wollte es nur anführen, um zu zeigen, wie Ursache und Wirkung zusammenhängen und eben dieses Hängen ist auch die Ursache, daß ich nicht nach Greifswald gekommen bin. Nämlich — daß ich kein Geld hatte, war in der Ordnung und hätte mich nicht abgehalten — aber ich blieb unterwegens hängen, buchstäblich im Dreck und dann auch noch figürlich, der Himmel hing über mir, schwarz wie eine ewig trauernde Base mit einem Leichenvisitengesicht und letztlich hing auch Cholera vor mir und schwenkte ein gar unheimliches Fähnlein (und ich hab ein Recht, mich vor ihr zu scheuen, da ich kein Mediziner bin), summa, ich hing und blieb hängen und wurde gehangen. — Sieh, wie Du mit den Gründen fertig wirst, sie sind ohne Kommentar etwas unzugänglich. Die Wahrheit an der Sache aber ist, daß ich bei Bekannten*) in der Nähe von Berlin die Ferien über gehaust habe. Mitte des letzten Monats bin ich hergekommen, habe mich traurig rumgeschlagen, ohne ein bekanntes Gesicht zu sehen, habe mir endlich eine neue Stube gemietet: Jüdenstr. Nr. 45 und nach und nach die süßen Maiblüten wiedergefunden: Daneiln in traurigem Lazaret, Matzen mit ungeheurer Courage und Rektorverachtung (er ist übrigens immatrikuliert) und gestern Deetzen in einem Pelzsurtout. Gott segne sie und mich mit, denn mir thut sein Segen noth. Denke, denke, Fritze, mein letztes Semester!!! Kömmt Anmeldebogen und schreit: dein letztes Semester! kömmt Geldbrieflein und schreit: dein letztes Semester! Kömmt Schneider, Schuster &c. und schreit: ut supra, kömmt endlich philologei und schüttelt den Kopf und nimmt eine Prise und schüttelt wieder und fragt schnarrend und höhnisch: Ihr letztes Semester, mein Bester? O, es ist gräßlich, im letzten Semester zu sein, fast ebenso gräßlich, als eine Studentenstube rein zu fegen, unersprießlich und thöricht. Wenn ich über diese nächste Zeit weghüpfen könnte, bis zu dem Augenblick, wo die Leute mich schmunzelnd ansehn und die Lippen kneifen, als wollten sie jammern: Dreck, es wird aber nur Dr. draus! O Examen, o Moschus, o — Ich kann nicht weiter.

Deine lieben Episteln an Paniskum hab ich durchstudiert, deine Carmina durchgelesen und mich unbändig gefreut, 's soll ein höllischer Spaß werden, wenn die Leute kuken und fragen, wer? wie? was? wer ist der Friedel? unde viao! Ein Teufelskerl, — ein poetisierendes Ungeheuer, ein, ein — ein — kein Berliner! — Nicht? Das wär', bei meiner Seele, horribel. Kein Berliner? gar kein Mensch? O Jott, o Jott, oder halt — verzeihen Sie, ist dieser bewußte Friedel nicht vielleicht ein Sohn des alten Ziere, der Amtsrat

*) Freytag, Erinnerungen aus meinem Leben S. 128 und folgende.

in D. ist, ich erinnere mich dunkel, den Namen einmal gelesen zu haben? Verzeihen Sie, da irren Sie sich, das war nur so 'ne alte Redensart, kein Name. — Ach ja, det kann wohl sein, der Kerl hat ja auch ganz verdammte Redensarten am Leibe: Und starb zu derselbigen Stund. He, Hm! Hu! — Juchhei! Das soll den Burschen einsalzen. An Mann werden wir sie schon bringen (d. h. die carmina), am besten wär's, sie besonders herauszugeben — in einem kleinen einbogigen 8 Bande. Wir wollen nächstens Anstalten treffen, den Verleger zu finden, die Gründe, aus denen mancher sich weigern möchte, gibst Du richtig an. Denn diese After- oder Steißpoeten bilden zusammen eine ganz wunderliche, verzwickte Sorte filziges Wasserunkraut, was so dicht zusammenhängt und so schnell jede freie Fläche überschwemmt, daß es ordentlich ein Jammer ist. Aber wir wollen sie schon kriegen.

Matz also ist gereinigt und geläutert hier aufgenommen worden aus Gnade und in Rücksicht auf seinen durchaus musterhaften Wandel während des Exiljahres. Er grüßt Dich schönstens, fürs Schreiben ist er nicht und nie. Du rufst in irgend einem Winkel Deines Briefes an Pan öfters Wehe auf mich herab, als auf einen schnöden Ausreißer (und dies ist zurückgeschlagen) und einen heimlichen Winkelversificanten. Nun, mein Herr, wir machen auch unsern Vers nach der Melodie: ‚O Thisbe fein und Fräulein fein,' oder nach ‚Ein Käfer auf dem Zaune saß,' — alles gute und gesunde Reime, tüchtig und genießbar zu Land und zu Wasser, und auch süß und lieblich wie der Honig von Hybla, wenn Bonbons eingepackt werden. Im allgemeinen aber ist mir dies Genre von Poesie nicht bändereich genug, und ich hab mich deshalb auf weit größere Ideen geworfen. Eine Einheit zu machen aus Rinaldo Rinaldini, den Löwenrittern, Zschockes Sentimentalis, Marryats Seeromanen und den neuesten Theenovellen, alle diese Substanzien zusammenzuhacken wie eine Hühnerpastete, und einen Mann in modernem Leibrock von Berliner Schnitt in alle möglichen Situationen zu bringen, in denen je ein italienischer Bandit oder ein tabakspeiender Ther gewesen ist, 's muß eine Lust werden für Götter. Darüber denk' ich, das will ich; Gott und Frau Ästhetik geben, daß ich's nicht thue.

Lebe wohl, Fritz, das nächstemal schreib ich vernünftig; heut war das nicht zu verlangen, mein Kopf ist zu heiß. Dein

d. 2. Nov. 37. Puff.

Wie Weber in späteren Jahren erzählte, sind die heinesierenden Spottreime damals in einem zur Zeit erscheinenden Musenalmanach veröffentlicht. Leider war der Abdruck troß eifrigen Suchens*) nicht mehr zu finden. Selbstredend sind die boshaften Verse mit sehr verschiedenen Stimmungen aufgenommen worden. Noch im hohen Alter sprach Weber mit schelmischer Genugthuung davon, daß er seine Meinung über den Wert der Berliner Poeten mit scharfer Klinge verfechten mußte. Als dem damals fast achtzigjährigen Erzähler entgegnet wurde: „Es waren wohl sieben Mensuren, welche der Streich einbrachte," antwortete er fröhlich lachend: „Bitte, es waren elf!"

Schließlich sei noch ein Brief wiedergegeben, welchen Freytag nach vielen Jahren, am 16. Dezember 1885, aus Wiesbaden an Weber schrieb, als dieser ihm ein Exemplar seines Epos „Dreizehnlinden" gesandt hatte. Er lautet:

„Mein lieber Jugendfreund!

Für die Übersendung Deines Gedichtes will ich Dir nach trüber Zeit, in der mir alles Schreiben schwer wurde, unter dem Weihnachtsbaum danken, in den Wochen, welche auf Gegenwärtiges und Vergangenes ein heiteres Licht werfen. Laß Dir sagen, lieber Fritz, daß ich seit 1836, wo ich in Breslau Dir bekannt wurde, stets Anhänglichkeit und treue Erinnerung Dir bewahrt habe. Du erschienst mir damals als eine ideale Gestalt, an Talent und Charakter gereifter, als ich war, in meinem jungen Leben der erste gute Kamerad, dessen Überlegenheit ich mit warmer Bewunderung anerkannte.

Das Schicksal wollte, daß wir nicht auf gleichen Bahnen und nicht im Dienst derselben Partei uns auslebten. In meinem Herzen aber bin ich Dir immer gut geblieben, und Dein Bild, so wie Du Dich damals mir gegenüber gabst, bewahre ich noch heut als einen wertvollen Besitz aus jungen Jahren.

Jetzt, wo wir beide mit der Ruhe des höhern Alters auf das hinsehen, was wir ersehnt und geschaffen, möchte ich Dir wieder die Hand reichen und Dir sagen, welchen Wert Du für mein Leben gehabt hast.

Nimm in freundlichem Waffentausch das beifolgende Buch*) auf und bewahre Deinem Jugendfreund wohlwollenden Anteil.

Gustav Freytag."

Nun sind die Freunde, welche in dieser Welt so verschiedene Bahnen wandelten, zum gleichen Ziel gelangt, zum stillen Land der Ewigkeit. Weber ging dem Jugendfreunde am 5. April 1894 voraus; Freytag folgte ihm am 30. April 1895. Von beiden gilt es: sie sind tot, aber sie leben! Sie werden beide fortleben, so lange es eine Geschichte der deutschen Litteratur gibt, denn sie haben sich Denkmäler geschaffen, dauerhafter als solche aus Erz und Stein. Sie haben sich eineingeschrieben in die Herzen ihres Volkes. Aus den Werken beider Dichter spricht zu uns ein edler Geist, ein männlicher Charakter, eine durchaus deutsche Gesinnung. Und wenn unsere Zeit heute mit ihrem Materialismus und Pessimismus so überaus trübselig erscheint, so leuchtet doch an ihrem Himmel manch heller Stern. Und zu solchen Lichtern wird auch in kommenden Tagen manches deutsche Auge emporschauen und sich an ihrem reinen Glanz erfreuen.

*) Auf der Königlichen Bibliothek und der Universitätsbibliothek in Berlin.

*) Die 29. Auflage von „Soll und Haben."





Bildnisse dreier Töchter Georgs III. Gemälde von Thomas Gainsborough in der Königl. Galerie des Buckingham-Palastes.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Els., Paris und New York.)



Abb. 1. Die Mettlacher Fabrik.

Villeroy & Boch.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Mit dreiunddreißig Abbildungen.

Vor mir auf dem Schreibtisch steht eine kleine Aschenschale, weiß mit einigen leichten grünen Verzierungen. Von hundert Beschauern würden neunundneunzig sie als Porzellan ansprechen. Die Schale ist jedoch Steingut. Man braucht das Stück nur gegen das Licht zu halten, um es als Steingut zu erkennen: Porzellan ist durchscheinend, Steingut läßt das Licht höchstens an den Kanten durchschimmern.

Auf dem Borde neben meinem Schreibtisch steht ein grauweißer hoher Krug, eine sogenannte „Schnelle“. Leider keine echte Siegburger, wie sie heut wohl mit Gold aufgewogen werden, aber eine schöne Nachahmung. Sie ist Steinzeug.

Steingut und Steinzeug sind nahe Verwandte, so nahe, daß selbst gelehrte keramische Schriftsteller sie nicht selten verwechseln. Beide bestehen aus plastischem Thon, Feldspat und Quarz; das Steinzeug aber enthält mehr Feldspat und ist härter. Beide haben vor dem Porzellan den Vorzug, daß sie billiger und leichter zu formen sind — beide sind auch die Vorgänger des Porzellans, das gleichsam

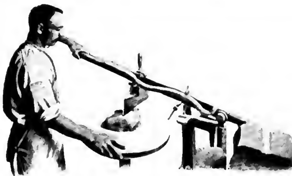


Abb. 2. Bearbeitung des Thons auf der Drehscheibe.



Abb. 3 Teller mit verschiedenen Mustern.

durchscheinend gewordenes Steingut ist. Die Chinesen kannten das Steingut wahrscheinlich schon vor ihrem Porzellan, und heute noch wissen sie manche Steingutware so wundervoll zu glasieren, daß sie leicht für echtes Porzellan gehalten wird.

Die deutsche Steinzeugindustrie ist sehr alt, und ihre Hauptstätten standen am Niederrhein. Die Siegburger Schnellen und Krausen, die Raener Krüge, die Frechner Bartmannekens, dann die schönen Erzeugnisse des nassauischen „Kennerbäckerlands“, die Henkelkrüge von Grenzhausen, gingen schon vom XV. Jahrhundert an in alle Lande.



Abb. 4. Suppenschüssel.

Erst im XVIII. Jahrhundert verfiel dann die blühende herrliche Industrie, um in neuester Zeit wieder glanzvoll aufzuleben.

Auch heute steht die größte Steingutfabrik des Kontinents, und eine der größten der Erde, im Stromgebiet des Rheins. Unmittelbar am Ufer der rauschenden Saar, unfern der guten Stätten, wo auf rebenbekränzten Hängen der Wiltinger, edler Scharzhofberger und der Oberemmeler reifen, erhebt sich ein massiger langgestreckter Bau, die ehemalige Benediktinerabtei Mettlach (Abb. 1), die Ende des vorigen Jahrhunderts von den Franzosen aufgehoben



Abb. 5. Fischteller.

wurde. Ein unternehmender junger Luxemburger, Jean François Boch, der Sohn eines aus Lothringen kommenden Fabrikbesitzers, kaufte 1809 das leerstehende Riesengebäude, um eine Steingutfabrik darin zu begründen, ähnlich wie sie sein Vater schon seit 1767 in Septfontaines betrieb. Etwa gleichzeitig (1789) hatte Nikolaus Villeroy aus Metz in Wallerfangen bei Saarlouis ebenfalls eine Steingutfabrik begründet. Die Idee lag damals gleichsam in der Luft, die Anregung kam von England herüber. England war einst einer der Hauptkäufer des rheinischen Steinguts — der sogenannten „Kölner Ware" — gewesen; als dann die deutsche Industrie, vornehmlich unter dem Druck der Kriegswirren, gänzlich zerfiel, hatten die englischen Töpfer sie aufgenommen und in staunenswerter Weise entwickelt. Das englische Steingut — künstlerische Gegenstände und mehr oder minder porzellanähnliche Gebrauchsware — beherrschte den Weltmarkt, und wie man in ganz Europa wenige Jahrzehnte vorher in staunender Bewunderung auf die Erfolge der Meißener Manufaktur geblickt hatte, so bewunderte man jetzt den großen Keramiker Josiah Wedgwood und seine Fabriken in Etruria



Abb. 6. Kaffeekanne.



Abb. 7. Kaffeeservice.

bei Newcastle upon Tyne, die Erzeugnisse von Hartley, Greens & Co. in Leeds oder der Herculaneum Pottery in Liverpool.

Alle drei Fabriken, die von Septfontaines, die von Mettlach und die in Wallerfangen, hatten lange Jahre hindurch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, trotzdem ihnen die von Napoleon über alle englischen Waren verhängte Kontinentalsperre vorübergehend zu gute kam. Aber allmählich wuchsen und gediehen sie, bis sich die befreundeten und verschwägerten Familien Boch und Villeroy im Jahre 1841 endlich auch geschäftlich zur Firma Villeroy & Boch



Abb. 8. Wasserkanne.

vereinigten, die heute in acht Fabriken nahezu 8000 Arbeiter beschäftigt.

So nahe der Vergleich liegt zwischen Porzellan und Steingut oder Steinzeug, von dem ich ausging, so nahe liegt es auch, eine Parallele zu ziehen etwa zwischen der größten deutschen Steingutfabrik und einer unserer großen staatlichen Porzellanfabriken, Meißen oder Berlin. Der für den Laien ins Auge springendste Unterschied ist zunächst die Massenproduktion, auf welche bei Villeroy & Boch der ganze Betrieb zugeschnitten ist. Ich glaube kaum zu irren, wenn ich sage, daß Meißen und Berlin zusammen im Jahr nicht so viel Rohmaterial verarbeiten, wie Villeroy & Boch in einer Woche. Aber man würde irren, wenn man nun weiterschließen wollte: unter der Massenerzeugung litten die Erzeugnisse, litten vor allem die künstlerischen Intentionen — wenn einer vielleicht annehmen wollte, die letzteren kämen für „Steingut" überhaupt erst in zweiter oder dritter Linie in Frage. Das Gegenteil ist der Fall! Erst durch die Güte der Ware und dadurch, daß ihr ein künstlerisches Gepräge aufgedrückt wird, ist auf die Dauer eine Massenproduktion dieser Art möglich und — lohnend. Da gilt es nicht nur, alte gangbare Muster nachzuahmen und immer wieder nachzuahmen; es gilt Neues zu schaffen, unausgesetzt den Stilwandelungen der Zeit nachzuspähen und das Gute aus ihnen herauszunehmen. Ich sah in Mettlach u. a. einen Krug, zu dem kein anderer als Franz Stuck die Vorlage gezeichnet hatte.



Abb. 9. Maßkrug.

Trotzdem bleibt freilich der überwältigende Eindruck der Massenerzeugung, wenn man die weiten Räume der alten Benedik-



Abb. 10. Bierhumpen.

finerabtei durchwandelt. In ungeheueren Mengen ist dort unten in den Kellereien das schon gemahlene und gemischte Rohmaterial — Thon, Feldspat, Quarz und gebrannte Scherben — aufgespeichert; hier weiß, dort rosa angehaucht, am dritten Ort elfenbeinschimmernd. In langen Reihen sitzen in dem einen Saale die Töpfer an ihren Tischen, die durch Elektricität getriebene Drehscheibe vor sich und die Gipsform zur Hand (Abb. 2); erstaunlich rasch reihen sie neben sich Stück auf Stück; aber nebenan, wo die alten Töpferscheiben durch Formen ersetzt sind, in denen die Gefäße „gedrückt" werden, geht die Arbeit doch noch schneller von statten. Dann kommen die fertig geformten Stücke in die ungeheueren Öfen zum ersten Brand, dem sie etwa vierzig Stunden lang bei 1300—1400 Grad Hitze ausgesetzt bleiben. — Wir sehen vielleicht gerade, wie einige hundert Waschgeschirre aus den Öfen genommen werden — als Bisquit, wie die Ware in diesem Zustand genannt wird — und wir begegnen denselben Geschirren darauf wieder in anderen Sälen, in denen sie „dekoriert" werden sollen.



Abb. 11. Bierhumpen.

Wer von den Lesern einmal die Meißener Porzellanfabrik besucht hat, wird sich erinnern, daß dort selbst das alte gute Zwiebelmuster mit freier Hand aufgemalt wird. Auch bei Villeroy & Boch nimmt selbstverständlich die Handmalerei einen breiten Raum ein. Stücke wie etwa das wundervolle Waschgeschirr, das die Firma für König Ludwig II. von Bayern fertigte und von dem im Museum der Fabrik noch ein Duplikat aufbewahrt wird, sind ja gar nicht anders zu dekorieren, und viele andere Waren, z. B. alle Nachahmungen Delfter Muster, werden nur mit der Hand gemalt. Für die Gebrauchsware, für alle jene Service, die in Zehntausenden und Aberzehntausenden von Exemplaren zu fertigen sind, die vielleicht in ganzen Waggonladungen in die Welt gehen, ist indessen ein Dekors durch Handmalerei ganz unmöglich. Mechanische Verfahren müssen an ihre Stellen treten, und wer diese Methode nie gesehen hat, ist erstaunt über ihre Einfachheit. Ein Teller soll eine Grecqueborde erhalten: der Arbeiter führt ihn an eine kleine Maschine; ein gemustertes Rädchen rollt über den Rand — und die Borde ist da (Abb. 3).

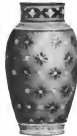


Abb. 12. Blumenvase.



Abb. 13. Vasenmaler.

Noch überraschender fast ist die Anwendung der allbekannten Abziehbilder: man sieht die flinke junge Arbeiterin ein angenäßtes Stück Papier auflegen und wieder abnehmen, und plötzlich prangt auf der Schüssel ein prächtiges Streumuster von Blättern und Blüten.

Einen Augenblick wird die Schüssel — ich gebe natürlich nur die groben Umrisse der Fabrikation — in eine fast milchartig aussehende Flüssigkeit getaucht. Es ist das eine dünnflüssige Masse von ganz feingemahlenem Thon, Quarzen und Feldspat und bildet die Glasur des Stückes. Wie



Abb. 14. Blumenvase.

mit einem zarten Hauch von fetter Sahne bedeckt, kommt unsere Schüssel wieder zum Vorschein und muß nun zum zweiten Brand in die sogenannten Glasuröfen, in denen wiederum eine Hitze von 1100—1200 Grad herrscht; dann erst ist sie fertig und wandert hinauf in die ungeheueren Lagerräume, wo auf schier endlosen Gestellen Tellerstöße an Tellerstöße, Schüsseln an Schüsseln, Kaffeetassen an Kaffeetassen, Waschgeschirre an Waschgeschirre sich reihen, genug Ware scheinbar, um sämtliche im nächsten Jahre neubegründeten Haushaltungen des Deutschen Reiches auszustatten (Abb. 4—6).

Ich sprach von dem überwältigenden Eindruck der Massenerzeugung, er wird



Abb. 15. Wandteller.

aber noch wesentlich verstärkt durch die Mannigfaltigkeit der Fabrikation. Es gibt, kann man wohl behaupten, keinen Gegenstand, der sich aus Steingut, Steinzeug oder aus Fayence herstellen läßt und der in den Fabriken von Villeroy & Boch nicht hergestellt würde: neben den Servicen (Abb. 7) Trinkgefäße der verschiedensten Art, vom einfachsten Bierkrug bis zu den reich ornamentiertesten Schaustücken (Abb. 9 bis 11); Blumentöpfen und Jardinieren (Abb. 12—14); Schmucksachen und Vasen; Wandteller und Tablettfüllungen (Abb. 15—17); köstliche Fliesen nach Delfter Art (Abb. 18 bis 23); Schreibzeuge, Fruchtschalen und Füllplatten zum Einlegen in Möbel, Öfen und Kamine — aber es würde zu weit führen, mehr der einzelnen Artikel aufzuführen, von denen jeder einzelne wieder nach Form und Dekors in den denkbar verschiedensten Mustern vertreten ist. Es gibt auch kaum eine Art keramischer Technik, die hier nicht geübt würde. So einfach der Sammelname „Steingut“ klingt, er birgt in sich ganze Gruppen der verschiedensten



Abb. 16. Tablettfüllung.


Abb. 17. Tablettfüllung.

nun eine andere Gruppe gegenüber, die der sogenannten „weichen Masse“. Zu ihr gehört das gewöhnliche sogenannte irdene Töpfergeschirr, gehören die Fayencen und Majoliken.

Zwischen beiden Gruppen gibt es freilich unzählige Übergänge; man kann aber doch, auch für den Laien verständlich, als bleibenden wesentlichen Unterschied zwischen beiden anführen, daß alle aus


Abb. 19. Steinfliesen in Delfter Art.

Fabrikationsmethoden; die Stufenleiter, die etwa von dem braunen Steinzeugkrug oder dem spottbilligen Kinderspielzeug aufwärts führt bis zu künstlerisch entworfenen, kunstvoll ausgeführten Ziergegenständen, ist erstaunlich lang; wer etwa eine Ausgußschüssel aus Steingut und eine reich bemalte porzellanähnliche Prunkschüssel aus Steingut gleichzeitig vor sich sieht, wird kaum glauben wollen, daß beide Gegenstände doch aus derselben Grundmasse gefertigt sind. Aber wenn sich die Fabriken von Villeroy & Boch auch nur Steingutfabriken nennen, so deckt dieser Name doch längst nicht mehr den Umfang ihrer Thätigkeit.


Abb. 18. Steinfliesen.

Ich erwähnte im Eingang eine kleine Schale und einen Krug — jene aus Steingut, diese aus Steinzeug — und ich stellte sie in Gegensatz zu dem Porzellan. Sie bilden mit diesem vereint eine Gruppe keramischer Erzeugnisse, die man technisch als die der „harten Masse“, als „harte Thonwaren“ bezeichnen kann. Ihnen steht

harter Masse gefertigte Gegenstände dichter, feinkörniger und klingend sind; die einzelnen Teile sind im Brand mehr oder minder aneinander geschmolzen. Stücke aus weicher Masse — die in einzelnen Abarten aber, wie wir sehen werden, sogar außergewöhnlich hart und widerstandsfähig sein kann — sind auch in gebranntem Zustande an der Bruchstelle noch eckig, kleben an der Zunge und erscheinen in ihrer Struktur lockerer.


Abb. 20. Fliesen in Delfter Art.

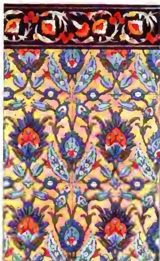


Abb. 21. Steinfliesen.

Uns interessieren aus der Gruppe der weichen Masse hier nur die Fayence und die Majolika, denn ihre Fabrikation wird bei Villeroy & Boch in ausgedehntem Maßstabe betrieben. Im Grunde genommen bezeichnet Fayence und Majolika denselben Begriff; beides sind durchlässige Thonwaren, die mit einer undurchlässigen dünnen glasartigen Schicht überzogen wurden. In der Praxis aber bezeichnet man, eigentlich nicht recht zutreffend, die einfacheren, weißgrundigen, schwächer dekorierten Gegenstände als Fayence, die mit gefärbten Glasuren überzogenen, kunstvoll gemalten als Majolika.



Abb. 22. Steinfliesen.

Dr. Georg Lehnert hat vor Jahr und Tag in diesen Heften eingehend über die wundervollen älteren italienischen Majoliken berichtet. Ebenbürtige Fayenceen wurden seit dem XVI. Jahrhundert auch in Frankreich gefertigt; die köstlichen Schüsseln Palissys und — in gewissem Sinne — die berühmten Geschirre, die Helene von Gruffier in ihrer Amateurtöpferei (wie man heute sagen würde) auf dem Schlosse Oiron fertigen ließ, und die Erzeugnisse von Rouen gelten heute noch als kaum erreichbare Vorbilder. Fayenceen waren dann die bekannten blauweißen Delfter Töpfereien, Fayencen zum Teil die Fabrikate von Josuah Wedgwood. Aber auch Deutschland hatte eine Blütezeit der Fayence: ihre Geburtsstätte stand wahrscheinlich in Nürnberg, wo im XVI. Jahrhundert die große Künstlerfamilie Hirschvogel wirkte, von dort verbreitete sie sich fast über das ganze Reich, bis sie durch das Auftauchen des Porzellans und des englischen Steinguts weiter und weiter zurückgedrängt wurde. Sogar noch Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts blühte z. B. in Holstein eine kräftige Fayenceindustrie von ganz eigenartigem Gepräge.



Abb. 23. Steinfliesen.

Was an Fayence heute in Mettlach und auch in der großen Dresdener Fabrik von Villeroy & Boch hergestellt wird, schließt sich entweder der sogenannten altfränkischen Art des XVII. Jahrhunderts an — es sind schöne Krüge, Becher, Vasen, meist in glatten Formen, mit vorherrschend blauer Bemalung — oder es sind Wandteller und vor allem Fliesen in blauer Delfter Manier; durch das Aneinanderreihen der einzelnen Platten entstehen Fliesengemälde jeder Größe, wie sie für die innere Ausschmückung


Abb. 24. Sgraffitogemälde am Reichsmuseum zu Amsterdam.

monumentaler Gebäude, besonders von Treppenhäusern, vielfach Verwendung finden. Daneben aber werden auch Ziergegenstände mit farbigen Glasuren hergestellt, und gerade in diesem Zweige kommen die künstlerischen Intentionen der Fabrik am schönsten zur Geltung. Ich sah in Mettlach z. B. kleinere Prunkschüsseln, die in ihren geschmackvollen Formen und in ihrem tiefsatten Farbenglanz sich mindestens ebenbürtig neben die Erzeugnisse der gefeierten englischen Potterien stellen können.

Steingut und Fayence — beides halb vergessene oder doch in künstlerischer Beziehung auf deutschem Boden vollkommen heruntergekommene Zweige der Keramik — haben somit hier eine Art von Wiederbelebungsprozeß durchgemacht, und es hat sich erwiesen, daß sie keineswegs, wie man lange Zeit anzunehmen geneigt war, im Wetteifer mit dem Porzellan unterliegen mußten. Vielmehr hat sich herausgestellt, daß sie neben diesem durchaus lebensfähig, ja daß sie ihm nach manchen Richtungen hin überlegen sind, wenn nur die richtige Erkenntnis ihrer Eigenart sich mit einer ausgezeichneten Technik und, nicht zuletzt, mit künstlerischem Feinempfinden paart. Es ist nicht zuletzt der Segen unserer neueren kunstgewerblichen Bewegung, der dies möglich machte.


Abb. 25. Fragment eines Mosaikbodens.

Ich möchte nicht mißverstanden werden: Villeroy & Boch sind nicht etwa die einzigen deutschen Fabrikanten, denen wir diese Wandlung der Anschauungen verdanken. Mit ihnen fast gleichzeitig begann ja eine ganze Reihe anderer, großer und kleiner, deutscher keramischen Fabriken erfolgreich denselben Zielen nachzustreben. Aber die meisten derselben pflegen doch nur eine Specialität, während das Charakteristische für die Fabriken von Villeroy & Boch ist, daß sie alle Gebiete der keramischen



Abb. 26. Mosaikleiste.

Kunst — mit Ausnahme der Erzeugung des echten Porzellans — umspannen.

Vorhin erwähnte ich bereits die meist in niederländischer Manier ausgeführten Fayencefliesen zur Wandbekleidung von Innenräumen, und ich näherte mich damit schon einem Zweige der Fabrikation, der für Mettlach geradezu ausschlaggebend geworden ist: der Erzeugung der „Mettlacher Platten“.

Wir verlassen die schönen Räume der alten Benediktinerabtei, denn die „Mosaikfabrik“, in der diese weltberühmten Platten gewonnen werden, liegt als ein durchaus selbständiges Etablissement getrennt von der Steingutfabrik, dicht an der Bahn, mit äußerst umfangreichen langgestreckten Baulichkeiten.

Ich brauche eine Mettlacher Platte an sich nicht zu beschreiben, denn sie gehört zu den Dingen, die thatsächlich jedermann kennt, so gut — wie etwa den Teller mit dem blauen Meißener Zwiebelmuster! Dabei braucht weder dieser Teller aus Meißen, noch die Platte aus Mettlach zu stammen: die Namen beider sind längst zu Gattungsbegriffen geworden. Die Mettlacher Platte ist anerkannt der beste Fußbodenbelag für



Abb. 27. Im Figurenlager.



Abb. 28. Figurenformer.

ganz feinem Sande ähnliche Masse — hier grau, dort blau ꝛc. Nun aber kommt das Merkwürdige und Überraschende: diese Masse wird, trocken wie sie ist, in eine Form gebracht und in dieser unter hydraulischen Pressen einem ganz kolossalen Druck ausgesetzt. Der Druck ist so stark, daß die einzelnen Bestandteile sich bereits fest verbinden; man erkennt nun schon die Rohform der Platte, und man kann sie handhaben, ohne daß sie zerfällt. So wird sie dann in eine Kapsel gelegt und gebrannt; wie vorhin der Druck der Presse sehr stark war, so ist jetzt die Ofenhitze außerordentlich groß — beide zusammen aber geben der Platte ihre ungemeine Härte.

So entsteht eine schlichte einfarbige Platte. Wir kennen aber alle die verschiedenartigst gemusterten, zwei- oder mehrfarbigen, mit den zierlichsten Ornamenten geschmückten! Wer sie genauer betrachtet, ohne Kenntnis der Fabrikation, muß glauben, sie seien in irgend einer Art gemalt und dann wahrscheinlich gebrannt. Und es erscheint einem doppelt erstaunlich, daß solch eine Malerei so gut hält, sich nicht abtritt ꝛc. — doppelt erstaunlich auch, daß die Platte verhältnismäßig so billig ist.

In Wirklichkeit verhält sich die Sache ganz anders — die Mustergebung ist von einer außerordentlichen,

Räume, die viel begangen werden, nicht ganz leicht reinzuhalten sind; sie ist so hart, daß z. B. im Anhalter Bahnhof zu Berlin, wo sie seit nun wohl zwanzig Jahren liegen, noch nicht die geringste Abnutzung an ihrer Oberfläche zu bemerken ist; sie sind absolut wetterbeständig; sie sind im besonderen unempfindlich gegen Nässe, also abzuwaschen; sie sind endlich gefällig im Aussehen und können auf das reichste und mannigfaltigste dekoriert werden.

Das Grundmaterial ist ein ganz ähnliches, wie das des Steinzeugs: Thon, Quarze, Feldspat; die Farben sind teils dem Thone eigen, teils werden sie durch Metalloxyde erzeugt, die jenen gemahlenen, getrockneten und ganz fein pulverisierten Bestandteilen zugesetzt werden. Wir sehen also zunächst eine trockene,



Abb. 29. Saal der Reichsbank zu Berlin.

geradezu verblüffenden Einfachheit — und gerade deshalb so überaus interessant.

Der Arbeiter hat einen Rahmen von der Größe der Platte vor sich. In diesen Rahmen setzt er ein Muster von hochstehenden, gebogenen und zusammengelöteten Blechstreifen ein, das der späteren Zeichnung auf der Platte entspricht — ein Ding, am besten noch zu vergleichen mit den Blechinstrumenten, deren sich die Hausfrauen zum Ausstechen des Kuchenteiges bedienen.

Neben sich hat derselbe Arbeiter Kasten mit verschieden gefärbter Masse. Und nun nimmt er mit einem kleinen Schippchen erst von dem blauen Pulver und füllt alle die Teile seines Blechmusters damit auf, die blau werden sollen; dann thut er vielleicht grauen Sand in einige andere, roten in die noch übrigen — und zieht endlich die Blechmuster ganz vorsichtig heraus, ohne daß sich die verschiedenen Streifen vermischen dürfen. Das Ganze sieht aus, wie eine allerliebste Kinderspielerei.



Abb. 30. Mittelbau vom Kaiserpalast in Straßburg.

Aber die Sache hat noch einen anderen interessanten Kniff. Die farbige Masse ist teuer, das Grundmaterial billig. Da nun die fertige Platte erstaunlich hart ist, wäre es Verschwendung, sie durch ihre ganze Stärke mehrfarbig zu machen, was man ja mit Hilfe der ausgezeichneten Blechschablonen ohne weiteres könnte. Daher wird die Form zunächst mit gewöhnlicher Masse aufgefüllt, dann auf diese mittels der Schablone das gefärbte Pulver aufgetragen, auf dieses noch einmal eine ganz dünne Schicht gewöhnlicher Masse, als Schutz gleichsam — jetzt erfolgt die Pressung und schließlich der Brand! **Täglich** werden, beiläufig bemerkt, in der Fabrik über tausend Quadratmeter solcher Platten hergestellt. Daneben aber auch große Massen von glasierten Wandfliesen, teils glatt, teils auch mit Reliefornamenten und Malerei. Es ist heut gelungen, für diese Fliesen Farben zu verwenden, welche fast jedes Originalbild wiederzugeben gestatten. Damit scheint ein künstlerisches Problem gelöst, welches seit Jahrzehnten unsere Architekten beschäftigte: die Gewinnung eines geeigneten Materials für die bildliche Außendekoration von Gebäuden — eines Materials, das unserem nordischen Klima dauernd trotzt. Schon heute finden derartige, aus den Werkstätten von Villeroy & Boch hervorgegangene Fliesengemälde — in Sgraffittomanier und auch buntfarbig — vielfach Verwendung. Wir geben ein Sgraffittogemälde, das sich am Reichsmuseum in Amsterdam befindet, wie-



Abb. 31. Terrakottadekoration von Schloß Chiemsee.

der (Abb. 24); viel bewundert werden auch die neueren Fliesengemälde, welche für die Kunstgewerbeschule in Stuttgart und für den Giebel des Dresdener Finanzministeriums angefertigt wurden; das letztere ist aus 1750 einzelnen Fliesen zusammengesetzt, nicht weniger als 21 Meter lang, 5 Meter hoch und zeigt sieben allegorische Figuren in lebhaften Farben auf Goldgrund.

Aber die Mosaikfabrik beschäftigt sich noch mit einer dritten keramischen Gruppe, die recht eigentlich ihrem Namen entspricht: sie fertigt nämlich aus demselben Material, aus dem die Platten entstehen, Mosaikwürfel (Abb. 25 u. 26). Auch hier entschied die Härte und Wetterbeständigkeit des Stoffes; die Mettlacher Mosaik, die sich in bewußter Weise an die altrömische Mosaik anlehnt, hat sich schnell eingebürgert. — Kaum eine Stunde etwa von Mettlach entfernt, liegt eine große andere Fabrik derselben Firma, in der wiederum in ganz eigenartiger Weise ein besonderer Zweig der Keramik gepflegt wird: die Terrakottenfabrik in Merzig.

Was aber verstehen wir unter Terrakotta?

Vielleicht am geläufigsten ist uns der Begriff durch die reizenden kleinen Tanagrafiguren geworden, die wir den Ausgrabungen in Hellas verdanken. Aber die Terrakotta ist ein Material von einer weit größeren Anwendungsfähigkeit, als der für die Plastik im engeren Sinne. Dem Namen nach nichts als „gebrannte Erde“ — eine trockene erdige Masse, die bei verhältnismäßig geringer Hitze gebrannt wird — umschließt die Technik der Terrakotta eine Fülle von Bearbeitungsarten. Sie eignet sich ebensogut zur Reproduktion mehr skizzenhafter flotter Bildhauerentwürfe, wie zur Wiederholung ernsterer plastischer Arbeiten; sie spielt in der Architektur eine hochbedeutsame Rolle insofern, als sie zur Herstellung von Ornamenten, von Gesimsen, Aufsätzen, Füllungen dient; sie gestattet in gleicher Weise eine künstliche Formung von Reliefs, wie Glasur, Bemalung, Vergoldung und Emaillierung u. s. w. Sie ist ein Material,



Abb. 32. Terrakottaornament von der Kunstakademie zu München.


Abb. 33. Terrakottakapitäl von der Kunstakademie in München.

das heute dank seiner relativen Billigkeit bei einem prosaischen Nützlichkeitsbau Verwendung findet, und das morgen unter der Hand eines begnadeten Künstlers mit dem edlen Marmor in Wettstreit tritt.

In fast allen diesen so überaus mannigfachen Erscheinungsformen begegnet uns die Terrakotta nun auch in den Werkstätten der Fabrik zu Merzig.

Ein verblüffender Blick zuerst — der in die mächtige Halle, in der Hunderte und aber Hunderte von Grabengeln stehen! Grabengel in jeder Stellung, kleine und große Grabengel, immer gleich zu Dutzenden hintereinander (Abb. 27 und 28). Sieht man näher zu, so befreundet sich das Auge auch mit dieser Massenhaftigkeit, denn es findet bald heraus, daß die Figuren nicht nur technisch vollendet hergestellt, daß sie auch von Künstlerhand entworfen sind. Und ein echt künstlerischer Geist weht überhaupt gerade durch diese Fabrik in hervorragender Weise.

Am höchsten möchte ich stellen, was in Merzig in Bauornamenten geleistet wird. Unsere Abbildungen geben eine ganze Reihe von monumentalen Bauten aus dem Inland wieder (Abb. 29—33), die ein gut Teil ihrer Außendekoration der Merziger Fabrik verdanken. Das gestaltungsfähige Material bürgert sich mehr und mehr ein — seine kräftige dekorative Wirkung und seine erstaunliche Wetterbeständigkeit auch unter einem rauhen Klima sichern ihm eine ausgedehnte Verwendung. Als ich in Merzig weilte, wurde gerade eine ganz stattliche Kirche — für Nordamerika angefertigt. Wohlverstanden, nicht nur einzelne Stücke für den Schmuck, sondern der ganze Bau! Gleich einem gewaltigen Steinbaukasten sollte das Material dann verpackt und jenseits des Oceans wieder aufgerichtet werden — nur die Eisenrüstung wird drüben selbst hergestellt. —

Beruf und Neigung führen mich seit Jahren vielfach in die Werkstätten unserer Großindustrie. Ich habe es mir aber zur Aufgabe gemacht, nicht nur an den Öfen und Essen zu stehen, nicht nur dem Donnern und Poltern der Maschine zu lauschen und das Werden der Werkstücke zu beobachten und zu schildern. In unserer Zeit des sozialen Unfriedens sollte niemand ein großes Etablissement besuchen, ohne sich auch mit dem Los der Arbeiter zu beschäftigen.

Als ich nach dem schönen Saarthal fuhr, kam ich gerade von Essen. Ich hatte dort staunend und im Herzen ergriffen die großartigen Wohlfahrtseinrichtungen besucht, welche die Firma Krupp für ihre Arbeiter geschaffen hat. Ich wußte, daß auch Villeroy & Boch in umfassender Weise nach der gleichen Richtung hin thätig gewesen sind. Aber ich meinte, nach den Eindrücken, die ich in den riesigen, vom Geiste edelster Humanität geleiteten Arbeiterkolonien Krupps empfangen, würden mir in Mettlach wenigstens keine Überraschungen zu teil werden.

Und doch kam es anders. Es ist hier — in einem keramischen Streifzuge — ja nicht am Ort, eingehender der Wohlfahrtseinrichtungen, die ich in Mettlach und Merzig vorfand, zu gedenken. Aber ich kann nicht umhin, zu gestehen, daß mich deren Umfang in Erstaunen setzte. Nur einige Einzelheiten möchte ich kurz herausgreifen.

In erster Linie haben auch Villeroy & Boch der Wohnungsfrage ihr Augenmerk zugewendet: in den letzten zwei Jahrzehnten sind von der Firma nicht weniger als 700000 Mark für Arbeiterhäuser verwendet worden. Daneben wurden zwei Krankenhäuser errichtet. Es wurden Fortbildungsschulen, Zeichenschulen, Handarbeitsschulen, Kinderbewahrschulen gegründet. Bei den Fabriken befinden sich hübsche gut ventilierte Speisesäle und für die auswärtigen Arbeiter Schlafräume mit anstoßenden Speise- und Wohnzimmern. Eine Einrichtung aber

möchte ich ganz besonders herausheben, weil sie den jugendlichen Arbeitern und Arbeiterinnen gilt und entschieden Nachahmung verdient. Viele dieser Arbeiter wohnen nicht in Mettlach selbst, sondern in den umliegenden kleinen Orten; sie können daher am Abend der Arbeitstage nicht nach ihrer Heimat zurückkehren. Für sie — etwa 350 Mädchen und 100 junge Männer — hat die Firma eine große Anstalt gebaut, in der sie für 45 Pfennige täglich Wohnung und reichliche, gute Kost erhalten. Das ist an sich nichts Neues; aber wie diese Anstalt eingerichtet ist, wie sie, unter der Oberaufsicht katholischer Schwestern, geleitet wird, welchen Eindruck die peinlich sauberen Schlafräume, die behaglichen Speisezimmer machen — wie frisch und gesund ihre, ich möchte sagen: Pensionäre ausschauen, das muß man selbst gesehen haben! Ich hatte die Empfindung, daß hier eine gute Saat ausgestreut wird, die sicher auch gute Frucht tragen muß. Es ist leider allmählich, und nicht allein nur in den Kreisen der Sozialdemokratie, Brauch geworden, den Wohlfahrtsbestrebungen unserer Großindustriellen als einer neuen Art „edlen Sports" zu gedenken. Solch ein Wort fällt einmal und wird gedankenlos nachgesprochen. Nun: ich möchte jedem raten, der sich für die soziale Frage interessiert, doch vorerst einmal in den Wohlfahrtsanstalten unserer Großindustriellen selbst Umschau zu halten. Unter neunundneunzig von hundert Fällen wird er dann gleich mir die Überzeugung gewinnen, daß die vielbeneideten und vielgelästerten Männer nicht nur „Musterarbeiter" züchten wollen, wie es gelegentlich im Reichstage hieß, daß sie nicht nur Brosamen von ihrer Überfülle geben zum eignen Vorteil, daß sie überhaupt nicht nur mit der Hand, sondern daß sie auch mit dem Herzen spenden! Und nicht nur Geld, sondern kostbare eigne Zeit und eigne Arbeit!



In der Waldschlucht.

Von

Reinhold Fuchs.

An der Waldschlucht steilen Hängen
Bricht sich dumpf des Bachs Getose;
Breite Farrenwedel drängen
Sich zum Licht aus dunklem Moose.

Fernher hallt des Grünspechts Hämmern
In der Wasser rastlos Rinnen;
Rings ein wunderkühles Dämmern;
Sacht zum Traume wird das Sinnen.

Mit der Schöpfung dunklem Kerne
Fühlst du Fäden dich verweben; —
Wie von einem fremden Sterne
Blickst du auf dein eignes Leben.

Lieb' und Haß vergangner Tage
Nahn als bleicher Schattenreigen,
Doch kein Jubel, keine Klage
Stört des Walds, der Seele Schweigen.

Schauernd ahnst du: ob gemeinsam
Lust und Leid du trägst mit andern,
Tief im Innern müssen einsam
Alle wir zum Grabe wandern...





„Fridericus D(e)i Gra(tia) Romanor(um) Rex et semp(er) August(us) et Rex Sicil(iae). Siegel Friedrichs II.

Deutsche Herrscher in Palästina.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

(Abdruck verboten.)

Deutsche Kriegsschiffe ziehen durch das Mittelmeer, im Sonnenlicht des Südens glänzt die Kaiserstandarte. Sie tragen das Oberhaupt der Deutschen und seine Gemahlin zur Küste Syriens. So trugen einst die raschen Kaisergaleeren ein anderes hohes deutsches Herrscherpaar auf der Palästinafahrt, und der Kaiseraar im goldenen Banner rauschte über den Häuptern Friedrichs II. und Jolanthens. „Kehrt der Staufer Zeit zurück?“

Einst bebte die römische und die romanische Welt in ohnmächtiger Erregung, als Kaiser Friedrich II., der Gebannte des Papstes, nach Ptolemais fuhr, um der abendländischen Christenheit das heilige Grab zurückzugewinnen und um zu künden, daß der Germane ein Herr und König zu Jerusalem geworden sei. Heute ist des deutschen Kaisers Fahrt in jeder Richtung Friedens- und Freundesfahrt. Der christliche Kaiser kommt als Gast des Osmanensultans, und um die heiligen Stätten schweifen keine kurdischen und turanischen Lanzenreiter mehr, sondern geschäftige Araber und Syrer sinnen über den kühnsten Preis für ihre Waren und träumen von unermeßlichem Bakschisch. Am Grabe Christi aber beugen sich Armenier, Griechen und Lateinermönche, die dort zu hadern und zu raufen pflegen, in der Eintracht der Ehrerbietung vor dem evangelischen Kaiser, welcher kommt, um die erste Kirche der deutschen Protestanten in Jerusalem einzuweihen.

Wilhelm II. wird der zweite gekrönte deutsche Kaiser sein, der Jerusalem betritt. Friedrich II. war bisher von allen der einzige. Denn Barbarossa hat das heilige Land nur gesehen als junger Herzog von Schwaben in seines Oheims, König Konrads III.,



Herbst. Nach dem Gemälde;



e von Ludwig Munthe.

Kreuzheere, welches so unglücklich gegen Damaskus gelenkt ward. Als er zum zweiten Male, nun selber an der Spitze der deutschen Ritterschaft, als der große, ruhmumstrahlte Kaiser ins Morgenland zog, da sollten die eisigen Bergwasser des Kalykadnos dem allzukühnen Greise den Tod bringen, noch ehe er die Stätten Syriens wieder erblickt.

Kaiser Heinrich VI. hat persönlich keinen Kreuzzug geleitet. Aber kein deutscher Herrscher hat je so kraftvoll in Abendland und Morgenland zugleich gewaltet, wie dieser mächtigste der Staufer, der kluge und energische Erbe von Barbarossa's Thaten und Ruhm. Die Könige von Cypern und Armenien baten darum, Vasallen seines Imperiums heißen zu dürfen; den Engländerkönig Richard zwang er vor seine Füße auf die Knie nieder, zur Sühne dreister und schmählicher Unart und Umtriebe, und hieß ihn sein England fortan als Lehn vom deutschen Reiche tragen; die Mauren Nordafrika's und das hochmütige Regiment von Byzanz zahlten dem Staufer Tribut. Kaiser Heinrich VI. ist wahrhaft ein Herr über den Orbis gewesen, und jede neue seiner Unternehmungen, jedes neue Jahr seiner Regierung ward Zuwachs und Erfolg. Es bleibt das beklagenswerteste Unglück unserer älteren Geschichte, daß dieser Kaiser mitten in seiner herrlichen Kraft so früh ins Grab gesunken ist. Auch das Kreuzheer, welches Heinrich 1197 nach Palästina unter der Führung seines Kanzlers Konrad entsandt hat, hat dort mehr vollbracht, als alle sogenannten großen Kreuzzüge erreicht haben, wenn man allein den ersten ausnimmt. Das Königreich Jerusalem war damals nur noch ein unzusammenhängender Küstenstreif, nachdem der große Saladin, der Zeitgenosse Barbarossa's, die heilige Stadt und die meisten anderen Plätze des Landes dem Islam zurückerobert hatte. Sultan Aladil, Saladins Nachfolger, unterschätzte nicht, was ihm das Klirren deutscher Schwerter und Lanzen im heiligen Lande bedeuten werde, und zog mit aller Heeresmacht heran, aber bei Sidon wurden seine Reitermassen von Kaiser Heinrichs Rittern auseinander gejagt. Der Weg nach Jerusalem war frei! Schon rüsteten die Deutschen den Hinaufmarsch über das steinige Kalkplateau, welches den eigentlichen Körper des Landes Palästina bildet — da traf sie die kaum glaubhaft traurige, lähmende Kunde, daß der Kaiser gestorben sei und das Reich in bösem Zwiespalt liege. Jetzt war es die größere Pflicht, so schnell wie möglich in die Heimat zurückzueilen. So war das heilige Land aufs neue sich selber überlassen, und die Schirmherrschaft des dortigen Christentums, welche einst Herzog Gottfried von Niederlothringen (wir Deutschen brauchen unseren Landsmann nicht „von Bouillon" zu nennen) begründet, die Krone, die zuerst sein Bruder Balduin getragen hatte, sie wanderten nach wie vor von einem kleinen Glücksjäger zum andern.

So blieb es bis 1223. Damals sandte Friedrich II., der junge Herrscher über Deutschland und Italien, seinen gelehrten Freund Jakob von Capua nach Ptolemais an den damaligen „König von Jerusalem", Johann von Brienne, mit der Nachricht, der Kaiser begehre zur Ehe dessen Tochter Isabella, oder wie man sie auch nach der Mutter nannte, Jolanthe, die Erbin und baldige Inhaberin der Krone Jerusalems. Denn letztere vererbte nach dem Rechte der syrischen Frankenstaaten auch in der weiblichen Linie; die eigentliche Trägerin war Jolanthens verstorbene Mutter gewesen und Johann von Brienne, ein tapferer aus Frankreich gekommener Haudegen, nur durch deren Hand zum Königsnamen gelangt. Das Verlöbnis ward geschlossen, und zwei Jahre später ward die nunmehr zur Jungfrau herangewachsene Jolanthe festlich in Ptolemais zur Königin von Jerusalem gekrönt. Dann fuhr die Kaiserbraut zu Schiff nach Brindisi, wo Friedrich sie empfing und das Hochzeitsfest begangen ward.

Am selben Tage der Hochzeit nahm Friedrich auch seinem mitanwesenden Schwiegervater jeden Zweifel, daß im Namen seiner Gemahlin fortan er selber, der Kaiser, im heiligen Lande als König zu regieren gedenke; gleichzeitig ward das Reich Jerusalem dem amtlichen Kaisertitel hinzugefügt. Der Alte war bestürzt, er hatte sich eingebildet, um die harte Folgerichtigkeit der Sachlage herumzukommen und vorläufig König zu bleiben. Aber lässige Gutmütigkeit würde der Herrschertugenden letzte sein und übel helfen, große Reiche zu bewahren und zu festigen: Friedrich konnte unmöglich, nachdem er noch weitere Rechte dazu gewonnen hatte, den Anspruch des Imperiums geringer als sein Vater Heinrich auffassen,

welcher die Könige im Morgenlande als seine Vasallen gesehen hatte. Überdies waren die Herren von Brienne seit lange als gefährliche Parteigänger aller staufischen Gegnerschaften auch im normannischen Unteritalien bekannt gewesen.

So war denn Jerusalem für Johann ebenso zerronnen, wie einst gewonnen: durch die Ehe der Inhaberin. Indessen, wenn er nun nicht mehr gut nach Palästina zurückmochte und konnte, so gab es damals noch ein ähnlich aussichtsreiches Feld für solche heimatmüden Recken, wie ihn; das war das lateinische Kaiserreich von Byzanz, welches 1204 durch die venezianische Handelspolitik unter kluger Benutzung französischen Ehrgeizes errichtet worden war. Hier hat der tapfere Greis seinen Platz weiterhin trefflich ausgefüllt und ist von 1231 bis zu seinem Tode 1237 noch selber lateinischer Kaiser zu Konstantinopel gewesen.

Friedrichs und Jolanthens Hochzeit gehört jedoch nicht blos in den Zusammenhang der großen, von Heinrich VI. begründeten staufischen Weltpolitik, sondern auch in die Geschichte des persönlichen Kreuzgelübdes Kaiser Friedrichs. Dieser hatte es dankerfüllt in die Hände des Papstes abgelegt, als er im Jahre 1215 den Welfen Otto IV. besiegt und Deutschland dem Staufertum zurückgewonnen sah. Aber noch waren die Dinge weder im Reiche, noch in Italien so beschaffen, daß der Träger der Krone und Regierung hätte leichten Herzens auf morgenländische Aventiure davonziehen können. Mehrmals mußte Friedrich die Frist seines Gelübdes verlängern lassen und schließlich, zur Zeit jener Eheschließung, dem neuen Papste Gregor IX. zugestehen, dem Banne verfallen sein zu wollen, wenn er es bis zum Sommer 1227 nicht erfülle. So sammelten sich denn am äußersten Ziel der Frist, im August 1227, an der apulischen Küste die Schaaren des Kreuzheeres. Aber in den Lagern dieser Massen brütete die Sonne Süditaliens ansteckende Fieber aus, die auch den Kaiser selbst und den Landgrafen von Thüringen, der mit ihm war, ergriffen. Zwar gingen auch sie nach vollzogener Einschiffung der Kreuzfahrer am 8. September in See, aber die Heftigkeit der Krankheit zwang beide umzukehren, der Landgraf starb, und nur allmählich genas der Kaiser. Er sandte Gregor eine Rechtfertigung zu, aber dieser, der sich nicht umsonst nach dem einstigen Richter von Canossa, nach Gregor VII., seinen Papstnamen gewählt hatte, war kein Mann, um Ausnahmen gelten zu lassen; viel zu leidenschaftlich in der Ungeduld seiner achtzig Jahre, um noch weiter mit Wartefristen rechnen zu wollen, bannte er den Kaiser, der längst aus dem gehofften Werkzeug der Kirche deren Schmerzenskind geworden war. Nun flackerten überall die alten Stauferfeindschaften empor, und die päpstlichen Soldtruppen bedrohten das unteritalische Reich.

Nichtsdestoweniger führte Friedrich sein Gelübde aus, sobald es überhaupt seine Gesundheit und die Verhältnisse irgend erlaubten. Am 7. September 1228 landete er in Ptolemais, allerdings wenig freudig begrüßt. Er kam als ein unbequemer Helfer für die fränkischen, d. h. aus dem Abendlande gebürtigen Barone, die fast ohne jede obere Autorität zu schalten gewöhnt waren, er kam ebenso als eine arge und begreifliche Verlegenheit für die Vertreter der Kirche. Um so zufriedener konnte Friedrich mit dem Eindruck seines Kommens auf die Sarazenenwelt sein. Fast ohne militärische Begleitung gelandet, war er in der Hauptsache auf den deutschen Orden im heiligen Lande angewiesen; dennoch bebten die Staaten des Islam vor der Macht, die der Erbe Barbarossas und Heinrichs VI. herbeizurufen imstande sein würde. Er war schon Sieger, sobald er nur den Fuß an den Strand von Palästina gesetzt hatte, und der Sultan Alkamil, der Sohn Aladils, entschloß sich, in Aufrechterhaltung vorhergegangener diplomatischer Verhandlungen, dem Kaiser die Stadt Jerusalem abzutreten. Nur blieb, um den Eindruck auf die muhamedanische Welt abzuschwächen, ein Viertel der Stadt nebst der Moschee el-Aksa dem Islam vorbehalten. Jerusalem ist bekanntlich auch den Anhängern des Propheten eine heilige Stadt; sie birgt das Grab Davids, der auch zu den Vorfahren des Islam zählt, und, was noch wichtiger ist, die vorhin genannte Moschee wird nach einem Worte Muhammeds selber, als die zweite Moschee an Heiligkeit nächst der von Mekka betrachtet. (Sie ist eine Basilika, die Justinian als Marienkirche erbaute; Omar machte sie zur Moschee.) Außer Jerusalem erhielt Friedrich noch die Abtretung von Bethlehem

und Nazareth nebst verschiedenen verbindenden Straßen, sowie die des Landungsplatzes Joppe bewilligt. Zwar war und ist Joppe oder Jaffa, an der einförmigen flachen Strandlinie Judäas gelegen, überhaupt kein Hafen; aber für die eigentlichen Pilger, die keine Handelsinteressen verfolgten, mußte es stets das erwünschteste Ziel ihrer Meerfahrt sein. Denn von hier führte der kürzeste Landweg nach Jerusalem hinauf, dieselbe Straße über Arimathia (Ramlah) wie heute, welcher denn auch die neue Eisenbahn folgt.

Es war doch vieles erlangt und zwar durch das bloße Ansehen des staufischen Kaisers, des „Enberûrs," wie sich die Sarazenen das Empereur der Franken sprachlich zurecht machten. Auch sie, die Moslemin, empfanden die Bedeutung des Geschehenen nur zu sehr; „Gott erbarme sich seiner" vergessen verschiedene orientalische Schriftsteller jener Tage nie hinzuzufügen, wenn sie von Alkamil sprechen. Aber bei den Franken, für die alles geschehen war, vermochte sich keine Freude zu schönem Entschluß durchzuringen; sie blickten jetzt nur mit verdoppelter Gehässigkeit der kleinen Selbstsucht und des Neides auf diesen erfolgumstrahlten König und Schirmherrn, welcher ihnen durch das Ereignis von 1225 gesetzt worden war. Der Patriarch „von Jerusalem", der ebenfalls in Ptolemais saß, lehnte es, als Friedrich nun zum Einzuge in Jerusalem Anstalten traf, ab, auf seine Kathedra zurückgeführt zu werden; er warnte die Pilger und alle Katholiken vor der Beteiligung an diesem Einzug in die den Christen wiedergewonnene Stadt.

Alles das hielt die syrischen Christen, die auch unter dem Islam in Jerusalem wohnen geblieben waren, nicht ab, zu jubeln und lobzupreisen, als nun der Kaiser heranzog. Vor dem Jaffathor überreichte ein Kadi im Auftrage Alkamils Friedrich die Schlüssel der Stadt; Sultan und Kaiser überboten einander in ehrenden Rücksichten. Alkamil hatte z. B. verboten, daß während des Aufenthaltes Friedrichs die Muessim von den Minarets zum Gebete riefen; Friedrich, von Jugend her aus den Sarazenenorten Unteritaliens mit den Sitten des Islam vertraut, bemerkte dies und ließ sofort bitten, den Gebetruf ganz wie gewöhnlich zu thun.

Am Sonntag Oculi 1229, dem Tage nach seiner Ankunft, betrat der Kaiser die Kirche des heiligen Grabes. Welche Schauer feierlicher Empfindung mögen durch seine Brust an dieser Stätte gezogen sein, die er aufs neue von der Herrschaft des Halbmonds erlöst hatte; in dieser Kirche, die unter ihrem Kuppeldache die erhabensten, durch Christi Leiden und Sterben geheiligten Orte zusammenschließt: die letzten fünf Stationen der Via dolorosa; Golgatha, mit der Vertiefung, in der das Kreuz gesteckt hat; die Kapellen der Verspottung, der Kleiderteilung; die Platte, wo der Leichnam gesalbt, die Felsenkammer, in die er bestattet wurde. Ganz gewiß, hier stand an diesem 18. März 1229 ein christlicher Kaiser und nicht etwa ein archäologischer Skeptiker, der Fragen nach Alter und Echtheit that. Dazu wäre damals kein Mensch, auch Friedrich nicht imstande gewesen. Wohl ist Friedrich II. mit Recht „der erste moderne Mensch" genannt worden; lächelnd blickte er aus freier Höhe auf die Lehrstreitigkeiten seiner Zeit herab, und mit den feinen, vornehmen Gelehrten, die als Gesandte Alkamils zu ihm kamen, hat er jene berühmten metaphysischen Unterhaltungen gepflogen, die die gebildete sarazenische Welt entzückten. Aber längst ist z. B. nachgewiesen, daß der Kaiser das berüchtigte Wort von den drei großen Weltbetrügern seit Mose nie gesprochen hat. Der geistreichste und absolut objektive unter allen Kaisern, persönlich zeitlebens ein heimlicher Ketzer, wenn am damaligen Dogma gemessen, ist Friedrich doch stets in der Gesamtheit seines Wesens ein Christ und ein Herrscher von vollem Verständnis für die wahren Aufgaben der Kirche geblieben.

Nun stand der Gebannte, der aus der Gemeinschaft Christi Ausgestoßene, am Grabe des Heilandes! Wohl mochte manchem, der an jenem Tage mit ihm war, das tapfere Herz mit Bangen pochen; aber kein strafendes Wunder des Himmels geschah und vernichtete mitten im Frevel den Tempelschänder nach päpstlichem Spruch, den neuen Heliodor. Erhobenen Kopfes trat der Gebannte an den Hochaltar; vom Tische des Herrn nahm er die Krone Jerusalems und hob sie selber auf sein Haupt.

Am anderen Tage ritt ein Erzbischof von der Küste im Auftrage des thörichten Patriarchen in Jerusalem ein und verhängte über die Stadt des Heilandes das Interdikt! Nun freilich brach unter den deut-

schen Rittern, die mit Friedrich waren, und unter der Christenbevölkerung Jerusalems eine unbeschreibliche Erregung los. Christus selber hatte zugegeben, daß über seinem Grabe der oberste weltliche Herrscher aller Christenheit sich aus Gottes Gnaden König von Jerusalem nannte; was Christus gewollt, das wagte dieser landlose Kleriker zu bemäkeln! Diese aus Zorn und Spott gemischte Stimmung beherrschte noch alle, als man wenige Tage später nach Ptolemäis zurückkam. Hier fanden sie die Stadt voller Franziskanermönche, welche auf Befehl des Patriarchen überall auf den Straßen predigten und die ewige Verdammnis des Staufers in Schauergemälden vorführten. Da ist denn eine stille Weisung oder Erlaubnis gegeben worden, für die es keiner Kanzleiurkunde bedurfte; mit Wonne vernahmen sie die Troßknechte des kaiserlichen Gefolges und erteilten auf den untersten Rückenpartien der argen Eiferer die deutsche Antwort, und dann war Ruhe.

Friedrich hastete längst zur Rückkehr, denn die päpstlichen „Schlüsselsoldaten“ sengten und plünderten im Königreich Neapel. Wenige Wochen nach der Abfahrt von Ptolemäis stand er drohend an der Grenze des Kirchenstaats. So kam der Friede von S. Germano zu Stande, in welchem Gregor den Kreuzzug Friedrichs II. und dessen Errungenschaften anerkannte.

Wenn jemals das kleine Geschlecht der fränkischen Edelherren im Morgenlande sich konsequent gezeigt hat, so ist es in der Unablässigkeit, womit sie die Schirmherrschaft des staufischen Kaisers über das heilige Land bekämpft haben, und in der unverantwortlichen Politik, womit sie dem Wiederverlust Jerusalems vorarbeiten. Dieser trat 1244 und nunmehr endgültig ein. So viele Pilger auch noch später Jerusalem wieder besucht haben, seit 1244 gehört die Geschichte der Stadt nur noch den Wechseln der orientalischen Herrscherdynastien und sarazenisch-türkischen Machtgruppierungen an.

Heute würde möglicherweise eine Note des „europäischen Konzerts“ genügen, um Jerusalem und den Weg von Joppe dorthin dem christlichen Europa zurückzugewinnen. Aber kein europäisches Konzert wird in absehbarer Zeit diese Note blasen, und kein einzelner Flötist wird sie heimlich zu probieren wagen. Denn über Jerusalem führt — Rußlands Weg zum Suezkanal.



Capriccio.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

Deiner goldnen Haare fand ich eines
Im gezackten Blattgerank des Weines,
Schimmernd, wie aus Sonnenstrahl gesponnen,
Drüber siebenfarbig Tau geronnen.
Kecker Frühwind hob es mir entgegen:
„Komm und schau, auf welchen Morgenwegen
Unser Liebling wandelt, unsre Taube!“
Wahrlich Kind, hier fehlt die schönste Traube.
Drüben winkt ein Stiel mit sauren Resten:
Kluger Schelm — du nahmst nur von den *besten*.
Oft schon wähnte ich, der Nachbarsjungen
Räubermut sei durch den Zaun gedrungen,
Doch mein goldnes Fädchen mahnt bescheiden,
Daß ich Unrecht that den wilden beiden ...

Holder Dieb — was soll ich mit dir machen?
Soll ich schmollen, küssen oder lachen? —
Zaghaft scheint das Härchen sich zu neigen,
Und sein Goldglanz fleht beweglich: „Schweigen!“



Onkel Johnny.

Erzählung von

Ilse Frapan.

Mit einer Zeichnung von **Werner Zehme.**

(Schluß.)

Die Mädchen wanderten anderen Tags in die Schule, ohne daß Onkel Johnny zum Vorschein gekommen wäre. Unterwegs verabredeten sie sich, daß eigentlich alles doch ganz anders sei, als sie sich's gedacht hatten. „Heute will ich ihn mal an das Buch erinnern," sagte Milli.

Das war nun wirklich ein guter Einfall von ihr. Onkel hatte beim Mittagessen geschwiegen und matt und blaß ausgesehen. Auf die Fragen seiner Schwester und der Nichten, was ihm nur fehle, hatte er abwehrend geantwortet. Die Backfische sahen, ohne sich darüber klar zu werden, etwas wie eine Wolke schweben zwischen ihrer Mama und Onkel Johnny. Der Anblick des Buches brachte eine Aufhellung, ja eine fast unvermittelte Heiterkeit in seine Züge.

„Oh, ich hatte es ganz vergessen! Aber hier ist Handy Andy*), und ihr müßt Englisch lesen lernen und alles verstehen, und was ihr nicht versteht, will ich euch sagen."

Sogar Mama bekam einen ganz anderen Gesichtsausdruck nach diesen Worten: „Das mögt ihr wohl, ihr alten kleinen Schlingel!" sagte sie, Milli auf die Schulter klopfend. „Verwöhne sie nur nicht zu sehr, Johnny,"

*) Von Samuel Lover.

setzte sie scherzend hinzu, „solche Springinsfelde brauchen einen strengen Lehrmeister."

„Nein, Strenge, das kann ich nicht afforden," bemerkte Onkel Johnny kopfschüttelnd, „hier ist ein Irishman mit lustigen Streichen, und sein Name ist Handy Andy. Take a seat, and let us begin with the beginning." Nun, mit Onkel Johnny zu lernen, das war wirklich ein Vergnügen! Er konnte einem auf den Weg helfen, er konnte alles faßlich und verständlich machen, und sein einer Arm benahm sich dabei hilfreicher, sozusagen ausdrucksvoller, als zwei von anderen Leuten. Er wurde immer aufgeräumter, und seine Schülerinnen saßen da mit runden, glühenden Backen, amüsierten sich prachtvoll und fühlten sich gleichzeitig aufs höchste geehrt, während sie fast von Minute zu Minute besser in das Verständnis des Buches hineinwuchsen. Als sie an ein Lied kamen, sang der Onkel es ihnen vor, es hatte eine pathetische Melodie und gefiel ihnen außerordentlich. Nachher fragte ihn Liddi mit ihrer schüchternen Kleinkinderstimme nach seiner Verwundung, und da erzählte er die ganze Geschichte. Der Schuß war nur wie ein leichter Schlag zu spüren gewesen und hatte ihm doch den Oberarmknochen zersplittert. Erst eine Viertelstunde später war er ohnmächtig geworden.

„War es in der Schlacht?" fragte Milli atemlos.

„Nein, ich trug gerade jemand, es war eine feige, verirrte Kugel aus dem Hinterhalt."

„Wen trugst du denn, Onkel Johnny?"

„Well, einen Blessierten, einen armen Darky,*) den sie in den Rücken getroffen hatten."

Milli blickte ihn mit Begeisterung an. „Mama hat uns früher, als wir noch klein waren, erzählt, wie du die Neger befreit hast."

„Well — I don't know," sagte Onkel Johnny lachend, „ein Mann ist sehr wenig, glaube ich, Milli." Er legte neckend den Kopf auf die Seite, das gewinnende Lächeln eines scherzenden Kindes erschien auf seinem Gesicht.

„Sind die Neger nun ganz so wie andere Menschen, wie wir Weißen, Onkel?"

„Ganz ebenso, Milli, nur — sie riechen nicht sehr angenehm." Milli rümpfte die Nase.

„Auch mit Eau-de-Cologne nicht?"

„Silly little goose!" lächelte der Onkel.

*) Neger.

Milli überhörte diese Ansprache, dagegen fiel ihr plötzlich etwas ein: „Aber deine Frau war keine Negerin, Onkel?"

Onkel Johnny erhob den Kopf und ließ ihn dann sinken: „Well, nein, sie war aus Neu-England," — er stand auf und schlug das Buch zu, nickte den Kindern und ging aus.

Nach einer Stunde etwa ward stark an der Glocke gezogen, und eine lebhaft sprechende, kräftig auftretende Herrengesellschaft füllte den Hausflur.

„Hier herein, Gentlemen!" rief Onkel Johnny mit animierter Stimme, den Hut weit im Nacken, das Gesicht gerötet, in der Hand eine Anzahl Flaschen tragend. Er zeigte auf das Wohnzimmer, aus dem Mama, ein Bündel Wäsche unter den Arm nehmend, mit einem unwillkürlichen Aufschrei entfloh, als alle diese Fremden hereinkamen.

„Well, Dora, never mind!" rief Johnny ihr nach, „lauter gute Freunde von mir; wir brauchen nur kochendes Wasser und Zucker, das übrige hab' ich mitgebracht!"

Er stellte die Flaschen mit Geklirr auf den Tisch, schleuderte den Hut in eine Ecke und forderte seine sechs Begleiter gemütlich auf, es ihm gleichzuthun.

Milli sah mit Erstaunen das Häufchen Hüte, das sich auf dem Boden sammelte. Sie mußte furchtbar lachen; nie im Leben hatte sie gedacht, daß es so etwas in der Welt gäbe. Onkel Johnny hielt ihr die Hand hin, lachte auch und sagte: „Gläser und Theelöffel, if you please, und ein Stuhl ist da zu wenig."

Als sie mit dem Mädchen das Verlangte hereintrug, war schon ein eifriges Gespräch im Gange. „Liddi muß auch kommen," rief der Onkel und schob ihr einen Stuhl hin, „und die zwei anderen Ladies? Wo sind sie?" Aber auf die Antwort wartete er nicht, sondern machte sich daran, die Flaschen aufzuziehen und die Gläser zu füllen. Milli saß auf der Stuhlbank und wußte nicht, ob sie weglaufen oder bleiben sollte. Der da gerade sprach, ein Mann mit hoch aufgekämmtem Haar und in die Höhe gewirbeltem Schnurrbart, war ihr ziemlich uninteressant. Er stand da mit zurückgeworfenem Kopf und hatte die Daumen in die Armlöcher der Weste gesteckt, während er in verächtlichem Ton schrie: „Richtig verkommen sah das da aus auf dem Bau! Geradezu verloddert. Ich hab förmlich Blut geschwitzt!

Nee, wirklich, das ist nu geradezu mein Tod, alles — bloß das nich. Na, sag ich zu mir: wenn du nu gerade hier bist, denn drück wenigstens die krummen Wände grade, sag ich so zu mir!“ Eine Lachsalve unterbrach den Sprecher. „Je, gleich, wie ich auf den Bauplatz kam: Donner und Doria! wie sah das da aus! Und bei mir grade das Gegenteil, bei mir sieht alles sauber aus! Das blänkert man so. Kreuz Millionen, wie hat das da ausgesehn! Und das sagt ich auch zu meinem Schwager, der neulich bei mir angekommen is. Na, er frug ja nu erst, ob da ein Herr Märzlufft wohnen thäte. ‚Zu dienen,‘ sag ich, — ick harr je sin Breef vorher kreegen un wuß all gans good, wer dat wär! — ‚zu dienen, das bin ich selbst.‘ ‚Paul!‘ sagt er und will je nu zärtlich werden. ‚So, du bist das?‘ sag ich. ‚Na, wie siehst du denn aus? Hör mal, hier is ’n Hemd und eine Hose von mir und ’n Kragen, und nu geh mal los, sag ich zu ihm, und sieh mal zu, da geradeüber auf ’n Schweinemarkt, da steht ein Gebäude mit ’n Turm, da gehst du erst mal rein und nimmst da ’n Bad,‘ sag ich, ‚und denn wollen wir mal weiter sehn.‘ ‚Ja,‘ sagt er, ‚ich hatte mich auch recht fein machen wollen zu dem Besuch, man bloß, ich hatte kein Geld nich in der Tasche.‘ Na, als er nu aus dem Bad kam, da sah er all ganz anders aus; ich hatte ihm zehn Mark in die Tasche gegeben, nu sagte er: ‚Ich fühl’ mich all ganz anders. Paul,‘ sagt er, ‚du hast mich zum Menschen gemacht,‘ — — Ja, Sparen, das hab ich nie gekannt, da weiß ich nichts von, das ist bei mir — —“ Milli stand leise auf und schlich hinaus, niemand gab acht auf sie. Wie häßlich der Mann gesprochen hatte, „solch ’n Prahlhans!“ dachte Milli, „wie merkwürdig, daß Onkel Johnny ihn eingeladen hat.“ Es wurde ein sehr ungemütlicher Abend, immer wartete man, daß diese Fremden weggehen sollten, und sie wurden immer lärmender und ungezwungener. Man mußte in Großmutters Stube Abendbrot essen, und Mama saß da und horchte mit ängstlichem Gesicht nach dem Wohnzimmer. Sie seufzte oft und sprach nicht. Als sie Großmutter zu Bett begleitete, hörten die Mädchen sie flüstern: „Ach, wäre er doch lieber drüben geblieben! Ein namenloses Unglück!“ Sprachen sie von Onkel Johnny? Die Backfische sahen sich traurig an. „Onkel ist so reizend, aber seine Bekannten sind so merkwürdig, nicht, du?“ „Und wie viele er schon hat, und er ist doch erst ’n paar Tage in Hamburg.“ „Aber wenn Papa nun kommt, glaubst du, daß er sich gar nicht über Onkel Johnny freut?“ Sie wurden sehr nachdenklich. Inzwischen war das Gespräch bei Großmutter lauter geworden; eben sagte sie in gereiztem Ton: „Wenn du jetzt so klug bist, Dora, weißt du auch, warum dein Vater ihn hinübergeschickt hat?“ Und vorwurfsvoll klang es zurück: „Daß ihr das gethan habt, daß ihr so hart und erbarmungslos“ — — „Scht! scht! Sollen die Gören auch noch alles wissen? Laß mich in Ruh! Das ist jetzt doch nicht mehr zu ändern.“ „Leider Gottes nicht!“ hörten sie die Mama seufzen. „Was für ein Unglück!“

Ganz klein zusammengeduckt saßen die beiden Kinder, wagten nicht einmal mehr miteinander zu sprechen. Etwas Formloses, Schweres, Drückendes lag über dem Hause; sie verstanden es nicht recht, aber sie fühlten die Wirkung. Und doch hatten sie den Onkel so lieb und mochten nichts Unrechtes von ihm denken. Und dann fiel es ihnen ein, wie sie jahrelang auf ihn gewartet hatten, wie sie das Gartenhäuschen mit Liebe und Freude für ihn geputzt und wie er nun endlich gekommen, aber so ganz anders. Sie schlichen still in ihr Stübchen; auf dem dunklen Vorplatz begegnete ihnen Mama, und als sie sie küßten, war Mamas Gesicht naß von Thränen. Es war auch ihnen zum Weinen zu Mute.

Wie fahl und gelb Onkel Johnny am anderen Morgen aussah! Seine Lippen waren bläulich, und er kam müde und schwer zum zweiten Frühstück und drückte sich gleich in die Sofaecke.

„Friert dich, Johnny?“ fragte ihn Mama, ohne ihn anzusehen. Er seufzte ein paarmal, ehe er antwortete, daß es ihm allerdings kalt sei, immer kalt in Hamburg.

„Giebt es nicht vielleicht ’n Kognak im Haus?“ fügte er halb verdrießlich, halb beschämt hinzu. Danach ward es ihm wärmer, und auch seine Seele taute auf. Zu Mittag war er ganz aufgeräumt, las mit den Backfischen Handy Andy und zeigte ihnen einige englische Lieder, dieselben, die er ihnen vorgesungen. „Well, girls, die sind für euch, ihr könnt sie euch aufbewahren.“ „Oh, Onkel Johnny, hast du das geschrieben,

und mit der linken Hand?" staunten die Kinder. „Warum nicht? Was ist daran Besonderes? Wenn man die rechte Hand verloren hat, schwingt man die Fahne mit der linken!" rief Onkel Johnny, indem er das Blatt lebhaft hin und her schwenkte, mit großen Schritten auf und abging und abgerissene Liederstrophen vor sich hinsang.

Milli begann plötzlich, ohne Übergang, von dem Gartenhäuschen zu erzählen.

„Oh, Onkel, wie haben wir uns auf dich gefreut, Mama, Großmama, Papa, wir alle! Und immer sind wir an den Hafen gelaufen, und du kamst nicht und kamst nicht! Und das Gartenhäuschen gehört uns immer noch und ist ganz für dich möbliert, nur, daß es da jetzt zu kalt wäre! Aber wie oft haben wir da gesessen und von dir gesprochen und gedacht, wenn du doch nur kämest! Zweimal haben wir auch noch das andere Zimmer eingerichtet, weil —"

Onkel Johnny war stehen geblieben, den einen Fuß auf einen Stuhl gestemmt, das beschriebene Blatt in der Hand. Der sorglose, unbekümmerte Ausdruck war aus seinem Gesicht verschwunden, etwas Horchendes, Ungläubiges malte sich darin, aber immer mehr kam heftige Erregung hinein, und plötzlich rötete sich sein Gesicht, und in den Augen standen Thränen.

„Dear girls!" flüsterte er und drückte Millis kleine Hände an seine heiße Stirn. „Wo ist deine Mutter? Ich will — —"

Er stürzte hinaus, rannte die Treppe hinauf, blieb lange, lange fort. „Nein, wir dürfen sie nicht stören, sie sprechen zusammen, glaube ich!" flüsterten die Kinder, und geduldig warteten sie. Endlich kamen sie alle die Treppe herunter, Mama, Großmutter und der Onkel; auf ihren Gesichtern lag es wie Sonnenschein nach schwerem Regen, Mamas Augen blickten ganz glücklich. Sie ging auf die Mädchen zu und rief mit einer Stimme, die noch bebte von vergossenen Thränen:

„Milli und Liddi, Onkel Johnny will mal das Gartenhäuschen ansehen! Er meint, es wäre ihm nicht zu kalt dort; wollt ihr nicht mitkommen?"

Wie zwei Gummibälle sprangen sie von ihren Sitzen, hängten sich rechts und links ihrer Mama in den Arm, Großmutter hakte Onkel Johnny unter, und in feierlichem Marsch ging es „nach Onkels Häuschen". Der November schenkte noch ein paar linde Tage jetzt; weder Reif noch Schnee lag im Garten, die Eiche stand noch mit rostroter Krone, durch die kahlen Kastanienäste schimmerte feurig die Sonnenkugel. Aber die Stachelbeerhecke starrte gleich einer Garnitur von Schrubbern um das leere Häuschen, und als sie die Thür aufschlossen, quoll ihnen ein feuchter Schimmelgeruch entgegen.

„Wir sind so lange nicht hier drinnen gewesen! Ach, da stehen noch vertrocknete Blumen im Glas! Und die Spinnen, wie sind nur die hier hereingekommen? Ach, und die Wand ist grün! Nein, nein, das ist gar nicht mehr schön hier — nicht mal menschlich!" Und Liddi drohte dem Onkel mit scherzendem Vorwurf: „Du bist viel zu spät gekommen, Onkel Johnny!"

Eine sonderbar niederdrückende Wirkung ging von dem düsteren, niedrigen Raum aus. In den Ecken schienen Fledermäuse zu nisten und um die Hereingekommenen mit schwerem lautlosen atemhemmenden Fluge zu streifen.

„Nein," sagte Großmutter schaudernd und ließ die Unterlippe hängen, „das ist ja mehr schon 'n Grab als 'ne Wohnung, — kommt schnell wieder 'raus." Aber Onkel Johnny ließ sich nicht fortziehen. Er starrte nachdenklich auf den Boden und sagte mit gedämpfter Stimme: „Well, ich weiß nicht, — ich habe schlechter gewohnt, ich möchte hier bleiben."

„Im Sommer, Johnny, dann laß ich mir's auch gefallen, aber —"

„Warum könnte nicht hier ein Ofen gestellt werden?" Er deutete in die feuchte Nordwestecke. „Wir schneiden ein Loch in die Fensterscheibe für das Rohr —"

Und alle weiteren Aber wurden abgeschnitten, denn Onkel Johnny *wollte* das Gartenhäuschen, und nichts war zu machen. Er besorgte selbst die nötigen Wege, half beim Putzen und Lüften der Sachen, und als zum erstenmal das Feuer im Ofen hell flackerte und ein gelber Wintersonnenstrahl die kleinen Fenster umspielte, da fanden auch die übrigen, daß hier kein übler Aufenthalt sei. Die Backfische versuchten sogar Äpfel dort zu braten, und ein würziger Duft durchzog den Raum; was sie an kleinem Zimmerschmuck selbst besaßen, das hatten sie herübergeschleppt, und aus Onkel Johnnys Koffer war auch noch allerlei zum Vorschein gekommen, merkwürdige Tabakspfeifen, eine Anzahl Dolchmesser, ferner einige Photo-



Mädchen aus Schonach. Rötelstudie von Fritz Reiß.

graphien. All das war an den Wänden befestigt und machte sie weniger düster und langweilig. Der Onkel selbst ging auch ganz zufrieden umher, fand alles gut, war herzlich und unbefangen und fast zu dankbar. Das aber war augenscheinlich — ganz wohl und frei fühlte er sich nur mit den Kindern, in Anwesenheit der Erwachsenen versank er bald in ein brütendes Schweigen, aus dem er mit einem schmerzlichen, schamvollen Schrecken auffuhr, wenn er angeredet wurde. So wurde denn auch die Handy Andy-Lektüre „hinüber" verlegt, um so mehr, da Papa wieder eingerückt war und für seinen Nachmittagsschlaf lautlose Ruhe verlangte. Er war auch so überarbeitet, der arme Papa! Kaum je gönnte er sich eine Erholung, und für seine Kinder hatte er niemals Zeit gehabt. Nach ihm gab es nur eine menschliche Tugend: Arbeit; er sah auf die halbe Welt mit mitleidiger Geringschätzung und trug in Gegenwart solcher Leute, die ohne Beschäftigung lebten und leben konnten, eine leidende gekränkte Miene zur Schau, die nicht sehr ermutigend war. Onkel Wilhelm konnte durch sie aus der bequemsten Sofaecke aufgescheucht werden.

Die Backfische waren sehr gespannt, „was Papa und Onkel Johnny wohl zu einander sagen würden". Sie waren sich ja ganz fremd, und soweit die Mädchen urteilen konnten, sehr verschieden. Als Mama ihren Bruder an die Hand nahm, um ihn ihrem Manne zuzuführen, war sie blaß und zitterte, und in ihren Augen lag eine heiße stumme Bitte.

Zum Glück ging alles glatt und gut, die beiden Herren hatten gleich viel miteinander zu sprechen, Papa war sehr zuvorkommend, und Onkel Johnny sprudelte ordentlich vor Witz und guter Laune. Sie blieben nach dem Mittagessen so lange zusammen sitzen, daß Papa sein Schläfchen vergaß und mit Onkel Johnnys Hilfe drei Flaschen Rotwein leerte. Papas Stimme klang ihnen allen ganz fremd, als sie ihn dort mit Onkel Johnny lachen hörten. Aber Mama saß inzwischen wie auf Kohlen: sie wußte ja, daß ein Haufen Arbeit vorlag, und daß nun die Nachtruhe geopfert werden mußte, um diese verlorenen Stunden zu ersetzen. Onkel Johnny aber war ganz aufgelebt. „Well, wenn ich gewußt hätte, wie du bist, Schwager, so hätt' ich mich nicht lange besonnen mit dem Herüberkommen," lachte er noch unter der Hausthür.

„Nun kommen sie beide nicht wieder! Lieber Gott, was soll daraus werden!" stöhnte Mama, als es halb neun abends geworden; Großmutter saß lange stumm, aber plötzlich lachte sie auf und rief in mutwilligem Ton: „Nee, hör' mal, Dora, das is schon mehr 'n Döhntje, daß der sogar deinen Rudolf rumgekriegt hat! Is er wirklich mit ihm los? Achhott, das sag du man ja und ja niemand!" In diesem Augenblick kam der Kontorbote und brachte einen Zettel von Papa: er müsse die Nacht durcharbeiten, ließe sich dort etwas zu essen holen, sie möchten nicht auf ihn warten. Mama strahlte ordentlich: „Na, gottlob! siehst du wohl, Mutter? Ganz so war es doch nicht. Mein guter Rudolf!" Und sie drückte den Zettel an ihr Herz. Die Backfische wagten nicht zu fragen, wo Onkel Johnny geblieben sei. Sie guckten durch die halb beschlagene Scheibe: seine Fenster waren dunkel. Er ist gewiß schon zu Bett, dachten sie, und es war etwas Mütterliches in dem Wunsche, ihn schon wohlversorgt in seinem warmen Zimmer zu wissen. —

Der helle Schein des späten Mondes über ihr Kopfkissen weckte Milli; sie setzte sich im Bette auf und blickte hinaus in den bereiften Garten, der im Mondschein so feenhaft unwirklich flimmerte. Jedes Zweiglein dicht besetzt mit dem weichen glänzenden Überzug; wie ein Zaun aus Korallen zog sich die Stachelbeerhecke um Onkels Häuschen, das mit seinem weiß bepuderten Dach wie ein Zuckerbäckerfabrikat aussah. Und wie still es war! Kein Lüftchen spielte, nirgends ein Fenster gelb erleuchtet, kein Sperling piepte, kein Wagen rollte in der Ferne. Aber da, — plötzlich — ein Geräusch von der Ecke her, ein tiefer brummender Ton, scheltende Worte, dumpfe Fußtritte. Aber das geht ja nicht, — das ist ja hier keine Straße, das ist ja ihr Fußweg, ihr Garten, da darf doch niemand gehen in der Nacht! Und Millis Herz fing an zu klopfen. Wenn ein Dieb käme! Oder mehrere, denn man spricht ja! Milli drückte atemlos das Gesicht gegen das Glas. Plötzlich krachte es unten, — jemand hatte heftig an das hölzerne Staket gestoßen, das laute zornige Sprechen erklang wieder, und jetzt sah Milli eine Gestalt sich von dem Staket

ablösen, einige wankende Schritte machen, wieder anprallen, von einer Seite auf die andere taumeln, — entsetzlich! Jetzt, jetzt — er fällt! O Gott, er fällt! — und niemand hält ihn! Auf die rechte Seite, wo der leere Ärmel hängt, und niemand hebt ihn auf! Wo der leere Ärmel hängt, in dem der arme schreckliche Stumpf steckt, wo er immer Schmerzen hat — wo — o er kann nicht wieder aufstehen! Er scharrt mit den Füßen und brummt, und es ist so gräßlich anzusehen, wie er hilflos und zornig sich auf dem Boden wälzt. Milli reißt ihr Kleid vom Nagel, schlüpft in die Schuhe, die Zähne klappern ihr vor Aufregung und Frösteln, — wenn nur der Hausthürschlüssel steckt, wenn nur niemand sonst aufwacht, es ist ja zu traurig und schrecklich, und Milli schämt sich so für den armen Mann da unten und möchte ihm so gern, so gern helfen — jetzt und immer, damit dieses Gräßliche — — —

Und sie steht unten im Garten, und angstvoll sucht sie die hilflose Gestalt. Aber alles ist leer und still, und der Mond beleuchtet den einsamen Garten wie ein Krankenzimmer. Die Kleine fährt mit der Hand über die Stirn, — hat sie geträumt? Aber wie könnte denn ihr etwas so Häßliches träumen? Sie besinnt sich, daß sie trotz allem fürchterlichen Erschrecken gleich an Onkel Johnny gedacht hat, wie sie den Taumelnden sah, und sie wird rot über ihre eigne Schlechtigkeit und kann sich selber nicht begreifen. Flüchtig eilt sie ins Haus zurück, immer fürchtend, Liddi zu wecken; flüchtig streift sie ihr Kleid ab und verkriecht sich unter die Decke; halb unbewußt falten sich ihre Hände: „O, lieber Gott, laß es nicht wahr sein und mache du, daß mir nie wieder etwas so Schreckliches einfällt!“ bebt es von ihren Lippen. Und dann nahm sie sich vor, den guten Onkel Johnny doppelt lieb zu haben und ihm alles an den Augen abzusehen, weil sie ihn in ihren unbegreiflichen schlaftrunkenen Gedanken so beleidigt hatte.

Aber am nächsten Mittag, als sie von der Schule kam, fehlte Onkel Johnny am Tische, sie bemerkte es sogleich, und ihr Herz fing heftig an zu schlagen. „Wo ist Onkel?“ fragte Liddi harmlos. Mama zuckte die Achseln: „Onkel ißt heute drüben, er ist nicht ganz wohl.“ Milli fühlte, wie sie errötete, sie aß in der Verlegenheit immer noch aus dem leeren Suppenteller. „Na, Milli, es ist ja nichts mehr drin,“ sagte Papa und nahm ihr den Teller weg, „iß doch Fleisch!“ und er schob ihr die Schüssel zu. „Was fehlt denn Onkel Johnny?“ fragte Liddi im Kauen. „Er hat schlecht geschlafen, und dann thut ihm auch sein Arm wieder weh;“ Mama sah ziemlich verstimmt aus. Milli aber war alles Blut zu Kopf gestiegen, und sie konnte fast nicht schlucken. „Was fehlt denn dir heute?“ sagte Papa und sah sie unzufrieden an. Die Pein des Kindes wuchs. „Nein, ich weiß nicht... gar nichts, Papa —“ stotterte sie. „Hat Onkel schon gegessen? Kann ich es ihm nicht hinübertragen?“ bat Liddi. Mama, Papa, Großmutter, alle drei machten eine abwehrende Bewegung. „Mari wird es schon besorgen.“ „Nein, ich!“ sagte Papa und stand mit finsterem Gesicht auf. In der Thür wendete er sich noch einmal zu Liddi: „Daß ihr mir nicht hinüberlauft nachher! Der Mann muß Ruhe haben!“ „Welcher Mann?“ begann Liddi in naiver Verständnislosigkeit. Milli stieß sie an: „Sei doch still,“ flüsterte sie leise. Großmutter aß tapfer drauf los mit brennenden Backen; Kurt, der seit einigen Tagen wieder aufstehen durfte, begann zu weinen, als er allein die Treppe gehen sollte. „Onkel Johnny soll kommen! mich raufstragen!“ Er streckte beweglich die dünnen Händchen aus. „Kurt ist wieder klein geworden — zwei oder drei Jahr alt? Das kommt auch davon. Nein! Nein!“ Und Mama faßte ihren Liebling nur leicht an die Hand. „So die Kinder zu verwöhnen! Nein, nein!“

Papa kam ganz verstört und kopfschüttelnd aus dem Gartenhäuschen, belud sich eigenhändig mit vier Siphons, die Mari vom alten Rehlsen holen mußte, und verschwand wieder auf längere Zeit. „Schick lieber zum Arzt,“ sagte er seiner Frau, ehe er ins Geschäft ging, „der Mann gefällt mir gar nicht. Er fliegt immer so zusammen, will nichts essen und stöhnt vor sich hin. Der Arm scheint sogar geblutet zu haben. Wie mag denn das zugehen?“ Er blickte noch einmal scharf zu der wieder errötenden Milli. „Und die Mädchen läßt du nicht hinüber. Wozu? Das ist dem Mann ja nur lästig. Hört ihr wohl?“

Als Mari von den Kindern ausgefragt wurde, wie es dem Onkel gehe, wollte sie

sich totlachen. „Ach danke, ganz gut so weit. Es sieht man so komisch aus, daß Herr Johnny mit allen Stiefeln im Bett liegt. Ich hab ihn gefragt; er sagt, er fängt Fliegen, die gibt es da massenhaft."

„Mari ist doch zu dumm und albern," sagte Liddi, „lacht über Glück und Unglück. Und mit den Fliegen, das ist doch lauter Unsinn, das hat er doch gewiß nicht gesagt." Dann wollten sie Großmutter besuchen, aber die kümmerte sich gar nicht um sie. Sie hatte die Hände an den Ohren, wiegte den Kopf hin und her und murmelte: „Ach, wenn ich doch man einmal tot wär'!" Immer nur die paar kummervollen Worte.

Der Arzt wollte erst den anderen Morgen kommen, hatte er sagen lassen. Aber als er ans Gartenhäuschen kam, fand er die Thür von innen verschlossen, und eine rollende Stimme brüllte ihn an: „Machen Sie, daß Sie wegkommen! Ich hab' schon zehnmal gesagt, daß ich keinen Doktor will."

„Der Herr scheint weniger krank, als schlechtgelaunt zu sein. Jedenfalls bedarf er meiner Hilfe nicht!" sagte der Doktor beleidigt und ließ sich von Mama nicht länger aufhalten.

„Johnny! Johnny!" bat es vor seiner Thür. „Bist du allein, Dora?" Die Thür ward aufgeschlossen, mitten in dem Gartenzimmer stand Onkel Johnny, völlig angezogen, den Hut auf dem Kopf. „Warum hetzt ihr mir den Salbenschmierer auf den Hals?" sagte er heftig und vorwurfsvoll. „Ich war schon daran, alles kurz und klein zu schlagen!" Das Zurückschrecken seiner Schwester brachte ihn etwas zu sich. Er faßte nach ihrer Hand. „Thut mir die Liebe und laßt mich nach meiner Façon leben," sagte er milder, „jeder muß doch nach seiner Façon selig werden, isn't it?" Dann, als die geängstigte Frau zu weinen begann, die scheuen Blicke in dem verwüsteten Raum herumgehen ließ und die Hände rang, verlor er seine aufrechte zornig herausfordernde Haltung, die an ihm etwas Neues und Erschreckendes war. Er wurde kleinlaut, suchte seine Schwester zu beruhigen. Ihr Weinen that ihm weh: „Don't dear! cheer up! it isn't as bad as that! cheer up now!" „Ach, sprich doch deutsch! Du hast sogar dein Deutsch verlernt, Johnny!" sagte die Erschrockene und lehnte sich ganz überwältigt an die Wand. Und plötzlich stieg eine schmerzhafte Bitterkeit in ihr auf. „Wenn du überhaupt mein Bruder Johnny bist, woran ich manchmal zweifle," flüsterte sie halb unbewußt. Der Angeredete brach in ein wildes Lachen aus: „Dein Bruder Johnny, den ihr als halbes Kind ohne Freunde, ohne Geld in die weite Welt hinausgestoßen habt, ob ich der bin? Ja, Dora, der Bruder Johnny bin ich, und ich kann auch ganz gut deutsch, aber ich weiß nicht — manchmal spreche ich es lieber nicht, manchmal ist es mir zuwider." Er trat wieder auf sie zu: „Well, don't mind it! Ich will gehn und Fliegenpapier kaufen! Da ist wieder eine! Seht, da!" und klatschend fuhr er mit der Hand durch die Luft, nach einer Stelle, die er atemlos anstierte. Die Schwester folgte seinem Blick, sah aber nichts. „Du hast noch nicht recht ausgeschlafen," seufzte sie, „du träumst von Fliegen, als ob wir im August wären. Wo siehst du sie denn?" Über sein Gesicht ging ein verlegenes Staunen: „Es kann sein, daß ich mich geirrt habe; es schien mir so — aber jetzt — und es ist wahr, ich könnte noch schlafen!" Er blickte nach dem Bette und riß sich den Rock auf. „Der Pillendreher soll nicht herein! Gute Nacht und hurra! Guck mich nicht so an, — ich weiß ganz gut, daß ich manchmal zuviel kriege! Weg! weg! dear old girl, oh don't! cheer up, dear!"

Bleich und zitternd kam Frau Medag in ihrer Wohnung an und erzählte in der ersten Bestürzung der kleinen Milli das Erlebte, sie wußte kaum, was sie that. Sie besann sich erst recht, als die Tochter Backe an Backe mit ihr schluchzte: „O Mama, o Mama, und wir hatten ihn doch so lieb gehabt!" Nun suchte sie ängstlich und reuevoll das Kind zu beruhigen. „Bitte, bitte, laß dir nichts merken! Gegen Liddi nicht, auch nicht gegen Papa und am wenigsten gegen Großmutter natürlich. Zeig, daß du ein erwachsenes Mädchen bist, daß ich mich auf dich verlassen kann!" Dazwischen rang sie wieder die Hände, jammerte, keinen Rat zu wissen, wollte zum Arzt gehen, unterließ es wieder und lief haltlos hin und her. Endlich hielt Milli sie fest; sie hatte das Gesicht getrocknet, ihre Miene war feierlich, eine große inbrünstige Wärme strahlte aus den geröteten Augen: „Mama, liebe Mama,"

sie umarmte die Mutter, „warum wollen wir verzweifeln? Es ist alles ganz furchtbar schrecklich, aber ich glaube, ich weiß," — sie stockte, errötete und senkte die Augen, „— woher das bei dem armen Onkel Johnny kommt, und wenn man es weiß, Mama, dann kann man doch etwas dagegen thun, dann kann man ihn retten, nicht? O, wir wollen ihn retten, meine süße Mama, wir beide!" Sie drückte sie heftig an sich. „Und wir müssen es sogar, meine Mama, nicht? Sind wir nicht die Allernächsten, die er hat?" Aber bei der Mutter war die mitteilsame Stimmung schon vorüber, und sie bereute fast, daß sie sich hatte von ihr hinreißen lassen. Die schwesterliche Zutraulichkeit gegen das eigne Kind verwandelte sich schnell wieder in mütterliche Überlegenheit. „Vor allem sei du klug und lasse dir nichts anmerken, sagte sie ausweichend, „wir wollen nun nicht mehr davon sprechen." Und dann besann sie sich, daß Kurt gebadet werden müsse, und sie besorgte ihre Geschäfte und vergaß sich dabei, solange sie dauerten. Immer dichter legten sich die Wolken auf die Stimmung des Hauses.

Aber am nächsten Tage, — gerade beim Mittagessen — ging die Thür auf, und Onkel Johnny erschien, heiter und sorglos, frisch gekleidet und rasiert, ganz als ob nichts vorgefallen wäre. Er hob sogleich Kurt auf den Arm und setzte ihn sich auf die Schulter. „Und was macht Handy Andy?" rief er den Mädchen zu. Alle umringten ihn wie einen Wiedergefundenen, und das genierte ihn nicht im geringsten. „Well, well! Keine Umstände für mich! Wie geht's, Mutter? Nicht so frisch wie gewöhnlich? Why, dearest, why?" Er ließ Kurt auf den Boden und setzte sich zu seiner Mutter, um ihr die Hände zu streicheln.

Eine kleine Weile blieb sie unzugänglich, errötete nur und guckte weg. Aber sein Lachen war zu ansteckend, seine Herzlichkeit zu gewinnend, sie sah ihn endlich an und mußte lachen. „Ja, du, du, du!" drohte sie. „Wie merkwürdig Johnny Mutter ähnlich sieht!" sagte Frau Medag. „Eben wollte ich dieselbe Bemerkung machen," fiel ihr Mann ein. Onkel Johnny steckte mutwillig seinen Arm durch den der Mutter: „Je, so sind wir nu —" er lachte entschuldigend — „wir beiden armen Waisenknaben, hm?" „Ach du! bist 'n gefährlicher Jung!" drohte die Mutter. „Na, komm', laß gut sein. Der Mensch ist ungleich, ungleich ist die Stunde, oder heißt es: sind die Stunden? Milli, wie heißt es? Dora, danke, ich esse ja, — gewiß, soviel ich kann! Wir wollen auch mal wieder singen, isn't it?" Und mit pathetischer Betonung sang er:

„Weep no more, mylady!
Weep no more today!
For I sing you a song
Of my old Kentucky home!
Of my old Kentucky far away!"*)

Er warf den Kopf zurück, lachte und scherzte, ein Strom unwiderstehlich guter Laune ging von ihm aus und riß alle mit. Seine Schwester betrachtete ihn zuweilen ungläubig: dieser liebenswürdige, gute, heitere Mensch und der schreckliche, wutbebende, verbitterte von gestern — war das ein und dieselbe Person?

Am Abend, der an Heiterkeit dem Mittagessen nicht nachgestanden, sondern durch Onkel Johnnys Lieder, komische Vorträge und Taschenspielerkünste belebt worden war, hatte Papa noch eine eindringliche Unterredung mit den beiden Frauen. „Der Mann hat nur keine Beschäftigung", sagte er überlegen, „da ist sonst kein Tadel an dem Mann, aber jeder fragt doch zuerst unwillkürlich: Was thut er nu den ganzen Tag? Die Sache ist nicht leicht, der rechte Arm — je nu, 'n intelligenter gebildeter Mann mit gutem Willen, was sollte der nicht 'ne passende Beschäftigung finden? Will mich mal ernsthaft umsehn."

Es vergingen einige friedliche Tage, eine Zeit des Aufatmens. Onkel Johnny war fast ausschließlich in der Familie; die offene Zuneigung der Kinder schien wie lindes Öl auf die Wunden zu wirken, die das Leben ihm geschlagen hatte. Jeden Tag brachte er ein anderes Lied, das er aufgeschrieben, seine Erzählungen hatten die frische Unmittelbarkeit des Erlebten. „Du kannst es so machen, daß man alles sieht, deutlich vor sich, den Krieg und das Meer und den schrecklich großen Mississippi," sagte Milli bewundernd, „du könntest Bücher schreiben,

*) Zu deutsch etwa:
Wein' nicht mehr, Mylady,
Weine nicht mehr heut',
Denn ich sing' dir ein Lied
Von Kentucky, meinem Heim,
Von dem alten Kentucky weit, so weit!

Onkel Johnny, ich würde sie am allerliebsten lesen, am liebsten von allen Büchern der Welt!" „Silly little goose!" lachte der Onkel in ihre begeisterten Augen hinein; es klang Milli aber wie die allerzärtlichste Schmeichelei. Sie lernte „Roses white of Eulalie" singen, und wenn Onkel Johnny „Home, sweet home" vortrug, dann weinte die ganze weibliche Hälfte der Familie.

Papa kam sehr vergnügt nach Hause, eine Stelle war gefunden in dem Bureau eines stadtbekannten Baumeisters. Er brauchte gerade einen erfahrenen intelligenten Mann mittleren Alters, auf den er sich verlassen konnte. „Gehalt zahlt er vorläufig nicht, und ich muß sagen, wenn das auch auf den ersten Blick nicht so günstig erscheint, — es ist ein Vorzug. Der ideale Wert der Arbeit, das ist die Hauptsache für den Mann! Sollst mal sehen — ausgezeichnet."

Onkel Johnny ging geduldig wie ein Lamm auf das Bureau. Er sagte, er wolle sich von dem Salär des ersten Monats ein Paar Stiefel kaufen, dazu reichte es gerade. Diese Bemerkung machte Mama außerordentlich verlegen: „Aber, lieber Johnny, wenn man dreitausend Dollar Pension bezieht — —", stotterte sie errötend. Darüber verdrehte Onkel Johnny die Augen auf eine urkomische Weise. „Zweitausend Dollar Pension und dreißigtausend Dollar vom Gegentheil, da kannst du Sprünge machen!" „Vom Gegenteil — dreißigtausend — was heißt das? Um Himmelswillen" — Mama brachte nur arme verlorene Worte heraus. Onkel Johnny lachte sorglos: „Oh, never mind it! Auf ein Haar hätten sie mich getangt,*) aber so 'ne Ecke im Zwischendeck ist nicht weit vom Raum, und da sind manchmal Ballen, so hoch!" Er drehte sich auf dem Absatz. Mama war ganz bleich geworden. „Johnny, Johnny, das ist ja eine fürchterliche Neuigkeit — wenn ich recht verstanden habe" — sie sah unsicher in seine vergnügten Züge, „wenn sie nun Beschlag auf deine Pension legen?" „Ja, diesen guten Einfall haben sie schon gehabt," war die trockene Antwort. Mama schrie auf, nicht laut, aber so bange, daß auch Johnny sich einen Augenblick betreten umsah. „Scht, die alte Frau! Was braucht die davon zu wissen?" sagte er hastig. Mama machte die gewohnte Gebärde des Händeringens. „Aber sag' doch, was um Himmels willen soll denn daraus werden? Was willst du anfangen?" Ein Schatten der Verachtung überflog sein Gesicht. „Well, never mind! Wenn ihr mich hinauswerft, — irgend ein Hundeloch, wo man ungestört krepieren kann —".

Seine Schwester wich zurück, das war wieder der Ton von jenem schrecklichen Morgen. Aber der sehnsüchtige Wunsch ihres Herzens siegte über ihr Erschrecken; sie berührte seinen Arm und stammelte mit thränenerstickter Stimme etwas von „Gut werden". Er sah mitleidig geringschätzig auf sie nieder. „Gut? Wieso gut? Was heißt das? Da wird nichts mehr gut, Dora! Wenn ein Mensch da unten ist, wo ich bin — — well don't, dear, don't cry! Gut ist relativ, gut ist nicht immer dasselbe! Mir ist gut! Vortrefflich! Cheer up, dear!" Er schnalzte mit den Fingern und versuchte zu lachen. Es gab eine sonderbar weinerliche Grimasse. In dem hellen Gaslicht, unter dem er stand, sah er so verfallen und verkommen, so schlaff und gefurcht aus, mit so dunkelgeränderten rastlosen Augen, mit so vernachlässigter loser Kleidung, — wenn man ihm am Abend auf der Straße begegnete, ein Mensch zum Bangewerden! Sie konnte ihn nicht länger ansehen, sie schlich weinend weg, wieder und wieder sich den Kopf zergrübelnd, wie das hatte so werden können. Und zum Unglück mußte denselben Abend noch Onkel Wilhelm daherschneien mit den großen Horcherohren und halberstickt vor Neugier. Onkel Johnny, der vor jedem Fremden mit abergläubischem Schrecken floh, hatte kaum Zeit gehabt, durch das Schlafzimmer zu entkommen, als auch schon das dringende Verhör begann.

„Je, nu sag' mir mal, Dora, ich habe man gehört, daß ihr Besuch gekriegt habt! Dein Bruder soll ja plötzlich bei euch hier eingerückt sein. I, sag' ich, sie hat ja man den einen, sag' ich so zu mir, und der wurde ja woll, wenn mir recht is, so mit sechzehn, siebzehn Jahren nach Amerika geschickt! War 'n hübscher Junge, 'n bißchen 'n Leichtfuß, trank sehr gern Champagner, na, und das war ja nu nichts für deinen Alten. Also mußte der Junge die Reise in die neue Welt antreten, hähä! Na, und nu hör' ich man, daß er wieder hier is!"

*) gefaßt.

Er rieb sich die Hände, freute sich offenbar der angerichteten Überraschung, ließ die Augen forschend rundum gehen. Papa war einen Augenblick schreckdurchzuckt still geblieben, aber nun hatte er die Brille zurecht gerückt und sich Haltung gegeben. Nein, dies hatte keinen Zweck, dies war entschieden unangenehm, dann hatte einmal das Aushorchen und Herumspähen kein Ende. Er nahm die gekränkte Miene an, die er für Leute hatte, welche nicht oder zu wenig arbeiteten, und brachte damit eine abkühlende Wirkung hervor: „Ich falle aus den Wolken! Wer beschäftigt sich denn so angelegentlich mit mir und meiner Familie, daß er besser hier im Hause Bescheid weiß, als ich selbst?" Auf diese in ärgerlichem Tone vorgebrachte Gegenfrage sperrte Onkel Wilhelm verwundert den Mund auf. Mama senkte verwirrt ihr Gesicht, mit zitternden Händen schob sie das Gedeck des Verleugneten, das noch dastand, mit den übrigen zusammen; Großmutter hatte ihre Zuflucht zu dem stets bereiten Strickzeug genommen, aber Milli und Liddi saßen da mit feuerroten Backen und wagten sich nicht zu rühren.

Onkel Wilhelm rückte unruhig hin und her: „Na, denn", sagte er verdutzt, „wie is es denn? Er is also nicht hier, der Bruder Jonathan? Oder was? Ich werde je woll harthörig!" „Er wollte ja oft kommen, es war immer die Rede davon" — lispelte Mama.

Onkel Wilhelm warf die Lippe auf. „Na, hör' mal du, das is aber doch 'n großer Unterschied! Wollte kommen, — is gekommen! Man kann 'n Menschen doch nich dumm machen?" Papa sah sich in die Enge getrieben, und sein Ärger stieg. Nein, dieser Mensch, dieser amerikanische Verwandte da — nun mußte man noch gar seinetwegen lügen! Er schlug sich klatschend aufs Knie und rief: „Wenn ich nur wüßte, woher dies ganze Gerede kommt! Mir ist es unfaßlich!" „Herrjes, Vetter!" begütigte Onkel Wilhelm, „das kann ich dir sagen, das haben deine Töchter erzählt." „Ihr?" Papa schoß einen Zornblick auf die zwei armen pausbäckigen Sünderinnen, die zu dieser peinlichen Frage nicht wußten, ob sie ja oder nein sagen sollten. Onkel Wilhelm wandte ihnen den steifen Hals zu: „Na, eine von euch geht je woll in dieselbe Klasse mit meinem Doktor seiner Kleinen, nich?" „Wir wissen ja gar nicht, wie der Doktor heißt," sagte Liddi kläglich. Milli aber faßte Mut; sie hatte begriffen, daß sie lügen sollte. „Es wird wohl ein Mißverständnis sein, wir haben immer so viel von Onkel Jo — — von diesem Onkel gesprochen, und da mag es wohl falsch aufgefaßt worden sein," bemerkte sie mit so entschiedenem Ton, daß Onkel Wilhelm sie groß anguckte. „Na, du wirst ja nu woll bald aus der Schule kommen," sagte er bedächtig, „fufzehn, nich? Je, je, das wächst euch nu bald übern Kopf, paß man auf, Dora, wie bald dir das auf der Nase spielt."

„Ach, aber Vetter! Das würde ich mir schönstens verbitten!" Mama ergriff mit Freuden jede Möglichkeit, das Gespräch abzulenken. Aber Onkel Wilhelm machte sich bald wieder auf den Weg: „Na, ich wollte mich hier nu 'n bißchen über Amerika belernen, und nu muß ich mir so die Nase stoßen! Aber denn will ich euch auch nicht weiter dunkeln, ich bin immer froh, wenn ich wieder in meinen vier Pfählen bin."

Als er wirklich weg und außer Hörweite war, brach in der Medagschen Familie ein Gewitter los. Papa sah aus, als möchte er gern jemand schlagen, um seine Wut und Beschämung loszuwerden. Die Mädchen krochen in die eine, die Frauen in die andere Zimmerecke, während er den engverstellten Raum mit langen Schritten durchmaß und zornige Worte hinauswarf: „Das ist doch nu gradezu dumm! Mehr als dumm, das ist verrückt! Das kann ja jeden Augenblick herauskommen, und merkt ihr das denn nicht? En lebendiger Mensch, das ist doch kein Fingerhut!" Er schmiß Mamas Fingerhut auf den Fußboden, aber der dumme unschuldige Fingerhut verstand die Mißhandlung nicht und hüpfte sechsmal in die Höhe, ehe er unters Sofa kollerte. Auf einmal stürmte Papa mit Tigerschritten auf seine Mädchen los: „Und ihr! Ihr seid schuld an der ganzen Blamage! Wem habt ihr das erzählt? Seid ihr von gestern, daß ihr nicht wißt, aus dem Hause wird nicht geschwatzt? Wem habt ihr das herumgetragen?" „Ach, Papa, — wir wußten doch nicht — unseren Freundinnen." „Wie vielen, ich will es wissen! Auf der Stelle." „Wie viele Freundinnen ich habe? Gestern hab' ich sie gezählt, fünfundfünfzig, Papa!" schluchzte Liddi. Großmutter im Winkel lachte hell auf, aber Papa rief,

zurückprallend: „Was? Fünfundfünfzig Stück? Dora, ich bitte dich, hörst du das? Und du schämst dich nicht, Liddi, fünfundfünfzig Freundinnen zu haben?" Liddi nickte thränenüberströmt, der Papa schüttelte ihren Arm: „Na, jetzt laß das Gewinsel, hilft ja nicht mehr. Aber 'n andermal — — Und du, Große, auch fünfundfünfzig?" „Ich hab es Mary ten Kate gesagt, Papa, und Doktor ten Kate ist Onkels Doktor, Liddi hat gar keine Schuld," sagte Milli, ihrer Schwester Hand drückend. „Geht zu Bett, Kinder," seufzte Mama, „es ist nun mal geschehen." In der Thür kehrte Milli noch einmal um: „Also wir sollen jetzt immer sagen, daß Onkel Johnny nicht da ist?" Papa stutzte, sah Mama an und stöhnte auf: „Ach, all' dieser Unsinn! Ich weiß schon selber nicht mehr. Es wär' ja am Ende viel besser gewesen, man hätte einfach ja gesagt! Was gehen einen denn die Leute an?" Das Ende vom Liede war, daß Mama versprechen mußte, morgen zu Onkel Wilhelm zu gehen und zu erklären. „Er kann ja gestern gekommen sein, gerade gestern, man kann sich doch nicht mit allen Verwandten überwerfen; sag', was du willst, mir ist alles recht!" Am nächsten Morgen aber hieß es: „Ich denke, wir sagen vorläufig nichts. Der alte Spionierer liefe gleich in der ganzen Stadt damit herum. Und die Gören sollen auch den Mund halten." „Ein Gotteswunder, daß ihn noch niemand gesehen hat, andere Verwandte oder Bekannte, mein' ich," sagte Mama nachdenklich, „was daraus werden soll, das weiß der liebe Gott." „Na, er ist jetzt ganz nett im Zuge, der Architekt Döse ist ganz entzückt von ihm, das wollte ich dir noch erzählen. ‚Der hat Grips,' sagte er, ‚und Erfahrung, solche Leute kann man brauchen,' sagt er." Die gute Nachricht bewegte die geängstigte Frau so sehr, daß sie ihrem Manne um den Hals fiel. „Mein guter Rudolf, wenn er dich doch früher gekannt hätte! Es wäre alles anders gekommen."

Seit Onkel Johnny in Döses Bureau arbeitete, kam er nicht mehr zum Abendessen. Es war viel zu thun dort, und oft gab es Nachtarbeit. Im Anfange hatten sich alle darum gesorgt, ob er denn nicht das kalte Zimmer und das unregelmäßige Abendbrot gar zu unbehaglich empfinden werde. Aber er klagte nie, machte nicht die geringsten Ansprüche und war voller Dankbarkeit für alles, wenn er auch noch scheuer und zurückhaltender geworden war. Weihnachten stand vor der Thür, die Mädchen stickten und häkelten für Onkel Johnny; der kleine Kurt, munter und wohlauf jetzt, lief dem Onkel nach wie ein Hündchen.

Eines Mittags kam Papa mit der gekränkten Leidensmiene zu Tisch: „So, dein Bruder ist noch nicht da! Ich denke, der sitzt bei Döse im Bureau" — — „Das denk' ich auch," Mama lächelte unsicher. „Ja, prost Mahlzeit!" sprudelte Herr Medag heraus. „Weißt du, wo er ist? Weißt du's?" „Nein, nein!" rief Mama erschrocken, Großmutter hielt sich bereits die Ohren zu. „Weißt du's? Weißt du's?" wiederholte der Mann. „Ach so sag doch, Rudolf! Gestern haben wir ihn doch noch gesehen!" jammerte Mama. „Bei Nehlsen sitzt er in der Gaststube! Hat auch schon wieder Freunde gefunden, singt, daß man es straßenweit hört! Na, ich danke!"

„Bei Nehlsen?" Mama sank zurück, ein tiefer Seufzer schallte durchs Zimmer: „Warum hast du ihn nicht mitge..." — — Herr Medag schüttelte energisch den Kopf: „Ich will mich hüten! Wenn er es so haben will, denn laß ihn doch. Ich wollte es euch nur sagen. Morgen weiß es natürlich die ganze Stadt. Bei Nehlsen, dem alten Klatschmaul!" „Mein Gott, was sollen wir machen!"

Milli stand mit einem Ruck auf, sie sah rot, aber entschlossen aus.

„Ich hol' ihn," sagte sie.

„Wen willst du holen? Ich glaube, es rappelt! Milli, dumme Deern, wie kannst du wohl in 'n Wirtshaus ..." —

Aber sie hörte nicht mehr, sie war ohne Hut und Mantel aus der Hausthür gestürmt, den verschneiten Garten entlang; weder die Zurufe vom Hause, noch das drohende Gebell Sultans, des großen Hofhundes, der ihr entgegensprang, beirrte sie. „Kusch dich, Sultan! Komm hier! Kennst mich doch!" rief sie dem schwarzweißen Neufundländer zu, und das mächtige Tier ließ sich bereden; es schwänzelte, sie erkennend, und wälzte sich plötzlich ausgelassen im Schnee, Milli konnte vorüber. Ohne Besinnen und ohne Anklopfen trat sie ins Gastzimmer, aus dem Johlen und Singen erscholl. Die Lampen brannten schon, aber bei dem Zwie-

licht draußen erschien das Zimmer ziemlich düster; dichte Tabakswolken umquollen die Lampen, und es roch so schnapsig, daß Milli die Nase rümpfte. Ja, da saß wirklich Onkel Johnny, den Rücken der Thür zugewandt, setzte das Glas hart aus der Hand und sang hell auf: „We all are jolly good fellows! we all are jolly —“

Milli ging mit zitternden Knieen vorwärts, legte die Hand auf seinen Arm und flüsterte ihm halb ins Ohr: „Bitte, Onkel, komm zum Mittagessen.“ Onkel Johnny brach seinen Gesang ab und blickte sich bestürzt um: „Well, Milli, du bist es!“ sein Gesicht erheiterte sich. „Halloh, wo kommst du her?“

„Komm, bitte, nach Hause,“ sagte das Kind eindringlich.

Onkel Johnny griff sich verwundert an die Stirn: „Well, ja, warum nicht, wenn es sein muß — gleich, Milli, — warum nicht —“ —

Sein schwerfälliges Aufstehen, sein gerötetes Gesicht, die schwere Zunge, und der betäubende Geruch, all das beklemmte und betrübte das Mädchen aufs äußerste. Ach, wie sie sich schämte vor diesen Leuten, die sie lachend oder neugierig anstarrten, schämte für ihn, der dastand ohne allen Glanz, ohne alle Überlegenheit, mit gesenktem Kopf, unsicher auf den Füßen, gehorsam wie ein kleiner Junge, stumpf und gleichgültig wie ein Besinnungsloser! „Komm, lieber Onkel Johnny!“ Milli zog an seinem leeren Rockärmel, zog ihn vorwärts bis zur Thür. Dort sprang ihnen der alte Nehlsen in den Weg: „Adje, Adje, Herr Harms, na beehren Sie mich heut nachmittag wieder? Wir wollen ja denn die Sache, die bewußte Sache, wissen Sie, 'n büschen näher kommen, nich?“ Onkel Johnny nickte und murrte etwas Unverständliches. „Na un — — de — das soll wieder aufgeschrieben werden, nich, mein bester Herr? Jewoll, jewoll, — na, denn kommen Sie bald wieder! Immer zu Diensten, Herr“ — — —

Wie Milli diesen Tag nach Hause kam, das hat sie nicht gewußt, nur zweier Umstände konnte sie sich erinnern: nämlich, daß ihr Onkel Johnny mitten im Garten seinen eignen Überrock anzog, und daß er bei der Stachelbeerhecke abschwenkte und in sein Häuschen ging; er würde später nachkommen, gab er ihr mit auf den Weg.

Zu Hause war alles ungehalten über sie; „und es hat ja doch nicht genützt!“ hieß es. „Und er kommt ja doch nicht!“

Und danach wurden die Kinder aus dem Zimmer geschickt, und Papa und Mama hielten Rat miteinander. Laute Worte erklangen, die Mädchen fürchteten sich: „Ach, sie werden sich doch nicht zanken?“

Da kam Onkel Johnny in die Hausthür. Milli lief ihm entgegen, sie hatte ihn zurückhalten wollen, aber sie fand die Worte nicht, sie streichelte ihm nur stumm die geschwollene bläuliche Hand.

„Well, well, little mother!“ lächelte er gutmütig. „Gibt es noch etwas zu essen?“

Er ging in das Wohnzimmer, und bald klang es drinnen von drei lauten Stimmen. Onkel Johnny allein schien guter Laune.

„Wenn ich Nehlsens Wirtschaft übernehme, das soll wohl besser flutschen, als bei Döse,“ hörten die Mädchen ihn rufen; und dann Papas ironische Entgegnung: „Zum Kaufen gehört aber Geld, wie denken Sie sich das eigentlich, mein Herr Schwager?“

Und dann wurde es lauter und immer lauter. Milli und Liddi zitterten, wie sie, sich fest umschlingend auf dem Vorplatz auf und abgingen. „Ach Milli, sie zanken sich!“

„Liddi, nein, wie schrecklich!“ Milli brach in Thränen aus.

„Onkel Johnny sagt, er will den ganzen Garten von Nehlsen und das Haus und alles kaufen.“

„Aber das wäre doch himmlisch, nicht?“

Plötzlich flog die Thür auf, und Papa trat heraus. Er war blaß und hatte einen ganz verzweifelten Ausdruck im Gesicht.

„Was steht ihr hier?“ fuhr er die Kinder an. Dann riß er Hut und Überzieher vom Nagel und rannte die Treppe hinunter.

Wieder öffnete sich die Thür, und sie hörten Onkel Johnnys Stimme: „Well, goodbye, dearest! Es ist besser so. Glück für dich, Dora! Glück für euch alle.“ Mama schluchzte, aber sie ging nicht aus dem Zimmer.

Langsam und schwer kam Onkel Johnny an die Treppe. Milli und Liddi hatten, einem plötzlichen Gefühl folgend, sich versteckt. Sie hörten ihn seufzen und ächzen und mühsam Stufe um Stufe hinuntersteigen.

„Wohin geht er? Ach laß uns sehen, Liddi!“ Als er in dem Gartenhäuschen verschwand, atmeten die Kinder etwas auf; sie hofften, er werde schlafen und dann



Enteneinfall. Nach der Zeichnung von Ch. Kröner.

wiederkommen, um mit ihnen zu lesen und zu singen. Er hatte ihnen auch eine lustige Domfahrt versprochen, in fünf Tagen war ja schon Weihnachtabend, da gab es nicht viel Zeit mehr zu verlieren.

Abends wurde Milli zu einer kleinen Besorgung ausgeschickt, und Liddi lief natürlich mit, wie es ihre Gewohnheit war.

In dem Gartenhäuschen brannte Licht. „Onkel ist also nicht auf seinem Bureau,“ flüsterten die Kinder, „wollen wir nicht mal zu ihm hineingucken?“ Ihr Plan wurde aber dadurch vereitelt, daß die Lampe erlosch und Onkel Johnny selbst herauskam; er trug einen Koffer in der Hand und ging, ohne sich umzublicken, durch den kleinen Gang nach der Straße. „Onkel,“ wollte Liddi rufen, aber das Wort blieb ihr im Munde stecken; Milli drückte ihren Arm: „Komm, wir wollen ihm nachlaufen, er hat ja den Koffer mit, — ach, er wird doch nicht wieder wegreisen?“ Sie gingen und gingen, immer einige Schritte hinter dem Onkel her, der sich nicht einmal umblickte. „Milli, nun sind wir schon am Holstenthor! Dürfen wir denn noch weiter?“ „Komm,“ flüsterte die andere, „laß uns sehen, wo er bleibt, ich bin so schrecklich bange um ihn.“ Milli zitterte, ihre Stimme war voll Thränen. Immer stand vor ihr das schreckliche Bild aus jener Mondscheinnacht, und tausend heiße, unklare Wünsche bewegten ihre Kinderbrust. Auf einmal war Onkel Johnny nicht mehr auf der Straße vor ihnen. Aus einer Thür scholl Gläsergeklirr und Musik; viele Leute drängten aus und ein: „Gewiß ist er hier hineingegangen!“ rief Milli, die Schwester nachziehend. „Laß uns sehen.“ Ein enger dunstiger Raum mit einem Schenktisch, hinter dem eine große Drehorgel gespielt ward, that sich vor den geängstigten Kindern auf.

Sie wurden angestarrt, aber man machte ihnen Platz. Milli ließ die Augen wandern, dann trat sie mit der Sicherheit eines kleinen Polizisten in eine halbdunkle Ecke. „Onkel Johnny, bitte, komm nach Hause!“ flehte sie mit weit aufgerissenen bangen Augen. „Bitte bitte, komm!“ Aber was war das? Kann man mit so böser Stimme sprechen und solch ein wildes Wort? Hatte er nicht geflucht und mit den Zähnen geknirscht; Milli fuhr zurück, aber doch wiederholte sie mit thränenerstickter Stimme: „Lieber, lieber Onkel Johnny, komm nach Haus!“

Der Mann sprang auf, in seinen Augen war die scheue Angst eines verfolgten Tieres. Aber sowie sein Blick die beiden kleinen Pausbäcke traf, die unter ihren schwarzen Kreiselmützen ihn so bittend und liebevoll anstarrten, verlor sich seine Wut. Er stieß einen schweren Seufzer aus, goß hastig den Kognak hinunter, der ihm eben gebracht ward, rief etwas gegen den Schenktisch hin und ging hinaus, begleitet von spöttischen Blicken und Worten. Als sie draußen waren, — die Backfische hatten sich gleich rechts und links an seine Seite begeben, — lachte er heiser und drohend auf: „Wer hat euch hergeschickt? Ich werde mir das verbitten bei eurer Mutter! Kommt nur.“

Milli beteuerte, daß sie niemand geschickt habe. „Wir sahen dich zufällig, lieber Onkel, als du mit dem Koffer —“ „Ach, du hast ihn dort vergessen!“ unterbrach sie sich selbst; sie wollte umkehren. „Come along!“ grollte der Onkel. „Er soll da bleiben, ich wohne von jetzt an dort.“ „Onkel! Lieber Onkel! Wo willst du wohnen? In der scheußlichen Wirtschaft? O, das kann doch nicht sein, du kannst doch nicht von uns wegziehn!“

Ein unverständliches Murren war die Antwort.

„Onkel Johnny, ist es dir zu kalt in dem Gartenhäuschen?“

„O, du kannst ja einen anderen Ofen bekommen! Einen großen ordentlichen! O, willst du nie wieder mit uns Handy Andy lesen? — Bitte, bitte, zieh nicht fort! Wir werden so traurig sein, ach und so bald ist Weihnachtsabend!“ Liddi fing leise an zu weinen, während Milli fortfuhr zu bitten und zu quälen: „Wir wollen dir ja auch alles zu Gefallen thun, nur komm wieder, Onkel Johnny.“

Er sagte zu alledem nichts; ungeduldig, unsicher, elend sah er aus, ein trauriger Anblick. So kamen sie bis in Nehlsens Garten, bis vor das Gartenhäuschen. Plötzlich verließ ihn die zornige Stimmung. Er umfaßte die beiden Kinder, die ihm die unschuldigen Mäulchen entgegenstreckten. Aber er berührte sie nicht mit den Lippen, sein Kopf sank tiefer und tiefer, bis in die vier warmen Kinderhände, die er küßte und mit heißen Thränen benetzte: „Good bye, dear

girls, liebe Milli, liebe Kinder, lebt wohl, geht in euer Haus, bleibt bei Papa und Mama, es ist gut da; good bye! Geht, geht! Nein, ihr müßt nicht mit hereinkommen! Gute Nacht!" Er drängte sie leicht fort von der Schwelle, und die beiden Mädchen, erregt und überreizt, eilten mit lautem, unstillbarem Weinen nach Hause. Auf alle Fragen und Erkundigungen gaben sie nur verworrene Auskunft, wollten weder essen noch trinken; stundenlang lagen sie noch schluchzend im Bette, küßten und drückten die Eltern mit stürmischer Zärtlichkeit und verfielen dann wieder in ein herzbrechendes Weinen, das sogar den kleinen Kurt für eine Weile ansteckte. Als sie endlich einschliefen, bemerkte die Mutter mit wehmütigem Sinnen den schmerzlichen Gesichtsausdruck der beiden. „Ach, das Leben! Das Leben! Wie früh fängt es an, uns zu zeichnen."

Am anderen Tage fand das Dienstmädchen das Häuschen drüben mit halboffener Thür. Als sie erschreckt sich näherte, sprang ihr eine große Katze entgegen, die dort ihr Nachtquartier gefunden zu haben schien. Dann kam Herr Medag, Großmutter, die ganze Familie: Onkel Johnny war spurlos verschwunden, Schrank und Schiebladen leer, das Bett zerwühlt. „Da, weiter hat er nichts hier gelassen," bemerkte Papa und hielt eine starkriechende Flasche in die Höhe. Mit einem Blick auf die blaß und trübäugig dastehenden Kinder setzte Mama sie hastig in eine Ecke.

Am Nachmittage stellte sich Herr Nehlsen ein, und sein lebhaftes Gespräch mit Papa, von dem die Kinder ausgeschlossen wurden, zog sich über Stunden hin. Am nächsten Morgen meldete sich Herr Quasebart: „Mein Onkel ist nicht mehr hier," sagte der kleine Kurt. Danach kam er zur Großmutter gesprungen und lächelte: „Der Herr sagt, er will es gut haben, er ist ein ganz komischer Herr." Darauf sprach Großmutter längere Zeit unter vier Augen mit Herrn Quasebart.

Weihnachten ging vorüber, ohne daß Onkel Johnny sich hätte sehen lassen. Aber nach Neujahr kam Kurt heim mit einem Stück Schokolade: das habe ihm Onkel Johnny auf der Straße in die Hand gedrückt. Die Mädchen sahen ihn nie. — —

Großmutter war sehr still geworden, sie sprach nie mehr von Döhntjen, und ihr Interessenkreis wurde immer enger, immer eintöniger. Sie strickte und strickte, legte Päckchen langer Strümpfe zusammen und wusch Strümpfe in ihrer Waschschüssel, die wunderliche Großmutter! Milli hatte es ein paarmal gesehen und sie darum befragt, aber Großmutter antwortete nie, wenn sie keine Lust hatte. An den Sonntagnachmittagen, wo Großmutter meistens allein zu Hause blieb, sagte sie oft, es könne ja sein, daß jemand zu ihr komme; sie möchten ihr einen Kuchen bereit halten. Und immer war an solchen einsamen Sonntagen der Kuchen aufgegessen worden, ohne daß Großmutter ihren Besuch weiter erwähnt hätte.

So vergingen drei Monate, und es ging gegen den Frühling. Warme Märztage hatte es schon gegeben, nun aber brauste ein Nordweststurm und hatte alles wieder mit nassen Flocken überschüttet. Wie übellaunig und müde Papa nach Hause kam! Er fiel nur so in die Sofaecke und gähnte: „Gott sei Dank, daß wieder mal ein Tag vorbei ist!"

Er begann langsam zu essen; auf einmal verzog er ärgerlich das Gesicht: „Natürlich, da klingelt es schon wieder! Wenn jetzt Besuch kommt — ich habe keine Lust mehr! Tragt mir mein bißchen Futter in die Schlafstube!"

Aber auch dort fand er keine Ruhe. Einen Augenblick später kam Mama zu ihm: „Ach, mein armer Rudolf, da ist richtig jemand, der dich allein sprechen will!"

„Wer denn? Warum bist du denn so aufgeregt? Es wird doch nicht von — —"

„Weiß Gott, ich fürchte auch immer etwas! Das ist ein endloses Unglück!"

Ein großer stattlicher Mann wartete im Wohnzimmer: „Herr Medag? Ich glaube, wir haben uns schon einmal gesehen?" Er beugte sich flüsternd vor: „Ich komme in trauriger Veranlassung; es handelt sich um ihren Herrn Schwager, er hat einen gefährlichen Anfall — könnten Sie vielleicht mitkommen?" „Jetzt? Wohin denn?" fragte Papa kläglich und erschrocken. „Wir müssen doch wissen, wohin wir ihn transportieren sollen, Herr Medag! Er hat schon soviel Schaden da gethan — zwei Schränke voll Gläser, Herr Medag — und alles in Scherben," flüsterte er vorwurfsvoll, „es wäre doch gut, wenn Sie mitkämen — wir können die gute Seele ja nicht auf 'n Polizeiposten bringen lassen, nich?" Schweigend machte sich Medag bereit; auf der Treppe stand

seine Frau und blickte fragend und angstvoll in sein verstörtes Gesicht. „Geh zu Bett,“ winkte er ihr zu, „er scheint krank zu sein, das war zu erwarten.“ Er ging ein paar Schritte und kehrte noch einmal um: „Könnten wir ihn nicht eventuell in die Kammer oben bringen lassen, was meinst du?“

„Ach ja! Ja!“ Die Frau brachte nichts weiter heraus, sie drückte nur ihres Mannes Hand. „Aber die Kinder?“ „Ach die wissen, fürchte ich, mehr, als sie merken lassen!“ — Und dann stand sie stundenlang am Fenster, die Stirn an die Scheibe gedrückt, mit laut hämmerndem Herzen. Eine leichte Berührung weckte sie: „Mama, Mama,“ stammelte Milli, „ich bin wieder aufgestanden, ich kann ja nicht schlafen! Laß mich hier mit dir stehen, ich hab' ja alles gehört.“ Ihre Thränen flossen ineinander. „Liebe Mama, wenn Papa ihn hierher bringt jetzt — o, laß ihn uns retten, wir beide! Einmal abends, ganz ohne Licht, wollen wir uns an sein Bett setzen und ihn so recht bitten und — o, er ist ja so gut, Mama, warum, warum sollte er es nicht thun! Und dann nachher, wenn er wieder gesund ist — immer wollen wir bei ihm sein und ihn bewachen, meine süße Mama, und dann sollst du mal sehen — — ach, wein' nicht so, meine Mama, es wird noch alles gut werden, alles gut werden.“

Und wieder küßten sie sich und drückten sich aneinander, und langsam, langsam ging die Zeit. Sie horchten, ob nicht fern eine Droschke zu hören sei, und überlegten, wie man mit dem Wagen werde in den Garten kommen können, zehnmal beschworen sie einander, zu Bett zu gehen: „Ich wecke dich, Mama, so wie ich jemand kommen höre!“ „Milli, leg' dich hin, wenn Papa kommt, will ich dich rufen!“

Langsam ging die Nacht herum; die Hähne in Nehlsens Hühnerstall hatten schon zweimal gekräht, der Wind ward müde und schlief ein in den Ästen, ein dünner weißlicher Schnee überdeckte den Garten, auf den der Orion groß und feierlich herunterblickte.

Schritte und gedämpfte Stimmen kamen durch den engen Gartenweg. Milli schrak zusammen und klammerte sich an die Mutter: „Mir ist so ängstlich und so schrecklich traurig, das ist gewiß Papa mit — —“

Ja, er war es, er ging voran; Träger mit Laternen und einem dunkelen langen Dinge folgten. Mutter und Tochter flogen an die Hausthür, eben kam Papa an das Staket: „Den Schlüssel zum Gartenhaus, schnell!“ sagte er dumpf. Auf seinem Gesicht lag der Ernst des Todes.

„Die Kammer ist bereit, Rudolf!“ —

„Nein, nicht — wir müssen ins Gartenhaus, laß die Leute nicht warten.“

Milli lief nach dem Schlüssel; Herr Medag hatte die Träger hinter die Stachelbeerhecke geführt; seine Frau hielt krampfhaft seine Hand, sie wagte kaum zu atmen.

„Nimm Milli den Schlüssel ab und schick' sie zu Bett, es ist schon schlimm genug, daß du —“

„Aber was ist denn geschehen, Rudolf? War die Botschaft nicht schrecklich genug? Kann es noch entsetzlicher kommen?“

„Geh', geh', nimm den Schlüssel und schick' das Kind ins Haus,“ wiederholte er dringend.

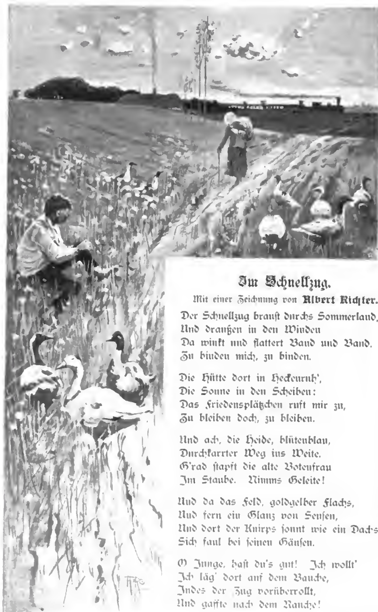
Milli gehorchte mit nassen Augen.

Herr Medag war auf die Frau zugetreten und hatte sie umfaßt: „Sei stark, Dora, sieh' dich nicht um jetzt, es ist besser so, es ist — sogar — notwendig, daß auch du ins Haus gehst!“

„Ich will ihn sehen! Er ist mein Bruder! Johnny! Johnny!“ weinte sie auf. Da beugte er sich nieder und flüsterte ihr ins Ohr, etwas von plötzlicher Geistesstörung, Polizeiarzt, Chloral und Entschlafensein für ewig — und daß er ihn nicht habe lassen wollen in dem Kellerlokal zwischen den fremden Leuten und auf der Polizeiwache noch weniger. Halb ohnmächtig hing die Frau in seinen Armen. „Ein Zettel war in seiner Hand, den hat er mitten in der Tobsucht geschrieben und mir mit seiner letzten Kraft gereicht: ‚Sagt es den Kindern nicht! Johnny.‘“

Die Träger kamen alle vier hintereinander aus dem Gartenhause: „Wir sind fertig, Herr, wir haben ihn in Gottesnamen niedergesetzt.“ Herr Medag nickte und zählte ihnen Geld in die Hand. Dann zog er die Frau mit sich fort: „Der Himmel wird schon hell; morgen gibt's viel zu thun — nun wollen wir schlafen.“ — — —





Im Schnellzug.

Mit einer Zeichnung von **Albert Richter.**

Der Schnellzug braust durchs Sommerland,
Und draußen in den Winden
Da winkt und flattert Band und Band,
Zu binden mich, zu binden.

Die Hütte dort in Heckenruh',
Die Sonne in den Scheiben:
Das Friedensplätzchen ruft mir zu,
Zu bleiben doch, zu bleiben.

Und ach, die Heide, blütenblau,
Durchkarrter Weg ins Weite.
G'rad stapft die alte Botenfrau
Im Staube. Nimms Geleite!

Und da das Feld, goldgelber Flachs,
Und fern ein Glanz von Sensen,
Und dort der Knirps sonnt wie ein Dachs
Sich faul bei seinen Gänsen.

O Junge, hast du's gut! Ich wollt'
Ich läg' dort auf dem Bauche,
Indes der Zug vorüberrollt,
Und gaffte nach dem Rauche!

Gustav Falke.



Abb. 1. Reisevorbereitungen am Kohlenhafen.

Großstadtleben auf dem Ocean.

Von

Ernst Foerster.

Mit vierzehn Amateuraufnahmen vom Verfasser.

Es gibt nichts Eigenartigeres in dem weiten Gebiete der modernen Verkehrstechnik, als die in sich abgeschlossene Welt eines großen Schiffes. Zwar haben wir schon aus den ältesten Zeiten Beweise, daß der Mensch sich nie gescheut hat, auf weitem Meere sich ganz außerhalb aller Hilfe seiner Mitmenschen zu stellen, um auf kühnen Entdeckungsfahrten neue Länder zu finden und sich und anderen erhöhte Lebensbedingungen zu schaffen; doch mit wie primitiven Mitteln wurden diese Fahrten ausgeführt, und welch' ein hoher Prozentsatz von Schiffen kehrte nie davon heim! Wie anders heute! Aus den offenen Einmastbooten der ältesten Zeit wurden mit der Erweiterung der Kenntnis der Erde seetüchtige drei- und viermastige Segelschiffe von imposanter Größe. Den Segelschiffen folgte der Holzraddampfer, der zwar schon einen gewaltigen Fortschritt darstellte, aber doch sich immer noch herzlich langsam unter unverhältnismäßig großem Kohlenverbrauch durchstampfte, ohne die Reisenden auch nur im geringsten über die Unannehmlichkeiten einer Seereise hinwegzusetzen. Erst den letzten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts war der unerhörte Sprung vorbehalten. Noch lange nicht kann der erste Oceanraddampfer seinen hundertjährigen Geburtstag feiern, und längst schon sind die Zeiten der Oceanraddampfer vorüber. Messerscharfe Stahlkolosse, von Schraubenpropellern getrieben, eilen in brausender Fahrt von Kontinent zu Kontinent, in sich die Bevölkerung einer kleinen Stadt bergend, deren ganzer Charakter aber das Gepräge einer Großstadt mit all ihrem lebendigen Wirken und Schaffen trägt. Ein moderner Schnelldampfer ist ein Gebilde von so unendlicher Kompliziertheit und Mannigfaltigkeit der Einrichtungen, daß man wohl vergeblich einen Zweig der

Technik nennen wird, der bei seinem Bau oder seinem Betriebe keine Rolle spielte — daß man auch vergeblich das Kunstgewerbe suchen wird, das nicht beigesteuert hätte, um in den stählernen Mantel einen Palast einzubauen, wie er fürstlicher und vollkommener in fast jeder Beziehung kaum gedacht werden kann.


Abb. 3. Musik auf dem Promenadendeck.

Wohl werden unsere Leser schon manches Erstaunliche über Leistungen und Einrichtungen der Schnelldampfer gehört haben, wohl auch hier und da die prunkvollen Einrichtungen von Dampfern bewundert haben; den wenigsten aber wird es bekannt sein, welch ein umfassender Verwaltungsapparat für jede Überfahrt eines großen Schnelldampfers in Bewegung gesetzt werden muß, wieviel Hunderte von Menschen die kurze Liegezeit hindurch fieberhaft arbeiten müssen, um den Koloß wieder reisefertig zu machen, und wie der ausgedehnte Verwaltungsbetrieb während der Fahrt an Bord gehandhabt wird. Gilt es doch täglich die Lebensbedürfnisse von weit mehr als tausend Menschen zu befriedigen und die Arbeit von Hunderten zu regeln. Wir wollen im folgenden einmal versuchen, dem „unbefahrenen" Leser einen Einblick in die Verhältnisse der Ausrüstung und des Betriebes eines modernen Schnelldampfers zu geben, die ihn als Binnenländer interessieren können.

Wir wollen für unsere Zwecke den bis vor wenigen Monaten größten und luxuriösesten Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd, die „Havel", wählen, die sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens einer außerordentlichen Beliebtheit bei den „Oceanpassanten" erfreut, da sie vornehmen Luxus mit urdeutscher Gemütlichkeit und Sauberkeit vereinigt. Freilich, wer in den Tagen der Reisevorbereitung an Bord kommt, wird all den Luxus und die Gemütlichkeit nur von ferne ahnen können; denn dann ist dort im wahrsten Sinne des Wortes das „Oberste zu unterst gekehrt". Von dem Augenblicke an, wo der letzte Passagier von Bord gegangen ist, bis zu dem Augenblicke, wo das Schiff seinen Liegeplatz am Kohlenhafen wieder verläßt, herrscht ein Chaos auf dem Schiffe, und die in ihrer Reinigungswut los-


Abb. 2. Abfahrt von der Lloydhalle.

gelassenen Stewards scheuern und putzen die ihnen obliegenden Kabinen mit wildem Eifer, um in den fünf Tagen der Liegezeit alles blitzblank und einladend zu machen. Es ist dies für das Personal die schwerste Zeit, und ein jeder freut sich, wenn es erst wieder „volle Kraft voraus“ heißt. Mit außerordentlicher Sorgfalt muß auch die Maschine bis ins kleinste nachgesehen werden, damit die Möglichkeit einer Havarie und die dadurch bedingte Gefährdung des Schiffes ausgeschlossen wird, soweit dies eben bei so gewaltigen Kräften, wie hier, im Bereiche menschlichen Könnens liegt. Ebenso müssen alle wasserdichten Abteilungen auf die Betriebsfähigkeit ihrer Verschlüsse hin geprüft werden; ferner wird ein sogenanntes „Bootsmanöver“ vorgenommen; das heißt, die mächtigen stählernen Rettungskutter werden auf ein Alarmsignal hin so schnell wie möglich bemannt und zu Wasser gefiert, um der Mannschaft für einen Ernstfall Besonnenheit und Sicherheit bei den Rettungsarbeiten zu verleihen. Kurz nach der Ankunft, während das Schiff noch vertäut wird, kommen schon unabsehbar lange Güterzüge mit Kohlen längsseit gefahren, und sobald die letzte Trosse fest ist, beginnt die tagelang dauernde Arbeit des „Bunkerns“ (Abb. 1). Unersättlich scheint der stählerne Riesenleib zu sein. Wagenladung auf Wagenladung verschwindet in seinem Innern, während auf der freien Seite des Schiffes volle und leere Kohlenschuten stetig wechseln und die Krane mit den Kohlenkiepen unaufhörlich in Thätigkeit halten. Man kann sich ungefähr einen Begriff von der kolossalen Masse der mitzunehmenden Kohlen machen, wenn man bedenkt, daß jede Stunde Fahrt einem Schnelldampfer über zehntausend Kilogramm Kohlen kostet. Bei dem neuesten Schnelldampfer des Lloyd „Kaiser Wilhelm der Große“ wachsen diese Kohlenverbrauchszahlen geradezu ins Unglaubliche. Dieses Schiff, das allerdings in jeder Beziehung ein Riese ist, verschlingt mit 108 Feuerschlünden täglich 50 Güterwagenladungen Steinkohlen. Wenn man zusammenrechnet, wieviel Kohlen der „Norddeutsche Lloyd“ in einem Jahre für seine ganze Flotte braucht, so würde ein Güterzug von der Länge Bremen-Basel und zurück knapp genügen. Diese Verbrauchszahl steigert sich aber von Monat zu Monat; denn allein im Laufe der letzten Monate stellte der Loyd zwei neue Schnelldampfer in Dienst, die ihresgleichen auf Erden nicht haben und lange Zeit nicht haben werden, Schiffe, welche jedes pro Jahr einen Kohlenkonsum von etwa 9000 Waggonladungen repräsentieren.

Bei den scharf gebauten, nur auf Passagierkomfort berechneten Schnelldampfern muß naturgemäß die Fracht sehr in den Hintergrund treten. Passagierproviant, Kohlen und abermals Kohlen heißt hier die Losung bei der Raumverteilung, und an die Stelle der gewaltigen Laderäume anderer Schiffe treten hier ausgedehnte Provianträume, Wein- und Eiskeller. Bis zum letzten Tage vor der Abfahrt dauert das unaufhörliche Anfahren der Proviantladungen und der Fracht, das Rangieren der Kohlenzüge unter stetem Gepfeife und Lärmen und das fieberhafte Schaffen und Drängen der Hunderte von Dockarbeitern auf dem Dampfer und am Kai. Am Abend vor



Abb. 4. Rückwärts aus der Kammerschleuse.



Abb. 5. Der Speisesaal.

Trennungsschmerz und Abschiedswehmut vergessen zu lassen. Hunderte von Zuschauern, die sich stets einfinden, erhöhen noch den festlichen Eindruck des Ganzen. — Unter dem klingenden Spiel der Bordkapelle (Abb. 3) betreten die Passagiere das Achterdeck, wo sie vom Kapitän und den Offizieren empfangen und von den Stewards zu ihren Zimmern geführt werden. — Ebenso geschäftiges Treiben herrscht auch vorn am Schiff. Von dem eben angekommenen Extrazuge der Auswanderer bewegt sich ein schier endloser Zug über den Kai weg, auf die schmale Brücke zu, die ins Zwischendeck führt. Einer hinter dem anderen schreiten sie hinüber, meist still und gesenkten Kopfes — zweihundert, dreihundert, vierhundert, kein Ende. — Die Frauen mit ihren bunten Kopftüchern, Kinder an der Hand, die Männer mit den breitkrempigen Bauernhüten, das Bündel mit ihren Habseligkeiten unterm Arm. Vierzig Mark Besitz ist alles, was die amerikanische Regierung zu ihrer Aufnahme verlangt, und wenige sehen aus, als ob sie mehr hätten. Fast allen Gesichtern sieht man die Furcht vor der langen Oceanfahrt an und vor dem Existenzkampf, der sie drüben erwartet. Endlich schließt sich die eiserne Thür der Bordwand hinter dem letzten, und die Brücken werden auf den Kai zurückgenommen. Ernst tönt der mächtige tiefe Dreiklang der Dampfsirene, hörbar für die ganze Stadt, den Augenblick der Abfahrt anzeigend. Die Trossen, die das Schiff hielten, werden von den Dampfwinden eingeholt, und der Kommandant besteigt mit dem Weserlotsen die Kommandobrücke, um die Ausfahrt aus dem Schleusenbassin zu leiten. Ein dreimaliger kurzer Ton der Dampfpfeife bedeutet alle Schiffe, die etwa im Wege sein könnten, Platz zu machen, da die Schraube anfängt, rückwärts zu schlagen (Abb. 4). Langsam beginnt der Koloß am Kai entlang zu gleiten, die Passagiere sam-

der Abfahrt aber wird es still dort; wie in die Erde gesunken scheint das Gewimmel der eben noch hastig schaffenden Menge. Still und einsam liegt der Koloß an seinen stählernen Fesseln. Leichtes schwarzes Gewölk steigt kräuselnd aus den gewaltigen Schloten empor, der einzige Beweis, daß dort unten noch Menschen an der Arbeit sind, um die Kraft zu erzeugen, die das Schiff morgen früh in eilender Fahrt davonführen soll. Ein dumpfes vibrierndes Tönen dringt aus dem Innern des Stahlkörpers hervor: der eben aufkommende Dampf.

Am Morgen der Abfahrt blinkt das Schiff in strahlender Sauberkeit. Festlich beflaggt sind die Masten, und auch die übrigen Lloydschiffe haben Flaggenschmuck angelegt, um den ausgehenden Schnelldampfer zu grüßen. In aller Frühe schon legen sich starke Schlepper längsseit, die selbst das Aussehen kleiner Schnelldampfer haben, und nehmen die Trossen über, mit denen das Schiff vom Kai abgeschleppt und in die Bremerhavener Kammerschleuse — übrigens die größte Schleuse der Welt — bugsiert wird. Hier geschieht nun die Übernahme der Passagiere. Von Bremen aus werden dieselben in Extrazügen bis direkt an die „Lloydhalle“ gefahren, an deren anderer Seite unmittelbar der Schnelldampfer liegt (Abb. 2). Der ganze Akt der Abfahrt gleicht einem großen Festspiel, ganz dazu angethan, um die Mitwirkenden auf Augenblicke

meln sich an den Reelings der verschiedenen Decks, die Musik spielt die Nationalhymne, und unter Winken und Tücherschwenken nimmt man — zum letztenmale — Abschied, bis das Schiff draußen die Stromrichtung gewonnen hat und nun stromabwärts gleitet.

Während der Dampfer durch die Nordsee der englischen Küste zueilt, ist man emsig damit beschäftigt, es sich gemütlich in den luxuriös und bequem ausgestatteten Zimmern zu machen. Jede Kabine enthält im allgemeinen zwei Betten, die übereinander angeordnet sind und deren oberes durch eine kleine Leiter zugänglich ist. Ist das Schiff einmal überfüllt, so wird auch das breite Polstersofa, das jedes Zimmer enthält, in ein Bett umgewandelt. Die aufklappbaren Patentwaschtische werden mit Süßwasser gespeist. Elektrisches Licht und elektrische Glocke sind selbstverständliche Sache. Zwei bis drei Zimmer zusammen haben in der Regel einen Steward, und, wenn Damen zu den Bewohnern zählen, noch eine Stewardeß, zur Bedienung, die durch die Glocke jeden Augenblick herbeicitiert werden können. Auch ein Tisch und verschließbare Gelasse sind in den Zimmern vorhanden, doch übergeben die Passagiere im allgemeinen ihre Wertgegenstände bei Antritt der Reise dem Zahlmeister. Alle Zimmer liegen so, daß der Passagier nie über Deck zu gehen braucht, um zu irgend einer der Räumlichkeiten seiner Klasse zu gelangen. Bei den älteren Schiffen gibt es gerade in dieser Beziehung Mißstände, die leicht lebensgefährlich werden können, wenn im Sturm zeitweise das oberste Deck durch Sturzseen überflutet wird. — Dicht vor der Mitte des Schiffes liegt der Speisesaal, der auf der „Havel“ über 250 Personen faßt (Abb. 5). Hier ist ein Prunk entfaltet, wie ihn sich selbst der verwöhnteste Erdenbürger nicht stolzer wünschen kann. Wohin das Auge blickt, sieht es Erzeugnisse deutscher Kunst und deutschen Kunstgewerbes. An den Wänden Landschaftsgemälde von ersten Meistern, überall vergoldete Skulpturen und Holzschnitzereien, monumental ausgeschmückte Kandelaber als Abschluß der großen Aufgangstreppe — kurz, ein fürstlicher Saal. Ein weiter Lichtschacht, mit vergoldeten allegorischen Reliefs auf grünem Grunde geschmückt, erleuchtet mit den Seitenfenstern zusammen den Salon bei Tage (Abb. 6 und 7).

Die Tageseinteilung der Passagiere ist, was die Mahlzeiten anbetrifft, in der ersten Kajüte nach amerikanischem Muster, in der zweiten nach deutschem Muster geregelt. In beiden aber ist der Zuschnitt der ganzen Lebensweise der eines Landhotels allerersten Ranges. In der ersten Kajüte wird morgens von 6—10 Uhr das Frühstück serviert. Der Passagier hat die Wahl zwischen mehr als 25 Gängen, die ihm, auf Wunsch auch alle 25 zugleich, in wenigen Minuten aufgetragen werden. Hinter seinem Sessel faßt ein Steward Posto, seines Winkes gewärtig. Hier, wie bei allen Mahlzeiten, wird unter den Gästen eine bestimmte Tischordnung vereinbart, die der Obersteward mit List und Geschick zusammenstellt, auf daß auch gehörig bunte Reihe entsteht. Es ist sicherlich nicht die Schuld dieses gewissenhaften Mannes, wenn dann bei schlechtem Wetter einmal 16 Fauteuils hintereinander einfach leer



Abb. 6. Fragment vom Treppenhaus.

bleiben! Nach dem Frühstück geht man an Deck, um die immer warme Oceansonne auf sich wirken zu lassen und schöne Musik zu hören, denn von 11—12 Uhr spielt auf dem Promenadendeck die Bordkapelle der „Havel", die den Ruf hat, die beste des Lloyd zu sein. Dies ist auch die Zeit, wo die photographischen Amateure mit Vorliebe auf dem Schiffe umgehen und alles Erreichbare auf ihre Platten bannen. Bietet doch die auf dem Schiffe befindliche Dunkelkammer die beste Gelegenheit, Mißerfolge zu konstatieren und die Sache immer noch einmal zu machen! So erblickten auch sämtliche Illustrationen dieses Aufsatzes an Bord das Licht — der roten Laterne. Um diese Stunde pflegt man auch in den wunderbar schön ausgestatteten Badezimmern sein Bad zu nehmen, was sich bei bewegter See unter Umständen zu einem regelrechten Wellenschaukelbad gestalten kann. — Um 12 Uhr schreitet ein Hornist die Gänge der ersten Kajüte ab und läßt muntere Hornsignale ertönen, die zum Lunch rufen, während für die zweite Kajüte die Töne des Gong das Mittagessen ankündigen. Hier haben die Passagiere um 10 Uhr ein deutsches zweites Frühstück erhalten, das ihnen von den Stewards auf silbernen Tabletts an Deck, resp. in die verschiedenen Räumlichkeiten ihrer Klasse nachgetragen wird.

Nach dem Lunch begibt man sich bei schönem Wetter auf das Promenadendeck (Abb. 8), welches zwei Promenaden, jede von ca. 100 m Länge und 6 m Breite bietet, wo dann Gesellschaftsspiele arrangiert werden, während die „älteren Semester" in den bequemen Oceanchairs ruhen. Wenn das schöne Geschlecht genügend vertreten ist, so wird auch erheblich „geflirtet", übrigens für viele die beliebteste und zeitraubendste Beschäftigung an Bord.

Wenn es aber stürmt und das schwer rollende Schiff sich erzitternd seinen Weg durch die tobenden Seen erzwingt (Abb. 9), dann räumt man die Deckpromenaden beizeiten und überläßt sie den Sturzseen, die rauschend und tosend darüber hinwegfegen, alles mit sich reißend, was nicht niet- und nagelfest ist, die aber machtlos an den festen Deckaufbauten abprallen. In behaglichen Rauch- und Gesellschaftszimmern sitzen dann die Herren und unterhalten sich beim Jeu, während die Damen, in ihrem besonderen Salon, sich durch Musik aufrecht erhalten oder im Lesezimmer, in Lektüre vertieft, über das Ungemütliche und Appetitraubende ihres augenblicklichen Zustandes hinwegzukommen suchen. Während auf Schiffen, wie die „Havel", trotz allem Luxus in den Salons immer noch eine gewisse, wenn auch noch so unauffällige Raumbeschränkung sichtbar ist, so verliert man auf dem neuen Lloydschnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große", vollkommen die Anschauung, daß man sich auf einem Schiffe befindet. Die hier entfaltete gediegene Pracht der Einrichtung spottet jeder Beschreibung; man muß sie eben gesehen haben, um den tiefsten Eindruck von dem Werke mit zu nehmen, das hier zum Ruhme der deutschen Technik geschaffen worden ist (Abb. 10). Doch zurück zu unserer „Havel"! Wer sich trotz Stampfens und Rollens noch bis zum Diner einen gesunden Landappetit bewahrt



Abb. 7. Blick in den Lichtschacht des großen Salons.



Abb. 8. Ostersonntag im Sonnenschein.

hat, den erwarten die höchsten kulinarischen Genüsse, die eine raffinierte Kochkunst nur irgend erdenken kann. Um 6 Uhr abends, wenn man in der zweiten Kajüte gerade bei Kaffee und Kuchen sitzt, signalisiert der Hornist durch die Gänge, daß das Diner serviert ist. In die schmetterden Fanfaren mischt sich bei stürmischem Wetter gar leicht ein etwas spöttischer Klang, denn die Kabinenthüren bleiben ja doch geschlossen und von innen dringt „nur Stöhnen, ach nur Stöhnen". Hat man sich aber erst einmal an die Bewegungen des Schiffes gewöhnt, — was bei den meisten in zwei bis drei Tagen geschieht — oder wird das Wetter besser, dann ist dies für jeden Passagier der festlichste Augenblick des Tages. In den feinsten Gesellschaftstoiletten strömt alles durch die teppichbelegten Gänge zum Salon, wo die Tafel gedeckt ist. Schwere, silberne Aufsätze mit Früchten, Vasen mit frischen Blumen und die Unzahl silberner Service, die in dem Licht von über 100 Glühlampen strahlen, geben den langen Tafeln ein festliches Aussehen. Die Speisen werden von der Küche, die sich eine Etage höher befindet, mittels Fahrstuhls zur „Pantry" hinunter befördert, wo sie auf silbernen Schüsseln angerichtet werden. Unsere Abbildung zeigt die Pantry der „Havel", an deren Decke beiläufig ein Silberwert von über 50000 Mark hängt (Abb. 11).

Unter den Klängen der Tafelmusik und beim Knallen der Champagnerpfropfen könnte man wohl auf Momente vergessen, daß man sich auf weitem Ocean, Tausende Meilen von allem Land befindet, wenn nicht der unerhörte Luxus der Speisen einem das Außergewöhnliche der Situation stets vor Augen hielte. Jede der Menukarten ist ein kleines Kunstwerk, von Künstlern gefertigt: Auf der Vorderseite sieht man Landschaften und Volksscenen von der deutschen und holländischen Küste und Marinebilder, welche den Stöwerschen oft nichts nachgeben. Das Menu selbst steht in englischer und deutscher Sprache auf den Innenseiten, während auf der Rückseite das Konzertprogramm des betreffenden Diners gedruckt steht. Für diese Zwecke befindet sich an Bord eine besondere Druckerei, welche auch Postkarten mit Ansichten des Dampfers selbst fertigen kann. Der Konsum dieser Postkarten ist oft ganz beträchtlich; es werden auf jede Reise durchschnittlich tausend Stück gerechnet, die durch das Postamt des Schiffes befördert werden. Jeder Schnelldampfer hat an Bord ein aus mehreren großen Räumen bestehendes Postbureau mit deutschen Postbeamten. Von New York aus begleitet außerdem ein ameri-



Abb. 9. Aufziehende Hagelboe.

kanischer Reichspostbeamter die nach Europa gehende Post. Auf dieser Passage trägt dann das Postamt Namen und Charakter einer „Amerikanischen Seepost". Die Dienststunden des amerikanischen Beamten gehen hauptsächlich darin auf, sämtliche Postkarten mit Ansicht zu lesen und sie, Stück für Stück, mit Strafporto zu belegen, wenn sie mehr als einen herzlichen Gruß enthalten. Die amerikanische Post hat zu rechter Zeit aus der „Postkarten-mit-Ansicht-Wut" ein Geschäft gemacht und verlangt Briefporto für alle Karten, die nicht mehr den Charakter einer Drucksache tragen.

Zur Entfaltung eines so großartigen Luxus, wie er auf den Schnelldampfern herrscht, ist, zumal bei der großen Zahl der zu verpflegenden Menschen, ein umfangreiches Personal erforderlich, und die einzelnen Ressorts, die Bäckerei, die Konditorei, die Küchen rc., müssen bei verhältnismäßig starker Raumbeschränkung eine Leistungsfähigkeit entwickeln, wie sie von einem großstädtischen Hotel kaum in dem Maße verlangt wird. Die Aufsicht über die gesamten Verpflegungsressorts führt der Zahlmeister mit Hilfe des Oberkochs und der beiden Oberstewards. Um was für Zahlen und Summen es sich hierbei handelt, davon kann sich der Laie kaum einen Begriff machen, wenn er nicht einmal tabellarische Belege dafür gesehen hat. Wir wollen also einmal über den Verbrauch auf einer Rundreise (Hin- und Rückpassage), einige Zahlen sprechen lassen.

Es werden bei voll besetzten Kajüten verbraucht:

15000	Pfund	frisches Fleisch,
7000	„	Roheis,
3000	„	Geflügel,
2000	„	Fisch,
2000	„	Sauerkraut,
6000	„	Hülsenfrüchte,
4000	„	Butter,
3000	„	Konsrv. Gemüse,
3000	„	Zucker,
4000	„	Salz,
2000	Pfund	Kaffee,
15000	Stück	Eier.

Diese Zahlen sollen aber nur ein annäherndes Bild von dem Maßstab des Lebensmittelverbrauches geben. In Wirklichkeit wird fast das Doppelte mitgenommen, denn es muß doch immerhin der Fall vorgesehen werden, daß das Schiff auf hoher See einmal Schaden nimmt und vielleicht tagelang treibt. Außerdem ist jeder der acht stählernen Rettungskutter mit vollem Proviant ausgerüstet, einer eisernen Ration, die stets in guter Verfassung sein muß, damit das Boot mit dem Augenblick, wo es das Schiff verlassen muß, von allem unabhängig ist. Unter der Rubrik Reserveproviant befinden sich an Fleisch allein noch 20000 Pfund an Bord, sowie 10000 Heringe, 3000 Pfund Schiffszwieback und anderes mehr.

Ähnliche Verbrauchszahlen ergeben sich auch für die Bäckerei und die Konditorei; so müssen die Bäcker z. B. bei voll besetzten Kajüten jede Nacht ca. 2000 Stück Backware fertigen, was einen Mehlverbrauch von ca. 27000 Pfund für jede Reise bedingt. Ähnliche Aufgaben hat auch der Konditor zu lösen, der am Tage arbeitet; er muß für jedes Diner der ersten Kajüte allein ca. 18 Torten anfertigen, sowie 18 Eisbomben garnieren und mit Gebäck versehen. Auch der Verbrauch an Getränken fördert interessante Zahlen zu Tage, von denen hier ebenfalls einige besonders auffallende Platz

finden mögen. Es werden auf jeder Reise ungefähr verbraucht:

8000 l Bier,
2500 Flaschen Wein,
600 „ Champagner,
3000 „ Brunnen.

Der Gesamtwert der konsumierten Getränke schwankt in der Regel zwischen 20000 und 30000 Mark. Man macht sich überhaupt selten einen Begriff von den Gesamtkosten einer solchen Reise. Die für eine Fahrt gezahlten Mannschaftsgagen erreichen schon allein die Höhe von 15000 Mark, und die Gesamtkosten bei voll besetztem Schiff betragen selten unter 190000 Mark, denen im günstigsten Falle eine Einnahme von 250000 Mark gegenübersteht. In den Wintermonaten aber arbeiten diese Schnelldampfer vielfach mit Deficit, wie denn die „Windhunde des Oceans“ überhaupt mehr dazu da sind, um den Ruf der Rhederei in aller Herren Länder zu tragen, statt selbst zu verdienen. Im übrigen aber kann man jeden einzelnen von ihnen als ein patriotisches Werk bezeichnen, denn sein Bau gibt Hunderten auf Jahre hinaus Arbeit und Unterhalt, und wo er erscheint, da flößt er den fremden Nationen Achtung vor seiner Heimatsflagge ein; im Kriegsfalle aber befähigt seine hohe Geschwindigkeit ihn, auch direkt dem Vaterlande zu dienen. Das Promenadendeck verwandelt sich dann im Laufe weniger Tage in eine furchtbare Batterie von Schnellfeuergeschützen, und die Proviantaufzüge führen Körbe mit Granaten empor; so war denn auch in dem amerikanisch-spanischen Kriege gerade der „Hilfskreuzer“ berufen, neben den gepanzerten Schlachtschiffen eine Hauptrolle zu spielen.

Wir haben nun zwar gesehen, daß die Kajütspassagiere auf unserer „Havel“ ein wahres Götterleben führen können und daß ihnen die Unannehmlichkeiten der Seereise so weit vermindert werden, daß gar viele das Ende der Fahrt mit Bedauern kommen sehen. Wie aber geht es den Hunderten, die dort vorn im Zwischendeck, wo das Stampfen des Schiffes am fürchterlichsten wirkt, sehnlichst dem Ende der Reise entgegenharren? Nun, auch für sie ist das Menschenmögliche gethan. Nichts mehr von der viehischen, entsittlichenden Zusammenpferchung, die sich die Auswanderer noch bis vor kaum 20 Jahren gefallen lassen mußten, nichts mehr von der erbärmlichen Kost, an der früher so mancher zu Grunde gegangen sein soll; nein, luftige, weite Räume bewohnen die Auswanderer hier, und ein ausgedehnter Raum ist ihnen auf dem Vorder-



Abb. 10. Rauchsalon des Schnelldampfers „Kaiser Wilhelm der Große“

deck eingeräumt, wo sie sich bei schönem Wetter ergehen können. Sie erhalten außerdem eine gute bürgerliche Verpflegung, so daß sie die Strapazen selbst einer bewegten Reise mit Leichtigkeit ertragen können.

Morgens um 8 Uhr findet im Zwischendeck die Verteilung von Brot und Sonntags von Kuchen statt, wozu es Kaffee und Haferschleim gibt. Mittags erhalten die Zwischendecker dasselbe Essen, wie die Mannschaft, eine aus drei Gängen bestehende, nahrhafte Hausmannskost. Der Zahlmeister hat nach seiner tabellarisch gehaltenen Instruktion, die einen Folianten von über 60 Seiten umfaßt, jeden Tag die genaue Quantität des den Auswanderern zu verabreichenden Essens zu bestimmen, und er ist angewiesen, darin die größtmögliche Abwechselung walten zu lassen. Bei schwerem Wetter wird eine bessere, leichtere Kost verabreicht, und Kränkliche werden oft aus der Kajütsküche mit den besten Leckerbissen aufrecht erhalten. Israeliten bekommen eine besondere, ihren Gebräuchen angemessene Kost. Bei jeder Austeilung von Essen muß der Zahlmeister mit seinem Assistenten anwesend sein, um über gleichmäßige Verteilung von Qualität und Quantität zu wachen. „Kinder," heißt es fast rührend in der Instruktion, „sind bei Pudding und Kompott als volle Köpfe zu zählen." — Um die Wohnungsverhältnisse im Zwischendeck gut regeln zu können, wird schon von Bremen aus die Passagierliste an Bord gesandt, wo dann je nach der Kopfzahl der beiden Geschlechter durch Einbau von Holzwänden verschiedene Abteilungen geschaffen werden, eine für ledige Männer, eine für ledige Frauen und eine dritte für Familien, in der auch wieder die Männer getrennt untergebracht werden. Auf den ostasiatischen Linien des Lloyd soll die Unterbringung der Auswanderer noch weit besser sein, indem dort immer zwei bis drei Leute zusammen eine besondere Kabine bewohnen; doch läßt sich derartiges auf Schnelldampfern bei so starker räumlicher Beschränkung natürlich nicht durchführen.

Last not least müssen wir einmal etwas näher auf die Seele des Schiffes, die Maschine, eingehen, die ja bei der Beschreibung von Prunkdampfern meist sehr stiefmütterlich behandelt wird. Man begnügt sich, es dort unten fürchterlich zu finden, vielleicht ein paar sensationelle Vermutungen darüber zu äußern, wie viele wohl durch den schweren Dienst in der Hitze zu Grunde gehen, und im übrigen einige Märchen von verprügelten



Abb. 11. Der Anrichteraum.



Abb. 12. Unterhaltung auf dem Achterdeck.

und über Bord gesprungenen Heizern zu wiederholen. Daß aber gerade die Maschine das Wunderbarste und das Kunstvollste an dem ganzen Bau ist, das wollen die wenigsten Wort haben. Die Maschine der „Havel“ ist in ihren Dimensionen die größte Maschine der Welt, wenn sie auch an Kraft noch von denen „Kaiser Wilhelms des Großen“ übertroffen wird. Auf der engen Bodenfläche von kaum 50 Quadratmetern ist die Kraft von nahezu 13000 Pferden zusammengedrängt. Natürlich muß die Höhe ausgleichen, was in der Ebene an Raum gespart wurde. Die „Havel“-Maschine zählt sechs Etagen, welche eine Gesamthöhe von etwa 14 m repräsentieren. In einer Straße aufgestellt, würde diese Maschine also über die erste Etage eines mittleren Hauses hinwegreichen. Auf der untersten Etage, der sogenannten Pumpenstation, stehen die beiden gewaltigen Centrifugen, besondere Dampfmaschinen, welche frisches Seewasser durch die Dampfkondenser hindurchjagen; ebenso stehen hier Pumpen, welche das ganze Schiff aus den großen Frischwassertanks mit Süßwasser versorgen, und andere, welche beim Leckspringen des Schiffskörpers, wie es bei Zusammenstößen passieren kann, durch mächtige Saugrohre die volllaufenden Kompartiments leer pumpen müssen. Auf der Höhe dieser Station liegt auch der lange, bis zum hintersten Ende des Schiffes durchgeführte Wellentunnel, durch den die Propellerachse, eine bei der „Havel“ mehr als einen halben Meter dicke Spindel, hindurchgeht (Abb. 13). Die neun Lager, auf denen diese Riesenwelle aufliegt, erfordern die äußerste Aufmerksamkeit des Bedienungspersonals, denn bei ihrem ungeheuren Gewicht kann es sich nur allzu leicht ereignen, daß ein „Brandenburger“ gefahren wird, d. h. daß ein Lager warm läuft und das weiche Lagermetall ausfließt, wodurch ein zeitweises Anhalten der Maschine unvermeidlich wird. Dies fällt natürlich bei einem Schnelldampfer, dessen Fahrzeit auf Stunden genau berechnet ist, um so schwerer in die Wage, als jede Stunde längere Fahrzeit ihn Hunderte Mark an Kohlen und Proviant kostet. Nur die angestrengteste Aufmerksamkeit eines zahlreichen und vorzüglichen Maschinistenpersonals vermag die stark angestrengte Maschine dauernd mit Sicherheit über die See zu führen. — Die Hauptstation der Maschine ist die in der Höhe der Kurbeln gelegene, die Plattform. Von hier aus geschieht die Leitung der Riesenmaschine. Allstündlich laufen hier sämtliche Beobachtungen und



Abb. 13. Wellentunnel mit Welle. (Arbeiter an der Kühlleitung.)

male Ölverbrauch auf einem Schnelldampfer höchstens auf 2000 Kilogramm kommt. Auf der „Havel“ werden zur Aufbewahrung des Öls unter anderem einfach die hohlen Fundamentrahmen benutzt, deren jeder ca. 1000 Kilogramm faßt. Auf der Plattform findet die Ablösung der Wachen statt. Die Maschinisten und Assistenten der neuen Wache stellen sich dem vorigen Wachhabenden mit militärischem Gruße vor. Sie prüfen dann die ihnen obliegenden Maschinenteile und Nebenmaschinen auf ihren guten Zustand, worauf sie dem Maschinisten ihrer Wache, ebenfalls mit militärischem Gruße, über den Befund Bericht erstatten; war dann alles in Ordnung, dann begibt sich die abgelöste Wache, stets unter Vortritt ihres Wachhabenden, nach oben. Das Maschinenpersonal besteht hier aus einem Ingenieur, sieben Maschinisten und zehn Assistenten, worunter ein Elektriker und ein Kesselschmied. Der Ingenieur steht im Rang zwischen dem Kapitän und dem ersten Offizier und bezieht das Gehalt etwa eines deutschen Universitätsprofessors, während die Maschinisten mit den Offizieren auf gleicher Rangstufe stehen. Ein Schnelldampfermaschinist beim Lloyd ist nun etwas ganz anderes, als man gemeinhin unter „Maschinist“ bei kleineren Schiffen versteht. Erfordert doch die Bedienung eines solchen Riesenkunstwerks weit mehr als den mechanischen Handlanger, sie verlangt den verständnisvollen, auch theoretisch-technisch durchgebildeten Techniker. Nur diesem, der der ganzen Wirkungsweise des komplizierten Apparats jeden Augenblick bis ins Innerste nachdenken kann, darf die ungeheure Verantwortung auf die Schultern gelegt werden; so müssen sie denn auch alle Absolventen des Bremer Technikums sein, um in höhere Chargen aufzurücken. Jeder von ihnen ist dann imstande, selbständig eine Maschine zu konstruieren, um so viel

Messungen zusammen, die in der vorangehenden Stunde gemacht wurden. Die Temperatur des hier und da an stark arbeitende Teile angestellten Kühlwassers vor und nach seiner Kühlarbeit, die Tourenzahl der Hauptmaschine, die Leistungen der elektrischen Maschinen, der Kohlen- und Ölverbrauch, der Zustand des Kesseldampfes, die Dampfverhältnisse in jedem der fünf Cylinder, alles muß von dem wachhabenden Maschinisten auf das genaueste in das Maschinenjournal eingetragen werden, um stets einen umfassenden Überblick über das ganze Arbeiten der Maschine zu behalten und etwa auftretenden Störungen langer Hand vorzubeugen. Auf der Plattform befinden sich auch, auf einer erhöhten Terrasse, die vier starken elektrischen Maschinen, welche abwechselnd je zwei und zwei zusammen arbeiten und nahezu tausend Glühlampen zu speisen haben. Hier sind auch die Öltanks stationiert, in welchen jeder Wache ihr Quantum Öl zugewogen wird, womit sie auskommen muß; freilich, wenn es sich um Schnellfahrten handelt, auf deren Resultat die ganze Welt gespannt schaut, wie auf die erste Fahrt „Kaiser Wilhelms des Großen,“ dann hört das Ölzuwiegen auf. Dann wird es eimerweise in die Lager gegossen und die Maschine schwimmt in Öl; so hat „Kaiser Wilhelm der Große“ auf seiner weltberühmten ersten Reise die Kleinigkeit von 12000 Kilogramm Öl verbraucht, während der nor-

besser also in allen Situationen mit voller Sicherheit und Kaltblütigkeit Reparaturen auszuführen, an denen unter Umständen die Existenz des Schiffes hängt.

Ganz irrige Vorstellungen sind im allgemeinen über den Dienst der Heizer und Kohlenzieher (Abb. 14) auf Schnelldampfern verbreitet. „Während oben im Wohlleben geschwelgt wird," heißt es, „schmachten dort unten in verzehrender Hitze Menschen, die Tag und Nacht all ihre Kraft darauf konzentrieren müssen, um ihre Feuer in höchster Glut zu halten." Nun, gewiß wird ein Unterschied sein müssen zwischen denen, die auf dem Deck promenieren, und denen, die vor den Feuern arbeiten. Wer jedoch dort unten einmal längere Zeit verweilt, der frägt erstaunt: „Ja, wo ist es nun aber so heiß?" Es wird eben auf den Schnelldampfern unverhältnismäßig mehr auf Ventilation verwendet, als auf anderen Schiffen, und es ist gar keine Seltenheit, daß in den Heizräumen bei kräftigem Zuge bessere Luft herrscht, als an der Maschine. Nur in den heißen Sommermonaten, wenn schon der Ocean Temperaturen von über 28° C. aufweist, kann die Hitze einen höchst lästigen Grad erreichen. — Wie beim Maschinenpersonal, so haben auch hier die Leute stets vier Stunden Dienst und acht Stunden Ruhe. Jede Wache der Heizer und Kohlenzieher begibt sich nach Schluß der Dienststunden in das Heizerbad, wo sich die Leute unter zahlreichen Douchen von den Strapazen ihrer Wache erholen. Jede Heizerwache hat ein besonderes Zimmer für sich, damit nicht, wie dies auf vielen Schiffen der Fall ist, die Schlafenden durch die nächste heraufkommende Wache gestört werden. Ihre Verpflegung ist die der Mannschaft, während die Maschinisten aus der zweiten Kajüte verpflegt werden, wie denn überhaupt die letzteren in jeder Beziehung den Kajütspassagieren zweiter Klasse gleichgestellt sind. Der Maschinist erhält eine halbe Flasche Wein, jeder Assistent täglich sechs Glas Bier. — Die Aufsicht über die Oberheizer, die Heizer und Kohlentrimmer führt ein Maschinist, welcher unter anderem die maschinelle, durch Wasserkraft bewirkte Ejektion der Asche aus den Heizräumen nach außenbords leitet, die Zufuhr der Kohlen mit zu regeln hat, die aus den Bunkern mittels einer kleinen Eisenbahn herbeigeschafft werden, deren Schienennetz sich durch alle Heizräume und Gänge verzweigt.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß auf den Schnelldampfern der Dienst der Heizer und Kohlenzieher ein sehr schwerer



Abb. 14. Vorderer Heizraum in Betrieb.

ist, so wird doch das Menschenmögliche gethan, um ihnen das Leben zu erleichtern. Es ist ein Märchen, daß das beaufsichtigende Personal manchmal zu Schlägen greifen soll, um die Kohlentrimmer zur äußersten Anspannung ihrer Kräfte beim Kohlenanfahren zu treiben, dagegen ist es durchaus keine Seltenheit, daß ihnen Extrarationen von Getränken versprochen und verabreicht werden, wenn es einmal gilt, zeitweise eine besonders hohe Fahrtgeschwindigkeit zu erhalten. Was das allerdings vorgekommene Über-Bord-Springen von Kohlenziehern betrifft, so muß gesagt werden, daß dies mit kaum einer Ausnahme keine berufsmäßigen Arbeiter waren, sondern sogenannte „Überarbeiter," die gegen freie Passage als Kohlenzieher mustern. Solche Leute, die oft schon am Ende ihrer physischen und moralischen Energie sind, wenn sie an Bord kommen, haben freilich keine Widerstandsfähigkeit gegen den anstrengenden Dienst und werden dann durch bloße Schlappheit zur Verzweiflung getrieben.

Wohl wird das Leben und der Dienst vor den Feuern von Laien im allgemeinen schlimmer beurteilt, als sie sind. Dennoch aber ist nicht abzuleugnen, daß die Lebenszeit der dort unten beschäftigten Leute im allgemeinen eine kürzere, als die durchschnittliche ist, und so wäre es dringend wünschenswert, daß die immerhin primitive, außerdem ziemlich unökonomische Art des Heizens und der Kohlezufuhr sobald als möglich durch automatische Vorrichtungen ersetzt würde, welche das Menschenmaterial weniger in Anspruch nehmen; es gibt auch schon eine ganze Anzahl solcher automatischer Kohlenstaubfeuerungen, die aber alle noch mit konstruktiven Mängeln behaftet sind; wahrscheinlich ist jedoch, daß noch zu unserer Zeit die Arbeit des Kohlenziehers und Heizers, diese einzige starke Schattenseite im Schnelldampferbetrieb, von der Bildfläche verschwinden wird.



Aufleben.

Noch einmal Harfenschlag, noch einmal Lieder! —
Wer steht vor meiner Seele goldnen Pforten?
O schönster Traum, bist du's? Dem weltverdorrten
Gefühl netzt du die welken Lippen wieder?

Dank dir! Nun fühl' ich wieder. — Heiter steigen
Taghelle Freudenkinder stufenan
Und grüßen mich. Die Pforten aufgethan!
Das Haus empfängt den märchenschönen Reigen.

Und Harfenschlag und Lieder! Göttin Liebe
Streut wandelnd ihre Blütendüfte aus,
Und rauschend auf und ab durchwogt das Haus
Ein lebenfrohes, jauchzendes Getriebe. —

O schöner Traum, zieh nicht so schnell dahin!
Noch einmal möcht' ich heil'ge Becher leeren,
Noch einmal mit Gesang und Klang verehren,
Wodurch ich Künder aller Freuden bin.

Noch einmal Harfenschlag, noch einmal Lieder!
Als leise die Gesänge mir verklingen,
Ein schwarzer Falter breitet seine Schwingen
Und schwebt auf meine müde Stirne nieder.

Friedrich Karl Kretzmann.



Luftuntersuchungen.

Von

Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

Bis vor wenigen Jahren hatte der Lehrsatz, die atmosphärische Luft bestände, von Verunreinigungen lokaler Natur abgesehen, aus einem Gemenge von einem Teile Sauerstoff mit vier Teilen Stickstoff, unbedingte Geltung, und der allgemein herrschende Glaube, daß die Atmosphäre chemisch gründlich untersucht sei, wäre nicht erschüttert worden, wenn nicht kurz vor der Wende des Jahrhunderts ein neuer, bis dahin unbekannter Bestandteil in ihr entdeckt worden wäre.

Man bediente sich zur Untersuchung der Luft des von Volta erfundenen Eudiometers, eines mit Quecksilber abgesperrten Glasrohres, in dem sich ein gemessenes Gemenge von Luft und Wasserstoffgas befindet, das durch einen elektrischen Funken entzündet wird. Wasserstoff und Sauerstoff verbinden sich dabei zu Wasser, der übrigbleibende Gasrest wurde als Stickstoff betrachtet und berechnet und einer näheren Prüfung nicht unterzogen.

Wird der Stickstoff in dem Eudiometer darauf mit Sauerstoff gemischt und bei Gegenwart von Kalilauge der Wirkung elektrischer Funken unterworfen, so verbinden diese beiden Gase sich zu einer Säure, die sich mit Kali zu einem bekannten Salze, dem Salpeter, vereinigt. Diesen Versuch stellte bereits Cavendish an, der im Jahre 1785 der gelehrten Welt mitteilte, daß bei seinen Experimenten schließlich $^1/_{120}$ der nicht atembaren Luft (des Stickstoffes) bliebe, der sich nicht in Salpetersäure überführen lasse. Man wußte aber nichts mit diesem halsstarrigen Hundertzwanzigstel der Luft anzufangen und beachtete es nicht weiter, sondern begnügte sich mit der Analyse von Cavendish aus dem Jahre 1781, wonach die Luft aus einem Raumteil Sauerstoff und vier Raumteilen Stickstoff bestand. Hiermit gab man sich über ein Jahrhundert lang zufrieden.

Andererseits wurde den Verunreinigungen der Luft zunehmende Aufmerksamkeit erwiesen, nachdem sich herausgestellt hatte, daß sie mehr oder minder merklichen Einfluß auf das Wohlbefinden des Menschen ausüben.

Bereits vor der Erfindung des Eudiometers — des Apparates zur Bestimmung der guten Luft — gaben sich Freunde der Menschheit und der Wissenschaft Mühe, die Güte oder vielmehr die Verdorbenheit der Luft zu messen, und insbesondere war es Hales, der Pfarrer zu Teddington in Middleessex, der 1727 ein Verfahren ersonnen hatte, die dumpfe Luft geschlossener Räume zu untersuchen. Er bediente sich hierzu der Talglichte, von denen er die größten wählte, und zwar so gleichmäßige, daß sechs davon auf ein Pfund gingen. Das zum Versuche bestimmte Licht wurde gewogen, angezündet und in guter Luft eine halbe Stunde brennend erhalten, ausgelöscht und wiederum gewogen. Nachdem dasselbe Licht darauf in einer dumpfen Luft genau eine halbe Stunde gebrannt hatte, geschah vorsichtiges Auslöschen, Erkaltenlassen und Wägen wie vorher. Auf diese Weise fand Hales, daß ein solches Licht in einem Gefängnis in einer halben Stunde nur sechsundsechzig und einen halben Gran verloren hatte, daß es in reiner Luft dagegen um achtundachtzig Gran leichter geworden war. Da der Gewichtsunterschied beinahe ein Viertel betrug, wurde die Gefängnisluft um ebensoviel schlechter erachtet, als die reine. In dem Bericht über Hales' Luftuntersuchungen heißt es: „Erbarmungswürdiges Geschenk der

Natur für die armen niedrigen Hütten, in deren engem Raume die Menschen in ihren eignen Ausdünstungen ersticken müssen. Da man den Kerker durch einen Ventilator lüftete und zwar eine halbe Stunde lang, so verbrannte das Licht in einer halben Stunde um siebenundachtzig und einen halben Gran; in einem Krankenzimmer verlor ein Licht ebenfalls ein Viertel weniger als in guter Luft."

Obgleich schon damals durch jene, wenn auch sinnreiche, so doch ungenaue Methode die Untauglichkeit durchatmeter Luft mittels der Wage nachgewiesen war, vergingen Menschenalter, bevor in civilisierten Ländern Krankenhäuser und Gefängnisse mit der notwendigen Lüftung versehen wurden. Dazu war ferner die Erkenntnis der Atmungsvorgänge erforderlich, deren rechte Deutung erst nach der Entdeckung des Sauerstoffes möglich wurde, durch welche die bis dahin angenommene Erklärung der Verbrennung ihren Halt verlor. Lebensluft nannten die einen diesen Bestandteil der Atmosphäre, weil ohne ihn das Leben sowie die Verbrennung aufhörte, Sauerstoff die anderen, weil er mit dem Stickstoff Salpetersäure bildete. Seine griechisch-lateinische Bezeichnung Oxygenium, Säureerzeuger, gewann die Oberhand und bürgerte sich ebenso wie das Wort Oxydation für die chemische Vereinigung des Sauerstoffes mit den ihm zuneigenden Stoffen. Die Atmung wurde als ein Verbrennungsvorgang erkannt, als eine Oxydation, bei der Kohlensäure entsteht, die nun ihrerseits zur Güteprüfung der Luft geschlossener Räume dient, da sie mit Leichtigkeit auf das genaueste bestimmt werden kann; so ist sie zum Maßstab geworden, nach dem sich die Gesetzgebung der Gesundheitspflege richtet. Übersteigt der Kohlensäuregehalt der Luft bewohnter Räume ein gewisses Maß, so ist für entsprechende Lüftung oder geringere Besetzung zu sorgen. Ob hiermit genug geschieht, ist, wie wir sehen werden, eine andere Frage, denn nach den Untersuchungen einiger englischer Hygieniker, die ohne vorhergehende Benachrichtigung der Bewohner des Nachts den verschiedenartigsten Wohnungen Londons Luftproben entnahmen, ergab sich, daß die Wirkungen unreiner Wohnungsluft sich am deutlichsten in der Sterblichkeit an Luftröhrenkatarrh und Lungenentzündung aussprechen, und es liegt kein nachweislicher Grund vor, diese Wirkungen der Kohlensäure zuzuschreiben. Wir kommen auf diesen Gegenstand zurück. —

Im Jahre 1892 machte Lord Rayleigh die Beobachtung, daß der aus chemischen Verbindungen dargestellte reine Stickstoff etwa um ein halbes Prozent specifisch leichter sei, als der aus der atmosphärischen Luft erhaltene, ein Umstand, der Veranlassung gab, die Luftuntersuchungen wieder aufzunehmen und mit modernen Hilfsmitteln die Richtigkeit der geltenden Annahmen nachzuprüfen. Schließlich gelang es Lord Rayleigh und W. Ramsey im Jahre 1894, aus dem atmosphärischen Stickstoff ein specifisch schwereres elementares Gas abzuscheiden, das acht- bis neunzehntel Prozent vom Volumen des angewandten Stickstoffes ausmachte. Es blieb kein Zweifel, daß dieses Gas das nämliche war, das Cavendish bereits vor mehr als hundert Jahren unter den Händen gehabt hatte, dessen Natur zu erkennen ihm aber der damalige niedrige Stand der chemischen Wissenschaft versagte. In der That war in dem Gase ein einfacher chemischer Körper, ein Element, entdeckt, dem wegen seiner Widerspenstigkeit, chemische Verbindungen einzugehen, der Name Argon gegeben wurde. Bei weiterem Suchen wurde das Argon in natürlichen Wässern, namentlich in Mineralquellen, gefunden, sowie in festen Mineralien, im sog. Cleveït, im Uranpecherz u. a. Schon im Jahre 1891 machte Hildebrand die Wahrnehmung, daß alles Uranpecherz und die ihm verwandten Mineralien beim Auflösen in Säuren oder beim Erhitzen im luftleeren Raum mehr als drei Prozent Stickstoff entwickelten. Ramsay fand im März 1895 bei der spektroskopischen Untersuchung dieses Stickstoffes nicht allein das Argonspektrum, sondern eine helle Linie im Gelb, die Lokyer früher bereits im Spektrum der Sonnenchromosphäre beobachtet und einem auf der Erde noch unbekannten Elemente, dem Helium, zugeschrieben hatte. Die gleiche Linie ist später auch in dem Spektrum anderer Fixsterne, insbesondere in denen der Sterne und des Nebels des Orions, aufgefunden worden, so daß man annehmen kann, daß das Helium ein in der außerirdischen Schöpfung in großer Menge vorhandener Stoff ist. Das Studium des Heliums stellt wertvolle Aufschlüsse über die

Beschaffenheit ferner Himmelskörper in Aussicht und bestätigt die Annahme von der stofflichen Einheitlichkeit des Universums. Argon und Helium haben, wenn auch bislang für die Praxis keinen Wert, so doch außerordentliche Bedeutung für die theoretische Chemie, für die reine Wissenschaft, und ihre Auffindung stellt der Vervollkommnung der Untersuchungsmethoden ein glänzendes Zeugnis aus. Von Hales' Bestimmung der Luftverderbnis mit Talglichtern bis zur Entdeckung des Argons durch die Wahrnehmung einer Abweichung des specifischen Gewichtes des vermeintlichen Stickstoffes ist ein weiter Weg, der Schritt für Schritt durch Arbeit, Mühe und Scharfsinn errungen wurde.

Die Entdeckung des Argons als Bestandteil der atmosphärischen Luft spornte zu weiteren Nachforschungen an, und in der That gelang es Ramsay und M. Travers kürzlich, noch ein gasförmiges Element zu entdecken, das bis dahin übersehen war, weil es in zu geringen Mengen vorkommt; in der verflüssigten Luft jedoch war ihnen das Mittel gegeben, des neuen Gases habhaft zu werden. Sie ließen 750 Kubikcentimeter flüssige Luft langsam bis auf zehn Kubikcentimeter verdampfen, die sie im Eudiometer nach den Regeln der Kunst behandelten, und erhielten 26,2 Kubikcentimeter eines Gases, das das Argonspektrum zeigte und außerdem ein Spektrum, das bisher noch nicht gesehen war; sie hatten eine Mischung von Argon mit einem unbekannten Gase vor sich. Wenn sich die Annahme bestätigt, daß dieses Gas ein einfacher Körper, ein Element ist, schlagen die Entdecker vor, es Krypton oder Verborgenes zu nennen. Zur genaueren Kenntnis des Gases sind größere Mengen erforderlich und viel verflüssigte Luft, deren Herstellung durch von Prof. Linde erfundene Maschinen geschieht. Hilfsmittel, von denen die Chemie noch vor einem Menschenalter keine Ahnung hatte, stehen im Dienste der Forschung, zu den feinsten Meßinstrumenten gesellt sich die waltige Dampfmaschine, das Laboratorium des modernen Chemikers zu vervollständigen, der über zuvor unerreichbare Temperaturerniedrigung, über die kolossale Glut des elektrischen Ofens ebensowohl verfügt, wie über Wagen, die einen Bruchteil eines Milligramms genau angeben, wie über die Prismen des Spektroskopes, welche aus dem unwägbaren Lichtstrahle Stoffe mit absoluter Sicherheit erkennen lassen, die das Licht aussenden, und wären sie weltenweit von uns entfernt.

Und dies alles nur, um einen Lehrsatz umzustoßen oder um ihn dahin zu erweitern, daß die atmosphärische Luft außer Sauerstoff und Stickstoff auch noch Argon und Krypton zu ihren normalen Bestandteilen zählt? O nein! Die Entdeckung dieser beiden Elemente hat eine tiefere Bedeutung. An ihr ersehen wir den Fortschritt der Wissenschaft, die uns hineinführt in die Natur. Nicht mehr sind es wie in früheren Jahrhunderten die Wundergeschichten der Heiligen, die zu höherem Erkennen führen sollten, sondern — indem wir die Wunder der Natur schauen, ihre Gesetzmäßigkeit verstehen und begreifen lernen und den Zusammenhang der Dinge und Erscheinungen — wird in uns das Gefühl von der Größe und Macht des Schöpfers wach, der die Gesetze gab, aus denen die Harmonie des Universums hervorgeht, das Widerspiel von Ursache und Wirkung.

Dies wäre die ideale Seite der verbesserten Luftuntersuchungen, deren verbesserte Methoden jedoch auch praktischen Nutzen versprechen und zwar in ihrer Anwendung auf die Verunreinigungen der Luft.

Wie vorhin gesagt, fanden englische Forscher, daß die unreine Luft geschlossener, bewohnter Räume die Sterblichkeit an Erkrankungen der Atmungsorgane begünstigt. Zu gleicher Zeit stellten Ärzte in Wien, Kiel und Christiania fest, daß die englische Krankheit der Kinder (Rhachitis) eine statistisch nachweisbare größere Entwicklung in jenen Monaten zeigt, in denen die Kinder der armen Bevölkerung in ihren räumlich beschränkten dicht bewohnten und schlecht gelüfteten Behausungen leben, während der Genuß einer reineren Luft in den Sommermonaten die bestehende Erkrankung einer Besserung zuführt. Damit ist dem krankmachenden Einfluß einer verdorbenen Atemluft in Bezug auf die Entstehung der Rhachitis eine hervorragende Stellung gesichert. Zur Beobachtung kamen im ganzen 72716 Rhachitisfälle, die der Statistik zu Grunde liegen, gewiß ein ausreichendes Material zur Annahme einer Gesetzmäßigkeit.

Die Kohlensäure gilt, wie gesagt, dem Chemiker als Maß der Luftverdorbenheit,

sie aber ist es nicht allein, die den Aufenthalt in bewohnten, schlecht gelüfteten Räumen unerträglich und ungesund macht. Reine Kohlensäure ist dem Geschmack- und dem Geruchsorgan des Menschen nicht unangenehm, wie aus dem täglichen Verbrauch schäumender Wässer und schäumender Getränke hervorgeht; ein zu geringer Gehalt an Kohlensäure macht Mineralwässer und Biere minderwertig und gibt zum Murren Anlaß — verdorbene Luft dagegen wirkt anwidernd und abstoßend. Es müssen daher Stoffe in ihr verteilt sein, die neben der Kohlensäure ihren Einfluß auf die menschliche Empfindung geltend machen, und zwar ist es die Nase, die sie zuerst bemerkt und gewissermaßen als Sicherheitswächter die Empfindung des Widerwillens auslöst. Erst in zweiter Linie äußert sich ihre Wirkung in der Störung des Allgemeinbefindens, es tritt eine bis zum Unwohlsein sich steigernde Unbehaglichkeit ein, unter der jeder mehr oder minder leidet, der längere Zeit in überfüllten Räumen verweilt.

Wer aus reiner Luft in einen Raum mit verdorbener Luft tritt, schreckt unwillkürlich zurück und möchte am liebsten umkehren; die Nase hat ihn gewarnt. Nun aber ist die Nase ein hoch empfindliches Organ, deren Nerven um so rascher gegen eine Reizung abstumpfen, je energischer sie ihr antworteten; sie gewöhnt sich in kurzer Zeit an den gleichen Geruch von gleicher Stärke. Daraus erklärt sich der Umstand, daß die Nase nicht die allmähliche Verschlechterung der Luft wahrnimmt und eine Ansammlung von Menschen in Räumen aushält, deren Luft einen Neueintretenden entsetzlich vorkommt.

Pettenkofer beschäftigte sich mit den Beimischungen der durchatmeten Luft unventilierter Räume und sprach sich dahin aus, daß sie die Widerstandsfähigkeit des Menschen gegen krankmachende Potenzen aller Art allmählich untergrüben, ohne jedoch die schädigenden Substanzen festgestellt zu haben. Er schloß von den Wirkungen auf die Ursache.

Auch ihm war nicht entgangen, daß, sobald die Menge jener Beimischungen, noch bevor der Kohlensäuregehalt zur Schädlichkeit angewachsen ist, eine gewisse Höhe erreicht hat, Beklommenheit, Unlust, verdrießliche Stimmung und Gereiztheit sich bemerkbar machen, in Schulen zumal gegen den Schluß der Stunden. Es sind dies keineswegs allein die Folgen geistiger Abspannung, sondern die Wirkung einer körperlichen Erschlaffung, die die Leistungsfähigkeit der Kinder herabsetzt.

In der Medizin gewinnt die Lehre von den Selbstgiften immer größere Bedeutung, und die Ursache mancher Erkrankung wird mit den Gründen größter Wahrscheinlichkeit solchen Giften zugeschrieben, die sich unter Mitwirkung kleinster Lebewesen im Körper bilden. Selbst während des normalen Verlaufes des Stoffwechsels entstehen solche Gifte, die in den regelmäßigen Ausscheidungen vorhanden sind und deren Giftwirkung auf Tiere ermittelt wurde. Noch nicht nachgewiesen sind die flüchtigen Gifte, deren Existenz jedoch vermutet werden darf.

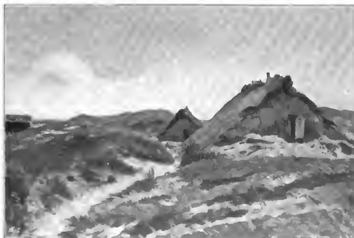
Der französische Physiologe Claude Bernard stellte eine Reihe von Versuchen mit ausgeatmeter, von Kohlensäure befreiter Luft an und fand, daß die mit Selbstgiften erfüllte Luft einen gesundheitsschädigenden Einfluß ausübt, daß diese Gifte, allmählich eingeatmet, unheilvoll, aber nicht unmittelbar verderblich wirken und gelangte somit zu derselben Anschauung wie Pettenkofer. In Schulzimmern, Ball- und Konzertsälen, sowie in anderen Versammlungsräumen verschlechtert sich die Luft nach und nach. Träte diese Luftverderbnis plötzlich ein, so würde die Vergiftung sich als eine gewaltsame geltend machen; so aber gewöhnen sich die Leute in jenen Räumen allmählich daran, atmen schwer, erklären die Luft für unerträglich, fühlen das Verlangen nach Ventilation, und der Kopfschmerz stellt sich später oft, bei empfindlichen Personen aber stets ein.

Ob es berechtigt sein wird, die sogenannten Wintererkrankungen, die vermehrte Disposition zum Kränkeln während der kalten Jahreszeit auf den Einfluß der flüchtigen Selbstgifte zu schieben, das hängt von dem zu erwartenden Nachweis jener Gifte ab, die im Winter zugleich mit der Wärme in den geschlossenen Räumen vor dem Entweichen sorgsam bewahrt werden; jedenfalls versteht man unter der sogenannten Zimmerfarbe nicht die Farbe der Gesundheit. Man darf vielleicht annehmen, daß die flüchtigen Selbstgifte ähnlich wie die von den Bazillen ausgeschiedenen greifbaren Gifte sich im Serum anhäufen, wenn dem Blute eine Durchlüftung mit reiner Luft mangelt, und daß das also vergiftete Blut langsam seine unheilvolle

Wirkung auf die Nerven, auf das Gehirn und andere anfällige Organe ausübt. Auch hier gibt die Nase wiederum einen Anhalt, da sie, wo vorläufig die Untersuchungsmethoden des Chemikers im Stiche lassen, mit Leichtigkeit den Geruch des Verdorbenen — jener hypothetischen, flüchtigen Körpergifte — nicht nur in den verlassenen Räumen, sondern auch an Gegenständen wahrnimmt, die sich in solchen Räumen befinden. Namentlich sind es Kleidungsstücke, an denen der Geruch lange haftet und besonders kräftig auftritt, wenn sie, naß geworden, Wasserdunst und mit ihm die flüchtigen Stoffe abgeben. Es genügt schon feuchte Luft zur Entbindung übler Gerüche, und mit Sicherheit sagt der Landmann Regen voraus, wenn die Düngerhaufen starken Geruch entwickeln. Jene Gifte des Körpers aber sind als Produkte der Fäulnis aufzufassen, als Verwandte der Zersetzungsalkaloide, der sogenannten Ptomaine, die uns durch die klassischen Arbeiten von Brieger, Nencki, Selmi u. A. bekannt geworden sind. Es sind dies Gifte, die zuerst in Leichen gefunden wurden und anfangs zur Verwechslung mit den heftigsten Pflanzengiften Veranlassung gaben, deren Vorkommen im lebenden Körper unter Mitwirkung von Bakterien aber später festgestellt ist. Daß es gelingen wird, die Gifte der verdorbenen Luft zu isolieren, ihre chemische Art, ihre physiologische Wirkung zu ermitteln, daran dürfte kaum zu zweifeln sein, es handelt sich hauptsächlich um Mittel zur Durchführung der Versuche, zur Anlage von Apparaten, da große Mengen von Luft bearbeitet werden müssen, um die winzigen Beimischungen in Quantitäten zu erlangen, die zur Durchführung genügen. Möglicherweise weist auch hier die verflüssigte Luft den einzuschlagenden Weg, der zur Erkenntnis der Schädlichkeiten und weiter zu ihrer Abwehr führen würde.

Den normalen Bestandteilen der Luft sind Argon und Krypton als zugehörig gefunden und ferneren unerkannten Elementen wird nachgespürt; die Verunreinigungen der Luft, ihre abnormen Bestandteile harren noch der Feststellung, auf die die Hygiene Anspruch zu erheben das Recht hat, da es ihre Aufgabe ist, Krankheiten zu verhüten, die Schädlichkeiten, die der Gesundheit drohen, zu bekämpfen. Wir dürfen hoffen, daß sich die Luftuntersuchungen zum Nutzen der Menschheit auch in ihren Dienst stellen.

Aus unserer Studienmappe:



Arbeiterhäuser auf der Insel Baltrum.
Ölstudie von Eugen Düker.

Faunus.

Ode des Horaz. Verdeutscht von

Ernst Eckstein.

(Abdruck verboten.)

(Buch III, Ode 18.)

Der du heiß nach stürmischer Minne trachtest
Und der Nymphen schüchterne Schar umschmachtest,
Segne, Faun, die schwellende Ackererde,
Segne die Herde!

Sieh, ein Böcklein opfer' ich, zart und lecker,
Und den Mischkrug füll' ich, den Freudewecker,
Und des Weihrauchs üppiges Prachtgedüfte
Schwängre die Lüfte!

Wonne atmend jubelt das Feldgelände,
Wenn dein Tag kehrt! Alles, im Schoß die Hände,
Träumt und feiert! Müßig im Dorfreviere
Bauern die Stiere!

Angst und Sorge scheinen gebannt für immer,
Heitres Laub schmückt Tenne nnd Hof und Zimmer,
Und der Landmann unter den Lindenzweigen
Dreht sich im Reigen.



Zu Horaz' Ode: Faunus. Gezeichnet von J. R. Weguelin.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Immer wieder zeugt die Litteratur von Zeit zu Zeit ein Werk, ein standard work, in dem sich der Geist einer bestimmten Epoche, ihr innerstes Fühlen und Wollen und Sehnen ebenso treu wie umfassend offenbart. Wie im sedimentären Schiefer die Fauna der Urwelt, so erhält sich in jenen Werken, nur weit lebendiger und frischer, das Empfinden der vergangenen Menschheit; wir schauen ihr durch das Medium der Dichtung gleichsam in Herz und Nieren. So lebt der Mensch des Mittelalters mit seiner inbrünstigen Sehnsucht, aber auch mit seinem grimmigen Fanatismus in der Göttlichen Komödie fort, der genußschwelgende Mensch der Spätrenaissance in Ariosts Orlando, der zwischen Rationalismus und Mystizismus hin und her schwankende Mensch der Aufklärungszeit im Faust. Wenn ich recht sehe, so hat auch der Geist der Gegenwart, wenigstens ein gut Stück von diesem Geiste, bereits in einem Monumentalwerk sein Ab- und Spiegelbild gefunden, und zwar in keinem anderen, als dem jüngsten Erzeugnis der — Schwankfirma Blumenthal und Kadelburg, betitelt „Im weißen Rößl." Das klingt scherzhafter, als es im Grunde gemeint ist. Von allen Seiten hat man es mir in diesem Sommer, im Norden wie im Süden, an der Table d'hôte wie im Angesicht der Schneefirnen, bezeugt, wie viel Behagen, wie viel Erquickung man dieser welterobernden „Dichtung" verdankt. Und wenn die Menschen schweigen, die Zahl der Aufführungen würde um so deutlicher reden; kein anderes Bühnenwerk der Neuzeit kann sich auch nur annähernd einer solchen Massenzahl rühmen. Sudermanns Johannes und Hauptmanns Versunkene Glocke sind gegen das Weiße Rößl, was ein armseliger Markmillionär gegen die Astor und Vanderbilt ist: gleich im ersten Jahre seines Erdenwallens hat dies Rößl eine Ziffer mit mehr Nullen erreicht, als Richard Wagners Gesamtwerke in einem Jahrzehnt. Eine Null nach der anderen. Und dieser äußere Erfolg scheint mir alles andere als Zufall zu sein: mit der litterarischen Bildung und dem litterarischen Bedürfnis unserer lieben Zeitgenossen steht das Weiße Rößl im unmittelbaren Zusammenhange von Ursache und Wirkung. Was so ein Zeitgenosse von der Litteratur verlangt, ist eine möglichst leichte, seichte, witzelnde und kitzelnde Unterhaltung, eine geruhsame Erholung nach des Tages Müh und Qual. Unser Zeitgenosse ist durchaus Realist; soviel er an Geistes- und Empfindungskräften zu verschwenden hat, gerade so viel bedarf er im Alltagskampfe ums tägliche Brot und für die politischen und socialen Erregungen, die sein ganzes Sinnen ausfüllen. Ideale Erhebungen wären Gift für ihn. Eine Dichtung, die leidenschaftliche Anteilnahme, geistige Anspannung, Gemütsversenkung erfordert, findet nur dort eine Heimstätte, wo noch unverbrauchte Kraft, brennendes Sehnen, innere und äußere Muße vorhanden ist. Mit all dem kann der Zeitgenosse nicht aufwarten: sein Tag gehört dem, was nützlich ist, und nur den müden Abend vermag er dem Genuß zu widmen. Kein Wunder, daß der „Dichter" nur dann ihm etwas bedeuten kann, wenn er mit der Müdigkeit rechnet, wenn er weiter keinen Zweck verfolgt, als zu amüsieren, wenn er sich weise auf die Rolle des hanswurstelnden Spaßmachers beschränkt. Und weil es „Poeten" gibt, die mit dieser einträglichen Rolle sehr zufrieden sind, so ist das Weiße Rößl naturgemäß zum Zug- und Lieblingsstück geworden, zum Wahrzeichen der Zeit. Es wird aber ein Tag kommen, wo unser Volk aus der beständigen Alltagssorge herauswachsen, wo es wiederum anderen Fragen, als sie in den Leitartikeln der Tagesblätter abgehandelt werden, seine Teilnahme zuwenden und andere Freuden suchen wird, als der Hanswurst sie bietet. Noch freilich ist dieser Tag ein Zukunftstraum; vorläufig kettet sich in der Litteratur der große Erfolg fast durchweg an die leichte Unterhaltungsware; für das Große, Bedeutende, Ideelle fehlt es an Zeit und innerer Sammlung.

Wie wenig Marktwert aber auch heute das Echte und Tiefe besitzt, ausgestorben ist es darum nicht: es wächst in der Stille fort, behütet und gepflegt von d e n Schaffenden, denen der lärmende Beifall nichts gilt, die ihr Genüge daran finden, unbekümmert um den Erfolg, sich in ihrem Schaffen auszuleben; es wächst fort als eine Verheißung auf künftige, kunstfreudigere Zeit. Vor mir liegt ein Buch, das ich allen, die weiter nichts als gefällige Unterhaltung suchen, die in der Lektüre nur einen Zeitvertreib für die Langeweile der Eisenbahnfahrt, für die Verdauungsstunde nach dem Diner sehen, aufs dringlichste a b-empfehlen muß. Eine Erzählung allerdings, aber ohne Spannung, fast ohne Handlung, ohne prickelnde Würze, ohne eine Spur von Sensation. Kurz, ein Buch, das zufrieden sein muß, wenn es hundert Leser findet, die bis zur letzten Seite

mitgehen. Diese Leser aber wird es sich zu Freunden machen, sie werden Leben daraus schöpfen und teilhaben an dem Adel, an der Weihe, an der Feierstimmung, die über dem Buch in seinen wesentlichen Teilen ausgebreitet liegt. Wie es scheint, gibt Emmy von Egidy mit ihrem Roman „Marie Elisa“ (Dresden, E. Pierson) ihr Erstlingswerk; eine leichte Unbeholfenheit in der Komposition, ein gewisses Schwanken in der Linienführung, die hier und da die Charakteristik zu verschleiert, anderwärts zu absichtlich, zu aufgetragen erscheinen läßt, deuten darauf hin. Was den Roman gleichwohl über die litterarische Masse weit hinaushebt, das ist keineswegs ein Zug ins Erhabene, ins Außerordentliche, ins geistig Große. Im Gegenteil, die Dichterin vermeidet es mit einer Art von Scheu, ihre Gestalten allzu hoch über das Durchschnittsniveau zu erheben; so fein und zart die Heldin empfindet, eine geistige Eigenart, ein tieferes Gedankenleben offenbart sich bei ihr nicht. Und so hat auch das „Milieu,“ in das die Heldin hineingestellt ist, dies Gesellschaftstreiben mit Ball und Eislauf und Kaffeevisiten, ein recht triviales Ansehen. Für meinen Geschmack ein allzu triviales, denn wenn es auch zweifellos die Absicht der Dichterin ist, die Gestalt der Heldin durch den Gegensatz der Umgebung um so lichter erscheinen zu lassen, so kommt doch dieser Gegensatz nicht stark genug zur Geltung. Das alles aber sind Bedenken, die dem inneren Kern, der eigentlichen Bedeutung des Buches nichts anhaben. Es gibt meines Wissens in der Litteratur nur eine Frauengestalt, die mit der Heldin des Romans, Marie Elisa, verglichen werden kann: Goethes Iphigenie. Nur hier haben wir eine ähnliche Keuschheit, eine ähnliche Vornehmheit im besten Sinne des Wortes. Und vielleicht schildert Emmy von Egidy das innerste Leben und Weben einer edlen Frauenseele in noch weicheren und zarteren Zügen, als Goethe; im Grunde findet ja auch nur eine Frau zu den letzten Wesenstiefen ihres Geschlechtes den Zugang. Marie Elisa gehört zu jenen Naturen, wie sie der Däne Sören Kierkegaard in seinen religiösen Schriften — freilich mehr den männlichen Typus — mit Vorliebe zeichnet; zu denen, die überall nach dem Unbedingten streben, nach dem Alles oder Nichts. Das einzige Kind eines vornehmen Hauses, vom Vater, von der Gesellschaft verwöhnt, von der banalen Mutter beständig geschulmeistert, hat sie sich früh zu einer Persönlichkeit entwickelt, die ganz in sich selbst steht und sich ungehemmt auszuleben verlangt. Wie rätselhaft ihr auch noch das Leben, wie fremd ihr die Menschen erscheinen, so ist in ihr doch von vornherein der Drang mächtig, keinen Kompromiß mit dem Leben zu schließen, um keines Preises willen etwas von ihrem Eigensten, von dem, was sie als wahr und echt empfindet, aufzugeben. Und doch kommt sie bald in eine Lage, in der es ihr zunächst sehr schwer gemacht wird, sich in ihrer Unbedingtheit zu behaupten. Auf einem Balle lernt sie einen jungen Offizier kennen, dem sie sich sofort nahe gerückt fühlt, da er der einzige ist, der ihre Empfindungen ernst nimmt und sie einigermaßen nachzufühlen vermag. Am meisten fesselt er sie durch seine größere Reife in der Beurteilung der Menschen; sie erkennt seine Überlegenheit, als er sie lehrt, daß all die Kleinlichkeit und Verlogenheit, die sie ringsum sieht, eher auf Mitleid Anspruch hat, als auf Verdammung. Und da es ihrer Weiblichkeit ein Bedürfnis ist, den Mann sich überlegen zu wissen, so erwächst ihr gerade aus jener Erkenntnis die Liebe. In ihrer Natur aber liegt es, sich dieser Liebe rücksichtslos hinzugeben; sie empfindet es wohl dumpf, daß sie dem Geliebten zu Gefallen Anforderungen fallen läßt, die sie bisher für unumgänglich hielt, ja, daß der Geliebte selbst dem Ideal, das sie in sich trägt, keineswegs ganz entspricht. Aber in der Glut der ersten Liebe verzehren sich alle Bedenken. Erst in der Ehe merkt Marie Elisa, daß sie Gefahr läuft, ihr innerstes Selbst zu verlieren und nach und nach zu werden wie all die anderen. Wolf von Giesack, ihr Mann, ist nichts weniger als eine starke Natur. Als der letzte Sproß seines Hauses hat er sich von Jugend an dem Gedanken hingegeben, daß die Kraft des alten Geschlechts längst verbraucht sei, daß er selbst zu saft- und marklos sei, um etwas wahrhaft Lebendiges leisten zu können. Sein Ehrgeiz beschränkt sich denn auch auf die Aufgabe, die Geschichte der Giesacks zu schreiben; nur die Vergangenheit hat für ihn einigen Reiz, mit der Gegenwart weiß er nichts anzufangen. Es ist natürlich, daß ein Mann dieser Art die hochgespannten Forderungen, die seine Frau vertritt, nicht befriedigen kann. Wie sie selbst sich ihm ganz hingibt mit Leib, Seele und Willen, so verlangt sie auch von ihm unbedingte und uneingeschränkte Hingabe: alles soll er mit ihr teilen, jeden Gedanken und jedes Gefühl, jedes Wollen und Streben. Er versteht kaum, wie sie das meint, und ebenso vergeblich sucht sie ihn aufzurütteln, sein Selbstbewußtsein, seine Thatkraft anzufachen. Nach und nach verzweifelt sie an dem Erfolg, „eine große Mattigkeit breitet sich über ihr ganzes Wesen.“ Und doch erringt sie endlich den Sieg. Während einer zeitweiligen Trennung überkommt es den Mann mit einer überwältigenden Klarheit, was er an seiner Frau besitzt, und daß er ihr, um sie zu verdienen, weit mehr bieten muß, als er bisher Kraft und Neigung hatte zu geben. Diese Einsicht aber ist mehr, als eine augenblickliche Erregungswirkung. Ohne daß er sich dessen bewußt geworden, hat doch das Wesen und die Art seines Weibes stark auf ihn eingewirkt; es sprudeln Quellen neuen frischen Lebens in ihm empor, das erkennt er deutlich, als er sich eben jetzt wieder an seine Geschichtsarbeit macht; je näher er in seiner Darstellung der Gegenwart kommt, desto mehr verliert die Vergangenheit für ihn an Reiz, und das Leben der Zeit übt seinen Zauber auf ihn aus. Eine Fülle ungeahnter Ideen drängt sich ihm auf, und daran merkt er zu seinem Staunen, daß in ihm keineswegs alles welk und siech ist, daß er über ganz andere Kräfte und Fähigkeiten verfügt, als er sich zugetraut. So tritt er denn, als Marie Elisa heimkehrt, der freudig Überraschten als ein Auferstandener entgegen, und das Leben der beiden schließt sich doch noch zu einer harmonischen Einheit zusammen. Wie überredend aber auch die Verfasserin von der Wandlung Giesacks berichtet, ganz überzeugend wirkt

die Erzählung nicht. Mit der vollendeten Sicherheit, mit der einzigartigen Feinheit, mit der Emmy von Egidy das Seelenleben der Frau zeichnet, charakterisiert sie den Mann nicht: der behält bis zuletzt etwas Unfertiges und Unbestimmtes, während die Marie Elisa, die etwas Urweibliches, Urnatürliches hat, sich lebendig und bestrickend ausnimmt, wie ein Bildnis Leonardos oder van Dycks. Mit dem Inhalt des Buches steht die Form in reizvollem Einklang; es ruht wie ein weicher Duft über der Sprache, sie hat etwas Gedämpftes, zart Verschleiertes. Die keusche Zurückhaltung, die der Heldin der Erzählung eigen, gibt auch dem Stil sein Gepräge. Man fühlt, daß unter der Decke der Worte heißere Empfindungen und Erregungen sich bergen, als die bloße Rede verrät. Besonders sind es die Schilderungen, die mehr durch Andeutung als Ausführung wirken. Von dem Ganzen aber gilt ohne Frage, was Wilhelm von Polenz in dem kurzen Vorwort, mit dem er den Roman einleitet, hervorhebt: „Mit solcher heiligen Scheu, mit solcher keuschen Ehrfurcht vor dem eignen Thun hat wohl selten ein Künstler an seinem Werke gearbeitet, wie die Verfasserin dieses Buches."

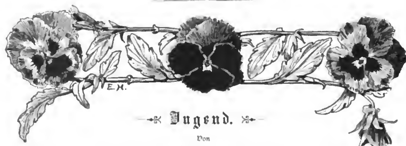
Es heißt einige Stufen herabsteigen und sich dem Gebiete der reinen Unterhaltungskunst nähern, wenn man von der „Marie Elisa" zu den Geschichten übergeht, die Georg Bendler unter dem Titel „Das starke Geschlecht" (Berlin, Fontane & Co.) in einem Bande vereinigt hat. Die Sprache, der Aufbau, die Charakteristik, jeder Zug dieser Novellen verrät, daß der Erzähler sein Handwerk versteht. Und ohne Frage ist Bendler nichts weniger als ein Durchschnittsschriftsteller; die Probleme, die er behandelt, liegen nicht an der Oberfläche, und in den Schilderungen, in der seelischen Analyse offenbart sich vielfach ein starkes litterarisches Talent. Aber er ist kein Künstler im höchsten Sinne, der seine ganze Seele in sein Schaffen legt, dessen Gestalten Fleisch vom eignen Fleisch, Blut vom eignen Blute sind, dessen Arbeiten lebendig wirken wie die Natur, die Wirklichkeit selbst. Das Gekünstelte überwiegt durchaus das Künstlerische, den Problemen merkt man zu sehr das Konstruierte, der Darstellung die Mache an, und das im engeren Sinne Poetische kommt nur vereinzelt zum Durchbruch. Ihren Titel aber führt die Novellensammlung mit gutem Fug; nur muß vorausgeschickt werden, daß er halb ironisch gemeint, daß unter dem starken Geschlecht das weibliche, nicht das männliche zu verstehen ist. Die Männer spielen fast durchweg in den Novellen eine jämmerliche Rolle, sie sind den Frauen in jedem Sinne, geistig und sittlich, an Kraft wie an Klugheit unterlegen. In der Erzählung „Die Geliebte Sorge" gehört die männliche Hauptperson zu einer Menschengattung, deren klassischen Typus Daudet in seinem Delobelle gezeichnet hat. Stanislaus Kowalska spielt beständig die Rolle des verkannten Genies: er ist ein Erfinder, der die gewaltigsten Ideen mit sich herumträgt und die Menschheit zu ganz neuen Kulturgipfeln emporführen würde, wenn er nur das Kapital hätte, seine Ideen in Wirklichkeit umzusetzen. Aber dieses Kapital enthält ihm die nichtswürdige Gesellschaft der Zeitgenossen hartnäckig vor, sie läßt den Genius mitleidslos verkümmern. Und da es ihm versagt bleibt, sich als Größe zu erweisen, so thut er, statt sich auf das Geringere zu beschränken, lieber nichts. Nur ein einziges Wesen glaubt an ihn, sein Weib; sie hat um seinetwillen das Behagen des Reichtums aufgegeben, in dem sie herangewachsen ist; um ihm folgen zu können, hat sie sich mit ihrer ganzen Familie, mit den eignen Eltern verfeindet. Für die Sorge, die Arbeit aber, die fortan ihr Los ist, findet sie bei ihrem Manne keine Entschädigung: seine Liebe, seine Hingebung ist ein Strohfeuer, das den Tag nicht überdauert. Schließlich zeigt er sich verlumpt genug, die Frau einfach im Stich zu lassen, sobald die Not mit voller Gewalt über den Haushalt hereinbricht. Daß die wackere Frau nicht elend zu Grunde geht, dafür sorgt ein junger Idealist, der die Verlassene seit langem liebt und nun endlich es wagt, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten. Frau Anna erwidert die Güte des opferwilligen Liebhabers mit dankbarer Zuneigung. Und mit der Zeit nimmt diese Neigung eine wärmere Färbung an, so daß der treue Ritter hoffen darf, sein Ziel doch noch zu erreichen und die Geliebte als Weib heimzuführen. Gerade jetzt aber erfährt Frau Anna, daß ihr Mann noch lebt und nicht weit von ihr in der Verborgenheit haust. Sofort lodert die alte Glut wieder in ihr auf, und sie eilt, ihren Stanislaus aufzusuchen, denn sie will lieber mit ihm alle Not teilen, als ohne ihn ein Wohlleben führen, so sehr hat sie sich bereits an die Sorge, an die ständige Aufopferung gewöhnt. Aber sie findet den Erfinder noch tiefer gesunken, als sie gefürchtet; er haust mit einem anderen Weibe und ist in die neuen Bande so verstrickt, daß er für die Gattin gar keinen Blick mehr hat. Da endlich bricht die Frau zusammen, und es bleibt ihr nur noch so viel „Kraft," sich hinzulegen und zu sterben. Über das Schicksal des jungen Idealisten braucht der Leser sich nicht zu beunruhigen, er wird weiter leben und — vergessen; allzuviel Teilnahme vermag diese sehr brave, aber auch sehr molluskenhafte Natur nicht einzuflößen. Ebensowenig wie der Held oder vielmehr Unheld der zweiten Erzählung „Die große Leidenschaft." Landrichter Hollmann hat es in der Ehe zu gut; seine tüchtige, kluge Frau macht ihm das Leben so leicht, sie gibt sich so ganz ihm, seinen Interessen und seinem Behagen hin, daß er schließlich ihre Treue und Liebenswürdigkeit wie etwas Selbstverständliches empfindet — und als etwas Alltägliches kaum noch schätzt. Trotzdem würde er, wenn auch kein musterhafter, so doch ein erträglicher Ehemann bleiben, wenn er nicht auf einer Reise eine junge, flotte Dame kennen lernte, in die er sich Hals über Kopf verliebt. Sie kokettiert mit ihm, und alsbald ist er überzeugt, daß die Neigung zu seiner Frau nur eine Verirrung war, daß ihn erst jetzt die große Leidenschaft gepackt hat, von der die Dichter schwärmen. Seine Frau merkt, was in ihm vorgeht, und da sie keine Lust hat, ihre Rechte an die Fremde abzutreten, so nimmt sie sich vor, den Gatten von seiner Thorheit zu heilen. Selbstverständlich, ohne daß er die „ärztliche Behandlung" merkt, denn als kluge Evastochter sagt sie sich, daß sie

nur Öl ins Feuer gießen würde, wenn sie sich offen empört zeigte. Lange fällt ihr jedoch kein Heilmittel ein. Da hört sie in einem Vortrag von der Serumtherapie, die den Körper dadurch vor einer bestimmten Krankheit zu schützen, ihn zu immunisieren sucht, daß sie ihm dieselben Giftstoffe zuführt, welche die Erreger jener Krankheit sind. Wie eine Erleuchtung kommt es über Frau Beate. Und sofort faßt sie ihren Entschluß. Sie ladet die junge Dame, die Ursache des ganzen Ärgernisses, zu sich ins Haus und bittet sie mit erheuchelter Freundlichkeit, möglichst lange als Gast zu verweilen. Ihre Hoffnung dabei ist, daß der Gatte, wenn er erst die holde Kokette in ihrer Alltäglichkeit sehe und morgens und abends mit ihr zusammen sei, bald ernüchtert sein werde. Aber das ist ein böser Irrtum. Fräulein Irene versteht es, den Mann durch den steten Wechsel von halbem Gewähren und halbem Versagen in fortwährender Erregung zu halten, ihm immer wieder neu und reizvoll zu erscheinen, so daß er keine Minute lang in die Lage kommt, sich mit Überdruß oder Übersättigung zu plagen. Schließlich weiß sich Frau Beate keinen Ausweg mehr, als selbst aus dem Hause zu gehen, um durch zeitweilige Trennung die Sehnsucht des Gatten zu wecken. Aber dazu ist es schon zu spät; der Mann ist bereits derart verstrickt, daß er nur noch den Wunsch hat, die alten Ehefesseln von sich zu streifen und sich neue von Fräulein Irene anlegen zu lassen. Aber damit stößt er bei der jungen Dame auf entschiedenen Widerstand; es hat ihr behagt, mit dem Herrn Landrichter zu spielen, doch ihr männliches Ideal ist der Schwächling keineswegs. Als er allzu dringlich wird, geht auch sie einfach auf und davon. Natürlich stirbt der Landrichter an der Enttäuschung nicht, so schwer geknickt auch seine Eitelkeit ist. In kurzer Frist erholt er sich von seiner Niederlage und will nun reuig wieder die Gattin in sein Haus zurückführen. Aber jetzt, da er mehr gezwungen als freiwillig kommt, weist ihn Frau Beate ab, ihr Vertrauen kann er mit Worten nicht wiederherstellen. Und so zieht der Herr Landrichter einsam heim, ein Märtyrer seiner großen Leidenschaft. Bendler hat es verstanden, diese Tragikomödie in dem rechten Stil und sehr wirksam durchzuführen; sie hat nur den einen Fehler, daß die wesentliche Voraussetzung des Konflikts allzu konstruiert und zu — unglaublich ist. Die Serumanwendung bei komplizierten Ehebrüchen — das ist denn doch höchstens ein Vorwurf für einen tollen Theaterschwank, der über alle Wahrscheinlichkeit mit einem Saltomortale hinweghopst.

Ein lehrreiches Beispiel für die vielseitige Verwendbarkeit der Romanform bietet das seltsame Erzeugnis, das Karl Domanig unter dem Titel „Die Fremden“ bei J. Roth in Stuttgart veröffentlicht hat. Er hat die Keckheit, dies Monstrum, welches stilistisch und litterarisch über das Niveau einer Dorfzeitung nicht allzusehr hinausragt und geistig ins Mittelalter gehört, „Roman aus der Gegenwart“ zu nennen. Immerhin darf man ihm die Keckheit nicht allzu übel nehmen, denn Domanig ist nicht der erste, der die Romanform in ärgster Weise mißbraucht. Man hat in dies Gefäß schon alles Mögliche hineingegossen. Der eine hat die Form benutzt, um seine Ansichten über die Prügelstrafe an den Mann oder die Frau zu bringen, ein anderer hat sie mit Strafpredigten gegen die Gottlosigkeit der Jetztzeit ausgefüllt, ein dritter hat im Roman verschiedene Fragen der Handelsgesetzgebung lösen wollen, und ein vierter, wenn ich mich recht entsinne, romanweise die Vor- und Nachteile der Kaltwasserkur entwickelt. Domanig kann daher schlechte Muster genug zur Entschuldigung anführen, wenn er unter der Etikette Roman ein — Pamphlet in die Welt wirft. Und doch hatte ich mit einer gewissen Erwartung sein Buch in die Hand genommen. Es war mir bekannt, daß Domanig eine dramatische Trilogie über den Tiroler Freiheitskampf geschrieben und daß dieses Werk ihm Beifall und Gunsterweisungen eingetragen hat. Ich glaubte es also mit einem Dichter, nicht mit einem Pamphletisten zu thun zu haben, obwohl ich mir als Wohlerfahrener hätte sagen können, daß man sehr gut Dramen schmieden und Beifall erringen kann, ohne mit der Poesie auch nur vom Ansehen vertraut zu sein. Die Enttäuschung, die mir Herr Domanig — in geistiger, humaner Hinsicht noch mehr als in poetischer — bereitet hat, empfinde ich beinahe als bewußte Bosheit. Sein Roman ist im erzählenden Teile halb Schauergeschichte, halb Geschichte für die reifere Jugend. Nicht anders als schauerlich lassen sich die dunklen Vorgänge, die sich zwischen einer rührsamen Mädchengestalt und einem nichtswürdigen Intriganten abspielen, bezeichnen. Aber auf dies bißchen ausgeleierte Romantik kommt es im Grunde gar nicht an. Den Kern des Buches macht das Pamphlet aus, eine Jeremiade gegen die Fremden, die Tirol als Sommerfrische aufsuchen; es gibt hier und da brave Leute unter ihnen, die in Tirol den Katechismus lesen lernen, die meisten aber sind wahre Teufelskinder, die der Böse gegen das Inn- und Etschland losgelassen hat, um es zu verderben. Diese Kapuzinade, in der Tirol als eine Art Kulturparadies erscheint, in ihren Einzelheiten zurückzuweisen, ist an dieser Stelle, wo religiöse und politische Tagesfragen unberührt bleiben müssen, leider nicht angänglich. Leser aber, die nicht ein besonderes Gelüst nach Langeweile, verquickt mit „Obskurantismus“, hegen, seien jedenfalls vor dem „Roman“ gewarnt.

Ein sehr frisches und starkes Talent offenbart sich in den Erzählungen, die Paul Mahn unter dem Titel „Lieben und Leben“ (Berlin, Fontane & Co.) zusammengestellt hat. Was zunächst in die Augen fällt, ist die Vielseitigkeit dieser Begabung. Mahn beherrscht die verschiedensten Weisen und Töne, alle in gleichem Maße; weiche Empfindsamkeit wechselt ab mit Ironie, fröhliche Laune mit ernstem Ethos, Humor mit Tragik. Seine Darstellung ist bald feuilletonistisch leicht, bald voll Saft und Kraft, in den Farben nicht prunkhaft glänzend, überall jedoch fein abgetönt und stimmungsvoll. Bis an jene Grenzen freilich, wo die Poesie der lodernden Leidenschaft, der übersprudelnden Phantasie, des überraschend Großen in Idee und Empfindung beginnt, erstreckt sich die Vielseitigkeit des Dichters nicht. So reich und mannigfaltig aber die Begabung Mahns erscheint, nirgends erkauft er diese Vorzüge auf

Kosten der Vertiefung; wie der sprachliche Ausdruck bei ihm durch vollendete Sicherheit, im Dialog wie in der Schilderung, besticht, so der Inhalt durch Gemütsinnerlichkeit und ethisches Feinempfinden. Eine sehr schlichte Liebesgeschichte eröffnet das Buch; so einfach aber die Handlung ist — sie hat als Untergrund nichts als ein wenn auch ernsthaftes Mißverständnis unter zwei Liebenden, — so fesselt doch die Erzählung ungemein durch ihr echtes Wirklichkeitsgepräge und die Innigkeit des Gefühls, wie sie in jedem Zuge sich geltend macht. In Kürze nacherzählen läßt sich der Inhalt nicht, denn die äußeren Geschehnisse treten ganz hinter die seelischen Vorgänge zurück. Das zweite Stück der Sammlung „Sonnenschein“ macht auf kritische Würdigung keinen Anspruch; es ist ein hübsch erfundenes feuilletonistisches Capriccio, das aber keinen sonderlichen Eindruck hinterläßt. Um so ergreifender wirkt das kleine Augenblicksbild aus dem Alltagsleben „Kellner! ... Kellnerrrr!“ vor allem durch die scharfen Gegensätze, die sich aus der Situation naturgemäß ergeben. Mit wenigen Strichen, aber jeder Zug voll Leben, hat Mahn die Situation des Kellners, der seinen Dienst versehen muß, während zu Hause sein Kind auf dem Todbett liegt, meisterhaft gezeichnet. Ein kleiner Ausschnitt mag das erweisen ... „Herr Schnabele rief Franz heran und sprach ihm seine volle Zufriedenheit über die Beschaffenheit des Gänsebratens aus. Wenn ihn das nicht glücklich machte, dann war ihm eigentlich nicht zu helfen. Franz machte einen verzweifelten Versuch, freudig bewegt zu lächeln; was herauskam, war ein gequältes Grinsen. ‚Menschenskind!‘ rief Herr Schnabele betroffen. ‚Sagen Sie bloß, was haben Sie heute? Sie machen ein Gesicht — solche Gesichter gibt's ja gar nicht. Hat Ihre Frau Sie schlecht behandelt? Kriegt der Junge Zähne?‘ Der lange Kerl stand wie aufgelöst da. In den Augen stand ihm das helle Wasser, und im Halse würgte er mühsam ein gewaltsames Schluchzen herunter. Von einer plötzlichen Ahnung ergriffen, fragte Herr Schnabele: ‚Fehlt dem Kleinen etwas?‘ Franz sah ihn unter Thränen trübe an: ‚Tot! Heute früh!‘ Herrn Schnabele war im Augenblick, als bekäme er rechts und links ein paar Ohrfeigen. Er geriet vor diesem Menschen, den er bisher nur mit den Augen seines Magens angesehen hatte, wahrhaftig in Verlegenheit. ‚Tot?‘ fragte er. ‚Hören Sie mal, das ... das ist ... das hätten Sie mir auch früher sagen können. Wie geht's ihm denn?‘ ‚Wem?‘ „... ich meine, wo is er denn? Was ... was soll denn nun ...?‘ Er war ganz konfus geworden. „Ja,‘ sagte Franz, ‚ick dachte, so übermorgen, da sollt' er nu raus ...‘ ‚Hm. Ja, is ja sehr traurig. Aber nun will ich Ihnen mal was sagen: Nicht den Kopf hängen lassen! Hoch das Kinn und raus die Brust! Sind ja beide noch in den besten Jahren.‘ Franz drückte sich in seine Ecke ...“ Mit gleicher Vollendung ist die Kindergeschichte von dem kleinen Helden, der in der Dunkelheit entsetzliche Abenteuer erlebt, dargestellt. Mehr eine Anekdote à la Boccaccio und Maupassant bildet das letzte Stück „Der Oberst;“ aber sie ist köstlich erzählt, und es steckt ein gut Teil seiner Psychologie in der Charakteristik des überästhetischen Kriegsmanns. Das Buch als Ganzes erweckt den Wunsch nach mehr; so viel Abgeklärtes es auch schon bietet, so betrachten wir es doch vor allem als eine Verheißung auf weiteres.



Jugend.

Von

Carl Bulcke.

Wir lassen unsre Wünsche schweifen,
Wir lassen unsern trunknen Sinn
Getrost nach goldnen Sternen greifen
Und lachen sorglos vor uns hin:
Das Leben ist so voll der Gnade,
Und aus der Ferne lockt das Glück, —
Wir wandern selig unsre Pfade,
Und keiner schaut den Pfad zurück.

Doch wie die hellen Stunden gleiten
Und stetig wächst der Wünsche Zahl,
Erschrickt im schnellen Vorwärtsschreiten
Die junge Seele auf einmal:
O weh, wir sind zu weit gegangen,
Wir träumten, und wir wurden wach!
Die Seele faßt ein tiefes Bangen, —
Wo winkt im dunkeln Wald ein Dach?



Zu unsern Bildern.

Als farbiges Titelbild des Heftes geben wir diesmal eine Studie zu dem ersten Einschaltbilde (zwischen S. 144/145): „In der Schmiede“ von Josef Kriewer, einem Schüler von Professor Alexander Wagner in München. Der junge Künstler hat mit diesem seinem ersten größeren Gemälde einen überaus glücklichen Griff gethan — so recht auch einen Griff ins volle Menschenleben hinein. Das ungemein frische Bild befindet sich gegenwärtig in der Ausstellung des Münchener Kunstvereins. Die Farbenstudie gibt von dem kräftigen Kolorit des Gemäldes selbst eine treffliche Vorstellung.

Das zweite Einschaltbild (zwischen S. 160/161) gibt eine Zeichnung des berühmten Franzosen A. Lepère wieder, von dem Zeichner selbst in Holz geschnitten. Lepère steht in der ersten Reihe der französischen Holzschneider, besonders auch deshalb, weil er keineswegs nur reproduzierender Künstler ist, sondern alles, was er schneidet, auch selbst zeichnet. Man spricht häufig von Maler-Radierern, ihn könnte man mit gleichem Recht einen Maler-Holzschneider nennen. Malerische Auffassung und eine eigne markige Strichführung zeichnen fast alle seine Schöpfungen in hohem Grade aus.

Von C. H. Pleß-Berlin bringen wir zwischen S. 184 und 185 ein allerliebstes Studienblatt „Stillvergnügt“, das Bild eines munteren rundlichen Kindchens, das mit lachenden Augen in die Welt schaut.

Zwei hervorragende Düsseldorfer Meister sind in dem Heft durch größere Bilder (zwischen S. 208/209 und S. 224/225) vertreten. Den einen, Ludwig Munthe, deckt schon der kühle Rasen; aber unvergessen lebt er in seinem Schaffen fort. Das Bild „Der Herbst“ war eines der letzten Werke des Künstlers, der so gern auf der Scheidegrenze zwischen Sommer und Winter die Motive seiner Bilder suchte. Um sie recht würdigen zu können, muß man weniger Form und Zeichnung betrachten, als Ton und Stimmung des Ganzen; nur dann versteht man den eignen stillen melancholischen Reiz, der über diesen Landschaften, die sich aus so einfachen Elementen zusammensetzen, ruht. Die leicht getönte Autotypie, die wir anwandten, eignet sich ganz besonders zur Wiedergabe derartiger Werke. — Der andere Düsseldorfer Meister, Professor Chr. Kröner, steht noch in der Vollkraft seiner künstlerischen Thätigkeit; in diesem Jahr vollendet der Unermüdliche sein sechzigstes Lebensjahr, seit fast vier Jahrzehnten wirkt er in der rheinischen Kunststadt. Beinahe alle Gebiete des Tierlebens, der Jagd umspannt das Schaffen des Künstlers, der selbst ein begeisterter Weidmann ist; was aber seine Bilder so besonders anziehend, so „malerisch“ macht, ist die enge Verbindung zwischen den Tieren, die er darstellt, und der Landschaft, in die er jene hinstellt. Diese künstlerische Eigenart tritt auch auf unserem Gemälde „Enteneinfall“ überzeugend in die Erscheinung.

Fritz Reiß ist unseren älteren Lesern ein lieber Bekannter. Jahrelang haben sie sich an den reizenden buntfarbigen Umschlägen der Monatshefte erfreut, die er mit erstaunlicher Mannig-

faltigkeit immer aufs neue reizvoll zu gestalten wußte, und die wir nur um des einheitlichen äußeren Eindrucks der Hefte willen aufgaben; weithin ist Fritz Reiß ferner durch seine humorvollen, an glücklichen Einfällen reichen, mit wunderbarem Blick für das dekorativ Wirksame flott hingeworfenen kleinen Zeichnungen bekannt geworden — nicht zuletzt auch durch seine allerliebsten Postkarten aus dem Schwarzwald. Aus dem Schwarzwald stammt denn auch das junge Mädchen, das der Künstler für unser Heft zeichnete (zwischen S. 216/217) — ein liebes ernstes Gesicht, das mit klugen Augen unter dem eigenartigen, landesüblichen Hute hervorblickt. —

Zwischen Seite 192/193 hat ein berühmtes Gruppenbild von Thomas Gainsborough Raum gefunden: „Bildnis dreier Töchter Georgs III." Thomas Gainsborough (geboren 1727, gestorben 1788) war einer der hervorragendsten englischen Maler des vorigen Jahrhunderts. Hervorragend nach zwei Richtungen, die sich selten in einem Künstler vereinigen. Einmal nämlich muß man ihn als den Begründer der modernen Landschaftsmalerei ansehen, als das Vorbild Constables, denn er brach zuerst mit dem bis auf seine Zeit herrschenden Konventionalismus und setzte die Natur, wie sie sich dem offenen Künstlerauge darbietet, wieder in ihre ewigen Rechte ein. Dann aber war er der erste Bildnismaler seiner Zeit und einer der größten aller Epochen. So hoch er schon bei Lebzeiten geschätzt wurde, nach ihrem vollen Wert werden seine ausgezeichneten, graziösen, aber nie manierierten Porträts erst heute gewürdigt. Gelangt einmal eines dieser Bildnisse auf den Kunstmarkt, dann findet es sicher zu einem erstaunlich hohen Preise sofort einen Käufer; es sind wiederholt 120000, auch 200000 Mark für Porträts von Thomas Gainsborough gezahlt worden. —

Sehr mannigfach und reich ist diesmal wieder die Reihe der Studien, die wir in den Text einfügen konnten. Neben dem lachenden, neckischen Mädchenkopf von F. Simm (S. 133) zunächst eine schöne Studie des jüngst, zu früh für die Kunst verstorbenen Düsseldorfer Meisters Carl Gehrts, dessen Kartons für den prächtigen Hamburger Rathausbau nun leider unvollendet geblieben sind, und mit ihnen das Werk, an dem die Seele des hochstrebenden Künstlers am heißesten hing, mit dem er sich in seiner Vaterstadt ein unvergängliches Denkmal zu setzen dachte. — Auch aus der Hinterlassenschaft noch eines anderen großen Düsseldorfer Meisters, den uns das letzte Jahr entriß, bringen wir in diesem Heft (S. 137) eine schöne Studie: eine Zeichnung des unvergeßlichen Vautier zu seinem Bilde „Eine Verhaftung". Mit wehmütiger Erinnerung gedenken wir dabei der langen Reihe köstlicher Werke, die der Verstorbene schuf, von jenem ersten Bilde „Das Innere einer schweizerischen Dorfkirche", mit dem er 1856 den Reigen eröffnete, an bis zu den voll ausgereiften vollendeten Schöpfungen auf der Höhe seiner Thätigkeit, in denen er bald einen seltenen, naiven Humor, bald eine wahrhaft tiefe Empfindung mit der schärfsten Charakteristik zu vereinen wußte, wie kein zweiter. Wer hat sie nicht geschaut, nicht bewundert: „Die kartenspielenden Bauern", den „Leichenschmaus", „Die Bauernstube", den „Toast auf die Braut", das „Schwarze Peterspiel", „Das neue Gemeindemitglied" ꝛc.! Und wenn die Pfade der modernen Kunst auch weit abführen von den Wegen, die Vautier wandelte, — sein Gedächtnis wird noch fortleben, wenn so manche unserer heutigen Tagesgrößen längst vergessen sind. Denn das, was er gab, entsprach dem innersten Wesen unseres Volkes. —

Von Max Liebermann reproduzieren wir auf S. 149 eine kräftig wirkende Kohlestudie „Kartoffelernte". Ferner enthält unser Heft zwei humoristische Blätter: auf S. 153 eine lustige Studie zu dem Gemälde von Carl Bloch „Der verhaßte Günstling" — der Günstling Serenissimi ist natürlich der fette, ordentlich hochmütig ausschauende Mops — und auf S. 165 eine übermütige Zeichnung „Hunger und Musik" von Otto Bromberger. — Schließlich fügten wir auf S. 156 ein Bildchen ein, das die Künstler unter unseren Lesern interessieren, in dem einen oder anderen von ihnen auch sicher manche persönliche Erinnerung wachrufen wird: „Mutter Krügermann", das jüngst verstorbene älteste Berliner Modell. Ein kleiner Myrthenkranz hat sich bereits um die prächtige alte Frau gebildet, die in den Ateliers aller Berliner Meister, nicht zuletzt bei Excellenz Menzel, ein stets willkommener Gast war. H. v. S.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Huzulin. Nach der Ölstudie von Julius Zuber.

Velhagen & Klasings Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIII. Jahrgang 1898/99. Heft 3, November 1898.

Kaiserin Elisabeth von Österreich.

Von
Carl von Vincenti-Wien.

Mit einem Einschaltbild und zehn Textabbildungen.

Sie war ein Weihnachtskind. Ach, auch ihr Haupt weihte der schöne Stern dem Märtyrertum. Schon weil ihm der Allverteiler der Menschenlose eine Kaiserkrone bestimmte. Herrscherkronen schmerzen nicht nur, von den Gipfeln der Menschheit funkelnd, ziehen sie Blitze an, Blitze in Himmelsfeuer geglüht, Blitze in Höllenflammen geschmiedet. Ein Blitz, ein Mordstahl aus tiefster Verbrechernacht heraus gezückt, traf Elisabeth von Österreich ins Herz. In *dieses* Herz! Das siebenmal durchbohrte Schmerzensmutterherz, voll unendlicher Barmherzigkeit! Sieben Tropfen Blutes aus diesem Herzen fielen uns wie Feuer aufs Herz. Gigantisch wächst der Größenwahn des Verbrechens aus den finsteren Verwirrungen der That empor. Eine unfaßbare Fehme wahnbesessener, nicht toller, sondern grausam bewußter Würger wirft uns das Netz über den Kopf. Auf die höchsten Häupter — und wär's ein Frauenhaupt — haben sie den Preis gesetzt, König unter ihnen ist der Königswürger! Ihr Hohngelächter gellt, ihre Blutopfer dampfen ... Luccheni hat gelacht, und Grauen beschlich die Welt. Wie lange noch soll unser heiligstes Ringen an diesem Mordwahnwitz zu Schanden werden?!

Die „Rose von Possenhofen!“ Der Name ist ein Idyll. Er versetzt uns aus der gramverdüsterten Gegenwart mit unwiderstehlich wehmütig sanfter Gewalt in die Vergangenheit zurück, an die Ufer des Starnberger Sees, wo das lieblichste Fürstenkind, die Tochter des Herzogs Maximilian und der Herzogin Ludovika von Bayern, unbewußt dem Kaiser entgegenblühte. In Alpensicht, am See mit seinem Stimmungsweben, im Rauschen der Wälder ward sich Elisabeth von Bayern jener tiefen Naturliebe bewußt, die einen Grundzug ihres Wesens bildete. Sechzehnjährig verlobte sie sich mit ihrem Vetter, dem dreiundzwanzigjährigen Kaiser Franz Josef von Österreich. Es geschah am 18. August 1853 in Ischl. Als die Kaiserin-Mutter, Erzherzogin Sofie, ihre Nichte um ihre Einwilligung befragte, rief Prinzessin Elisabeth ungläubig aus: „Das ist unmöglich; ich bin ja nur ein so winzig Ding.“ Das Jahr darauf trat Prinzessin Elisabeth, von allen Frühlingskeimen umschwärmt, ihre *erste* Fahrt nach der Kaiserstadt an, die Brautfahrt. Alle Herzen schlugen ihr entgegen. Nach dem Empfang in Linz schwamm das Brautschiff, rosenbekränzt, wie ein Blumeneiland vom Gestade der Seligen losgelöst, den festlich besäumten Strom hinab. In einer Rosenlaube auf

dem Verdeck saß die liebliche Kaiserbraut, den Blick träumerisch nach dem Aufgang gewendet. Am 22. April des Nachmittags landete sie in Nußdorf. Die Glocken riefen feierlich-freudig, der Kaiser, jugendschön und glühend, schloß sie in die Arme, die Kaiserstadt jubelte ihr begeisterten Willkomm zu, das Reich, eine neue, große Welt, umfing sie: „Hoch Elisabeth, die Kaiserbraut!" Zwei Tage später brausten Tedeumgesänge durch die Kirchen, und des Abends sieben Uhr am 24. April wurde Elisabeth von Bayern dem Kaiser in der Augustinerkirche angetraut. Nach verrauschter Festwoche, welche den Glanz der Wiener Kongreßtage wiedererweckt hatte, barg der Kaiser sein



Schloß Possenhofen, Geburtsort der Kaiserin Elisabeth.

junges Eheglück im stillen, romantischen Laxenburg.

Dann ging sie hinaus in die Habsburglande und eroberte alle Herzen durch ihre Güte, ihren Frühlingszauber. Sie bestieg mit ihrem Gatten den Großglockner, wo der Kaiser sein erstes Edelweiß pflückte. Noch heute erzählen die Älpler davon. „Elisabeth-Ruhe" heißt eine Stelle bei der Wallnerhütte vor dem Pasterzengletscher. Die Maifahrt nach Ungarn unterbrach jäh der Tod des ersten Kindes, der Erzherzogin Sofie. Ein erster Wermutstropfen! Glückstage brachten 1856 und 1858, die Geburtstage Giselas und des Kronprinzen Rudolf. Dann kam verdüsternd das italienische Kriegsjahr. Elisabeth kränkelte; sie holte sich aus Madeira Stärkung, doch plötzlich kam ein Rückfall. Miramare, Korfu und Kissingen stellten sie wieder her. Unendlicher Jubel brauste der Genesenen entgegen, als sie im August 1862 nach Wien zurückkehrte. Freudenthränen in den Augen, nahm sie auf der Schönbrunner Terrasse die stürmischen Huldigungen entgegen. Das Jahr 1866 warf einen tiefen Schatten auf Kaiser und Reich: die mexikanische Tragödie, dann der Doppelkrieg, aus welchem die versöhnende, gesundende Neugestaltung der Monarchie hervorgehen sollte. Eine Samariterin, trat Elisabeth zu den Verwundeten, jeden in seiner Landessprache anredend, eine Trost- und Gnadenspenderin allüberall. „Gott segne dich!" tönte es ihr nach. Übers Jahr bricht der Goldschein der ungarischen Krönungstage durch das Gewölk: ein licht- und farbeberauschter Traum aus magyarischer Prachtlust geboren. Zwei Tage vor der Krönung, am 6. Juni, fiel in die Festfreude die erschütternde Nachricht, daß die jugendliche Erzherzogin Mathilde, die Tochter des Erzherzogs-Sieger von Custozza, an ihrem Toilettentisch in Flammen aufgegangen war. Aber der Schatten wich, als die Ungarn der stolzen Schönheit ihrer blühenden Königin entgegenjauchzten. Als Elisabeth im Ornat auf der Altarstufe kniete, das umfunkelte, wundervoll ernste Haupt tiefgeneigt, von der Allerheiligenlitanei umrauscht, da erbebten die Herzen. Das Jahr darauf bringt den Geburtstag der Erzherzogin Valerie auf ungarischem Boden. Gödöllö, das Geschenk der ungarischen Nation, wird der kaiserlichen Familie ein liebes, trautes Heim; die Kaiserin, abhold lautem Prunk und höfischem Ceremoniell, fühlt sich unendlich wohl in der Waldabgeschiedenheit ihres ungarischen Sommerschlosses. Die Ungarn



Kaiserin Elisabeth in jüngeren Jahren.

brachten ihr eine stürmische, ritterliche Verehrung entgegen, die ihrem romantischen Sinn zusagte. Und als sie gar im Dezember 1875 an der Bahre Deaks dem großen Ungarn einen Lorbeerkranz und ein Gebet in Thränen widmete, da wuchs die Volkstümlichkeit der Királyné in ungarischen Landen ins Unendliche. Wie sie das Ungarische spielend bewältigt hatte, so war ihr sofort auch ungarisches Wesen sympathisch. Es gab diese Neigung dem sinnigen Ernst, der tiefen Innerlichkeit ihres eignen Wesens einen anziehenden, feurigen Temperamentseinschlag.

Jahre verrannen. Mit den geistigen Bedürfnissen der Kaiserin gingen ihre Bedürfnisse nach Übung und Stählung des Körpers Hand in Hand. Ergriff sie etwas, so geschah's allemal mit voller Hingabe, sei es Homer oder Shakespeare, Reit- oder Bergsport. In den siebziger Jahren huldigte sie dem Reitsport. Sie ward, durchaus ohne höfische Schmeichelei, die beste Reiterin der Monarchie genannt, die anmutigste Parkreiterin, die verwegenste Parforcereiterin. Jahrelang fehlte sie niemals beim Meet in Göding, in Megyer. Dann führte ihre Jagdpassion sie nach England, Irland, Frankreich. Hier that sie bei einer Parforcejagd einen so schweren Sturz, daß die Ärzte ihr den Reitsport für alle Zeiten untersagten. Seufzend ergab sie sich darein, um sich der Touristik zuzuwenden. Das Jahr 1879 brachte die Silberhochzeit des Kaiserpaares und den Makartschen Festzug der Stadt Wien, ein unvergeßliches Schauspiel, dessen jubelnde Farbenherrlichkeit in unserem Andenken niemals verblassen wird. In ihrem Kunstbedürfnisse beglückt, in ihrem Schönheitssinne tief bewegt, genoß die kaiserliche Silberbraut, in vollprangender Frauenmajestät, die huldigende Herrlichkeit. Damals waren die Wiener wahrhaft hinreißend. Über zwei Jahre hinaus, an einem Maientage, schmetterten die Silberfanfaren der Kronprinzenhochzeit. Wieder zog mit der Frühlingsverheißung im Prachtschrein aus Gold und Krystall eine Braut bei Habsburg ein und durch den Fahnenwald ging brausender Jubel. Jahre vergingen, Elisabeths Walten blieb ein stilles, segensreiches. Den Staatsgeschäften hielt sie sich fern, obwohl, sagt man, in manchem, das zum Guten ausschlug, ihre Hand erkennbar war. Sie



Kaiserin Elisabeth nach einer Aufnahme aus dem Anfang der sechziger Jahre.



Kaiserin Elisabeth. Nach einer Aufnahme von L. Angerer in Wien.

hatte sich ihr Leben auf Wohlthun und schöne Barmherzigkeit, auf Anhäufung von Wissensschätzen, auf nervenstärkenden Naturgenuß eingerichtet. Man sah sie nicht viel, aber man liebte sie darum nicht weniger.

Da schrieb Azrael, der Todesengel, dessen Fittich groß wie die Welt, auf seine Tafel den Namen: Rudolf von Österreich. An einem schneeleuchtenden Januarmorgen 1889 fiel ein betäubender Schlag in die Faschingsfreude: „Unser Kronprinz ist tot!“ Schreckensbleich, betäubt, fassungslos stob der glänzende Schwarm auseinander und, wie jetzt nach der niederschmetternden Kunde vom Leman, ward das fröhliche Wien mit einem Schlage eine Stätte der Trauer und verhüllte sein Haupt. Der Thronerbe, die junge Kaisertanne, lag in Meyerling draußen auf der Bahre wie vom Blitz gefällt. Und um diese Bahre wob ein düsteres Geheimnis, das kaum je gelüftet werden mag. Der Kaiser wankte, sie, Elisabeth, hielt ihn und sich aufrecht. Der Kaiser sprach damals das Wort: „Ich kann dem Himmel nicht genug danken, daß er mir eine solche Lebensgefährtin gegeben hat.“ Übermenschliches



Die kaiserlich österreichische Familie.

hatte die Kaiserin geleistet, aber um welchen Preis! Seit jener furchtbaren Stunde, die umsonst nach Thränen rang, stand sie als die schwarze Gestalt in Habsburg da. Man sah sie nur noch im Trauergewande. Eine Zeitlang schien alles in ihr gestorben, nur die Schmerzensmutter nicht. Allmählich fand sie ein Stück Lebensinteresse wieder. Sie reiste viel; weltscheuer, der lauten Öffentlichkeit abgewandter als je, studierte sie, oft, bei geringem Schlafbedürfnis, Nächte lang. Sie pflog geistigen Umgang mit ihren Lieblingsdichtern, mit Heine insbesondere, sie erlernte das Griechische bis zur erstaunlichsten Beherrschung, sie ließ sich den Homer zur Erholung vorlesen und übersetzte Shakespeare und Heine ins Griechische. An Stelle der früheren weiten Ritte über die Puszten traten die großen Fußwanderungen in das Gebirge. Auch darin zeigte sie eine Ausdauer und Zähigkeit, welche ihre Begleiter in Erstaunen versetzten.

Sie war rastlos, freilich auch ruhelos, denn sie trug den Geier im Herzen, der niemals ruhte. Den eignen unversiegbaren Schmerz und jenen des Reiches um die verlorene Hoffnung trug sie, heilig behütend, in die Welt hinaus. Vielleicht auch die stille Todessehnsucht. „Es gibt im Leben für jeden Menschen einen Augenblick, an dem er innerlich stirbt, und es braucht nicht gerade die Zeit unseres wirklichen Todes zu sein.“ So äußerte sie einmal zu ihrem griechischen Lehrer und Vorleser Christomanos. Und ein andermal: „Ich erwarte den Tod jeden Augenblick.“ Wenn sie in unserer Nähe weilte, barg sie sich gern vor



Kaiserin Elisabeth.

den besorgten Blicken in ihrem waldumrauschten Lainzer Renaissanceschlößchen; dort lag sie in den Armen der Einsamkeit, die ihrem Schmerze lauschte. Dann zauberte sie in hellenischer Begeisterung auf Korfu das weithin schimmernde „Achilleion“ empor, dem Siegfried des Hellenentums geweiht. „Das hohe Schloß am Meer!“ Da sah man unter den Säulen oben ihren dunklen Schleier wehen. Stieg sie in die Olivenwälder hinab, eine unbeschreiblich mildhoheitsvolle Erscheinung, da fiel das Inselvolk vor ihr nieder und rief: „Vasilissa, du Vielanmutige!“ und Segensworte der Gasturiten klangen ihr nach. Im Achillesschlosse haben sich die Schönheitstrunkenheit und der Kunstsinn der Kaiserin für eine Spanne Zeit voll ausgelebt. An der Brust einer verschwenderisch spendenden Natur, zwischen Marmorgebilden, Götterbildern und Kunstschätzen, den Blick auf das schönste Meer gerichtet, verträumte sie eine Zeitlang ihren Schmerz, der im Denkmal ihres geliebten Sohnes zu Marmor geworden. Dem Dichter der herzraubenden Lieder schuf sie im Schatten der Oliven einen Gedächtnistempel, wo sein vom Dänen Hasselries gemeißeltes Marmorbild aus dem Lorbeer grüßt, auf dessen Sockel die Worte leuchten: „Was will die einsame Thräne ...!“ Aber es litt sie auch in dieser zauberischen Welt nicht allzu lange, der Geier fraß ... Die Kalypsogrotte ward einsam, die goldgeschmückten Schwarzmarmorgenien mit ihren Opferschalen harrten vergebens der Priesterin dieses Asyles des Schönen und Hohen, Elisabeth war wieder ruhelos geworden. Noch einmal taucht sie, die schwarze Königin, im Festjubel der ungarischen Jahrtausendfeier auf und empfängt den weiblichen Nachwuchs der Aristokratie. Der Feuertod, den ihre Schwester, die Herzogin von Alençon, bei einem Werke der Barmherzigkeit in Paris erleidet, wirft einen neuen Trauerschleier über ihr Haupt. Sie weilt in Biarritz, in Paris, in San Remo, in Territet. Ihr Nervenleiden macht Fortschritte, doch Nauheim bringt ihr Linderung, und am 30. August dieses Jahres trifft sie wieder in Territet ein. Inmitten der gewaltigen Alpennatur ist's die Liebe zum Leben, die in Elisabeth neu erwacht. Sie schreibt dem Kaiser nach Schönbrunn, sie fühle sich außerordentlich wohl. Dieser Brief — ihr letzter — traf Samstag früh ein, am selben Nachmittag lag sie mit der Todeswunde im Herzen in



Schloß Achilleion auf Korfu.
Photographie von A. Beer in Klagenfurt.
(Nach dem Werk: Das Achillesschloß auf Korfu, Verlag von Carl Gerolds Sohn in Wien.)

einem Salon des Hotels Beaurivage in Genf. Sie starb schmerzlos, sanft, wie sie es immer gewünscht, ohne zu wissen, daß sie ruchloser Mörderhand zum Opfer gefallen . . .

„Mir bleibt doch gar nichts in der Welt erspart," seufzte der Märtyrer-Jubilar, als ihm die entsetzliche Kunde ward. Einen Augenblick nur überließ er sich seinem Schmerze, dann raffte er sich in den Worten auf: „Mein Gottvertrauen verliere ich nicht", und vorgestern nacht empfing er in der Kaiserburg seine heimkehrende tote Kaiserin. Es war Elisabeths letzte Fahrt nach Wien. Im Frühlingsjubel brachte sie uns vor vierundvierzig Jahren ein Rosenschiff, zum Blätterfall ist sie jetzt eingezogen im Prunkwagen Seiner Majestät des Todes. Wie ein Aufschluchzen ging es durch Wien. Heute, an einem strahlenden Herbstnachmittag, ist sie in die Kaisergruft bei den Kapuzinern gebettet worden, ihrem Sohne zur Seite, der die Kronen dieses Doppelreiches tragen sollte. In Habsburgs Schattenreich trägt sie die Nummer 127. Nun wird sie nicht mehr von uns gehen . . .



Kaiserin Elisabeth in älteren Jahren
Nach einer Aufnahme von Carl Pietzner in Wien.

Kaiserin Elisabeth gehört nun der Geschichte. Inmitten der unsäglichen, man kann wohl sagen Familientrauer des Reiches ist es schwer, das Bild der Heimgegangenen festzuhalten. Noch stürmen zu heftig die Eindrücke. Dies bleibt ruhigerer Zeit vorbehalten. Unser Auge ist thränenumflort. Man wird diese kaiserliche Frau mit anderem Maße zu messen haben, als sonst Kronenträgerinnen; mit den gewöhnlichen Schmück- und Ehrenworten wird man da nicht sein Auskommen finden. Sie wäre auch ohne Kaiserkrone eine bedeutende, für die Seelenforschung merkwürdige Frau gewesen. Sie war eine hohe ethische Kraft, eine geistige Selbsterzieherin, eine bewußte Energie, eine starke Individualität, wie sie selten auf den Hochgipfeln der Menschheit wohnen. Die Berauschungen der Macht hatten es ihr nicht angethan, ihrer hohen Pflichten als Landesmutter war sie sich jederzeit voll und erfüllungsfreudig bewußt, vom äußeren Glanze ihrer Stellung aber nahm sie meist nur so viel, als sie nicht entbehren durfte. Es fiel das Wort von der „inneren" Kaiserin. Und diese von den Äußerlichkeiten der Majestät sich abkehrende Verinnerlichung ihres Wesens mußte in den letzten Jahren zunehmen, als sie sich in ihren Schmerz tiefer und tiefer eingewühlt hatte. Es wird eine Zeit kommen, wo man diese schlanke, hohe, bis in das Alter und trotz allem ungebeugte stolzanmutige Frauengestalt, welche durch die Geschichte der letzten Decennien dahinschwebte, auch in der ganzen Anmut und Eigenart ihres Geistes erfassen dürfte. Das Wittelsbacher Blut sprach aus vielen ihren Neigungen, auch aus manchen Widersprüchen.



Peristyl vom Achilleion. Photographie von A. Beer in Klagenfurt.
(Nach dem Werke: Das Achillesschloß auf Korfu, Verlag von Carl Geroldt Sohn in Wien.)

Der unwiderstehliche Drang, sich schönheitlich, künstlerisch, geistig auszuleben, der Ernst für die heitere Kunst ist ihrem Hause eigen. Schwärmer, Träumer hat dieses uralte Geschlecht gezeugt, aber dabei zähe Erfasser mit einem großartigen Zuge selbst im Kleinen. Elisabeth vor allen hatte diesen Zug, auch in ihrem innigen Verhältnis zur Litteratur, obwohl oder vielleicht gerade weil sie niemals selbst die Feder ergriffen. Ein klar leuchtendes litterarisches Bildnis, das uns einer von ihr entwürfe, würde manches noch Rätselhafte erklären. Für die Welt steht sie heute da an der Grenze zweier Jahrhunderte als eine wunderbar umflossene Lichtgestalt, von welcher die dunklen Schicksalsschleier abgefallen. In der Abendglut des Scheidenden funkeln die goldenen Dornen, die ihre Kaiserkrone durchflochten, indes das Aufsteigende sie mit den verklärenden Rosenschauern seines Morgens überschüttet.

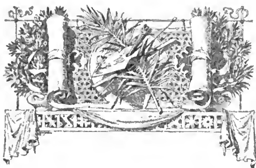
Wien, am Tage der Leichenfeier, 17. September 1898.



Schloß Gödöllö.



Kaiserin und Königin Elisabeth von Österreich-Ungarn.
Nach einer Aufnahme von V. Angerer in Wien.



Philister über dir!

Das Leiden eines Künstlers.

Roman von

Georg Freiherr von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Die Herren und Damen ließen sich hin und her und besahen sich die Einrichtung. Man wollte doch sehen, wie sich das junge Paar sein Nest gebaut. Die Damen waren neugierig zu sehen, wie es bei einem Maler aussehe. Manche hatten sich auf etwas ganz Außergewöhnliches gefaßt gemacht und fühlten sich beinahe etwas enttäuscht, als sie entdeckten, daß es zwar elegant wäre und geschmackvoll, aber daß es am Ende bei anderen Leuten, die nicht ganz ohne Geschmack und die einigermaßen die Mittel besaßen, auch so aussehen könnte.

Was an den Wänden hing, war für die meisten „Bilder", die sehr hübsch ihren Platz ausfüllten zum Schmucke der Wand wie andere mehr. Daß dort als Tauschgegenstände gegen Bilder Nikis Werke hingen von Liebermann, Skarbina, Dill, Kuehl und anderen Meistern, das merkten sie nicht.

Nur ein jüngerer Offizier, ein entfernter Vetter Develhorst Veras, betrachtete alles mit Andacht, so daß sich Niki ihm zuwandte, und, da ihm die Vertiefung des jungen Mannes Hoffnung machte, ihn freundlich fragte: „Interessieren Sie sich für Bilder?" Der Leutnant wurde verlegen und erwiderte bescheiden: „Sehr, nur verstehe ich leider nicht viel davon!"

„Das Interesse ist die Hauptsache. Das Kennertum kommt dann von selbst. Darf ich Ihnen erklären, von wem die Bilder sind?"

„Ich glaube, ich weiß es."

„Aber sie sind fast alle nicht signiert. Haben Sie denn z. B. die Baumstudie da drüben erkannt?"

Leutnant von Develhorst drehte sich herum: „Ich denke, ein Leistikow."

Niki war sehr erstaunt, und unter erneuter Verlegenheit erzählte der junge Offizier, daß er bei Schulte und bei Gurlitt abonniert sei und jede Woche, soweit es der Dienst erlaube, einmal hinginge. Das freute den Maler, und er zog ihn in eine Ecke zu langem Gespräch. Er erfuhr, wie Leutnant von Develhorst auch bei der Hochzeit gewesen, und hörte von ihm, daß er sehr stolz sei, einen so großen Maler als entfernten Vetter zu besitzen. Auf diesen Abend habe er sich schon lange gefreut und mit einer anderen Einladung eine kleine Schiebung vorgenommen, um nur auch heute wirklich kommen zu können.

Nikis Stimmung ward immer angeregter. Also es gab doch noch Menschen, auch unter diesen Leuten, die Interesse zeigten für die Kunst. Diese Entdeckung versöhnte ihn so, daß er nur lächelte, als eine Freundin Veras ihm in der liebenswürdigsten Weise auseinandersetzte, daß all das neumodische Zeug, was sie da an den Wänden hängen hätten, eigentlich nur Kopfschmerzen verursachen

könne, Liebermanns altes Weib aber beinahe eine gewisse Übelkeit.

Es waren im ganzen etwa vierzig Personen da, und der alte Richter mit den ihm beigegebenen zwei Lohndienern hatte die größte Mühe, allen schnell genug die übliche erste Tasse Thee zu servieren. Niki hatte gewollt, daß das Mädchen helfen sollte, aber Vera war strengstens dagegen gewesen: „Das schickt sich gar nicht! Das ist ganz spießbürgerlich. Ich finde es überhaupt sehr unangenehm, daß wir keinen Diener haben!"

Nachdem man eine Weile sich noch im Salon, Boudoir und Eßzimmer hin und her bewegt hatte, ward der Wunsch bei einigen Damen laut, das oder die Ateliers zu sehen. Doch im Atelier sollte das Buffet stehen, das hatte sich Vera als Überraschung ausgedacht. So wurde man gebeten, sich noch etwas zu gedulden.

Die junge Hausfrau hatte das Fieber und lief nervös hin und her, nachzusehen, ob sich auch niemand langweile, ob alle einander vorgestellt wären. Ab und zu ging sie hinaus oder schickte Niki fort, zu sehen wie weit der Traiteur mit dem Buffet zustande gekommen sei.

„Wir kriegen ja nichts zu essen! Es ist schrecklich! Papa hat schon gesagt, er hätte solchen fürchterlichen Durst!" jammerte sie fortwährend.

Auch Niki erschien die Zeit unendlich lang. Er meinte, seine Gäste müßten sich über die Maßen langweilen. Und es war auch wirklich eine Art von toter Punkt eingetreten. Die erste Unterhaltung der Begrüßung, des Betrachtens war vorüber, ein neuer Gesprächsstoff nicht vorhanden. Niki hatte geglaubt, mit der „Delila" Sensation zu machen, doch es schien sich kein Mensch um sie zu kümmern. In all ihrer Ruhe und Schönheit stand sie in der Ecke und blickte mit dem dämonischen Blick des Weibes, das den Mann besiegt, das den Großen und Starken unterjocht, klein gemacht, in der Philister Hände geliefert, hinein in den Salon auf die festlich gekleideten Männer und Frauen.

Da kam Mimmi von Tiegel auf den Maler zu, kurz, derb, fast männlich mit ihrem Tituskopf und ihrer tiefen Stimme, die einen harten, blechernen Klang hatte. Die Abkürzung Mimmi ihres Vornamens Marie machte beinahe einen lächerlichen Eindruck, wenn man dieses thatkräftige Wesen vor sich sah mit seinen eckigen Bewegungen, in seiner zu weiten, hängenden Kleidung. Vera hatte ihrem Manne erzählt, welche Rolle sie in der Gesellschaft spiele, und er hatte sich einen so falschen Begriff gemacht, daß er es beinahe nicht hatte glauben wollen, als er ihr vor Monaten zum ersten Male vorgestellt worden, das sei die vielgenannte Mimmi Tiegel.

Sie fiel gleich mit der Thür ins Haus: „Hören Sie mal, Ihre Bildsäule da in der Ecke. Was soll das eigentlich sein? ‚Philister über Dir' steht drunter? Das ist doch aus der Bibel, dächte ich. Aber was hat das mit dem Frauenzimmer zu schaffen?"

„Es soll die Delila sein!"

„Wer war das?"

„Die Simson bezwang, bethörte. Die ihn den Philistern auslieferte."

Mimmi Tiegel schlug sich vor die Stirn: „Aha, richtig, richtig. Es dämmert. Hm. Hm. Wir wollen nachher mal drüber reden ... Jetzt kriegen wir hoffentlich bald zu essen ..."

Zufällig traf es sich auch so, daß die Flügelthüren geöffnet wurden und man zum Souper ging. Soweit Herren da waren, wurden die Damen geführt.

Drüben im Atelier Nikis war so viel Platz geschaffen worden als nur möglich. In der Mitte stand der Eßtisch aus dem Berliner Zimmer. So groß ausgezogen als nur möglich, bedeckt mit Speisen: kaltem Braten, Poularden, Hummer, Salat, Kompott, Früchten, leeren Tellern, Messern, Gabeln, Löffeln, Gläsern.

Einige Tische standen gedeckt rund um. Die meisten jedoch nebenan im zweiten Atelier, wo sonst die Damen malten. Die Herren stürzten sich sofort auf die Speisen, die Damen nahmen Platz und ließen sich bedienen. Die drei Diener liefen herum, einzuschenken und behilflich zu sein.

Es war den Leuten doch etwas Besonderes, in einem richtigen Maleratelier zu sein. Man spähte umher nach Bildern, man tauschte seine Bemerkungen aus über das, was zu sehen war. Die Bilder und Skizzen waren soweit wie möglich zusammengedrängt, um Platz zu schaffen. Nun kamen die mächtigen, alten Schränke und Truhen, die Skizzen enthielten, besser zur Geltung. Die Waffen und Geräte, Gewänder und Gipsmasken

und Köpfe traten hervor, so daß man es reizend fand und Vera seine Bewunderung darüber aussprach.

Sie freute sich und war stolz, als ob sie das alles zusammengebracht, als ob es ihr Werk und Verdienst wäre. Dankend nahm sie alles in Empfang, was doch meist Niki hätte gelten sollen. Und er freute sich darüber, freute sich, daß man ihn nicht quälte mit Lobeserhebungen, freute sich, daß man seine Frau feierte, die es auch verdiente, denn sie war die Schönste heut abend.

Niki ließ sein Auge herumwandern, über die anderen Damen hinweg, ob er irgend eine fände, die ihm gefiele, die seinem Künstlerauge auch nur den Gedanken eingäbe, sie zu malen. Es gab keine darunter. Einige der Damen waren häßlich, die meisten zu unbedeutend. Hier und dort wohl ein ganz nettes Gesichtchen, aber nicht nett genug, Genre zu sein. Schön war keine, hübsch nur einzelne wenige. Eine Frau von The, auch eine Freundin Veras, konnte man wohl hübsch nennen, solange sie nicht lachte, dann aber verdarben die Zähne alles. Ein junges Mädchen konnte gleichfalls hübsch genannt werden, hatte aber doch nur einen Puppenkopf.

Der hätte ihn nie gereizt, ihn auf die Leinwand zu werfen. Die einzige, die vielleicht in Betracht kam, war Mimmi von Tiegel. So dachte er sich unwillkürlich den Typus des Mannweibes, eckig in Kleidung, Bewegung, Gesicht und Gestalt, noch dazu mit dem Tituskopf, als hätte sie das letzte Weibliche, das lange Frauenhaar, abthun müssen, um nicht als Frau zu gelten.

Aber sonst gab es nur eine, die ihm gefiel, nur eine, das war Vera. Er beobachtete sie von weitem, wie sie die anderen überragte und überstrahlte, wie sie sich leise huldigen ließ von den Herren, mit einer Sicherheit, als sei sie schon viele Jahre verheiratet. Er dachte an ein Wort seines Schwiegervaters, der, als er ihm darüber einmal sein Erstaunen ausgedrückt, geantwortet hatte: „Sie war immer über die Jahre hinaus fertig und sicher. Aber ich sage dir, was ich dir gesagt habe, als du um sie angehalten hast: Sie ist ein Luftikus. Das ist und bleibt sie. Und hoffentlich ist das nicht das Schlimmste.“

Niki fand seine Frau auch am besten gekleidet. Er sah sie zum erstenmal in einem ausgeschnittenen Kleide, das ihre Formen sehen ließ; den schlanken, vornehmen Hals, auf dem das Köpfchen so elegant, leicht und sicher saß, die schlanken Arme. Sie schaute so rosig aus, so vornehm, daß ihm das Herz schwoll vor Freude. Und alle seine Liebe zu dieser Frau loderte wieder heftig auf, daß er nicht begriff, wie es jemals zwischen ihm und ihr hatte böse, finstere Stunden geben können.

Wieder bat er ihr in Gedanken alles ab, was er gegen sie gesagt und gethan. Der Künstler in ihm jubelte auf, so, so wollte er sie wieder malen, in diesem Kleide.

Nach dem Souper wurde von irgend einer Seite der Vorschlag gemacht, zu tanzen, und unter allgemeinem Halloh gingen die Herren daran, das Klavier aus dem Salon ins Atelier zu schaffen. Dann setzte sich abwechselnd dieser und jener an die Tasten, um zum Tanze aufzuspielen. Die junge Welt war glücklich. In dem großen Raum tanzte es sich wundervoll. Immermehr wurde Platz gemacht. Man schob die Bilder und Staffeleien immer enger zusammen, der Kreis der Tanzenden weitete sich. Rings standen die älteren Leute und sahen zu.

Unter ihnen Niki. Er tanzte nicht und liebte nicht den Tanz. Aber es machte ihm Spaß, zuzusehen. Der General stand neben ihm: „Nanu, du tanzt wohl nicht?“

„Nein, Papa!“

„I so was! Soll ich dich etwa beschämen? Ein junger Mann, wie du, und nicht tanzen, das geht doch gar nicht.“

Aber der Maler blieb dabei. Er freute sich, zu beobachten, wie Vera von einem Arm in den anderen glitt. Mochte sie sich nur unterhalten, dann war er ja auch zufrieden. Und sie schien glückselig zu sein. Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen hatten sich frisch gefärbt, ihre Brust hob sich stürmisch. Sie lächelte und tanzte. Sie tanzte ununterbrochen, rasend, mit glühender Leidenschaft.

Als sie einen Augenblick neben ihren Mann zu stehen kam, fragte er sie lächelnd: „Du liebst wohl zu tanzen?“

„Es ist das Schönste, was es gibt. Ich möchte alles dafür geben, wenn ich nur tanzen kann.“

„Bist du denn immer so gewesen?“

„Immer!“

„Aber als wir verlobt waren, hast du doch nicht getanzt?“

„Aber Niki, da gab es doch keine Bälle mehr.“

„Ach richtig!“

Er hatte nicht daran gedacht, um die Ballzeit hatte er sich nie gekümmert. Doch ihm fiel ein, wie Vera damals erklärte, es wäre günstig, daß der Damenkurs nicht an den Sonnabenden stattfände, denn da könnte sie doch nie kommen, weil da meistens ein Ball wäre.

Vera fragte vorwurfsvoll: „Und du tanzt nicht mit deiner Frau?“

„Ich tanze nicht.“

„Aber mit mir ...“

Er hatte seit über fünfzehn Jahren nicht mehr getanzt, war in seiner kurzen Leutnantszeit ein schlechter Tänzer ohne natürliche Anlage gewesen und fürchtete, alles verlernt zu haben. Lächerlich machen wollte er sich nicht. Darum antwortete er so lieb als nur möglich: „Vera, ich kann nicht tanzen. Wirklich, ich kann nicht.“

„Du kannst nicht tanzen? Nicht einmal tanzen?“ antwortete sie erstaunt in naiver Grobheit, denn die Antwort bedeutete soviel als: Was, du bist so ungebildet und ungeschickt, daß du nicht einmal tanzen kannst, was doch jeder Kadett kann, jeder Schüler, was zur allgemeinen Bildung und Erziehung gehört.

Niki hatte das Gefühl, als könnte sie es nicht unglaublicher finden, ja, als würde sie es viel eher verzeihen, wenn er ihr gesagt hätte, er könne nicht malen. Dann entschuldigte er sich und erklärte, warum er in der That nicht tanzen könne.

Sie lachte ihn aus, sah ihn mit ihren lachenden Augen an und wiederholte: „Tanze mit mir!“

„Ich kann nicht.“

„Bloß einmal herum.“

„Vera, so sei doch nur vernünftig. Ich tanze grundsätzlich niemals.“

„Aber heute machst du eine Ausnahme.“

„Von Grundsätzen macht man keine Ausnahmen.“

„Nur einmal.“

„Nein, auch nicht ein einziges Mal.“

„Bei deiner Frau.“

„Auch nicht bei meiner Frau!

Da blickte sie ihn plötzlich durchdringend an und flüsterte ihm zu: „Dann liebst du mich nicht!“

„Er sagte heiter: „Weil ich nicht tanzen will? Sei doch nicht komisch.“

„Wenn du mich liebst, so tanze mit mir, Niki.“

Aber er blieb fest. Er antwortete nur halb verweisend, halb in scherzhaftem Tone: „Vera, so etwas darfst du doch nicht davon abhängig machen!“

Doch sie zog ein Gesicht wie ein unartiges Kind, warf die Lippen auf, blitzte ihren Mann an und sprach: „Gut, Niki, wenn du so gegen mich bist, dann sollst du mal sehen, dann tanze ich jetzt, bis ich krank werde, bis ich umfalle, bis ich, bis ich, bis ich ... nun, du wirst schon sehen.“

Sie wurde von einem jungen Herrn aufgefordert und schwebte davon. Niki blickte ihr kopfschüttelnd nach. Er begriff ihre jähe Erregung nicht. Aber mochte sie immer tanzen, tanzen, bis sie müde wurde. Schaden würde es ihr ja gewiß nicht. Wenn sie so müde wurde, daß sie nicht mehr konnte, so würde sie schon aufhören. Mochte sie sich immerhin austoben. Er mußte auch zeigen, daß er einen Willen hatte und sich nicht von jedem Windhauche ihres Willens beugen ließ.

So sah er denn ruhig zu, wie sie tanzte, ununterbrochen, immer wieder beginnend. Wenn der Herr, der spielte, einmal aufhörte, so bat sie ihn stets, von neuem anzufangen. Endlich aber schien sie genug zu haben und warf sich, während sie ihre glühenden Wangen fächelte, in einen Stuhl. Da meinte er doch zu hart gewesen zu sein, und weil sie bei der Erhitzung eben ein Glas Wasser hinunter schütten wollte, ging er hin und sagte energisch: „Vera, willst du dir denn Schaden thun. Du darfst nicht trinken.“

Sie faßte statt jeder Antwort nach dem Glase. Er nahm es ihr fort. Da ward sie dunkelrot, stieß mit dem Fuß auf und herrschte ihn an: „Willst du mir's sofort geben!“

Er gab es ihr nicht. Der Herr, der mit Vera getanzt, Leutnant von Develhorst, der das Interesse an den Bildern bekundet, trat bescheiden zurück. Ihm schien der Wortwechsel peinlich zu sein, und er wandte sich verlegen gänzlich ab, als der Generalleutnant dazu kam; dieser hatte Vera beobachtet und sagte gedämpft zu seiner Tochter: „Schämst du dich nicht vor deinen Gästen, eine solche Scene zu machen?“

„Niki will mich nicht trinken lassen Papa!"

„Da thut er sehr recht daran."

Niki ging davon. Der Klavierspieler fing wieder an, und der Tanz begann von neuem. In des Malers Seele war es dunkel. Eine unendliche Traurigkeit schnürte ihm die Brust zusammen. Das war seine Frau! Das seine angebetete Vera. Das sein Glück!

Er ging in den Salon hinüber. Kein Mensch befand sich dort, und es that ihm wohl, allein zu sein. Der Schweiß war ihm auf die Stirn getreten. Er betupfte sie mit dem Taschentuch, er seufzte. Er stöhnte laut. Er fühlte sich wie gerädert. Totenunglücklich.

In einer Ecke ließ er sich nieder und starrte vor sich hin. Alles drehte sich um ihn. Er stützte den Kopf in die Hand. Es war ihm alles wüst und leer. Er dachte an gar nichts. Nur allmählich löste sich aus dem Chaos Veras Bild, Veras Ausdruck, als sie ihm eben drohend gesagt, er solle ihr das Glas sofort geben. Etwas wie Haß beinahe war in ihren Augen gewesen. Zum mindesten eine grenzenlose Wut.

Niki fühlte sich wie vernichtet. Alle seine Versuche gut und lieb zu sein, schlugen fehl. Verstanden sie sich denn nun wirklich nicht mehr? Nach so kurzer Ehe?

Aber plötzlich ergriff ihn die Befürchtung, sein Fehlen möchte bemerkt wenden oder es könnte jemand kommen. Er lauschte. Von drüben tönten die Klänge des Klaviers herüber. Sie tanzten und dachten nicht an Aufbruch oder Fortgehen. Es war ja ihrer aller Lust, zu tanzen und sich zu drehen nach einer banalen Melodie, wie sie eben herüberklang: „Auch du, auch du, mein liebes, liebes Kind ..." Es war ja ihre größte Lust und Freude, ihres Lebens Inhalt, die Nächte zu vergeuden in öder Geselligkeit. Was gingen ihn alle diese Menschen an, die ihm gleichgültig waren, deren Horizont mit der Hummermajonaise anfing, die vorhin auf dem Buffet nicht fehlen durfte, die schimpften, wenn sie in einem Hause deutschen und nicht französischen Sekt vorgesetzt erhielten und deren Interesse endigte mit einem zum Gassenhauer gewordenen Walzer wie dieses elende: „Auch du ..."

Er ward in seinen Gedanken immer bitterer und ungerechter, er verfluchte den Augenblick, wo er seine Einwilligung gegeben, diese Leute in sein Haus zu lassen. Es empörte ihn, daß getanzt wurde in seiner

Aus unserer Studienmappe:



Wütender Keiler. Nach der Ölstudie von J. Ch. Deiker.

stillen Werkstatt, wo er gearbeitet und gebrütet über seinen Werken, wo er gearbeitet ganze Tage, beinahe ohne sich die Zeit zum Essen zu gönnen, daß dort, wo er mit seiner Kunst allein Zwiegespräche gehalten, wo er die schwersten Kämpfe dieser Erde gekämpft, die Kämpfe um das Schaffen, daß dort jetzt Alltagsgewäsch geredet wurde, ödes, blödes, dummes Zeug.

Und er konnte den Augenblick nicht mehr erwarten, bis sich die Gäste entfernt hätten, daß er endlich wieder allein wäre und sein eigner Herr in seinen vier Pfählen. Er hoffte, sie würden jetzt gehen. Er wollte sich noch einmal zusammennehmen und artig mit ihnen sein, dann aber aufatmen, o Gott, aufatmen in reiner Luft — allein.

Niki ging ins Atelier hinüber. An der Thür kam ihm Mimmi von Tiegel entgegen: „Herr Sandtner, ich glaube, es wird bald zu Ende gehen mit der Tanzerei, also kommen Sie mal schnell rüber in das Zimmer da vorn, wo die Bildsäule in der Ecke steht. Das intriguiert mich nämlich, daß ich nicht kapiert habe, was sie eigentlich darstellen soll."

„Gern!" antwortete der Maler, und sie gingen zusammen in den Salon. In ihrer sicheren ungezwungenen Art setzte sich Mimmi Tiegel sofort aufs Sofa: „So, da sitze ich. Nun kann's losjehn! Also Name?"

„Delila."

„Delila richtig, und warum, woso, woher?"

Niki überlegte einen Augenblick. Sie hatten ja so viel gesprochen untereinander über den Ausdruck des Kopfes da, als Gerstenstock bei der Arbeit war. Der Bildhauer hatte hier sein Meisterstück geliefert, das er so leicht nicht überbieten konnte, denn diese Delila war nichts anderes als sein Weib, sein Schicksal, sein Verhängnis, das ihn festhielt an einem Punkt des Daseins: das schöne, dumme Modell. Nur hatte er ihr einen Ausdruck in die Züge gelegt, den sie vielleicht nie besessen, aber den sie auf ihres Mannes Geheiß hatte annehmen müssen, um danach gebildet zu werden, einen Ausdruck, der ganz der Rolle entsprach, die sie im Leben des Bildhauers spielte.

Niki erklärte langsam: „Sie sehen den Ausdruck des Triumphes in diesem Kopf, des Hohnes, der Überlegenheit, der Verachtung. Diese Delila ist das Weib, das den Simson, den stärksten Mann der Welt, bezwungen, durch Ränke, durch Qual, durch Worte, durch Bitten, durch Flehen, durch Drohungen, durch Versagen, durch Gewähren, durch Sinnlichkeit — sie ist nackend und kräftig, glatt, schön, heiß und doch kalt. Sie ist Siegerin, und es ist, wie sie leicht die Zähne zeigt, wenig den Mund öffnet, aus den Augen blitzt und sie in Verachtung — sehen Sie das linke — etwas schließt ... es ist, als ob sie eben, da sie meint, des Simsons Seele matt getrieben zu haben bis an den Tod, ihm zuschreit: ‚Philister über Dir.'"

Mimmi von Tiegel blickte den Maler erstaunt an aus ihren kalten, ruhigen Mannesaugen: „Wie Sie das auszudrücken verstehen. Ich glaube, ich habe Sie verstanden, obgleich ich Ihnen gestehen muß, daß mir eine solche Frau derartig fern liegt, daß ich sie durch das Herz nicht begreifen würde. Vielleicht mit dem Verstande. Ich konstruiere mir den Carakter zurecht."

„Ich begreife!" antwortete der Maler. Sie betrachtete das Bildwerk.

„Übrigens ... es ist schön, das Ding, wenn ich Ihnen auch offen gestehen muß, daß ich nicht gerade heftig begeistert bin für solche Sachen. Vor allem für diese bunten Sachen. Ich bin so mehr auf Thorwaldsen geaicht und erzogen."

„Klassisch kühl!" sagte Niki nachdenklich. Sie antwortete mit Betonung: „Aber doch eben klassisch."

„Vielleicht werden wir Heutigen auch mal Klassiker."

„Dazu müßten Sie tot sein!"

Niki antwortete bitter: „Vielleicht wäre das das Beste. Das ist des Künstlers schönste Zeit!"

„Na, dann freue ich mich jedenfalls, kein Künstler zu sein, denn ich lebe immer noch ganz gern."

„Ich sage es ja auch nur so!"

Es schien, als ob drüben im Atelier aufgebrochen würde, darum gingen sie den Weg zurück. Unterwegs sagte Mimmi von Tiegel nachdenklich: „Wo so ein Bildhauer nur den Stoff hernimmt?"

Niki antwortete sofort: „Aus sich selbst."

„Immer? So?"

Die großen Werke pflegen aus der Seele des Künstlers zu wachsen."

Also liegt dieser Delila etwas zu Grunde wie ... ein Erlebnis? Meinen Sie?"

„Ich glaube es bestimmt. Ich weiß es sogar."

„Aber wie Sie das nur erklären können! Wie Sie es erklärt haben! Da es doch nicht aus Ihrer Seele gekommen ist!"

Er blickte plötzlich scharf auf. Er dachte an Vera. Dann sagte er ruhig: „Ein Künstler versteht den anderen. Im Grunde genommen fühlen wir uns alle solidarisch... das ist ... vielleicht eine Erklärung ..."

19

Mit keinem Wort hatte Vera nach der Bildsäule im Salon gefragt. Das Verhältnis der Gatten zu einander war kalt gewesen. Keiner wollte sich dem anderen nähern, bis Niki es eines Tages nicht mehr aushalten konnte und sie bei einer ihrer schweigsamen Mahlzeiten fragte, was sie denn eigentlich zu Gerstenstocks Werk sage. Sie antwortete nur, etwas wegwerfend, es sei den Streit wegen des Zuspätkommens an jenem Tage wirklich nicht wert gewesen. Beinahe der einzige Erfolg, den sie wahrgenommen, bestünde darin, daß fast keiner der Eingeladenen gewagt, in die Ecke zu sehen, und infolgedessen auch von dem Bildwerke nicht gesprochen worden sei, wenigstens gewiß nicht von den Damen.

Der Vater nur habe sie beiseite genommen und seinem Erstaunen Ausdruck gegeben, wie es möglich sei, eine so naturalistische Büste, fast unbekleidet, in seinen Salon zu stellen.

Niki begriff diesen Vorwurf nicht. Er sah in der Delila nichts als das Kunstwerk und sagte nachdenklich, ohne Ärger, nur grenzenlos verwundert:

„Dann müssen diese Leute andere Augen haben als ich — als wir."

„Bitte, ich habe auch solche Augen, ich finde die Figur auch nicht sehr passend."

„Passend? Passend?"

Er wollte aufbrausen, nahm sich jedoch zusammen und fügte ruhig hinzu: „Ich verstand unter ‚wir' nicht dich und mich, Vera, sondern meinte uns Künstler im allgemeinen."

„Na ja, ihr Künstler! Immer ihr Künstler! Künstler! Als ob ihr ganz besonders geschaffen wäret und als was ganz anderes als wir anderen Sterblichen! Künstler! Immer ‚wir Künstler'! Es ist wirklich lächerlich!"

Niki richtete sich starr auf: „Das sind wir auch! Wir sind auch anders! Und ich möchte oft verwünschen, daß wir anders sind, denn das kann ich dir sagen, wenn wir nicht anders wären, so würde uns viel Kummer, Leid, Schmerz, Ekel, Enttäuschung erspart! Vielleicht würden wir viel glücklicher sein! Vieltausendmal glücklicher!"

Sie sah ihn groß an: „Bist du denn etwa nicht glücklich? Dir geht's doch ganz gut."

Er gab die Frage zurück: „Bist du glücklich?"

„Wenn du gut bist, Niki."

„Das heißt, wenn ich dir deinen Willen thue."

Sie schlug die Augen nieder, versuchte zu lächeln und die Unterhaltung in den Scherz zu ziehen: „Ein galanter Mann thut eben den Willen seiner Frau. Und nun mußt du auch einmal gerecht sein: Du bist doch wirklich ganz zufrieden und glücklich."

„Ja, wenn ich arbeiten kann."

„Wer hindert dich denn? So arbeite doch. Ich freue mich ja doch nur, dann verdienen wir viel Geld. Und das ist nett, denn Geld ist doch so viel in der Welt. Ich möchte ja nichts lieber, als daß du jeden Tag ein Bild verkaufteſt."

Sie hatte im Grunde ein wenig recht, aber ihre Lebensanschauung empörte ihn. Er wollte die Kunst außerhalb des Gelderwerbes, des Geschäftes wissen, und er sagte ihr, daß es ihm noch heute leicht geschehen könne, ein Bild nicht zu verkaufen, wenn er etwa einen Gegenstand gewählt, der dem kaufenden Publikum nicht sympathisch sei. Vera meinte, die beste Lösung wäre die, solche Bilder eben nicht zu malen. Niki meinte, danach dürfte man nicht fragen, sondern die einzige Richtschnur müsse bleiben: das küstlerische Gewissen.

Vera unterbrach ihn mit der Frage, ob er denn das Eisenbahnbild nicht verkauft, das er am Bahnhof Friedrichstraße gemalt.

„Nein, das habe ich gegen Gerstenstocks Büste eingetauscht."

„Wa ... was? Aber dein Bild war doch mehr wert als die dumme Figur?"

Er entgegnete ruhig: „Diese dumme Figur ist ein Meistergriff, wie er auch einem Großen nur selten gelingt. Ich habe, ab-

gesehen von dem Tausch, natürlich meinem Freunde noch sehr reichlich seine Materialkosten ersetzt."

Das brachte sie ganz aus der Fassung, und die hohe Summe, die er nannte, ärgerte sie derartig, daß sie nahe am Weinen war vor Wut und Ärger um das schöne Geld.

„Wieviel haben wir denn noch?" fragte sie ängstlich.

Niki sagte es ihr nicht, er antwortete nur bitter: „Habe keine Angst. Es soll schon ausreichen! Ich werde arbeiten ..."

Er sah, daß seine Kunst für seine Frau doch nur eine Erwerbsquelle bedeutete. Das schnitt ihm das Wort vom Munde ab. Da war jede weitere Erklärung überflüssig. Darum ging er nach Tisch, nachdem er Vera flüchtig auf die Stirn geküßt, in sein Atelier, um zu arbeiten. Sie folgte ihm nicht. Sie mußte sich beeilen, fortzugehen, hatte sie gesagt, denn sie wurde bei einer Freundin zum Kaffee erwartet.

Niki war jetzt nicht traurig, daß sie ging. Sie war in der letzten Zeit immer weniger zu Hause gewesen. Beinahe nur zu den Mahlzeiten kam sie zurück, und auch da schickte sie öfters von irgendwoher die Nachricht, er möchte sich zu Tisch setzen und nicht auf sie warten. Jedesmal wieder hatte es ihm einen Stoß gegeben, wenn er allein essen sollte, er, der doch verheiratet war. Aber so schlimm berührte es ihn nicht mehr. Er gewöhnte sich mit der Zeit daran, und heute freute es ihn beinahe, ganz allein zu sein. Er wollte Abrechnung halten mit sich selbst.

Die Thür des Ateliers schloß er zu, um nicht gestört zu werden. Wieder nahm er seine Kasse vor und überschlug, was sie hätten. Jetzt ging es schon auf Weihnachten, aber das war nur die Hälfte der Zeit bis zum April. Das mit der Statue war ein Leichtsinn gewesen, aber es war doch nur geschehen, um Vera einen Wunsch zu erfüllen, um das Beste ihr in den Salon zu stellen, was an Skulpturen in Berlin zu bekommen. Dafür war er eben Künstler. Schund verschenkte er nicht, Schund stellte er sich nicht in die Zimmer. Dann lieber gar nichts. Und er hatte keine Angst, er würde es schon wieder einbringen. Er mußte nur eben arbeiten.

Arbeiten wollte er auch. Arbeiten und arbeiten, nicht rechts und links mehr sehen. Dann konnte er vielleicht vergessen, was ihm in seiner Häuslichkeit fehlte.

Die vergangenen Wochen war er mit Vera einer Einladung gefolgt nach der anderen. Zu allen Oevelhorstschen Bekannten mußte er gehen, zu allen Freundinnen Veras. Und deren gab es eine Unmenge. Er wunderte sich manchmal, was sie alles Freundin nannte, wie sie mit allen war, wie sie sich küßten und einander Liebes und Schmeichelhaftes sagten, als wollten sie sich auffressen vor Liebe. Dann hörte er, wie Vera mit einer anderen jungen Frau oder einem Mädchen herfiel über die, die sie doch eben erst geküßt, und jetzt kein gutes Haar mehr an ihr ließ. Und ein Grauen überfiel ihn vor diesen Ball- und Theefreundschaften.

Er nahm alles ernst und feierlich. Er dachte an eine Männerfreundschaft, die nur ganz wenigen zu theil wird, vielleicht nur einem einzigen, vielleicht keinem. Wenn er den Ausdruck Freund gebrauchte, so hatte es etwas fürs Leben, und für den, den er so nannte, galt es auch, das Dasein einsetzen zu können. Aber diese Freundinnen ... sie widerstanden ihm.

Und dieses ganze Gesellschaftstreiben hatte ihn so müde gemacht, so unlustig zur Arbeit, ihn so gelangweilt — wenn er nur davon bleiben konnte. Mochte Vera immer hingehen — er wollte sie nicht hindern, bloß allein lassen sollte sie ihn. Und jetzt ging es sehr gut. Jetzt gab es noch keine Bälle, wo sie als junge Frau doch nicht allein erscheinen konnte. Er hatte es ihr, als sie davon sprachen, vorgeschlagen, doch sie meinte, das ginge nicht, die Leute würden sich darüber aufhalten. Auf das, was die anderen Menschen sagten, gab sie sehr viel.

Niki nahm eine Leinwand vor. Er wollte ein neues Bild beginnen. Er mußte ja arbeiten, er wollte ja auch arbeiten. Er sah es ein, daß er fleißig sein mußte, um etwas zu verkaufen.

Aber seine Gedanken schweiften ab, er kam nicht dazu, anzufangen. Er zündete sich eine Cigarette an, um sich in Stimmung zu bringen. Alles schlug fehl. Nichts fiel ihm ein, was er machen könnte. Er saß seiner Leinwand stumm gegenüber, versuchte ein paarmal zu malen und ließ wieder davon.

Es fiel ihm ein, etwas zu kopieren, das er früher einmal begonnen, vielleicht könnte



Zuversicht. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

es ihm helfen, daß er auf Gedanken käme. Das war ihm noch nie geschehen. Er begriff sich selber nicht, aber er konnte es nicht ändern, so sehr er auch dagegen kämpfte.

Da warf er alles beiseite und sah nach der Uhr. In zwei Stunden sollten die Damen zur Malstunde kommen. Er fühlte sich müde und zerschlagen. Er beschloß zu schlafen und benachrichtigte das Mädchen, wenn Besuch käme, wäre er nicht zu Haus. Sie solle ihn wecken, wenn es Zeit sei.

Es dauerte lange Zeit, bis es ihm gelang einzuschlafen. Fortwährend quälte es ihn, daß ihm kein Gedanke gekommen, daß ihn kein neuer Stoff lockte. Endlich verwirrten sich seine Gedanken und er schlief ein.

Er wachte auf. Jemand rüttelte ihn. Er hatte von Vera geträumt. Sie war gut gegen ihn und liebte ihn. Er malte, und sie saß mit einer Stickerei an seiner Seite wie eine treue Gefährtin, wie er es sich einst ausgesonnen, daß die es sein müßte, die seine Frau würde.

Vera stand auch richtig vor ihm, aber sie rief ihn an: „Niki, so wache doch auf. Wache doch auf!“

„Was ist denn los?“ fragte er schlaftrunken.

„Du sollst aufstehen Niki! Aber schnell! Ewald ist nach Berlin versetzt, ins Auswärtige Amt! Denke dir nur, so ein Glück. Und nun ist auch die Hochzeit festgesetzt. Sie ist Montag in acht Tagen. Denke dir nur, so schnell! Aber es ist, weil sie sein muß, ehe sie nach Berlin kommen. Sonst haben sie gar keine Zeit zur Hochzeitsreise. Und sie wollen eine machen, Niki. Nicht wie wir. Natürlich machen sie eine. Ich glaube überhaupt, wir sind die einzigen Menschen in Berlin, die keine Hochzeitsreise gemacht haben. Unsere ganzen Bekannten lachen uns ja aus deswegen!“

Der Maler rieb sich die Augen, richtete sich auf und sagte nun: „So, also die Hochzeit ist festgesetzt.“

„Freut dich denn das nicht? Das ist doch reizend. Wir gehen natürlich hin nach Jena, denn die Hochzeit ist in Jena.

„So, meinetwegen.“

Vera rüttelte ihn noch einmal: „So wache doch auf, Niki! Ich glaube, du schläfst noch halb.“

Ihre ausgelassene Freude über die Hochzeit hatte sich etwas gelegt, und sie machte ihm jetzt noch einmal Vorwürfe, daß er nicht munter genug wäre und sich nicht genug freute über die Nachricht. Er stand auf und sagte ruhig: „Warum ich mich da so besonders freuen soll, ist mir nicht ganz klar. Daß die Hochzeit sein würde, das wußte ich. Daß sie nun ganz plötzlich angesetzt ist, ist mir sehr interessant zu hören. Mehr aber auch nicht. Wenn Ewald mir verwandtschaftlich entgegenkommt — soll es mich freuen. Dann ist alles gut. Solange ich das jedoch nicht weiß, kann meinerseits die Freude über das große Ereignis nicht so riesig sein.“

Aber seine Rede machte diesmal auf Vera keinen Eindruck. Sie ärgerte sich durchaus nicht, denn sie hatte nur mit halbem Ohr zugehört: sie war zu sehr mit ihren eignen Gedanken beschäftigt. Die Frage, welches Kleid sie anziehen würde, ließ ihr keine Ruhe, und sie erklärte, sie müsse sofort zu ihrer Schneiderin; dann wolle sie zu ihrem Vater gehen, weil sie Neuigkeiten erfahren wollte und alle Einzelheiten der Hochzeit besprechen. Niki möchte doch so schnell als möglich hinkommen. Er schüttelte den Kopf: „Ich habe Damenkurs.“

„Du gehst eben einmal nicht hin.“

„Nein. Es ist meine Pflicht, hinzugehen.“

„Ach was Pflicht!“

„Ja Pflicht! Die Damen wollen etwas lernen. Für sie ist das Malen kein Spiel, kein Scherz so mal nebenbei, sondern eine ernste, bitterernste Sache! Die Anschauungen sind verschieden!“

„Das soll wohl auf mich gehen?“ fragte Vera spitz.

Er zuckte die Achseln: „Jeder mag sich annehmen, was ihm zukommt!“

Er räumte die Skizzen zusammen, die er vorhin vergeblich herausgesucht, um eine neue Arbeit zu beginnen, als Vera plötzlich auf ihn losstürzte und ihn beim Arm packte: „Du ... du ... reize mich nicht ...“

„Was hast du denn?“ fragte er ruhig. Nun erst sah er ihr vor Ärger rotes Gesicht, das sie ihm, die Zähne aufeinander beißend, zuwandte.

„Du sollst mich nicht reizen! Das sage ich dir.“

„Womit reize ich dich!“

„An einem Tage wie heute mußt du kommen! Das bist du uns schuldig, Niki. Wirst du kommen?“

„Nach der Stunde, ja."

„Nein gleich. Du sagst sie ab."

„Davon kann gar keine Rede sein!"

„Beweise, daß du mich liebst, Niki."

„Wodurch?"

„Indem du kommst."

„Darin liegt doch kein Beweis."

„Doch, weil du thun mußt, worum ich dich bitte. Ich bitte dich also, sage die Stunde ab und komm!"

Er aber blieb unerbittlich. Abend für Abend war er mit ausgegangen. Sie waren im Theater gewesen, im Cirkus, sie hatten Gesellschaften besucht. Heute hielt ihn die Pflicht hier zurück. Er mußte bleiben. Er mußte seinen Unterricht abhalten. Er mußte stark sein, durfte nicht schwach werden. Er war der Mann. Jetzt galt es zu zeigen, wer Herr im Hause war.

Da fing sie noch einmal an: „Wirst du kommen oder nicht?"

„Nein."

„Und ... und wenn du mich unglücklich machst, wenn du nicht kommst?"

„Nein."

„Das ist schlecht von dir, Niki. Schlecht. Das ist rücksichtslos gegen deine Frau, gegen deinen Schwiegervater, gegen deine ganze Familie. Das hätte ich nicht gedacht von dir ... aber es ist kein Wunder ..."

„Kein Wunder? Was meinst du damit?"

„Ich meine damit, daß ich mich eben in dir getäuscht habe, daß du so sein könntest, wie wir es eben alle sind. Du bist ... du bist eben doch ... doch ..."

Niki blickte sie starr an und fragte: „Ich bin doch ... was ... was bin ich doch?"

Sie zögerte etwas und schien nicht mehr sprechen zu wollen, aber er ließ sie nicht frei: „Was bin ich? Ich will wissen, was ich bin?"

„Anders wie wir?"

„Wie ... wer?"

„Wie wir ... du bist aus anderem Holz ... das hätte ich bedenken sollen ..."

Da trat Niki ganz nahe an seine Frau und faßte mit eisernem Griff ihr Handgelenk, indem er fragte: „Aus anderem Holz ... das hättest du bedenken sollen? Meinst du ... du hättest bedenken sollen, daß du nicht das Fräulein von Oevelhorst bliebest, sondern daß du Frau Sandtner wurdest, bloß Frau Sandtner, bloß Sandtner?"

Einen Augenblick zögerte sie zu antworten. Es war, als fürchte sie sich. Doch da er ihre Hand nicht losließ und sein Griff ihr wehe that, überkam sie die Wut, und sie stieß hervor, indem sie sich freizumachen suchte: „Ja, das meine ich!"

Er bebte am ganzen Leibe, wurde erdfahl und rief mit gewaltiger Stimme: „Dann beleidigst du meinen und auch deinen Namen! Dann beschmutzest du dich selbst und meine Mutter, und meinen Vater im Grabe. Verstehst du?"

Niki preßte ihr Gelenk wie in einem Schraubstock, daß sie laut schrie: „Du thust mir weh!"

„Das will ich!" antwortete er und ließ ihre Hand mit einem Laut des Ekels los.

Vera aber raffte sich plötzlich auf, hob ihre kleinen Fäuste und schloß die Finger wie Krallen, die sie Niki entgegenhielt, als ob sie ihm das Gesicht zerfleischen wollte. Ein Weinkrampf durchzitterte ihren Körper. Sie setzte mehrmals an, um etwas zu sagen, doch sie vermochte kein Wort herauszubringen. Dann fuchtelte sie mit den Armen in der Luft herum, trat ganz nahe an ihren Mann heran und zischte ihm entgegen: „Ich hasse dich! Ich hasse dich! Ich hasse dich!"

Dann lief sie wie sinnlos davon und schlug die Thüre hinter sich zu.

Niki blieb regungslos stehen. Er war sprachlos. Es war so schnell gekommen. Er verstand den ganzen Vorgang kaum mehr. Einen Augenblick wollte er ihr nach, dann besann er sich eines anderen.

Was sollte er ihr jetzt in dieser Stimmung sagen?

Er wollte sich überlegen, wie das nur eigentlich so geworden. Er wollte einen Grund finden. Er wußte nichts, nichts, nicht aus und nicht ein. Er hatte nicht einmal eine genaue Erinnerung, was alles vor sich gegangen, was sie gesprochen hatten, wie der Streit ausgebrochen. Er fühlte sich wie zerschlagen, gelähmt. In den Schläfen pochte ihm das Blut, seine Pulse gingen heftiger, sein Herz schlug.

Da ward ihm ganz matt. Es drehte sich alles im Kreise. Und er mußte sich setzen.

Niki stützte die Stirn in beide Hände. Es war ganz still im Hause. Nicht eine Thür ging. Kein Laut. Er lauschte hinaus, aber alles schwieg. Er horchte, ob man von Vera etwas vernehme — nichts.

Da kamen ihm ihre Augen wieder zu Sinn, wie sie gelobt in sinnloser Wut. Er dachte an seine alte Mutter, die nur des Sohnes Glück wollte, die nur leben wollte, es mitanzusehen. Er dachte an die Zeit seiner Verlobung, an die Zeit, als er Vera gemalt. Es war nicht mehr weit hin, dann lag es schon ein ganzes Jahr zurück. Er entsann sich seiner Hochzeit, der Worte des alten Geistlichen, alles dessen, was er von dieser Ehe erhofft. Er vergegenwärtigte sich ihr erstes, junges Glück, und wie es so schnell geendet.

Er dachte an die Menschen, an die Geselligkeit, die er in der letzten Zeit kennen gelernt. An alle Äußerlichkeit, Hohlheit dieser Leute, die doch noch brav und erzogen waren an Geist und Seele gegen so viel tausend andere, und die ihm doch so fremd vorgekommen, daß er meinte, nicht von ihrem Volke zu sein, einer anderen Gattung anzugehören.

Endlich dachte er seiner Kunst, daß er heute nicht hatte arbeiten können. Heute in dieser Weise zum ersten Male in seinem Leben. Und eine fürchterliche Angst überfiel ihn, auch sie, seine Kunst, seine Schöpferkraft möchte ihn verlassen, daß er ganz fremd würde auf der Erde, wo er sich grenzenlos einsam fühlte.

Da fiel der einsame Künstler auf seine Kniee nieder und barg schluchzend sein Gesicht in den Händen.

20.

Niki ging nicht zur Hochzeit. Er war zwar eingeladen, aber kurz zuvor befand er sich nicht wohl, hatte Kopfschmerzen, der Hals that ihm weh, das Schlucken wollte nicht gehen, Fieber stellte sich ein. Der Arzt stellte eine Mandelentzündung fest. Als der Tag herangekommen, war sie vorüber, doch der Arzt meinte, es würde wohl vernünftiger sein, nicht zu reisen. Und der Maler freute sich, daß er nun einen stichhaltigen Grund hatte, nicht zu erscheinen.

Als er krank geworden, war dadurch Veras Abreise in Frage gestellt. Sie hatte sich schon auf die Hochzeit gefreut, darum verdarb der Zwischenfall ganz ihre Laune, und sie pflegte ihn mürrisch und verdrossen, so daß er sich am ruhigsten fühlte, wenn sie nicht im Zimmer war. Zuerst zwar wollte sie ihn pflegen wie eine Wärterin, erklärte, überhaupt nicht zu Bett gehen zu wollen, solange er krank sei, aber schon nach kurzer Zeit war ihr alles zu viel. Sie verlor die Geduld und wiederholte immerfort: „Natürlich mußt du auch jetzt gerade krank werden! Das ganze Jahr kannst du krank sein, nur jetzt nicht.“

Dann jammerte sie, daß sie die Hochzeit versäumen müßte. Als es anfing, ihm besser zu gehen, meinte sie, er sollte ruhig mitkommen, eine Mandelentzündung wäre ja doch nur eine lächerliche Kleinigkeit. Aber es blieb dabei, daß er nicht reiste.

„Fahre du doch allein!“ schlug Niki ihr vor. Sie sträubte sich zuerst. Nein, das könnte sie nicht, sie könnte nun einmal nicht ihren Mann ganz allein lassen. Wie würde das aussehen, welchen Eindruck machen, man würde es eigentümlich finden, nach ihm fragen und was sie da antworten solle . . .

Er entgegnete ruhig: „Niemand wird nach mir fragen, niemand wird mich vermissen. Darüber kannst du dich beruhigen, Vera.“

Aber sie hatte einen weichen Tag, streichelte ihm die Wangen und meinte: „Niki, du mußt nicht so reden. Sie haben dich doch alle gern. Papa wird sehr traurig sein, daß du nicht mitkommen kannst. Aber weißt du, vertreten müssen wir doch bei der Hochzeit sein, und da wird wohl gar nichts anderes übrigbleiben, als daß ich allein fahre. Du mußt nicht glauben, daß es mir so leicht wird. Es ist das erste Mal, daß ich von dir getrennt bin, seitdem wir verheiratet sind. Das erste Mal, das bedeutet doch etwas, und ich fürchte mich, ganz allein in meinem Zimmer zu schlafen im Hotel oder wo wir sonst untergebracht werden. . . . Denke dir nur einmal.“

Sie meinte, ihre Rede müßte einen starken Eindruck auf ihn machen und ihn weich stimmen, doch er blieb ruhig in seinem Stuhle sitzen und sagte kein Wort.

Da bot sie stärkere Mittel auf und meinte etwas weinerlich, aber doch ehrlich im Grunde: „Ob ich nicht Heimweh haben werde, Niki, nach dir?“

Der Maler blickte sie ernst an und schüttelte traurig den Kopf.

„Nein, sagst du? Du glaubst nicht?“

„Nein.“

„Wie kannst du das sagen?“

„Weil du so viel ohne mich bist, daß ich

mir nicht denken kann, du könntest ohne mich sehr unglücklich sein."

Vera fuhr ganz erschrocken auf: „Du darfst so etwas nicht sagen! Das ist wirklich nicht recht von dir."

Doch Niki ließ sich nicht beirren: „Siehst du, Vera, und wenn du da bist, wenn du zu Haus bist, so habe ich manchmal das Gefühl, als ob du besser thätest, mich allein zu lassen, denn glücklich sind wir ja doch nicht mehr miteinander."

Aus unserer Studienmappe:



Bleistiftskizze von Friedrich Hiddemann.

„Nicht glücklich?" fragte sie, und sie blieben im Schweigen. Dann kauerte sie sich neben ihn, legte ihren Blondkopf an seine Brust und umfing ihn mit schmeichelnden Worten: Er solle nicht so etwas sagen. Er solle das zurücknehmen. Aber sie wartete seine Antwort nicht ab, sondern fuhr fort: „Niki, wollen wir nicht gut sein miteinander? Wollen wir nicht anders sein? Nicht wieder wie früher? Ich weiß ja genau, daß ich nicht immer so gegen dich gewesen bin, wie ich es hätte sein sollen. Ich weiß es ja . . . ja . . . ja . . . aber vielleicht . . . nein, ich will es lieber nicht sagen, sonst wirst du böse . . . ich wollte sagen, ich hätte doch vielleicht nicht ganz allein die Schuld . . . aber ich will es lieber nicht sagen, sonst wirst du böse . . . Aber ich bitte dich, Niki, sei wieder wie früher, damit ich ruhig abreisen kann . . . Es ist so schrecklich, wie wir sind . . . bitte . . . bitte sei doch gut . . . und verzeihe mir, wenn ich einmal nicht nett gegen dich bin."

Sie hatte einen so rührenden Ton in der Stimme und bat und bat und flehte. Sie schmiegte sich an ihn an, und es schien Niki, als wären ihre Augen feucht geworden, daß Mitleid und Weichheit seine Seele faßte und er sie an sich zog, um ihr einen Kuß auf die Wange zu geben. Er hätte sie bitten mögen, mehr im Hause zu bleiben, er wollte ihr vom Glück sprechen, das er sich ausgemalt: in seinen vier Pfählen eine rechte Ehe zu führen, die ihr Genügen fand einer am anderen, diese Einladungen aufzugeben bei den vielen Leuten, doch er brachte es nicht über die Lippen, als ob es schon zuviel wäre, als ob er fürchtete, für diese Aussprache müßte ein allgemeines Wort genügen.

Da küßte sie ihn, ward zärtlich und hingebend, ganz die alte, so daß er anderen Sinnes ward und in augenblicklichem Entschlusse fragte: „Vera, willst du mir etwas zuliebe thun?“

„Ja!“

„Verlange nicht von mir, daß ich zu all den Leuten laufen soll, wie wir es jetzt in der letzten Zeit gethan haben.“

Vera machte sofort ein geärgertes Gesicht: „Es muß doch sein ...“

„Wir können uns doch nicht einmauern, wie die ... die Bauern. ... Ich jedenfalls habe gar keine Lust dazu ... Und es gehört sich auch nicht ... Ich bin jung und will mein Leben genießen. Runzeln und Falten bekomme ich zeitig genug ... du wirst mich doch nicht einsperren wollen? In ein Kloster will und mag ich nicht gehen, und wie du leben möchtest, das ist überhaupt das reine Kloster. Dafür bedanke ich mich. Dazu habe ich nicht geheiratet, um zu verkommen und zu verkümmern! Das ist ungerecht von dir ... egoistisch finde ich das ...“

Niki stand auf. Er wollte widerlegen, was sie da sagte. Er wollte sich verteidigen, daß er kein Egoist sei, daß sie ihm Unrecht thue, daß sie alles verdrehe, sich errege, statt ruhig mit ihm zu sprechen, aber ihr Gesichtsausdruck hielt ihn davon ab. Er mochte sich nicht abkanzeln lassen in diesem Ton, in dieser Art. Stillschweigend nahm er eine Zeitung zur Hand. Als er sie fortlegte, war Vera verschwunden.

Einige Toiletten hatte sie sich bestellt und allerlei Anschaffungen für die Reise für nötig befunden. Sie bat Niki um das Geld ohne ein Wort der Erklärung. Er gab es ihr und sagte nur: „Aber Vera, du wirst dich das nächste Mal ein wenig in acht nehmen, nicht wahr?“

Da wurde sie sofort böse: Er solle ihr nicht um jede Kleinigkeit Vorwürfe machen. Und sie schloß mit dem Vorwurfe, daß er knickrig sei und wenig galant seiner Frau gegenüber. Niki verteidigte sich, doch da antwortete sie: „Fange nur bei dir selber an mit der Sparsamkeit. An diese dumme Bildsäule da hast du so viel Geld verplempert ... wenn sie wenigstens den Leuten noch gefiele, aber in meinem Salon wagt sich ja keiner mehr umzugucken ...“

„Ich werde ‚deinen‘ Salon davon befreien!“ entgegnete Niki. Damit war die Sache abgethan. Aber er machte sich Vorwürfe, denn er gestand sich ein, daß Vera recht hatte mit den Ausgaben. Als der Tag der Abreise gekommen war, begleitete er sie auf den Bahnhof. Sie sollte beinahe eine Woche fortbleiben, denn Hin- und Rückfahrt nahmen zwei Tage in Anspruch, Polterabend und Hochzeit zwei, und zwei bis drei Tage wollte der Generalleutnant in Jena und auf einem Gute in der Nähe zubringen, das einem General außer Dienst gehörte, mit dem er den Feldzug 1870/71 im selben Stabe mitgemacht.

Vera war sehr mit allen Vorbereitungen beschäftigt, befand sich in Aufregung, irgend etwas vergessen zu haben, und hatte keine Zeit bis kurz vor Abgang des Zuges, an den Abschied zu denken. Als die Reisetasche, Hutschachtel, das Schirmpaket, die Reisedecke, ein Blumenstrauß und einige sonstige Kleinigkeiten untergebracht waren, besann sie sich darauf, ihrem Manne Lebewohl zu sagen. Nun überschüttete sie ihn mit Zärtlichkeit, nannte ihn „mein liebes, süßes Männchen“ und küßte ihn, so daß der General, der vor dem Wagenabteil auf dem Bahnsteig stand, sich ängstlich umsah und sagte: „Kinder, so nehmt euch doch ein bißchen in acht. Ihr seid nicht allein da!“

Niki erwiderte ihre Zärtlichkeiten nur matt. Er konnte sich des Gedankens nicht entschlagen, als wären sie nur Spielerei. Vielleicht wollte Vera vor dem Vater beweisen, wie lieb sie sich noch immer hätten. Eigentlich hatte Niki wegen seines Halses gar nicht auf den Bahnhof kommen wollen, doch Vera, die bei ihrer ersten ‚Reise‘ als Frau fand, ein richtiges Abschiedsnehmen auf dem Bahnsteige mit Küssen und Blumen, müsse durchaus sein, hatte ihm ein Halstuch umgebunden und gesagt, er solle in einer Droschke zurückfahren, dann könne er sich unmöglich erkälten.

Der General drängte seinen Schwiegersohn, zu gehen, und Vera nahm noch einmal Abschied. Sie legte Niki ans Herz: ihre Blumen sollten begossen werden, die Köchin müßte vor neun Uhr aus der Markthalle zurück sein, er möchte etwaigen Besuch ja empfangen oder doch wissen lassen, wohin sie verreist. Zuletzt sagte sie noch, als er schon vom Trittbret herunter war und der General ihm zum Abschied die Hand schüttelte, etwas kühler als sonst, denn er hätte es

richtiger gefunden, wenn Niki seine Unpäßlichkeit überwunden und mitgekommen wäre, da er bei dieser Gelegenheit seiner Ansicht nach eigentlich nicht fehlen durfte: „Und Niki, daß du recht fleißig bist, hörst du!"

Er blickte sie bitter lächelnd an: „Habe keine Sorge, ich werde arbeiten. Ich habe ja Zeit und — Ruh!"

Dann winkte er Lebewohl und ging. Eine halbe Minute darauf setzte sich der Zug in Bewegung.

Der Generalleutnant schloß die Fenster, weil der Rauch der Lokomotive auf der Seite vorbeiwehte und sagte zu Vera: „Eigentlich schäme ich mich beinahe, zu der Hochzeit zu fahren, und bringe meinen Schwiegersohn nicht mit. Ja, wenn er ernstlich krank wäre, aber so ... Es sieht beinahe aus, als ob er gar nicht zur Familie gehörte."

Aber Vera verteidigte ihn. Sie wollte sich — auch von ihrem Vater — nicht in die Karten sehen lassen. Das hatte sie mit Niki allein abzumachen. Vor den anderen war alles schön und in Ordnung, ihre Ehe ging gut, sie waren glücklich. Wie es in Wirklichkeit stand, brauchte niemand zu wissen.

Niki verließ langsamen Schrittes den Bahnhof. Ihm war es ganz eigen zu Sinn, zum ersten Male von seiner Frau getrennt zu sein, aber ein Gefühl beherrschte ihn, als ob diese Trennung gut sein müßte für sie beide.

Es war ein warmer Tag für die vorgerückte Jahreszeit, aber der Maler ging trotzdem nach Haus. Er wollte sich schonen, und es lag ihm daran, nicht zu viel gesehen zu werden, damit die Leute sich nicht wundern könnten, wie er nicht zur Hochzeit seines Schwagers führe. Als er durch die leere Wohnung schritt, ward ihm doch weich zu Sinn. Er liebte Vera ja trotz alledem. Nun kam es ihm in den leeren Räumen trostlos einsam vor, und er beschloß, diese acht Tage in seinem Atelier zu bleiben und vom Eßzimmer ab nach vorn, nachdem die Möbel verhängt wären, einfach zuzuschließen.

So war es beinahe, als wäre er zu seinem Junggesellentum zurückgekehrt. Er ließ sich sein Essen ins Atelier bringen und setzte sich wieder an die Staffelei, um zu malen. Er mußte nun ernstlich daran denken, zu arbeiten, um etwas verkaufen zu können.

Wie er so vor der Leinwand saß, zog er seine Brieftasche heraus und begann zu zählen, wieviel Geld er noch besäße. Es war viel weniger, als er gedacht. Er hatte Vera eine Summe mitgeben müssen, er hatte allerlei bezahlt — außer den Kleidern und Anschaffungen für seine Frau — eine Kohlenrechnung, den Schneider, Farben, Rahmen, Vera hatte das Eßzimmer anders tapezieren lassen, weil es ihr zu dunkel schien, dazu war ein außergewöhnlicher Zuschuß zur Wirtschaftskasse nun jeden Monat nötig gewesen. Ein größerer Weinvorrat war angeschafft und tausend Bedürfnisse hatten sich zusammengefunden, die Anforderungen an den Geldbeutel stellten.

Niki erschrak, als er zusammenrechnete, wieviel herauskam. Er überlegte sich jeden Posten, aber er fand schließlich, daß Vera nicht die Schuld trüge, wenn sie so viel brauchten. Eine Menge Bedürfnisse hatten sich in der Ehe herausgestellt, an die er als Junggeselle nicht einmal gedacht. Er fand aber, er sei nicht schwach gewesen, diese Ausgaben zu gestatten, sondern Vera hatte recht, sie zu machen, sie waren nötig, sie gehörten eher dazu, wenn man so lebte, wie sie es wollten.

Nur das leise Bedenken kam ihm, ob er es wirklich wollte? Er für seine Person gewiß nicht, aber er wollte, daß seine Frau glücklich wäre, daß sie sich zeigen könnte, nach ihrem Geschmack leben, daß man sie hübsch finde, wie sie hübsch doch war. Er dachte an sie so lebhaft, daß es ihm war, als stünde sie vor ihm im Atelier. Da überkam ihn eine große Sehnsucht nach Vera. Er meinte, wenn sie jetzt hereintreten könnte zu ihm, so würde er ihr entgegengehen, ihre Hand nehmen, sie in die Arme schließen und zu ihr sagen: „Es war ja nur ein Irrtum zwischen uns beiden, diese letzte Zeit. Wir müssen uns ja verstehen, Vera! Wir müssen! Denn wir sind doch nun einmal für einander bestimmt, sind aneinander gebunden für dieses Leben und lieben uns doch noch, wie nur je, wenn wir uns auch nicht immer mehr ganz verstehen."

Dann würde er sie bitten, zu vergessen, was geschehen, ihr sagen, sie wollten doch sein, wie sie am Anfang zu einander gewesen, sie müßten einander entgegenkommen, dann könnte es doch nicht anders möglich sein, als daß sie sich wieder liebten wie ...

Niki fragte sich selbst, ob er denn je aufgehört sie zu lieben? Nein, nein und tausendmal nein. Wie ein Verbrechen schien

es ihm, nur überhaupt daran zu zweifeln. Er liebte sie ja, liebte sie, wie er nur je geliebt.

Eine große Zuversicht wuchs ihm, daß alles wieder gut werden würde, und das gab ihm Mut zur Arbeit. Er mußte ja arbeiten. Arbeiten für sie, um etwas zu verdienen. Die erhobene Stimmung in ihm gab ihm Kraft. Er setzte sich und nahm eine Herbstmorgenstimmung vor, an der er vergeblich gearbeitet. Eine Menge Skizzen besaß er dazu, und doch war es ihm nicht gelungen, sie zu vollenden. Nun ging es mit einem Mal. Er arbeitete ununterbrochen wie im Fieber. Er merkte nicht das Enteilen der Stunden. So war es ihm seit Monaten nicht von der Hand gegangen.

Als das Mädchen mittags das Essen hereinbringen wollte, rief er ihr zu, ohne aufzublicken, sie sollte damit warten, er würde klingeln, wenn er so weit wäre. Sie zog sich erstaunt mit den Tellern zurück, aber der Maler rief sie nicht. Er arbeitete weiter. Es wurde ihm zu warm. Er zog seinen Rock aus und schleuderte ihn in eine Ecke. Er arbeitete weiter. Während er die Farbentupfen setzte, summte er ein Lied, irgend etwas ohne rechte Melodie, ohne Zusammenhang. Dann fing er an zu pfeifen. Und immer arbeitete er weiter. An den Geldgewinn dachte er nicht mehr. Eine Sekunde fiel es ihm ein, aber dann sagte er sich, der Künstler wäre zu verachten, der im Augenblick der Schöpfung dächte an das gemeine Geld, das herausspringen sollte.

Während seiner Arbeit veränderte sich ihm wieder sein Plan. Er wollte Außergewöhnliches machen, Außergewöhnliches versuchen. Nur nicht immer die breite Heerstraße gehen. Es trieb ihn förmlich, das Bild so zu machen, daß die Philister sagen mußten: „Wie scheußlich, wie peinlich, wie quälend, wie unmöglich!“ Gerade die, mit denen Develhorsts verkehrten, gerade die.

Darum nahm er das Gelbgrün der Wiese, auf die am Herbstmorgen die Sonne schien, immer greller, ließ die Tautropfen glitzern, daß alles funkelte, und legte als letzten Trumpf, so wie es ihm die eine Skizze zeigte, tiefe parallel fallende, lange Schatten über das ganze Bild, die von Pappeln am Rande unendlich gestreckt geworfen wurden, weil die Sonne noch ganz tief am Himmel stand.

Das Bild machte ihm Freude, und er legte erst den Pinsel aus der Hand, als es so dunkel geworden, daß er seine Farben nicht mehr erkennen konnte. Dann steckte er sich eine Cigarette an und rieb sich schmunzelnd die Finger am Tuche rein, steckte die Pinsel zusammen, daß sie gewaschen würden, und legte die Palette dazu, nachdem er die Farben oberflächlich heruntergekratzt. Morgen könnte er das Bild vollenden! Er war mit sich zufrieden!

„So, nun möchte ich essen!“ sagte er zum Mädchen, die ein ganz erschrockenes Gesicht machte und erklärte, nun würde es aber eine gute Viertelstunde dauern, bis das Essen gewärmt wäre. Da kam ihm ein Einfall. Er bestellte alles ab und ging fort. Damenkurs gab es heute abend nicht, er selbst konnte doch bei Licht nicht arbeiten, wegen des anderen Aussehens der Farben, also wollte er, wie er es so viele Jahre hindurch gethan, in das nächste Bräu hinübergehen und dort essen, rauchen, ein Glas Bier trinken und die Zeitung lesen. Dort würde ihn ja doch niemand sehen.

Er setzte sich ins Spatenbräu in der Potsdamerstraße, das zu dieser Stunde noch wenig besucht war, bestellte sich etwas zu essen und las die Zeitung. Dann legte er das Blatt fort und begann zu träumen. Es war ihm, als ob die ganze Zeit seines Ehelebens verwischt wäre, als ob ein Stück in seinem Dasein mitten heraus fehle und als ob er heute wieder dort angesetzt, wo er einst aufgehört, als ihm der Generalleutnant seine Tochter gebracht, daß er ihr das Malen beibringen sollte. Eine Menge Pläne kamen ihm wieder, während doch in der letzten Zeit ihm Erfindung, Auge, Hand und Geist versagten. Es drängte und wühlte in ihm, zu arbeiten, zu arbeiten, wie er es noch nie in seinem Leben gethan. Von früh bis abends und abends immer noch, wenn ihm die Beleuchtung den Pinsel aus der Hand zwang, zu zeichnen, zu komponieren, nachzudenken über seine Kunst.

Niki war ein Künstler, der der Arbeit bedurfte, der unglücklich war ohne Thätigkeit, schwach wurde und unlustig, je weniger er arbeitete, der aber beinahe übermenschlich wuchs an Nerven und Kraft, dessen Fähigkeiten sich zu verdoppeln schienen, wenn ein anderer gemeint, erdrückt zu werden unter der Arbeit. Er sann nach über sich selbst, er ward klar über sich selbst. Und sein

fieberhafter Drang, zur Arbeit zu eilen, trieb ihn wieder fort. Diese acht Tage des Alleinseins mußte er ausnutzen. Er mußte in seiner Kunst etwas vor sich bringen, er mußte Geld verdienen.

Jetzt wo er nicht bei der Arbeit war, dachte er wieder an das Geld. Nun durfte er daran denken — eine einfache Betrachtung, ohne den Hintergrund der Kunst.

Da fiel sein Blick auf die Zeitung vor ihm. Er las selten, beinahe nie die Kunstberichte: ein Tadel störte ihn, wie er meinte, und ein Lob machte ihm nicht sonderlichen Eindruck. Unter dem Strich stand eine allgemeine Betrachtung eines seinen Kunstschriftstellers, über dessen Urteil sich Niki früher manchmal gefreut, weil er den Malern in der Seele zu lesen schien und die Bilder nicht nach dem Äußeren, nicht nach der Technik beurteilte, sondern diese als selbstverständlich voraussetzte, während er nur nach dem zu fragen pflegte, was tiefer lag, das ihm das Beste schien.

„Gedanken über den Stand der heutigen Malerei“ hieß der Artikel.

Niki zögerte, ob er lesen sollte. Vielleicht ärgerte er sich doch. Aber er las plötzlich in der Zeile seinen Namen. Da siegte die Neugier. Lob that ihm gut. Er bildete sich zwar ein, es würde nur sein, weil gerade dieser schrieb. Ein anderer würde ihm gleichgültig sein. Er nahm die Zeitung in die Hand. Die geistvollen Ausführungen fesselten ihn. Er las weiter. Seinen Namen konnte er nicht wiederfinden. Endlich entdeckte er ihn. Er hatte geglaubt, irgend ein Bild besprochen zu finden. Nichts dergleichen. Er fand nur die Worte:

„Seit Sandtners Abend auf der diesjährigen Ausstellung ist mir der Geschmack an vielem verdorben, das ich der glänzenden Mache halber noch immer gern betrachtete. Dieses Bild muß man lieben. Es erregt den Eindruck, als wäre die Malerei da ganz nebensächlich. Man würde es nicht bemerken, wenn irgendwo die Technik versagt hätte. Ich bitte mich recht zu verstehen: ich will nur damit ausdrücken, wie nichtssagend die reine Fertigkeit neben solchen Leistungen erscheint. Mit diesem für manchen Sensationssucher gleichgültigen (weil zu tief, zu einfach, zu groß) Bilde ist der Höhepunkt heutiger, deutscher Malerei erreicht. Wir sehen ein Stück Erlebnis, Seele. Der Maler dieses Bildes ist ein großer Dichter, der nur zufällig als Ausdrucksmittel nicht das Wort wählte, sondern die Farbe . . .“

Niki las mit angehaltenem Atem. Er flog über die Zeilen, und nun nahm er das Blatt noch einmal in die Hand, um ein zweites Mal darüber hin zu fliegen. Das freute ihn doch, das beschämte ihn beinahe. Er wurde unruhig, eine große Sehnsucht packte ihn, sein Bild wiederzusehen, das drüben im Atelier stand, noch in der Kiste, wie es von Leipzig gekommen, wo es diesen Herbst ausgestellt gewesen.

Niki zahlte und eilte davon. Schnell nahm er Stemmeisen und Hammer, löste den Deckel, holte das Bild heraus, stellte es auf und setzte sich vor sein Werk. Da kam ihm die Erinnerung an die Zeit, da er diese Leinwand bemalt in Hangen und Bangen um sein kommendes Glück. Er saß lange vor dem Bilde. Es war gut, es war schön; aber nicht er hatte es geschaffen, die Liebe hatte es für ihn gethan. Die Liebe, die noch nicht ihr Ziel gefunden, die warb um Gegenliebe. Und nun war sie schon tot. Sie war erkaltet in Veras Herzen, erkaltet immer mehr. Es konnte ja nicht anders sein. Es konnte, konnte ja nicht anders sein, sonst wäre Vera anders gewesen.

So wie sie war gegen ihn, so gab sich die Liebe nicht. Er konnte doch gar nicht mehr daran zweifeln. Er lächelte wieder auf das Bild, er dachte an alles das, was er damit hatte ausdrücken wollen, daß es ein Heim darstellen sollte zweier glücklicher Menschen, die sich abschlossen von der Außenwelt, die nichts brauchten, als sich zu besitzen, einer den anderen!

Und was war daraus geworden? Wo war der Traum seines Bildes hin?

Er stützte die Stirn in die Hand und sann. Es erschien ihm so eigen das alles, wie es gekommen, wie sich sein Leben gestaltet. Es war vorbeigehuscht wie ein glänzender, kurzer Traum, vorübergegangen wie ein Rausch. Warum mußte das sein? Warum war es ihm vom Schicksal bestimmt, daß es so kommen sollte? Es gab so viel Glück in der Welt, so viele Ehen, in denen Mann und Frau eins waren vom Anfang an. Er dachte daran, wie ihm die Mutter einmal erzählt, daß sie sich mit dem seligen Vater niemals während ihrer ganzen Ehe



Ölstudie von Peter Janßen.

gezankt. Das hatte er damals gar nicht begriffen und ihr geantwortet, wenn sie das auch keinen Zank nennen wolle, so müßten sie doch gewiß einmal uneins gewesen sein. Ein erregtes, ein hartes Wort wäre doch gefallen. „Nein," hatte sie geantwortet, „ich kann mich nicht errinnern, daß wir je verschiedener Meinung gewesen wären."

Plötzlich fiel Niki die Traurede des alten Geistlichen ein, wie er ihnen vom Freundschaftsbund der Ehe gesprochen, und er dachte an die Bibelstelle, die ihm aus ferner Kinderzeit noch fest im Gedächtnis saß, wo es hieß im Buche Ruth: „Wo du hin gehest, da will ich auch hin gehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch."

So hatte er sich sein Weib geträumt, so stand sie auf dem Bilde. Aber es war alles anders gekommen. Er haderte mit seinem Schicksal, daß es gerade ihn getroffen. Warum mußte das sein? Gerade ihn?

Aber noch gab es vielleicht eine Umkehr, er durfte die Hoffnung nicht aufgeben. Auch er trug wohl Schuld. Er wollte ihr die Hand reichen, ihr vorstellen, wie sie es anders machen könnten, ihr sein Teil Schuld bekennen, daß sie sehen sollte, wie er nicht selbstgerecht wäre. Es sollte alles geändert werden, was ihr nicht genehm. Er nahm sich vor, wie er es schon gewollt, die Bildsäule drüben, die Anlaß zu Streit gegeben, fortnehmen zu lassen. Zu ihm sollte sie kommen ins Atelier. Da konnte sie bei niemand Anstoß erregen. Dann wollte er sie überraschen mit dem „Abend." Den würde er in den Salon hängen, gewissermaßen als Geschenk für sie, als einziges Bild von seiner Hand.

Dann wollte er ihr schreiben, seine Stimmung erklären, seinen Wunsch, seinerseits aus dem Weg zu räumen, was sich zwischen sie gestellt. Er wollte sich demütigen, so sehr er nur konnte. Er wollte alles auf sich nehmen des Friedens willen. Er wollte lieb und herzlich zu ihr sprechen. Alles sollte vergessen sein. Sie wollten von vorn beginnen.

Morgen würde er das Bild hängen. Heute abend schrieb er noch den Brief! Die Mutter brauchte nichts davon zu erfahren. Er schämte sich vor ihr. Früher hatte er ihr alles gesagt, alle Sorgen und Nöte dem treuen Mutterherzen offenbart. Jetzt wollte er mit seinem Weibe allein kämpfen, Auge in Auge, und sie besiegen durch Offenheit, durch Edelmut, durch Liebe.

Es war schon spät geworden, und er wollte morgen zeitig heraus, denn er mußte arbeiten, solange das Licht reichte. Aber der Brief brauchte nicht lang zu sein. Nur einige Zeilen. Er nahm einen Bogen und schrieb:

„Meine geliebte Vera!

Zum erstenmal, seitdem wir verheiratet sind, bin ich getrennt von Dir, und in der Einsamkeit ohne Dich erwachen allerlei Gedanken. Ich habe nachgedacht über unser Leben miteinander. Ich fand, daß es nicht so ist, wie es sein müßte. Wir streiten uns, wir sind heftig, böse, wir thun uns weh, uns Leid an, wie es bei zwei Menschen doch nicht sein dürfte, die sich lieben. Und wir lieben uns, es ist ja nicht anders denkbar. Ich liebe Dich, Vera, aber meine Liebe ist klein und demütig. Ich weiß, daß ich nicht immer Geduld gehabt habe. Ich weiß, daß ich Egoist war, daß ich nicht immer daran dachte, Dir alles zu ebnen und zu erleichtern. Zwei Menschen, jeder Art, müssen sich aneinander gewöhnen, müssen sich einrichten miteinander, manches verzeihen, vieles nachsehen. Ich habe nicht genug beachtet, daß der Schritt vom Mädchen zur Frau eine Umwälzung bedeutet, wie sie für uns Männer nicht stattfindet, da wir in unserem Hause bleiben, da wir schon vorher voll im Leben standen. Ich hätte mehr Rücksicht nehmen müssen auf Dich, Dir nachgeben, mich sorgen um Deine Wünsche, um Deinen Willen. Ich will ändern, Vera, ich will mich bemühen, Dir immer zu zeigen, wie lieb ich Dich habe. Vielleicht war diese kurze Trennung ganz gut für uns beide, damit ich nachdenken konnte, mir klar werden über alles das. Wenn Du wiederkommst, dann wollen wir ein neues Leben miteinander anfangen, dann wollen wir uns wieder lieb haben wie in der ersten Zeit.

Das soll das einzige Streben sein
Deines
schlechten, bösen Niki,
der Dich so gern glücklich machen möchte."

Der Brief war länger geworden, als er gewollt, und doch schien es ihm, als hätte er noch unendlich viel auf dem Herzen gehabt, das er nicht hatte ausdrücken können.

Am nächsten Tage arbeitete er von früh bis abends in Kraft und Laune: es wurde ja alles wieder gut zwischen ihnen. Abends war Damenkurs, und er blieb dieses Mal fast die ganze Zeit verbessernd, belehrend, zeichnend zwischen seinen Schülerinnen, so daß Fräulein Meyer mit dem Tituskopf zu den anderen Damen sagte, als das Modell abgetreten war und man die Malgegenstände zusammenpackte:

„Heute hat er uns mehr beigebracht als im ganzen letzten Jahre!"

Und Fräulein Coldewey, das noch immer trotz Nikis Verwunderung seine Schülerin war, meinte: „Der Meister war bei Laune."

Sie blieb zurück mit zwei Schwestern, zwei älteren Fräulein Bernhard und einer Witwe Frau Rathenow, die seit dem Tode ihres Mannes, eines Journalisten, sich durch Blumenmalen ernährte und von Niki umsonst aufgenommen worden, da sie außergewöhnliches Talent besaß. Er hatte sich bereit erklärt, mit diesen Fortgeschrittensten einmal in der Woche allerlei künstlerische Fragen durchzusprechen, die ihm am Herzen lagen.

Nun kam er zurück und nahm unter den Damen Platz. Es war mehr eine Plauderstunde, aber nur von Kunst wurde gesprochen. Sie redeten von Auffassung, von Haltbarkeit der Farben, Tempera, Gouache, Aquarell, Pastell, Öl und Kreide. Von der Eignung der Verfahren für verschiedene Zwecke, von Komposition und Phantasie beim Malen, von der Treue der Naturwiedergabe, vom Möglichen und Unmöglichen dabei, kurz, von den Grenzen der Kunst. Einige Fragen der Perspektive wurden besprochen, und endlich kam die Rede auf Radierung, von da auf Klinger, von Klinger zur Farbe bei Werken der Bildhauerkunst. Wie die Griechen ihre Bildsäulen bemalt, wurde gefragt; ob man das Material gleich farbig nähme oder später erst tönen solle.

Fräulein Coldewey fand nicht alle bunten Statuen schön.

Da fiel Niki die Delila ein, die er am Morgen hatte ins Atelier schaffen lassen und die nebenan stand. Er wußte, daß die Damen sie nicht kannten.

„Wollen Sie einmal eine bunte Statue sehen, deren leichte Tönung beinahe das Schönste darstellt, das heute darin gemacht worden ist?"

„Gern!"

„Natürlich!"

„O, das wäre schön!" klang es durcheinander aus dem Munde der Damen.

Niki öffnete die Thür zu seinem Atelier. Die Damen traten ein. Sie gingen langsam, bescheiden, als träten sie ein in ein Heiligtum, und als der Maler noch eine zweite Lampe und ein Paar Wandleuchter entzündet, blickten sie sich scheu, fast ehrfurchtsvoll um. Sie standen ja an der Arbeitsstätte des Mannes, den sie über alles verehrten, des Mannes, der ihnen Wegweiser war in der Kunst, die ihr bescheidenes Leben erhellte, ihres Meisters.

Keine redete ein Wort, sie waren stumm in Bewunderung.

Fräulein Coldewey, von der die anderen Damen heimlich behaupteten, daß sie nur deshalb trotz ihres eignen Könnens, trotz ihrer fünf- oder sechsundzwanzig Jahre bei Niki Sandtner weiter malte, weil sie ihn im stillen liebe, blieb voller Andacht in der Nähe der Thür, und blickte sich um: hier also arbeitete ihr Meister, hier wuchsen seine Pläne und Gedanken. Sie mußte sich alles genau besehen: sonst ließ er niemand ein in sein eignes Atelier, ja er vermied es sogar augenscheinlich; und nur seine Frau, damals als Mädchen, hatte, zu aller Erstaunen, dort malen dürfen.

Sie standen nun vor der „Delila" lange Zeit stumm. Die Damen betrachteten sie von allen Seiten voller Bewunderung. Die reinen Künstleraugen stießen sich nicht an dem Unbekleidetsein der Figur. Sie sahen nichts davon. Sie schauten das Bildwerk nur an auf Ausdruck und Schönheit.

„Philister über dir?" buchstabierte Fräulein Coldewey, indem sie das letzte Wort zur Frage im Tone hob.

Niki antwortete nicht darauf, er machte nur die Damen auf einzelne Schönheiten aufmerksam, auf den Fluß der Linien, auf den Ausdruck des triumphierend unbarmherzigen Gesichtes, vor allem auf die leichte Tönung. Er fragte, ob man sich die Delila etwa in weißem Marmor würde denken können, und die Malerinnen mußten eingestehen, daß hier die Farbe dem Bildwerke erst das Beste verlieh.

Frau Rathenow wußte sich nicht zu

lassen vor Bewunderung. Sie blickte sich erstaunt in dem weiten Raume um, wo nach ihrem Dafürhalten lauter Meisterwerke hingen und standen. Eigentlich schämte sie sich, von Delila nichts zu wissen, aber in der That, sie hatte nur eine dunkle Ahnung, daß es ein biblischer Name wäre. Wo er vorkam, vermochte sie nicht zu sagen.

Sie überwand sich und fragte.

„Die den Simson verriet," antwortete das eine Fräulein Bernhard, und ihre Schwester fügte hinzu:

„Es steht ja unten: ‚Philister über dir.'"

Als die Damen über die Bibelstelle sich unterhielten und eine unglückliche Citationssuche anstellten, ging der Maler in das Nebenzimmer und holte eine Heilige Schrift, die er wie üblich bei seiner Hochzeit vom alten Geistlichen als Geschenk empfangen. Er hatte einst selbst, als er mit Gerstenstock in unendlichen Abenden über die Delila gesprochen, ihm den Namen erfunden. Der Bildhauer quälte sich um seine Bezeichnung. Der abenteuerliche Gedanke war ihm schwer auszutreiben gewesen, den Namen seiner eignen Frau darunter zu setzen, und nur der Freunde gemeinsame Vorstellung, daß er damit zum Vogel werde, der das eigne Nest beschmutzt, hatte ihn vermocht, davon abzustehen.

Niki wälzte die Seiten durch. Er wußte nicht ganz genau, ob es in der Chronika, in den Königen oder in den Richtern stünde, bis das eine Fräulein Bernhard bescheiden meinte: „Simson war doch Richter über Israel ..."

„Richtig."

Und da fand er die Stelle. Er überflog sie erst einen Augenblick allein, um nur die Verse zu wählen, die paßten, dann las er ausdrucksvoll mit lauter Stimme aus dem sechzehnten Kapitel vor:

4. Darnach gewann er ein Weib lieb am Bach Sorek, die hieß Delila.

— — — — — — — — —

16. Da sie ihn aber drang mit ihren Worten alle Tage, und zerplagte ihn, ward seine Seele matt bis an den Tod —

— — — — — — — — —

20. Und sie sprach zu ihm: Philister über dir, Simson!

— — — — — — — — —

Nun verstanden die Damen, und zugleich, während er im Lesen war, kam Niki ein Gedanke, der bohrende Gedanke, ob seine Frau ihm nicht eine Delila würde, die ihn zermarterte, die ihn zerplagte, die ihn trieb mit ihren Worten alle Tage, bis seine Seele matt würde bis an den Tod.

Er blieb schweigsam, geleitete die Schülerinnen zurück in das Damenatelier, und sie merkten, es war genug für heute. Sie hatten gehofft, er würde einmal die Schätze seiner Schränke öffnen und ihnen von seinen Skizzen zeigen. Heute, wo sie einmal in sein Allerheiligstes gedrungen, wäre der Augenblick günstig gewesen. Aber er schien müde zu sein.

Darum gingen sie.

Auf der Straße noch, während sie ein Stück denselben Weg hatten, sprachen sie von dem großen Ereignis dieses Abends. In ihrem stillen Altjungferndasein, in das nur die Kunst einen hellen Lichtschein warf, war dieser Mann mit dem scharfen Auge, der unfehlbaren Hand, der tiefen Künstlerseele ein Großer, beinahe ein Gott. Und es war ihnen ein Unvergeßliches für ihr Leben, das sie nach

Aus unserer Studienmappe:



Aus Albert Richters Skizzenbuch.

Hause trugen heute, wie er ihnen einen Blick gestattet in seine Werkstatt.

Niki aber saß stumm in seinem Atelier. Er dachte an Vera. Heute abend nicht so weich wie gestern, als er ihr den Brief geschrieben. Er empfand sie in seinem Instinkte, als müsse er sich vor ihr seine Kraft bewahren, sie wohl hüten, daß sie ihm bliebe.

Heute besaß er sie noch, sie war nicht von ihm gewichen wie von Simson, dem Starken, die Kraft zur Arbeit.

Aus unserer Studienmappe:



Mexikaner auf Vorposten.
Aus A. Richters Skizzenbuch.

21.

Und Niki arbeitete ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend, bis Vera wiederkam.

Er besuchte nicht die Mutter. Er wollte sich nicht eine Stunde herausreißen lassen. Ihm war es doch, als sei ein Warnungsruf wiedergehallt in seiner Seele. Er mußte arbeiten, schon um die Ebbe zu bannen in seiner Kasse, und er wollte arbeiten, um zufrieden zu sein, nur zu fühlen, daß er das Brot zu essen sich ehrlich verdient.

Vera hatte nur zweimal geschrieben. Eine Postkarte mit einem Gruße und der kurzen Angabe, daß sie gar nicht zur Besinnung komme vor lauter Dingen, die sie vorhätten. Dann ein Brief als Antwort auf den seinen, kurz, sehr nett, ganz herzlich in den ersten Zeilen, dann aber oberflächlich nur von all den Vorgängen handelnd, die ihr in diesen Tagen in Aussicht stünden. Der Vater würde seinen Aufenthalt noch ein paar Tage ausdehnen, und es würde Niki wohl recht sein, wenn sie mit ihm bliebe. Im übrigen ginge es doch auch kaum anders, da sie nicht allein zurückreisen möchte.

Endlich kam sie. Niki holte sie am Bahnhofe ab. Sie war sehr lustig und guter Dinge, küßte ihn ein dutzendmal und rief mit wirklichem Freudenausdruck:

„Nein, wie ich mich freue, dich wiederzuhaben, Niki! Mein guter, lieber, alter Niki!“

Zum erstenmal sagte sie „alter“, als ob er ein Haus sei, ein gutes, liebes Möbel und Haustier. Und es war Niki bei diesem Worte, als setze es ihn herunter, als dämpfe es die Freude des Wiedersehens.

Als sie in der Droschke nach Hause fuhren, konnte er sich nicht enthalten, es zu sagen. Warum sie ihn „alter Niki“ genannt. Er fände, es gäbe eine falsche Note in ihrer Stellung, es höre sich an wie ein Mißton.

Sie begriff gar nicht, was er wollte:

„Du bist ja ein rechter Pedant geworden! Ein wahrer Philister!“

„Philister? Ich?“

Ihm, dem Künstler, durfte sie das nicht vorwerfen. Es gab eine kleine Verstimmung, aber sie ging vorüber. Niki hatte ihr Essen bestellt, und sie setzten sich sofort zu Tisch! Vera fing an zu schwatzen und erzählte ununterbrochen von der Hochzeit und allem, was sie erlebt. Sie nannte hundert Namen der Leute, die eingeladen gewesen, die sie kennen gelernt, lauter Namen, die ihm fremd waren. Von der Braut sprach sie, von ihrem Aussehen, von ihren Manieren, ihrer Art, von ihrer Verwandtschaft, mit wem sie selbst dadurch in näherer oder entfernterer Art und Weise in Beziehung gekommen wären. Dann beschrieb sie genau die Trauung, das Diner, die Toaste, wie Ewald ausgesehen, was er gesagt, was man von

ihm gesagt, was man von ihr gesagt, wer alles etwas gesagt, wie oft, wo, wann —

Alles, auch das Kleinste, gewann Wichtigkeit in ihrem Munde. Von dem Gute fing sie an zu schwatzen, wo sie dann mit dem Vater zu Besuch gewesen, von Jena erzählte sie, von der Reise, wer im Coupé mit ihnen gesessen — alles — alles — ward breit getreten, nur von Niki sprach sie nicht. Sie fragte nicht, wie es ihm ergangen, nicht, ob er sich nicht gewundert, daß sie länger fortgeblieben, nicht, ob er sich gesehnt nach ihr, nicht nach der Mutter, wie es ihr ginge, ob sie den Sohn besucht, oder er sie.

Vera schien sich nur für ihre Erlebnisse zu interessieren. Von Nikis Arbeit — kein Wort. Von seinem Briefe, auf den er sein Eheleben hatte aufbauen wollen — nicht eine Silbe.

Da erstarb auch ihm jede Regung weicherer Art. Seine Seele verhärtete sich. Er ward verschlossen, starr und steif. Und als sie nun als einzige Frage, was während ihrer Abwesenheit in Berlin geschehen, bloß wissen wollte, wie die Mädchen sich geführt, ob Besuche gekommen, ob die Schneiderin mit einem Ballkleide gekommen, das sie sich bestellt, da sagte Niki bitter:

„Das Ballkleid ist das einzige, das dir von Wichtigkeit ist?"

„Wieso?"

„Weil du bloß danach fragst?"

„Ich habe mich doch nach allem erkundigt?" antwortete sie ganz erstaunt.

Das war ihm zuviel, und er antwortete vorwurfsvoll: „Ein Ballkleid hast du dir auch noch bestellt?"

„Ich habe ja keins.

„Aber wozu brauchst du denn ein Ballkleid?"

„Na, für einen Ball natürlich.

„So — aber ich habe doch nie etwas davon gesagt, daß wir auf Bälle gehen wollten?"

„Aber ich! Ich gehe."

„Nein. Ich will doch zum mindesten davon unterrichtet werden!"

Sie sah sich in ihren Gesellschaftsplänen bedroht, darum fuhr sie plötzlich wütend auf: „Was, du willst mir verbieten, mich zu amüsieren?"

„Durchaus nicht, nur ist es doch das wenigste, daß ich beizeiten etwas von deinen Plänen erfahre!"

„Ich sage dir's ja jetzt!"

„Ja, jetzt, wo du schon dein Kleid bestellt hast u. s. w."

Er war sehr erregt geworden. Mit Spannung hatte er darauf gewartet, daß sie nach seinen Arbeiten fragen sollte, sehnsüchtig hatte er auf den Augenblick gelauert, wo sein Wohl und Wehe in Frage käme, zitternd, herzklopfend hoffte er, daß sie ihm auf seinen Brief hin ein Wort erwidern möchte. Nun begann ihr erstes Zusammensein mit einem Streit. Wieder wollte er sich beherrschen, wollte nachgeben, verzeihen, nur um gut zu sein, nur daß er Ruhe und Frieden hätte. Aber sie ließ das Gespräch nicht fallen, sondern antwortete von oben herunter:

„Ich weiß gar nicht, was du überhaupt willst — es ist schon alles mit den Geschwistern verabredet."

Er stutzte: „Verabredet? Schon alles verabredet? Mit wem?"

„Nun eben mit den Geschwistern!"

„Mit Ewald?"

„Mit wem denn sonst? Mit Ewald und Marie."

Da wurde er kleinlaut in seinem Ärger und that, als verstünde er nicht.

„Wer ist Marie?"

„Marie? Unsere Schwägerin. Ewalds Frau."

Er zuckte die Achseln: „So, ich hatte vergessen, wie sie heißt."

„Deine Schwägerin? Das ist doch lächerlich."

„Sie ist es einmal eben erst geworden. Dann interessiert sie mich wirklich nicht genügend. Es ist ja auch ziemlich gleichgültig, ob ich weiß, daß sie Marie heißt. Ich habe wahrhaftig wichtigere Dinge im Kopf als diesen dummen Familienklatsch."

Vera sprang auf, puterrot und stellte sich vor Niki hin: Sie drohte ihm mit der Faust und rief, sie ließe sich nicht so behandeln, sie hätte nicht geheiratet, um solche Erfahrungen zu machen. Und in ihrem Ärger redete sie sich immer weiter in die Wut hinein, behauptete, fern von Niki viel glücklicher gewesen zu sein, schwor, sie würde augenblicklich das Haus verlassen und nach Jena zurückkehren oder zu ihrem Vater, rief einmal über das andere, er solle einmal sehen, wer das Heft in der

Hand behielte hier im Hause. Sie würde ihm das Leben zur Hölle machen, sie würde sich rächen, sie würde alles thun, um ihn unglücklich zu machen — —

Dann schöpfte sie ein wenig Atem, um nach ein paar Augenblicken wieder zu beginnen:

„Und das sage ich dir, damit du es nur weißt. Also mit Ewald ist alles verabredet. Die werden diesen Winter ausgehen, sobald sie in Berlin sind. Die müssen ausgehen, denn sie gehören zur Gesellschaft und wollen nicht verkommen und verbauern. Und ich lasse mich nicht zwingen von dir und etwa einsperren. Dazu hast du kein Recht. Ich gehe auch aus, auch auf die Bälle, wohin ich gehöre. Als Mädchen bin ich überall gewesen in der Gesellschaft, und da will ich nicht, daß es heißen soll, die ist, seitdem sie verheiratet ist, deklassiert und Nonne geworden und eingemauert und zeigt sich nicht mehr, weil der Herr Gemahl nicht will und sie einsperrt und — und — keine Lebensart hat — —"

Niki ließ sie nicht weiter reden. Ein übersinnlicher Zorn packte ihn plötzlich, und er donnerte sie an mit aufgerissenen Augen, bebenden Nasenflügeln und zuckendem Munde: „Schweige! Ich befehle dir, zu schweigen!"

Das Wort erstarb ihr im Munde. Sie erschrak vor seinem Ausdruck, der dem eines bis zur Besinnungslosigkeit gereizten Menschen glich. Seine Augen flammten sie an, daß sie seinen Blick nicht aushalten konnte und die ihren zu Boden schlug. Seine Hand zitterte. Sein Atem ging heftig. Er, den sie sonst ein wenig klein, schmächtig und unscheinbar gefunden, schien gewachsen neben ihr.

Niki blieb eine halbe Minute vor ihr stehen, während der sie sich nicht zu bewegen wagte. Sie hatte nicht den Mut, ein Wort zu sprechen. Es war ihr, als müsse sie gewärtigen, daß er sie beim ersten Laut zu Boden schlüge. Sie wußte, sie hatte ihn wieder beleidigt, aber warum war er auch so. Er gönnte ihr kein Vergnügen, er mochte die Gesellschaft nicht, und nun verlangte er, daß sie eingesperrt bliebe wie in einem Kloster. Das ließ sie sich eben nicht gefallen, und Ewald hatte sie darin bestärkt. Diesen Winter wollte und mußte sie einmal tüchtig ausgehen. Wenn er nicht mitging, nun so hatte sie ihn nicht nötig: die Geschwister würden ihr Rückhalt genug sein.

Jetzt hatte sie freilich unrecht, aber bitten konnte sie nun einmal nicht. Sie konnte und konnte es nicht. Sie hätte es nicht über die Lippen gebracht, denn sie meinte, er müßte doch ebensoviel unrecht haben wie sie.

Darum blieb sie starr und steif stehen.

Niki sprach nichts weiter. Er wandte sich auf dem Absatze und ging, ging ganz ruhig, lautlos über den Teppich, schloß ruhig hinter sich die Thür. Auf dem Flur traf er das Mädchen, das die süße Speise brachte, die sie noch nicht gegessen. Er sagte ihr mit möglichster Fassung: „Bringen Sie es nur herein. Ich esse nichts mehr."

Dann ging er ins Atelier und schloß die Thür hinter sich ab. Das Herbstmorgenbild stand auf der Staffelei beinah fertig. Damit, mit seinem Fleiße hatte er Vera überraschen wollen. Nun war es ja ganz gleichgültig! Nun hatte es keinen Zweck mehr. Er hatte keine Freude mehr daran. Das Bild gefiel ihm nicht mehr. Am liebsten hätte er es herunter genommen, gegen die Wand gekehrt und nie wieder angesehen. Sie sollte gar nicht wissen, daß er es gemacht. Aber es fiel ihm ein, wie sie wohl gar nicht das Atelier betreten würde oder doch, falls sie gekommen, nicht einmal bemerken würde, ob dort etwas Neues stand.

Sie kannte seine Bilder ja gar nicht!

Er lachte höhnisch laut. Die Erregung zitterte immer noch in ihm nach, er fühlte sich unfähig, jetzt zu arbeiten. Sobald sie das Haus betrat, konnte er nicht mehr arbeiten! Darum nahm er den Hut, Mantel und Stock und ging.

Er dachte daran, das Mädchen zu rufen, um ihr aufzutragen, Vera auf ihre Frage zu sagen, er sei ausgegangen. Doch er fand es nicht einmal nötig: er ging eben, ging, wohin es ihm beliebte; daß er nicht anwesend war, würde sich doch leicht feststellen lassen.

Nach welcher Seite er sich wenden sollte, wußte er nicht. Zuerst war er ohne bestimmte Absicht fortgelaufen, nur, um sein Haus zu fliehen. Als er eine Strecke weit gegangen war, dachte er ruhiger. Er mußte einen Zweck haben, er mußte wissen, wohin. Sein erster Gedanke war: zur Mutter.

Doch nach ein paar Schritten kam er zu anderer Überlegung. Sie wußte, daß Vera eben erst zurückgekehrt. Er wollte die alte Frau nicht erschrecken, denn beherrscht hätte er sich doch nicht völlig.

Da dachte er an seine alten Freunde und faßte den Entschluß, einen von ihnen aufzusuchen. Den Maler traf er nicht, und auch den kleinen Kühne fand er nicht zu Hause. Der saß wahrscheinlich wie gewöhnlich im Café und studierte das Leben, wie er es zu nennen pflegte, während er in Wirklichkeit dort nur Kellnerstudien machen konnte.

Aber der Bildhauer war zu Haus.

„Du, Niki?" sagte er ganz erstaunt. Er war gerade im Begriff, mit seiner Frau essen zu gehen, und sie bürstete ihm die Beinkleider ab, auf denen überall feiner weißer Staub lag.

Niki fragte: „Du hast wohl gearbeitet?"

Gerstenstock antwortete lachend, indem er seine Frau ansah:

„Gott verdamm mich, da hast du mich in falschem Verdacht. Seitdem ich den pompösen Tausch gemacht habe mit der Delila, haben wir ja riesig viel Geld durch deine Anständigkeit. Es wird zwar wohl nicht weit langen, aber immerhin — —"

„Und da arbeitest du nicht?"

„Nicht um 'ne Million — solange ich Geld habe! Das heißt, wenn du mir die Million garantieren könntest, finge ich an. Aber, sobald ich sie hätte — nicht mehr fünf Minuten —"

Sie gingen miteinander in das nächstgelegene Restaurant. Dort bestellte sich der Bildhauer zu essen, und Niki setzte sich dazu.

„Arbeitest du wirklich nichts?" fragte Niki.

Gerstenstock zuckte die Achseln: „Weiß der Satan, nee! Ich habe überhaupt seit einiger Zeit gar keine Lust mehr, aber auch gar keine, kann ich dir sagen. Ich glaube, ich habe mich ausgegeben. Mir fällt nichts ein, und ich habe auch gar keinen Mumm auf irgend etwas. Ich bin sozusagen an 'n toten Punkt angekommen."

„Es wird schon wieder gehen. Wir haben alle so unsere Zeiten der — der — des Tiefpunktes, der Windstille, der Depression!"

„Der Bildhauer lachte: „Du bist doch immer ein guter Kerl, ‚wir' zu sagen. In Wirklichkeit meinst du doch nur: der brave Gerstenstock, aber ich nicht."

„O nein, ich auch!"

„Wahrhaftig?"

„Es ist mein Ernst!"

Gerstenstock legte Messer und Gabel aus der Hand und blickte seinen alten Freund besorgt an: „Niki, du bist nicht glücklich?"

„Wer sagt das?" gab der Maler müde zurück.

„Ich denke mir's so! Wenn ein solcher Riesenkerl, wie du, so etwas sagt, was sollen wir denn dann machen! Du, der schöpferischste Mensch, der mir je unter die Finger gekommen ist. Laß dich mal auslachen, lieber Junge. Auslachen, sage ich dir. Oder irgend was ist bei dir nicht in Ordnung! Kann mir nicht helfen! Kenne dich doch, alter Pinsel!"

Niki schüttelte den Kopf. Er wollte nicht sprechen, und auch der Bildhauer ging schnell darüber hinweg. Er erzählte allerlei Unsinn aus der Vergangenheit, von einstigen Freunden und Freundinnen, ohne daß seine Frau aus ihrer stumpfen Ruhe erwacht wäre. Als sie gingen, ließ er sich gern von Niki die Zeche zahlen. Der Maler dachte zwar daran, daß auch er das Geld zusammennehmen müsse, doch gegen den alten Freund war er immer in glänzender Lage und, seitdem er Bilder verkaufte, war es einmal seine Gewohnheit, für Gerstenstocks im Restaurant aufzukommen.

Auf der Straße meinte der Bildhauer plötzlich: „Weißt du, Niki, wenn mir heute jemand 100 000 Mark Rente zusagte unter der Bedingung, daß ich nie wieder etwas machen dürfte — ich nähm's sofort an! Und du?"

Niki antwortete mit leuchtenden Augen, entschieden, kurz, kräftig: „Nein!"

Aber auch Gerstenstock hatte es nicht so gemeint, denn er gestand seinem Freunde geheimnisvoll, daß er eine Astarte im Sinn habe, so verrückt, daß sie nie jemand würde kaufen wollen und sie keine Jury je zur Ausstellung zuließe. Und wenn er wegen ihr gehangen werden sollte, er machte sie doch.

Dann trennten sie sich. Niki ging nach Haus. Er war ruhig geworden. Das Mädchen sagte, Vera sei ausgegangen. Da schloß sich der Maler in sein Atelier ein, und die äußerste Anspannung seiner Nerven



Im Sonnenschein. Nach dem Gemälde von Max Thedy.

entlud sich darin, daß er sich aufs Sofa warf und in einen bleiernen Schlaf fiel, aus dem er erst am nächsten Morgen erwachte, ohne sein Bett berührt zu haben.

22.

Dem Weihnachtsabend sah Niki mit Bangen entgegen. Er hatte diesen Tag immer ganz allein mit der Mutter gefeiert, seit Jahren schon, nur in seinen Wanderjahren in Paris hatte er ein deutsches Christfest mit den anderen deutschen Künstlern begangen. Diesmal sollte die ganze Familie versammelt sein: Otto würde Urlaub bekommen, Ewald und Frau waren dann von der Hochzeitsreise zurück, in Berlin eingezogen, zum erstenmale im Vaterhause. Da konnten sie unmöglich fehlen.

Als er mit Vera über das Fest sprach, und die Mutter erwähnte, die doch nicht allein bleiben könne den Abend, zuckte Vera nur die Achseln und sagte mit großer Entschiedenheit: „Richte es ein, wie du willst. Nur eines sage ich dir: zur Bescherung müssen wir bei Papa sein!"

„Müssen? Und Mutter?"

„Die kann ja mitkommen. Ich brauche ja bloß Papa ein Wort zu sagen."

„Aber du weißt, daß sie das nicht thun wird. Zu fremden Leuten geht sie nicht."

„Das sind doch nicht fremde Leute!"

„Für sie allerdings. Marie kennt sie überhaupt noch nicht — du kannst es der alten Frau nicht zumuten."

Vera warf die Lippen auf und meinte, dann sei es eben ihre Schuld und sie möge bleiben, wo sie wolle. Niki fühlte, daß in alle dem immer ein Teil Wahrheit steckte. Sie ging oft vom Richtigen aus, aber die Art und Weise, wie sie es vorbrachte, hatte etwas, das wiederum ihr Recht nahm und ihren Mann reizen mußte. Sie hatte immer etwas so Befehlendes und Hochmütiges im Ton. Ihre ganze Sprechweise war von oben herunter, als müsse allein ihr Wille gelten, als wären nur Rücksichten zu nehmen auf sie allein. Alles Liebe, alle Weichheit war aus ihrer Art und Weise verschwunden. Es schien, als wollte sie in Kleinigkeiten siegen, ihre Wünsche allein durchsetzen und, wenn er nicht gehorchen würde, ihn quälen bis aufs Blut.

Nun, da sie gefunden, daß er sich nicht beugen ließ, daß ihm nicht durch Herrscherton und Gewalt beizukommen war, versuchte sie etwas anderes. Sie umschmeichelte ihn, sie umging seinen Zorn, sie fürchtete sich vor seinem Aufbrausen, seit er sie angedonnert: „Schweige! Ich befehle dir, zu schweigen!" Er war doch fürchterlich gewesen in diesem Augenblick, und sie hatte eine Sekunde geglaubt, er könnte sich in sinnloser Raserei an ihr vergreifen.

Jetzt fing sie an zu bitten, stellte sich unglücklich, traurig und that, als wäre sie die geknechtete, unterdrückte Frau, die zu leiden hatte unter den Launen des Gebieters.

Da gab er ihr Weihnachten zu. Sie wollten es so machen, daß sie nachmittags die Mutter zu sich einluden und abends zur Bescherung zum General gingen, so daß jeder sein Teil erhielt.

Für die Weihnachtseinkäufe verlangte Vera Geld. Zum erstenmal seit Jahren hatte Niki beinahe nichts in der Kasse, so daß ihn schon die Sorge gequält um die am ersten Januar fällige Miete. Er sagte es Vera, damit sie vorsichtig sein sollte in ihren Einkäufen. Sie fragte ganz erstaunt, ob er denn nichts gearbeitet hätte? Er sollte doch arbeiten, damit sie Geld hätten, immer arbeiten, viel arbeiten. Sie würde ihn wahrhaftig nicht stören. Und sie hatte insofern recht, als sie beinahe nie mehr ins Atelier kam, früh bis gegen mittag schlief, dann Besorgungen machte und nach dem Essen ihre Freundinnen aufsuchte oder den Vater.

„Warum arbeitest du nicht?" fragte sie beinahe empört.

Niki antwortete, indem er an den Herbstmorgen dachte, den sie noch gar nicht einmal angesehen: „Ich habe gearbeitet!"

„Aber wohl nicht verkauft?" höhnte sie.

Nein, er hatte nicht verkauft. Der Kunsthändler hatte ihm sofort gesagt: „Herr Sandtner, das Bild ist großartig, fein, pastos, stimmungsvoll, ausgeglichen, voller Leuchtkraft, wunderbar in der Komposition, glücklich erfaßt, alles, was Sie wollen, nur — unverkäuflich!" Niki begriff es nicht. Er hielt es für eines seiner besten, wie es ihm bei jedem neuen Werke zu gehen pflegte, wenn er eben den Pinsel fortgelegt und nun noch die Anspannung der Nerven in ihm nachzitterte. Aber der Kunsthändler war dabei geblieben und hatte recht, denn nun hing das Werk des Malers, der doch

immerhin einen großen Namen hatte, seit Wochen bei ihm, und niemand wollte es kaufen. Man wußte, daß ein „Saudtner" nicht um ein Butterbrot zu bekommen war, und man zahlte auch sonst die Preise, die er gemacht. Aber für diesen „Saudtner" war niemand gewillt, eine größere Summe anzulegen. Man fand ihn bizarr, mehr ein interessanter Versuch; erwärmen konnte man sich nicht dafür.

Ja, wenn man ihn billig bekommen hätte, denn ein Werk Nikis wurde doch einmal ein Handelsobjekt. Nur mußte man es vielleicht als totes Kapital jetzt noch liegen lassen, und dazu wollte niemand viel Geld riskieren, sonst gab es kein Geschäft. Es war ja auch ein Risiko dabei. Der Maler galt heute viel, aber es war keine ausgemachte Sache, daß er in zehn bis zwanzig Jahren nicht eine Modegröße wäre, die ein Lufthauch in die Höhe geführt, wie sie die folgende Strömung wieder wegblasen konnte.

„Offen gestanden, Herr Saudtner — eine Ihrer schwächeren Arbeiten. Homer wachte ja auch nicht immer — nicht wahr? Ich weiß, Sie nehmen es mir nicht übel: ein Depressionswerk. Wohl zu flüchtig gemacht. Es ist etwas in der Arbeit, als wären Sie müde gewesen! Eventuell 'nem Museum anbieten — die wollen ja doch alles beinahe geschenkt haben ... Wir machen unter der Hand den Preis danach."

Niki hatte nur kühl geantwortet: „So, wenn Sie das Bild für minderwertig halten, soll ich mich gerade damit in einem Museum verewigen?"

Da hatte ihm der Händler angeboten, er würde es selbst erwerben. Natürlich auch nur sehr billig, denn er wollte es liegen lassen für eine Gelegenheit. Niki hatte kurz gedankt.

Aber Geld mußte er schaffen. Veras Frage brannte ihm auf der Seele. Ein paar Tage vor Weihnachten stellte er fest, daß ihm das Geld zur Miete unbedingt fehlen würde. Er dachte daran, da er nichts fertig hatte, ein paar ältere Sachen zu verkaufen — nur zögerte er noch. Seine Skizzen waren sein Heiligtum, von ihnen mochte er sich nicht trennen.

Da sagte Vera eines Nachmittages, als er brütend, in Pläne versunken, auf und nieder ging: „Ich würde doch lieber arbeiten, statt die Zeit totzuschlagen."

Sie lag gemächlich mit einem Romane auf ihrer Chaiselongue. Das ärgerte ihn:

„Ich arbeite!"

„So, indem du herumrennst?"

„Ja, allerdings."

„Wie machst du denn das? Das ist mir doch schleierhaft."

Niki blieb vor ihr stehen: „Weil du nicht kapieren kannst, daß man um zu arbeiten, nicht immer Farben zu verklexen braucht, sondern nachdenken kann über das, was man machen will. Deshalb."

Vera fragte nur: „So, also du arbeitest jetzt? Es ist nur gut, daß man es weiß. Ich finde übrigens doch, daß du dran schuld bist, wenn wir kein Geld haben und nichts ausgeben sollen, denn du bist wirklich faul! Was hast du eigentlich gethan in der letzten Zeit?"

„Ich habe dir keine Rechenschaft zu geben."

„Weil du keine geben kannst."

„Das verbitte ich mir. Ich bin Herr im Hause, und ich thue und lasse, was ich will."

Sie richtete sich auf und meinte stolz wie eine Königin:

„Ich thue und lasse auch, was ich will."

„Daran hindert dich kein Mensch ..."

„Dich hindert auch niemand zu arbeiten. Du thust es bloß nicht."

Doch, mich hindert allerdings jemand."

„Das wäre?"

„Du!"

„Ich?"

„Ja, du! Du! Du!"

Da warf sie ihren Roman beiseite und sprang auf Niki zu. Ihre schlanke, elegante Gestalt erschien ihm jetzt in ihrer Biegsamkeit wie eine Katze. Sie wollte eine Erklärung haben; daß sie ihn wirklich hindern sollte, glaubte sie einfach nicht. Sie begriff gar nicht, wodurch, sie ließ ihn doch in Ruhe, sie war viel fort, er konnte doch machen, was er wollte. Im Anfang ja, da hatte sie ihn vielleicht an der Arbeit gehindert, aber jetzt — nein, das konnte sie nicht glauben. Nun kam es ihr ganz überraschend, daß er das sagte. Sie merkte ihm eine Bewegung an. Sie sah, daß es in ihm arbeitete und wühlte, und zum erstenmale gingen ihr die Augen auf, wie in ihrem Manne irgend etwas bohrte, dessen sie bis dahin noch nicht gewahr geworden.

Niki kämpfte, ob er alles sagen sollte. Er wollte es eigentlich nicht. Er fühlte sich müde, abgetrieben, herunter. Er hatte nur das eine Bedürfnis, Frieden und Ruhe zu haben.

Aber nun ließ sie ihn nicht mehr los: „Sage mir jetzt, was du hast!"

Er wehrte sich noch immer dagegen, aber endlich beschloß er diesem Zustand ein Ende zu machen und sprach ganz ruhig mit weicher Stimme:

„Vera, sei nicht so, wie du jetzt bist! Sei einmal gut und nicht so schroff und steif. Höre mir einmal ganz ruhig zu."

Er setzte sich, und sie nahm wieder auf dem Sofa Platz. Er fuhr fort:

„Es kann nicht so weitergehen. Es muß einmal völlige Klarheit werden zwischen uns. Du verlangst zu wissen, weshalb ich dich beschuldige, daß du schuld bist, wenn ich nicht arbeite, wenigstens nicht arbeite wie ich es möchte, nicht mit Erfolg. Vielleicht habe ich mich auch nicht richtig ausgedrückt, indem ich sagte, du wärest schuld. Vielleicht sind es die Umstände. Vielleicht sind es alle möglichen Dinge, wofür du gar nicht kannst, die zwischen uns liegen. Aber sie liegen eben doch zwischen uns! Soll ich versuchen, dir das alles einmal zu erklären?"

„Ja, Niki, sage es mir!" antwortete sie ganz ruhig, etwas erstaunt über diese förmliche Aussprache. Er vergewisserte sich noch:

„Du wirst nicht böse werden?"

„Nein!"

„Mich nicht unterbrechen?"

„Nein!"

„Bestimmt nicht?"

„Bestimmt nicht, Niki!"

Da fing er an in ruhigem Ton zu sprechen, ihr zu erzählen, zu erklären. Er redete von seiner Vergangenheit. Wie er früher als freier Künstler gelebt, wie er sich oft unglücklich gefühlt ganz allein, aber wie doch eines sein Trost immer gewesen: seine Kunst. Wie er ein sonderbarer Mensch sei, anders wohl als andere, aber ebendarum ein Künstler. Wie er sich in sie verliebt, wie er gehofft, bei ihr das höchste Glück zu finden, das einem Sterblichen beschieden — das Glück erwiederter Liebe.

Dann kam er zu ihrer Ehe. Er sprach langsam und leise, als dürfe es niemand anders hören. Er blickte sie nicht an dabei, sondern schlug die Augen zu Boden, und es floß ein wenig stockend, fast schüchtern, von seinen Lippen:

„Vera, ich habe dich ja so lieb gehabt, das glaubst du gar nicht . . . das . . . das wirst du ja nie begreifen können, nie, nie, niemals. Ich glaube doch, du kannst gar nicht so lieben, wie ich dich geliebt habe. ‚Habe', sage ich, denn seitdem wir verheiratet sind, hat sich so viel geändert, daß ich manchmal in bösen Momenten zweifle, ob ich dich noch so lieben kann wie am Anfang. Ich sage in bösen Momenten, denn wenn ich daran zweifle, so ist es in den Augenblicken, wenn du mich gekränkt hast und beleidigt. Ja, beleidigt, denn du kannst mich peinigen bis aufs Blut, bis aufs Blut. Ich glaube manchmal, du weißt es selber gar nicht, wie du eigentlich bist. Ich habe ja auch unrecht, bestimmt unrecht. Ich werde auch heftig und unangenehm, aber ich glaube — ich irre mich vielleicht darin — daß ich dann gereizt worden bin von dir. Gereizt durch Worte und Thaten. Dein ganzes Benehmen schon, deine Art und Weise, das alles muß mich reizen. Du nimmst nicht teil an meinen Interessen, du kümmerst dich nicht um meine Arbeiten. Das kränkt mich am meisten. Das kann ich nicht verwinden. Ich, der ich davon geträumt habe, daß ich an dir eine Freundin besitzen sollte. Und du kümmerst dich nur um deine Freundinnen, deine Besuche, deine Einladungen. Das einzige Mal, wenn du dich um meine Kunst kümmerst, das ist, um mich zu treiben, zu treiben zur Arbeit, die als ein Geschenk der Gnade kommen soll zum Künstler, aber nicht als gemeine Fronarbeit des Tages um Geld.

„Siehst du, alles das lastet auf mir, lastet auf mir fürchterlich, so daß ich Lust und Kraft nicht finde zur Arbeit. Das beengt meine Gedanken, das nimmt mir den Mut, die Erfindungsgabe. Das trübt mir das Auge, das läßt die Hand mir zittern! Wenn man verstimmt ist, soll man reine Töne finden? Wenn einem alle Pulse schlagen von einem Kampf mit der, die einem am nächsten steht auf dieser Erde, dann soll man die Komposition eines Gemäldes geben? Wenn einem das Herz klopft und sich zusammenkrampft, soll man ein Meisterstück schaffen? Das geht nicht. Das kann kein Mensch! Das hieße Unmögliches verlangen! . . ."

Er machte eine Pause. Er atmete heftig. Einen Augenblick konnte er nicht weiter reden. Vera blieb ihrem Versprechen treu und sagte nicht ein Wort. Sie saß zusammengekauert ihm gegenüber, den Kopf auf die Hände gestützt und gesenkt. Ihr feines, langes Gesicht verriet keine Bewegung, nur die Nerven spielten einmal an der Wange, als bisse sie die Zähne zusammen.

Niki fuhr fort: „Aber warum soll es nicht anders werden, Vera? Friede soll sein zwischen uns. Er ist nicht, aber wir wollen ihn machen! Wir verstehen uns nicht mehr, aber wir werden lernen, uns wieder zu verstehen! Wie wir uns einmal gefunden haben, werden wir uns ein zweites Mal finden und dann bei einander bleiben! Ich liebe dich ja doch, und du liebst mich ... So wollen wir wieder eine rechte Ehe schließen, Vera ... Dann werde ich auch wieder arbeiten können, Vera und glücklich sein und du auch ...“

Nun schwieg er. Er tupfte sich mit dem Tuch den Schweiß von der Stirn und wischte sich die Augen, die ihm feucht geworden vor Erregung, während er sprach. Nach einer Weile sagte Vera, ohne aufzublicken:

„Also nur damit du arbeiten kannst ...“

„Was meinst du?“

„Ich meine, du erzählst das alles bloß, daß wir Frieden machen, damit du wieder arbeiten kannst?“

„Muß ich nicht arbeiten?“

„Ja, es ist dir die Hauptsache. Deshalb sagst du ja doch bloß das alles ...“

„Wir müssen doch leben! Und von meiner Arbeit sollen wir doch leben! Ganz allein!“

Nun blickte Vera auf und meinte gereizt: „Das klingt ja beinahe, als ob ich gar nichts hätte? So lumpig! So ist es nicht ...“

Sie biß sich auf die Lippe und spielte nervös mit der Quaste an ihrer Chaiselongue. Einen Blitz schoß sie auf Niki aus den blaugrauen Augen:

„Da, da — dieser Stuhl hier ... alle diese Sachen ... dieses ganze Zimmer ist Develhorst und nicht von dir ... Da ... da. Das ist m e i n Stuhl! Ich kann ihn wegnehmen, wenn ich will ...“

Niki war wie vom Blitz getroffen. Das der Erfolg seiner ganzen Rede —? Tonlos, bitter antwortete er nur mit einer alten Redensart, die er früher öfters gebraucht und die ihm nun wiederkam: „Habeat sibi! Das ist dein Stuhl!“

„Ach, geh weg mit deinem dummen Lateinisch! — Du alter — alter Egoist du!“

„Egoist?“

„Du hast bloß von dir gesprochen.“

„Von dir, meinst du.“

„Nein, von dir — nur, daß du arbeiten willst.“

„Ja, ja — allerdings. Ich sagte dir schon, ich will, ich muß arbeiten. Ich bin einmal Künstler!“

Vera stand auf: „Ihr Männer denkt eben bloß an euch, und vor allem ihr Künstler! Immer Künstler! Künstler! Künstler! Und deswegen dürft ihr alles machen. Das entschuldigt alles. Bei euch kommt doch immer zuerst die Kunst, immer die Kunst —“

Niki erhob sich auch. Er richtete sich auf und antwortete kurz: „Ja, erst die Kunst! Erst die Kunst, der ich diene, um die ich viel gelitten habe, gearbeitet, gekämpft — Erst die Kunst —“

„Dann die Frau!“ rief sie spöttisch, die Lippen verziehend.

Er stutzte. Es war ihm, als empfände er ein gelindes Unrecht. Etwas vom Egoisten mochte der Künstler schon an sich haben, aber wenn er nicht so gewesen wäre, so hätte er auch wahrscheinlich nichts geleistet. Er wollte einlenken, als Vera ihm das Wort vom Munde nahm, indem sie heftig sagte:

„Ja natürlich! Nun hast du's wenigstens ganz ehrlich eingestanden, wie das mit deiner Malerei ist. Die geht vor. Natürlich geht die vor. Und die Frau kommt erst in zweiter Linie. Das hätte ich eben bedenken sollen, als ich die Dummheit beging, einen Maler zu heiraten.“

„Dummheit?“ fragte Niki wie erstarrt.

Vera antwortete: „Dummheit! Na, nun ist's heraus. Eine Offenheit ist der anderen wert. Deine Kunst ist nach deinem Geständnis doch die Hauptsache — und dann habe ich eben eine — eine Dummheit gemacht —“

„Dann wärst du wohl glücklicher ohne mich?“

„Ja!“

„Vera! Das sagst du so ruhig?“

„Ruhig, nein. Aber wenn du's mal

hören willst, du alter Egoist, dann sage ich es dir auch!"

„Das sagst du mir?" fragte Niki noch einmal wie vernichtet.

Die Wut kam über sie. Sie ballte die kleinen Fäuste drohend und rief: „Ich soll erst in zweiter Linie kommen? Da kennst ich dich nicht. Glaubst du, ich hätte irgend einen Herrn Sandtner heiraten wollen, einen obskuren Herrn Sandtner?"

Niki schwoll die Zornesader an der Stirn. Er war beinahe sinnlos vor Wut und packte Vera eisern am Arm: „Wiederhole das nicht."

Aus unserer Studienmappe:



Der Sternhof in Nürnberg. Bleistiftskizze von Anton Lewy.

du mich schlecht: ich will die erste sein. Die erste, hörst du, immer die erste. Zurücksetzung ertrage ich nicht, lasse ich mir nicht gefallen. Ich habe dazu nicht geheiratet. Dich habe ich dazu nicht geheiratet. Einen dummen, blödsinnigen, gleichgültigen Menschen hätte ich nicht geheiratet. Dich habe ich genommen, weil du berühmt warst. Hörst du? Deshalb, nur deshalb! Zurücksetzen lasse ich mich nicht. Dann brauche

„Doch, doch, doch, ich lasse mir nichts befehlen!"

„Ruhig!"

„Laß mich los, laß mich los! Ich sage dir, laß mich los! Laß mich allein. Ich mag dich nicht. Hörst du! Ich bin viel glücklicher, wenn ich allein bin! Ich will allein sein. Ganz allein. Immer allein. Geh, laß mich! Ich hasse dich! Ich hasse dich! Hörst du, ich hasse dich!"

Niki blickte sie mit aufgerissenen Augen an und verließ das Zimmer.

Am Abend ließ er sein Bett in den kleinen Raum herüber bringen, neben dem Atelier. Er wollte Vera, soweit es ging, von seiner Gegenwart befreien. Sie bat und flehte. Sie war weich geworden. Sie erklärte als Entschuldigung, sie sei so müde und nervös gewesen. Aber es blieb dabei.

Es war ein Tag vor Weihnachten, von dem es hieß nach der Botschaft der Engel: Friede auf Erden!

23.

Vera setzte den gewöhnlichen Lebenslauf fort: sie stand spät auf, lag auf der Chaiselongue, las Romane, bekam Besuch ihrer Freundinnen, machte Besorgungen und Einkäufe. Nur eins war neu hinzugetreten, der Verkehr mit Ewald und seiner Frau!

Am Weihnachtsabend war Ewald gegen Niki kühl, aber durchaus artig gewesen, und der Maler hatte sich auf den gleichen Standpunkt gestellt. Marie hatte Niki die Hand geschüttelt und ihm ihr Bedauern ausgesprochen, daß sie bei ihrer Hochzeit nicht hätte die Bekanntschaft ihres Schwagers machen können. Sie war sehr sicher, sehr ruhig, sehr kalt, auch gegen ihren Mann, so daß Niki den Eindruck gewann, als habe sie eine Vernunftehe geschlossen, weil sie nicht mehr ganz jung war und vielleicht sitzen geblieben wäre.

Das Paar schien jetzt schon nach kurzer Ehe auf dem Standpunkte zu stehen, daß jeder nach seiner Seite gehen sollte. Heftige Zuneigung war offenbar nicht vorhanden. Man hätte glauben können, daß sie bereits — wenigstens ihrer Art und Weise gegeneinander nach — die silberne Hochzeit gefeiert hätten.

Otto war nett und liebenswürdig gewesen wie immer. Er hatte nur knapp zum Feste Urlaub bekommen können und reiste sofort wieder ab.

Vor den anderen war Vera gegen Niki, als sei gar nichts geschehen. Sie schenkte ihm ein Tigerfell für das Atelier und behauptete dabei gegen die Familie, das habe er sich immer gewünscht, und eigentlich könne man sich ein Atelier auch gar nicht gut ohne etwas derartiges denken. Niki erinnerte sich, einmal ein Tigerfell hübsch gefunden zu haben, das war alles, aber er widersprach nicht, sondern ließ es sich ruhig schenken. Nur die Summe, die es gekostet, bedauerte er im stillen, denn er wußte, daß es nicht billig sein konnte.

Er seinerseits gab Vera eine Sealskinpelerine und einige Kleinigkeiten.

„Ihr habt wohl einen Kontrakt mit dem Kürschner!" scherzte der General.

Niki war es gleichgültig, was er Vera gab, es war ja doch nur Formsache, so wie sie jetzt miteinander standen, und wenn er auch dazu hatte tief in den Geldbeutel greifen müssen, so war es doch wenigstens ein praktisches Geschenk, da sie nun doch für Kunst keinen Sinn zu haben schien.

Das Geld hatte er dazu gehabt. Er sah, es ging nicht anders, er mußte Geld schaffen, und da war er zum Kunsthändler gegangen und hatte ihm eine Anzahl Skizzen verkauft aus früheren Jahren. Er trennte sich nur bitter von ihnen, aber es mußte, mußte sein.

Nun, wo die Geldsorge nicht mehr auf ihm lastete, war ihm leichter zu Sinn. Er meinte wieder arbeiten zu können.

Er lebte hinten in seinem Atelier und schlief daneben in dem kleinen Zimmer. Vera kam nie dorthin. Sie hatte das Atelier nicht einmal betreten, um das Tigerfell zu sehen. In einem Winkel hatte er es über einen Stuhl geworfen, dessen Überzug ihm mißfiel.

Nur noch zu den Mahlzeiten kamen sie zusammen, und die Tage mehrten sich, an denen sie sagen ließ, sie sei ausgebeten. Manchmal schrieb sie es auf einen Zettel, oft ließ sie es nur durch das Mädchen sagen.

Bei Tisch sprachen sie wenig. Nur gleichgültige Sachen und auch nur dann, wenn die Dienerin sich gerade im Zimmer befand, damit es aussähe, als ginge zwischen ihnen alles gut.

Als der General einmal kam, die Veränderung mit den Zimmern gewahrte und erstaunt fragte: „Lieber Sohn, du schläfst hier?" wußte Niki in Scham und Leid nichts zu antworten, errötete langsam und wandte sich ab. Da sagte Vera schnell, ganz unbefangen, als wäre es die lautere Wahrheit, indem sie sich etwas zierte:

„Papa, du mußt nicht danach fragen, der Arzt hat es so gewünscht. Niki arbeitet jetzt sehr fleißig und kann nicht mit ausgehen, wie du weißt. Da muß er seine

Ruhe haben; wenn ich aber bei Ewalds gewesen bin, im Theater mit ihnen oder so, dann störe ich ihn, wenn ich zurückkomme."

„Geht es denn — Gehst du denn nicht mit, Niki?"

„In Gesellschaft, nein!"

„Da geht sie allein?"

„Jawohl, Papa!" antwortete Niki ruhig und Vera fügte sofort hinzu:

„Er macht sich nichts draus. Papa, ich bin ja immer mit den Geschwistern — und er muß arbeiten — —"

Der Generalleutnant fand das nicht in der Ordnung. Wo die Frau war, mußte auch der Mann sein, fand er. Er hielt es nicht für richtig, daß Vera allein herumliefe als so junge Frau, und vor allem, daß sie allein nach Haus käme. Er erkundigte sich, wer sie nach Haus brächte, und erfuhr, daß Ewalds sie immer auf ihrem Heimwege absetzten. Der alte Herr selbst ging fast nicht aus. Ein paarmal sah er Menschen bei sich, doch im ganzen nur selten. Er spielte mit seinen alten Kameraden bei Josty seine Partie. Er aß, las die Zeitung im Kasino oder setzte sich auch dort vielleicht ein- oder zweimal in der Woche an den Spieltisch, um mit Exzellenz von Hartmann und General von Ilsow I und II einen Whist zu machen. Im ganzen ging er zeitig zu Bett und freute sich, nicht mehr gezwungen zu sein, auf den Bällen herumzulaufen, um eine Tochter zu verheiraten.

Aber das war das erste, was er hörte, und es gefiel ihm nicht. Er beschloß, bei gegebener Gelegenheit mit seinem Schwiegersohne Rücksprache über diesen Punkt zu nehmen.

Ein paar Tage darauf traf er Niki auf der Straße und nahm ihn ein Stück mit:

„Hast du einen Moment Zeit?"

„Für dich immer, Papa."

„Na, da hör mal zu. Ich muß dir mal was sagen. Wir wollen mal hier herunter gehen. Es handelt sich um Vera. Neulich höre ich, daß sie ohne dich ausgeht. Geht sie denn jetzt so viel fort?"

„Jeden Abend."

„Allein."

„Ich gehe nicht mit."

„Aber Ewalds, hör' ich — — Warum geht ihr denn nicht zusammen?"

„Ich mache mir nichts aus Geselligkeit und — ich — habe auch keine Zeit —"

„Aber erlaube mal — — Deine Frau sollte eben dann zu Haus bleiben, wenn du nicht kannst."

„Das thut sie nicht."

„Thut sie nicht? Zum Henker noch mal, sie muß. Muß. Du hast doch die Hosen an. Du und nicht sie. Da sollte — übrigens eine vernünftige Frau sollte den Wunsch ihres Gatten erfüllen — den Wunsch ganz allein — Hast du's ihr denn nie gesagt?"

Niki antwortete nur: „Das würde doch nichts helfen. Sie thäte es doch. Sie thut, was sie will, und ich bin entschlossen, ihre Vergnügungen nicht zu beschneiden."

Der General meinte, er fände es nicht passend, aber im übrigen wolle er sich nicht hineinmischen. Niki sei alt und Mannes genug, um selbst zu wissen, was er zu thun hätte. Er hätte ihm von Anfang an gesagt, sie sei ein Lustikus, wie er es ausgedrückt. Eigentlich habe er Niki beinahe gewarnt vor seiner Tochter. Mehr könne doch ein Vater nicht thun. Und er habe sein Gewissen gerettet erachtet umsomehr, da Niki doch ein Mann in reiferen Jahren wäre und nicht ein junger Kerl, der leichtsinnig sei und nicht recht wisse, was er thäte:

„Ich habe mir fest eingebildet, der Mann wird sie schon unterkriegen, diese Prinzessin. Du mußt es mir nicht übelnehmen, was ich jetzt sagen werde. Du kennst doch die Geschichte vom König Drosselbart. Na, ich dachte mir, so'n König Drosselbart ist dieser Maler. Er wird sie schon kirre kriegen, das Balg. Ach, du weißt ja gar nicht, was für Schwierigkeiten ich mit der Vera schon durchgemacht habe. Einmal war sie mir ausgerückt. Richtig ausgerückt, weil sie ihre Erzieherin gehauen hatte und ich sie als Strafe einen Tag lang eingegesperrt hatte. Mittelarrest. Dann mal, das ist nun allerdings schon 'n paar Jahre her, da verweigerte sie's Essen. Ich dachte, das ist nicht weiter gefährlich, wenn sie Hunger kriegt, wird sie schon essen. Aber drei Tage, drei Tage hat sie wirklich nicht gegessen. Als Kind sprach sie nicht, wenn man sie mal scharf angefaßt hatte, sprach nicht, gleich eine Woche lang. Antwortete auf keine Frage — nichts, nichts. Ich habe sie mit der Reitpeitsche gehauen — sie sprach doch nicht. Und es fing schon ganz zeitig an. Wie sie so'n Bepo war,

drei Käse hoch, da setzte sie sich auf den Fußboden, wenn man ihr nicht den Willen gethan hatte, und stand stundenlang nicht wieder auf. ‚Ich bin ausgewachsen,‘ sagte sie — —“

Als der Maler nach Haus gekommen war, fand er eine Karte vor von Rittmeister von Vogelsang, der mit Bleistift darauf geschrieben, daß er nach Berlin kommandiert worden sei als Adjutant des Militärveterinärwesens.

Sie hatten jetzt niemals mehr jemanden bei sich gesehen. Vera brauchte es nicht, sie war ja fort, und Niki hätte sich geschämt, einem fremden Auge zu zeigen, wie sie lebten. Nur der General war einmal zu Tisch gekommen mit Ewalds. Aber da war wieder die junge Frau die Liebenswürdigkeit und Heiterkeit selbst und spielte den anderen eine Komödie vor, daß Niki erschrak vor dieser Fähigkeit, sich zu verstellen.

Die Verwandten blieben nicht lange. Ewald war etwas weniger steif, Marie sehr liebenswürdig. Sie hatte beim Fortgehen Niki zu einer Soirée eingeladen, die bei ihnen stattfinden sollte.

(Schluß folgt.)



Zuversicht.

Was sinnst du, Kind? — Ich denk' des Frühlings, Mann,
Wo wir zuerst uns um die Beete jagten
Und in der ganz versteckten Laube dann
Die ersten scheuen Liebesworte wagten.

Das war ein Frühling, wie kein schönerer kam!
Und ach der Sommer, wo die Rosen glühten,
Als ob sie all aus holder Herzensscham
Und überreichem Liebesglück erblühten. —

Und dann der Herbst! Ja, Kind, der hat's gebracht,
Das höchste Glück, die Frucht dem langen Hoffen.
Mit allen Sternen kam die selige Nacht,
Und unserer Liebe war der Himmel offen.

Und jetzt? Mein Weib, mein Glück, mein Himmel du,
Mein Licht und Tag — und meine Nacht der Sorgen!
Die Treue schloß die Pforte leise zu:
In Glück und Leid, wir beide sind geborgen.

Und doch, mir bangt —. Wovor? O glaub', es gibt
Kein Sterben, das so heiligen Bund kann stören.
Frag' doch dein Herz. Es weiß ein Herz, das liebt,
Daß alle Ewigkeiten ihm gehören.

Gustav Falke.





Abb. 1. Großer Nia-Nia-Tempel in Kiautschou. Innerer oder Theaterhof.

Von Kiautschou zum heiligen Grabe von China.

Von

Ernst v. Hesse-Wartegg.

Mit einundzwanzig Abbildungen nach den in Schantung gemachten photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Mit Kiautschou hat das Deutsche Reich nur eine Pforte zu dem großen unbekannten Hinterlande erreicht, und dieses, nicht Kiautschou, ist für den deutschen Handel in China von der größten Wichtigkeit. Von diesem Hinterlande und seiner Eröffnung wird es abhängen, ob der neue Hafen an der chinesischen Küste eine Bedeutung erlangen wird, die über jene einer Kohlenstation und eines Stützpunktes für die deutsche Flotte hinausgeht, und die Errichtung von Faktoreien, größeren Hafenanlagen, Leuchttürmen, Befestigungen rechtfertigt.

Wo immer man auf dem Erdball Umschau halten mag, wird man große blühende Handelshäfen ausschließlich nur dort finden, wo schiffbare Wasserstraßen nach einem fruchtbaren, dicht bewohnten Hinterlande führen, oder wo die Bodenverhältnisse die Anlage von Eisenbahnen, dieses wichtigsten Ersatzes für Wasserstraßen, möglich machen.

Wie sind nun diese Verhältnisse im Hinterlande von Kiautschou bestellt? Was liegt dahinter? Worauf stützt man die Hoffnungen auf eine gedeihliche Entwickelung des Keimes, den die deutschen Blaujacken an der fernen Küste von Schantung gepflanzt haben? Wer kennt dieses Schantung aus eigner Anschauung? — Was bisher davon ins Abendland gedrungen ist, beruht großenteils auf Hörensagen. Seitdem der große Venetianer Marco Polo im XIII. Jahrhundert das ferne Cathai bereist, und mit seiner wundersamen Mär von dem chinesischen Riesenreiche die alte Welt in Erstaunen gesetzt hat, haben nur ein paar

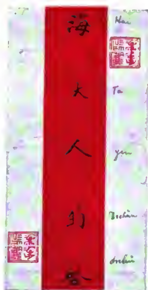


Abb. 2. Briefumschlag des Präfekten von Kiautschou, an den Verfasser gerichtet. Die Schrift lautet: Hesse, großer Mann, bitte zu öffnen. (Auf ½ verkleinert.)

englische Reisende, hauptsächlich Missionare, verschiedene Teile von Schantung besucht; ein Deutscher ist vor dreißig Jahren ihren Pfaden gefolgt, allein hauptsächlich mit wissenschaftlichen Zielen vor Augen. Was sie berichtet haben, und was die in dieser Hinsicht unzuverlässigen Chinesen über Schantung erzählen, bildete bis zu diesem Jahre die Grundlage unseres Wissens. Was dort für den Handel zu holen ist, welche Aussichten sich für einen Hafen an der Küste darbieten, hat uns noch niemand, gestützt auf eigne Anschauung, erzählt. In dieser Hinsicht, wie auch in Bezug auf die Geographie und Ethnographie des Landes, ist Schantung großenteils noch eine terra incognita.

Und doch sind die wenigsten Gebiete des großen asiatischen Kontinents interessanter und würden eine so ergiebige Ausbeute für den Reisenden darbieten, als gerade Schantung; denn abgesehen von den mineralischen Schätzen, die dort unter der Erde schlummern, abgesehen von dem eigenartigen Thun und Lassen der Bewohner dieses Landes zwischen dem mächtigen Gelben Strom und dem großen Kaiserkanal, liegt ja dort, am Südfuße der malerischen Berge des mittleren Schantung das heilige Land von China. Dort liegt die Geburtsstätte des großen Religionsstifters der Chinesen, Confucius, sowie die seiner Apostel Mentzius, Tse-Tse und anderer. Dort liegen heute noch, wohlbehütet von ihren Nachkommen, die Gräber dieser Weisen; und in einer Großstadt, Yentschou-fu, werden ihre Lehren studiert, erklärt und über das ganze Land verbreitet; unweit davon erhebt sich der sagenhafte heilige Berg von China, der Taishan, mit seinen zahllosen Tempeln, Opferaltären und kaiserlichen Denkmälern, zu Füßen des Taishan aber liegt das Mekka von China, die große Pilgerstadt Taingan.

敬復者頃奉
惠函展讀之餘知
貴國學士不日至州囑為代覓車輛行館等因
現已飭紀照辦俟電報到日速令車輛前往
可也專此布復肅請
著安
名正具

Abb. 3. Brief des Gouverneurs von Kiautschou an den Verfasser, in dem er ankündigt, daß alles für den Empfang bereit sei. (Auf ½ verkleinert.)

All' das bot mir mehr als hinreichende Veranlassung, von dem deutschen Hafen Tsingtau aus die Reise kreuz und quer durch die Provinz Schantung, ein Gebiet so groß wie Süddeutschland, einschließlich der Reichslande, zu unternehmen. Von meinen früheren Reisen in dem großen Reiche der Mitte*) wußte ich, daß es galt Abschied zu nehmen von all den Bequemlichkeiten des modernen Reiselebens und von allem Verkehr mit der Außenwelt. In China ist der Reisende auf sich selbst und seine eignen Hilfsmittel angewiesen, und da in Tsingtau, wie ich es bereits in diesen Blättern geschildert habe, der Handelsverkehr noch ein Ding der Zukunft ist, hatte ich mir den erforderlichen Reisebedarf, bis herab zu Kochgeschirren und Bettzeug, von Shanghai aus besorgt.

*) Siehe Hesse-Wartegg, China und Japan. Leipzig, J. J. Webers Verlag, 1898.



Abb. 4. Rechnung des Bankiers in Weih-sien, daß 200 mexikanische Dollars in $128\frac{92}{100}$ Taels reines Silber gewechselt worden sind. (Auf 1/3 verkleinert.)

An einem kalten stürmischen, regnerischen Märztage verließ ich, begleitet von meinen chinesischen Dienern und Photographen, Tsingtau in einer elenden Dschunke, um über die weite Bucht von Kiautschou nach der Stadt dieses Namens zu segeln. Eine andere Verbindung besteht heute mit Kiautschou nicht, wollte ich nicht zu Pferd über Land um die große Meeresbucht herum nach meinem in wenigen Monaten so berühmt gewordenen Ziele reiten. Die Stadt war auch schon früher einmal, vor Jahrhunderten, berühmt, als die Meeresbucht in ihrer nördlichen Hälfte noch nicht so verschlammt war, wie jetzt. Dutzendemale fuhr die kleine, von fünf blöden Zopfträgern bemannte Dschunke auf dem Schlammboden auf; die einströmende Flut erst führte sie weiter in einen kaum vier Schritte weiten Kanal, um in der Nähe eines elenden Chinesendorfes, Tapotur, ganz stecken zu bleiben. Auf meine tags zuvor an den Mandarin von Kiautschou gesandte Bitte standen dort drei, mit mageren Gäulen bespannte zweiräderige Karren bereit, und derartige Karren, mit einem Reitpferd für mich, bildeten die Transportmittel meiner Karawane während der ganzen, fast zwei Monate langen Reise.

Die einst so blühende Hafenstadt Kiautschou liegt heute mehrere Wegstunden von der Meeresbucht entfernt, auf trockenem Lande, und



Abb. 5. Visitenkarte des Mandarin von Tsang-chou. (Auf 1/2 verkleinert.)



Abb. 6. Visitenkarte des Mandarin von Ping yin. (Auf 1/2 verkleinert.)

nichts ist unrichtiger, als in Bezug auf Kiautschou von einer Hafenstadt zu sprechen. Der Name Kiautschou als Bezeichnung für den deutschen Besitz in China sollte überhaupt aus allen Zeitungen wie aus der Leute Mund verbannt, und dafür Tsingtau gesetzt werden. Tsingtau ist ja der deutsche Hafen, von Kiautschou anderthalb Tagereisen entfernt. Statt Tsingtau Kiautschou zu nennen, ist geradeso, als würde man in Deutschland statt der deutschen Stadt Emden das holländische Groningen nennen. Kiautschou steht ja trotz seiner vorjährigen kurzen Besetzung durch die deutschen Marinesoldaten unter der Anführung des Hauptmanns von Hartmann, vollständig unter dem steinernen Scepter des „Sohnes des Himmels", und ein bezopfter alter Mandarin, namens Lo, führt dort in seinem Namen die Regierung. Wohl liegt Kiautschou in der Zone des sogenannten „deutschen Einflusses", und keine wichtigere Regierungsmaßnahme kann dort ohne Einwilligung der Deutschen getroffen werden, allein Stadt und Gebiet sind unanfechtbar chinesisch.


Abb. 7. Der Buddhatempel in Tsingtschausu. Zweites Stockwerk.

Obschon Kiautschou nach europäischen Begriffen kaum mehr als ein stattlicher, mit hohen Ringmauern umgebener Marktflecken ist, wird es von den Chinesen doch noch immer als eine bedeutende Stadt betrachtet, was schon ihr Name „tschou" besagt. Die Städte erster Größe heißen in China „fu", wie z. B. die Hauptstadt von Schantung Tsinan-fu heißt, Städte zweiter Größe heißen „tschou", wie Kiautschou, Tsinning tschou rc., jene dritter Größe, oder Kreisstädte, heißen „hsien", wie Weihsien, Poschanhsien rc. Nicht ohne eine gewisse Erregung ritt ich durch das Stadtthor ein, auf welchem vor


Abb. 8 Partie aus der Kohlenstadt Poschau.

kurzem noch die deutsche Flagge geweht hat; Abgesandte des Mandarins erwarteten mich hier, um mich durch die von weiten grünen Feldern und schattigen Friedhöfen unterbrochenen elenden Vorstädte nach der inneren Stadt zu führen. Bald hatten wir die mächtige innere Ringmauer erreicht. Jenseits des vollständig unbewachten Thores gelangten wir in ein Gewirr von engen Gassen, eingefaßt von ebenerdigen Häuschen. Vor einem derselben wurde Halt gemacht. Durch die weitgeöffneten Flügelthüren erblickte ich einen Hof, in dessen Hintergrund sich eine Betten, Waschgefäßen und dergleichen keine Spur. All das muß der Reisende in China, wenn er auf etwas Bequemlichkeit Anspruch macht, mit sich führen, und meine Diener hatten während meiner Irrfahrten durch die Provinz mit dem Ein- und Auspacken all der Gerätschaften täglich vollauf zu thun; denn ebenso wie dieses „Hotel“, so sind auch alle anderen in Schantung, nur daß die Mehrzahl bei weitem nicht so reinlich und verhältnismäßig so frei von Ungeziefer waren, wie dieses historische deutsche Hauptquartier in Kiautschou.



Abb. 9. Flußquelle in der Hauptstadt von Schantung.

Lehmhütte mit Strohdach erhob. Das war mein „Hotel“, das zur Zeit der deutschen Besatzung auch als Hauptquartier der Marinetruppen gedient hat. Eine wackelige Thür, von innen durch hölzerne Querriegel notdürftig verschließbar, führte in einen dunklen Raum, der als einzige Möbel einen Tisch und zwei Stühle besaß. Zu beiden Seiten befanden sich kleine Kabinette mit Holzpritschen; der Fußboden bestand aus festgestampftem feuchten Lehm, die kleinen Fensterchen waren mit dünnem zerrissenen Papier überzogen, von Heizeinrichtungen,

Da ich mit offiziellen Empfehlungsschreiben seitens der chinesischen Regierung reiste, so meldete sich bald nach meinem Eintreffen ein Yamenbeamter, der mir die große rote Visitenkarte des Präfekten überbrachte. Chinesische Etikette erfordert es, daß man die eigne Visitenkarte, mit Namen und Titeln in chinesischen Schriftzeichen, durch den Beamten zurücksendet, und sich bei dem Stadtmandarin zum Besuch anmeldet. Der erste Besuch, den ich Seiner Ehren, dem Präfekten Lo machte, war nicht ohne Interesse. Allein mit Bedauern denke

ich heute an die kostbare Zeit zurück, die in jeder einzelnen der vielen Städte und Marktflecken in Schantung mit den Besuchen und dem Empfang der Gegenbesuche seitens der Mandarine verloren ging. Jeden zweiten oder dritten Tag kam ich in eine Stadt, und statt mich sofort an die Besichtigung derselben machen zu können, mußte ich die ersten zwei oder drei Stunden derlei gesellschaftlichen Erfordernissen opfern. Wie der bezopfte alte Lo, so empfingen mich auch alle anderen Mandarine in vollem Staatskleide, umgeben von ihren Sekretären, Beamten und Ehrengarden, in der Haupthalle ihres „Yamens". Die drei großen Höfe, die ich dabei zu durchschreiten hatte, waren gewöhnlich von vielen Hunderten Neugierigen gefüllt, von denen der größte Teil einen Europäer überhaupt zum erstenmal erblickte. In der Haupthalle angelangt, führten die Anwesenden vor mir den Kautau aus, indem sie sich mit vor der Stirn gefalteten Händen bis nahe dem Boden verbeugten. Dann führte mich der Mandarin zu einem der beiden im Hintergrund befindlichen Stühle, nahm aus den Händen eines Dieners eine Tasse Thee und stellte sie auf das zwischen den Stühlen stehende Tischchen. Dann erst nahm er Platz und die Unterhaltung begann mit Hilfe meines Dolmetschers. Leider verlangt es die Höflichkeit, nicht früher aufzubrechen, bis der Mandarin seine Theetasse zum Munde führt, und das dauerte mitunter sehr lange, denn ebenso begierig, wie ich es war, die Verhältnisse in Schantung kennen zu lernen, ebenso begierig waren auch die Mandarine, etwas über Deutschland zu erfahren, das sie ja nur dem Namen nach kennen. Geographie wird in den chinesischen Schulen nicht gelernt.

Kaum war ich nach diesen Besuchen nach Hause zurückgekehrt, so ließen sich die Mandarine, in mancher Stadt drei oder vier hintereinander, zum Gegenbesuch anmelden. Den Vortrab bildeten Soldaten und Yamendiener, die zuweilen die großen phantastischen Paradewaffen trugen, dann kam die von vier Dienern getragene, von einem großen roten Ceremonienschirm beschattete Sänfte, in welcher der betreffende Mandarin saß, und die Kautaus, Theeceremonien und langweiligen, überall ziemlich gleichen Gespräche begannen von neuem, bis ich durch das Erheben meiner Theetasse das Zeichen zum Aufbruch gab.



Abb. 10. Der See von Tsinanfu.

Kiautschou hat von seiner einstigen Größe noch recht viel Reichtum und Industrie bewahrt, auch der Handel mit dem Inlande ist noch ziemlich rege. Die Stadt besitzt reizende Tempel und zahlreiche Steindenkmäler in Gestalt von Ehrenpforten, in den Geschäftsstraßen reiht sich Laden an Laden, in denen die fleißigen Zopfträger unter den



Abb. 11. Christliche Handwerker.

Augen der Passanten Pfeifen drechseln, hübsche Messingwaren, Leuchter, Opiumlämpchen und dergleichen herstellen, Tapeten mit chinesischen Ornamenten bedrucken, spinnen, weben, nageln, hämmern vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein. Ja, ich fand in wenigen Städten so viel Industrie wie hier, und die Stadt wird durch die geplante Eisenbahn von Tsingtau nach der Hauptstadt Tsinanfu gewiß viel gewinnen, denn was Schantung vor allem anderen braucht, sind Schienenwege. Als ich nach zweitägigem Aufenthalte mit meiner umfangreichen Karawane aufbrach, um durch die große Ebene nördlich von Kiautschou nach Weihsien zu reisen, bekam ich den ersten Vorgeschmack der gegenwärtigen Verkehrsrouten. Die einzelnen Dörfer und Städte in der ganzen Provinz sind nicht etwa durch Straßen oder auch nur Landwege miteinander verbunden, die irgendwie von den Mandarinen unterhalten werden, sondern Karren, Reiter, Fußgänger schlagen einfach die nächste Richtung nach ihrem Ziele ein, und ihren Spuren folgen die Nachkommenden, so daß allmählich eine breite, tief ausgefahrene Route in dem weichen Alluvialboden entsteht, im trockenen Herbst und Frühjahr mit knietiefem feinen Staub bedeckt, im Winter festgefroren, in der sommerlichen Regenzeit mit knietiefem Wasser angefüllt. Selbst die wichtigsten Verkehrsstraßen, wie jene zwischen dem einzigen Handelshafen von Schantung, Tschifu, nach der Hauptstadt, und die große, vom Yang-ze-kiang quer durch Schantung nach Peking führende sogenannte Kaiserstraße sind nicht viel besser, so daß man sich die Annehmlichkeiten des Reisens in der deutschen Provinz von China leicht ausmalen kann. Ermattet, ausgehungert, mit fingerdickem Staub bedeckt, kam ich nach den langen Tagemärschen in mein Nachtquartier, und in den Dorfherbergen war zuweilen das Wasser so schmutzig und übelriechend, daß ich ein paar Flaschen Apollinariswasser opfern mußte, um mich zu reinigen! Die große Mehrzahl der Mandarine und fast alle Kaufleute, die ich sprach, begrüßen die kommende Eisenbahn als einen Segen, und daß der Bau dieser Eisenbahn keine Schwierigkeiten bereiten wird, konnte ich überall erkennen. Von



Abb. 12. Tsinganfu. Turm der Tempelumfassung.

Kiautschou dehnt sich eine ungeheure, fast durch gar keine Erhebung unterbrochene Ebene in nördlicher Richtung quer durch Schantung und die Provinz Petschili bis nach Peking aus; die auf den meisten Karten verzeichneten Gebirge sind dort nicht vorhanden und erheben sich nur im mittleren Teile von Schantung, so daß sie von der nach der Hauptstadt Tsinanfu geplanten Eisenbahn, ohne einen Umweg zu machen, umfahren werden können. Die Mehrzahl der auf den Karten verzeichneten größeren Flüsse sind einen großen Teil des Jahres über wasserlos und erfordern keine schwierigen Brückenbauten. Auch bezüglich der zu erwartenden Einnahmen braucht man sich keinerlei Sorgen hinzugeben. Ich war auf der Reise nach der Hauptstadt überrascht von der großen Zahl volkreicher Städte und Dörfer; nach jeder halben Wegstunde stieß ich auf ein Dorf von mehreren Hundert Einwohnern; häufig sah ich in meiner Sehweite im Umkreis Dutzende von Dörfern, durch die hohen Weiden und Eschen, welche ihren Hauptschmuck bilden, leicht erkennbar, von wirklichem Elend bekam ich nichts zu sehen. Und wenn in manchen Jahren der große Übelthäter von China, der Hoangho, ungeheure Länderstrecken überschwemmt, wenn in verschiedenen Gebieten heftige Regengüsse oder anhaltende Dürre die Ernte vernichten, so ist dafür in anderen Gebieten der Ertrag der Ländereien an Weizen, Hirse, Bohnen, Reis, Früchten &c. so groß, daß der stellenweise entstehenden Hungersnot gesteuert werden könnte, wenn nur Transportwege vorhanden wären, um den Überfluß eines Gebietes nach dem notleidenden anderen schaffen zu können! Aber diese Transportmittel sind der Hauptsache nach Schubkarren, welche von Kulis gelenkt werden! All die zahlreichen Produkte der ungemein fruchtbaren und dichtbevölkerten Provinz, Kohle, Eisen, Lebensmittel, Seide, Wolle, Stoffe, Glas- und Töpferwaren, werden auf Schubkarren verfrachtet, und selbst der Passagierverkehr bedient sich hauptsächlich dieser primitiven Fuhrwerke!

Unter diesen Umständen spricht es ungemein für den natürlichen Reichtum der Provinz, sowie für den Fleiß, die Nüchternheit und Sparsamkeit ihrer Bewohner, daß so viele Millionen ihr Auskommen finden können und daß in einer Reihe von Städten



Abb. 13. Taingansu. Tempel der heiligen Mutter des Taishan.



Abb. 14. Der Gipfel des heiligen Berges Taishan.

so große Wohlhabenheit herrscht. In Weihsien, Tsingtschoufu, Tsinanfu, Tsinin und anderen Städten gibt es eine ganze Anzahl von Millionären, ja die Hauptstadt der Provinz dürfte zu den reichsten Städten Chinas gezählt werden können. Freilich bekommt nur der aufmerksame Reisende davon etwas zu sehen, denn ebensowenig wie in anderen Provinzen besitzen auch die Städte Schantungs irgend welche Paläste; die Reichen verbergen ihre Wohnungen, ihre Wohlhabenheit hinter hohen Mauern, und die einzigen ansehnlichen Bauten, die man zu sehen bekommt, sind vor allem die mächtigen, von kuriosen Türmchen und Pagoden gekrönten Ringmauern, welche alle Städte und auch zahlreiche Marktflecken umgeben, sowie die vielen Buddha oder Confucius geweihten Tempel, die sich gewöhnlich inmitten schattiger Cedern- und Fichtenhaine erheben. Sie bilden die einzigen „Sehenswürdigkeiten“ nach unseren Begriffen, denn Monumente, Museen, Theater, große Fabrikanlagen und dergl. gibt es in Schantung ebensowenig wie in dem ganzen übrigen China. Die Theater werden von den im Lande umherziehenden Wandertruppen jedesmal auf Marktplätzen oder in Tempelhöfen eigens aus Bambusrohren errichtet und nach Beendigung ihres „Gastspiels“ wieder abgebrochen. Fabriken gibt es nicht; alles, sogar die Kohlenminen, Glasbläsereien und Töpfereien der großen Industriestadt Poschan sind gewissermaßen Hausindustrie, und die einzigen Dampfmaschinen der ganzen an 35 Millionen Einwohner zählenden Provinz befinden sich in dem Arsenal von Tsinanfu.

Für den Mangel an Sehenswürdigkeiten wurde ich aber durch das Leben und Treiben der Bewohner in den Städten wie auf dem Lande mehr als entschädigt, denn die Provinz hat noch keine Beziehungen zu der Außenwelt, alles hat sich in malerischer Ursprünglichkeit erhalten, und deshalb war für mich jede Stadt, jedes Dorf eine Art Museum. Weihsien mit seinen großen Märkten, Tsingtschoufu mit den herrlichen Buddhatempeln und interessanten muhammedanischen Moscheen, Lintschi mit seinen mehrtausendjährigen Altertümern, das industriereiche Poschan, dann Tschangschan, Tschangkin und vor allem die gegen vierhunderttausend Einwohner zählende Hauptstadt boten mir eine Reihe von Bildern, wie sie sich dem Reisenden in China selten zeigen. Dazu reiste ich in der schönsten Jahreszeit, im Frühling, und das Klima ist jenem von Mitteleuropa ähnlich, wenn

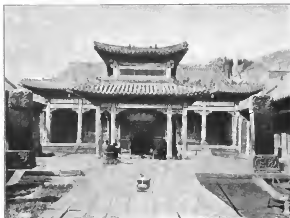


Abb. 15. Tempel der heiligen Mutter auf dem Gipfel des Taishan.

auch die Sommer heißer sind als bei uns. Die Chinesen sind große Freunde der Natur, sie haben sich für die Anlage ihrer Städte die malerischsten Punkte ausgesucht, und auch die grüne Landschaft besitzt hier großen Reiz; fehlen auch in ganz Schantung die Wälder, so sind doch alle Ortschaften von großen Obstgärten umgeben und in den Feldern erheben sich überall dunkle Cypressen- und Cedernhaine, in deren Schatten unter mannshohen Erdhügeln die Toten ruhen auf ewig, denn nur in den seltensten Fällen rührt der Chinese an den Gräbern seiner Vorfahren!

Der interessanteste Teil von Schantung ist jedoch das Bergland südlich von Tsinanfu; nach all den offiziellen Besuchen, Mahlzeiten und gesellschaftlichen Zerstreuungen chinesischer Art, wie sie der Aufenthalt in der von hundert Mandarinen bewohnten Provinzhauptstadt mit sich brachte, war ich froh, wieder mit meiner Karawane hinauszuziehen in die Natur, um das heilige Land von China kennen zu lernen. Ein Ritt von anderthalb Tagen brachte mich nach dem Mekka von China, nach der viertausend Jahre alten Stadt Taingan. Schon aus weiter Ferne sah ich das Wahrzeichen des heiligen Landes, den mächtigen beinahe 2000 Meter hohen Taishan in die Wolken ragen. Mit Spannung ritt ich durch das Thor der hohen Stadtmauer in Taingan ein, denn hier mußte ich doch endlich Altertümer, Denkmäler aus der längst vergangenen großen Zeit Chinas finden, die ich auf meinen bisherigen Reisen in diesem ältesten Kulturlande des Erdballes vergeblich gesucht hatte. Die tausendjährigen Städte besitzen keine Burgen, alte Mauern, malerischen Ruinen, wie sie sich in allen Ländern des Abendlandes darbieten; nun war ich in einer der ältesten Städte der Erde, die aus der Zeit der ägyptischen Pyramidenbauer



Abb. 16. Cypressenallee und Brücke vor dem Confuciusgrabe in Kiufu.

stammt! Aber auch hier wurde ich grausam enttäuscht. Ruinen sah ich wohl, Ruinen von großen Vorstädten und ganzen Stadtvierteln, doch stammen sie nicht aus alten Zeiten, sondern sind die traurigen Überreste, welche die wütenden Rebellen aus dem Taipingkriege hier zurückgelassen haben. Dieser Krieg aus der Mitte des XIX. Jahrhunderts war vielleicht der größte, blutigste, grausamste aller Zeiten, denn ganze Provinzen von der Ausdehnung europäischer Reiche wurden verwüstet, Millionen von Menschen in jedem Jahre aus allen Teilen des chinesischen Reiches hier zusammenströmen, um der „heiligen Mutter des Taishan" zu opfern und ihren Segen zu erflehen. Als ich, begleitet von einigen Soldaten, den Tempelpark betrat, waren gerade an die zehntausend Pilger hier versammelt, von denen die Mehrzahl noch niemals einen Europäer gesehen haben mochte. Natürlicherweise war ich bald von Neugierigen umringt, und als ich gar mit Hilfe meines Photographen den Apparat aufstellte, um die großen Tempel-



Abb. 17. Das Grab des Confucius mit dem kaiserlichen Pavillon im Vordergrunde.

getötet. An wenigen Stellen wütete er so furchtbar wie hier, denn siebenmal drangen die Rebellen im Laufe der Kriegsjahre in Taingan ein, plünderten und zerstörten, was sie konnten, und das heutige Taingan ist nicht viel besser, nicht interessanter, als irgend eine andere Stadt der Provinz. Nur der große Taishantempel, der mit seinem von tausendjährigen Cedern und Cypressen erfüllten Park fast die ganze nördliche Hälfte der Stadt einnimmt, ist von den Taipings verschont geblieben. Dieser Tempel ist das Ziel von vielen Tausenden von Pilgern, die bauten, die uralten Denkmäler und — die Menschenmenge selbst aufzunehmen, schienen die abergläubischen Zopfträger zu fürchten, ich wolle sie verzaubern. Ein derartiges dreibeiniges Ding, mit glänzenden Metall- und Glasplatten hatten sie ja in ihrem Leben noch nicht gesehen. Bald begann es Steine auf mich zu hageln, und einzelne Mutige machten Miene, auf mich loszuschlagen. Da erhob ich erzürnt meinen Stock, und in demselben Augenblicke zerstob die Menge vor mir. Meine Soldaten griffen nun ihrerseits ein und trieben die Tausende wie eine Herde

Schafe vor sich her, den Ausgängen zu. Binnen wenigen Minuten war der Platz gesäubert, die Thore wurden geschlossen, und ich konnte unbeirrt meine Aufnahmen machen!



Abb. 18. Haupttempel des Confucius mit Estraden in Kiufu.

Der Taishantempel von Taingan gehört zu den größten Tempeln von ganz Ostasien; der Provinzgouverneur hatte dem Mandarin von Taingan den Befehl zukommen lassen, den sonst nur einmal im Jahre geöffneten Tempel für mich aufschließen zu lassen, und ich war wohl der erste Europäer, der Gelegenheit hatte, ihn in allen seinen Teilen zu besichtigen und Aufnahmen zu machen. Mehr als die auf einem Thron sitzende, kunstvoll geschnitzte und vergoldete Figur der „heiligen Mutter“ bewunderte ich die herrlichen Malereien, welche die Tempelwände bedecken und die, aus dem XVII. Jahrhundert stammend, wohl zu dem Schönsten gehören, was die chinesische Kunst hervorgebracht hat. In einer Reihe von Wandgemälden ist hier die Besteigung des Taishan durch den ersten Kaiser der gegenwärtigen Dynastie dargestellt, und in Bezug auf Farbenreichtum, Perspektive, Gruppierung der zahlreichen Figuren habe ich auch in Japan nichts Schöneres gesehen.

Nachdem die Pilger der heiligen Mutter im Taishantempel geopfert haben, unternehmen sie gewöhnlich zu Fuß den Aufstieg auf den gewaltigen Granitberg, dessen Gipfel, etwa 25 Kilometer vom Taingan entfernt, der höchste des ganzen Berglandes von Schantung ist. Am zweiten Morgen nach meinem Eintreffen in Taingan zog auch ich, begleitet von meinem Photographen, durch das Nordthor der Stadt, um die sechstausend Stufen, welche von dem ersten Drittel der Höhe zum Gipfel führen, emporzuklettern; und mittags stand ich mitten zwischen den zahlreichen großen Tempeln, welche das oberste Plateau des heiligen Berges krönen. Meinen Leuten die photographischen Aufnahmen überlassend, pilgerte ich zwischen kostbaren



Abb. 19. Ahnentempel des Menzius in Tsuhsien.

Bronzedenkmälern und ungeheuren Steintafeln, welche verschiedene Kaiser hier gestiftet haben, zu dem heiligsten der Tempel, jenem der heiligen Mutter: sie thront auf einem rotlackierten Holzaltar, in kostbare, mit herrlichen Stickereien geschmückte Seidengewänder gehüllt; vor ihr aber ist der Boden des weiten Tempelraumes meterhoch mit Münzen bedeckt, die Opfergaben der Pilger. Auch Silberstücke von verschiedener Größe liegen zwischen den Millionen von Kupfermünzen, die in jedem Jahre einmal von einem Abgesandten des Provinzgouverneurs hinausgeschafft werden. Den größten Teil der zusammen immerhin mehrere hunderttausend Mark betragenden Gaben erhält die Kaiserinmutter in Peking, ein zweiter Teil fließt in die Taschen des Mandarin, den Rest erhalten die Mönche der zahlreichen Klöster, welche sich auf dem Taishan befinden.

Zwei Tagereisen südlich von Taingan liegt das berühmte Kiufu, die Vaterstadt von Confucius, und auch hier war es mir vergönnt, als der erste Europäer den stets verschlossenen Tempel des Heiligen zu betreten. Dank meiner Empfehlungen sandte der Herzog Confucius, der direkte Nachkomme des großen Religionsstifters in der 76. Generation, seine Kammerherren und fünfzig Mann seiner grotesk uniformierten Leibgarde, um mich zu empfangen und in den Tempel zu geleiten, der wie jener von Taingan in einem großen Park mit mehrtausendjährigen Bäumen gelegen ist, den Taingantempel jedoch an Größe und Pracht weitaus übertrifft. Ich habe auch in Peking, ja selbst an den heiligen Stätten des Iyeyasu in Japan nichts Schöneres gesehen. Die Denkmäler, Ehrenpforten, Nebengebäude, Pavillons und Kioske strotzen von kunstvollen Holzschnitzereien, Skulpturen und Vergoldungen, am schönsten aber präsentiert sich der ungeheure Tempel selbst in seiner erhabenen Einfachheit. Er erhebt sich auf einer weiten, von Balustraden aus weißem Marmor umschlossenen Terrasse, die etwa mannshoch über dem Parkgrund gelegen ist. Eine Reihe von weißen Marmorsäulen, Monolithen mit köstlichen Skulpturen bedeckt, steht vor der etwa 80 Meter langen Fassade und tragen die Architraven des ungeheuren zweistöckigen Daches, das ganz mit Porzellanziegeln von gelber Farbe, der Farbe des Kaisers, eingedeckt ist. Der ganze Tempel besitzt kein Fenster, und in dem weiten inneren Raume ist es so dunkel, daß eine photographische Aufnahme unmöglich war. Mächtige viereckige Säulen tragen das Dach; an den Wänden hängen mehrere



Abb. 20. Portal vor dem Palaste des Mentzius in Tiubsien.

Meter lange, mit breiten geschnitzten Goldrahmen umfaßte Inschriftstafeln, Widmungen der Kaiser verschiedener Dynastien. In der Mitte des Raumes erhebt sich eine Art Heiligenschrein aus rotlackiertem Holz mit vergoldeten Skulpturen, und in diesem Schrein sah ich die überlebensgroße Statue des Confucius mit seiner Ahnentafel davor, nach dem Glauben der Chinesen der Sitz seines Geistes. Eine Reihe von Opfertischen vor diesem Schrein tragen zahlreiche Bronzegefäße, Urnen, Behälter für Räucherkerzen, Statuen u. dergl. Geschenke verschiedener Kaiser während der letzten zweitausend Jahre! Manche dieser uralten Gefäße stammen aus dem persönlichen Besitz des alten Confucius,

eine Reihe von seinen Manuskripten und Gegenständen des täglichen Gebrauchs aber sind in der Familie von Vater auf Sohn durch die Jahrtausende bis heute erhalten geblieben und befinden sich in dem Palast des gegenwärtigen Herzogs! — Das Wohnhaus des Confucius ist verschwunden, aber eine Ceder, die er selbst gepflanzt hat, steht heute noch in dem Tempelpark!

Auch Vater und Mutter des Confucius, sowie seinen Söhnen, Enkeln und Aposteln sind in diesem Parke eigne Tempel geweiht, umgeben von steinernen oder bronzenen Gedenktafeln verschiedener Kaiser. Das Grab des Religionsstifters befindet sich etwa zwei Kilometer außerhalb der Stadt. Eine Avenue, von tausendjährigen Baumriesen besetzt, führt hinaus zu dieser Stätte, wo, umgeben von etwa zwanzigtausend Gräbern seiner Nachkommen, der Heilige ruht. Ein Erdhügel von etwa zwölf Meter Höhe bedeckt seine sterbliche Hülle und davor steht ein einfacher Grabstein mit seinem Namen. Auch seine nächsten Nachkommen sind hier begraben, und in jedem Jahre versammeln sich die heutigen Träger des Namens Confucius, oder vielmehr Kung-tse, wie er im Chinesischen heißt, um in einer eignen Opferhalle dem großen Toten zu opfern. Dasselbe geschieht auch in dem Confuciustempel der Vaterstadt Kiufu unter Verbrennung von Opfern, Ceremonientänzen und Mahlzeiten, bei denen dem Geiste des Verstorbenen von dem jetzigen Herzog Speisen und Getränke vorgesetzt werden. Wohl zwei Drittel der etwa 18 000 Einwohner zählenden Stadt sind Nachkommen des Confucius und führen seinen Namen; die Begräbnisstätte außerhalb der Stadtmauer ist seit 2400 Jahren benutzt worden, und wie damals, so lassen sich auch heute noch alle Angehörigen des Stammes Confucius hier beerdigen, selbst wenn sie tausend Kilometer weit von Kiufu das Zeitliche gesegnet haben sollten! Wenn immer die Mittel vorhanden sind, werden ihre Leichen hierher transportiert. —

Merkwürdigerweise ist Kiufu, dieses Jerusalem von China, kein Wallfahrtsort wie Taingan; nur selten kommen fromme Confucianer hierher, und noch weniger wird das etwa vierzig Kilometer weiter südlich gelegene Tsiuhsien besucht, die Geburtsstadt des größten Apostels der Confuciuslehre, Menzius. Ich fand Tsiuhsien noch ärmlicher und verfallener als Kiufu; bei meinem Einzug lief die ganze zerlumpte Bevölkerung hinter mir her, und es herrschte in der Stadt große Aufregung, so daß mir und meinen Begleitern von seiten des Mandarins nahe gelegt wurde, möglichst bald weiterzureisen. Der Ahnentempel und die Grabstätte des Menzius ähneln jenen seines großen Lehrmeisters, nur sind sie kleiner, einfacher, und während die Tempel des Confucius vorzüglich erhalten sind, gehen jene des Menzius dem Verfall entgegen. Die direkten Nachkommen des Mungtze, dies ist sein chinesischer Name, kümmern sich wenig darum. Die ganze Familie ist verlottert, und ihr Haupt verdient keineswegs die in der Familie erbliche Würde eines Mitglieds der berühmten Pekinger Hanlinakademie. —

Von Tsiuhsien nahm ich den Weg in westlicher Richtung nach der Gelehrtenstadt Yentschoufu, dem Sitz des kommandierenden Generals von Schantung und einer der schönsten Städte der Provinz. Bischof Anzer, der Leiter der deutschen katholischen Mission von Südschantung, die in Tsinnin am Kaiserkanal ihren Hauptsitz hat, ließ hier eine Zweigmission einrichten. Wie in Tsinnin, in Tsautschaufu und anderen Orten, wo die Missionare ihre Thätigkeit entfalten, waren sie auch hier bis zum letzten Jahre unaufhörlichen Verfolgungen ausgesetzt, die bekanntlich in der Ermordung der beiden Missionare Nieß und Henle ihren Höhepunkt fanden. Seit der Besetzung von Kiautschou durch die Deutschen sind aber die Mandarine die eifrigsten Beschützer der Missionare geworden, und da das ganze Volk sich ausschließlich nach den Mandarinen richtet, werden sich in Schantung Greuelthaten wie jene des letzten Jahres wohl nicht wiederholen. Wie das heilige Grab des Confucius, so besuchte ich auch von Tsinnin aus die Gräber der beiden Märtyrer, die vorläufig, bis hinreichend freiwillige Beiträge zur Errichtung würdiger Denkmäler einlaufen, auch nur Erdhügel nach chinesischer Art sind. Für die Deutschen besitzen diese Gräber ungleich höhere Wichtigkeit als jene der chinesischen Heiligen, denn die, welche unter diesen Erdhügeln ruhen, waren die direkte Ursache, daß Deutschland sich heute einen Hafen in China und,

was mehr ist, den Handel einer großen Provinz gesichert hat, der mit der Zeit viele Millionen eintragen wird. Des bin ich heute, nachdem ich das ganze Gebiet durchwandert, gewiß.

Die Bilder, welche diese Zeilen begleiten, sind nach den ersten Photographien angefertigt, welche jemals in Schantung aufgenommen worden sind, wie ich überhaupt in einer Reihe von Ortschaften der erste europäische Besucher war. In einigen Jahren werden deutsche Eisenbahnen durch die bisher fast unbekannten Gegenden führen und sie dem deutschen Handel, der deutschen Kultur eröffnen zum Segen ihrer selbst und zum Nutzen ihrer Erschließer.



Abb. 21. Pagode in der heiligen Stadt Yentschou.

Halligenruf.

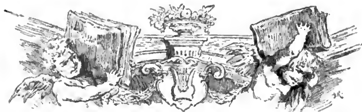
Von

Carl Bulcke.

Ich denk' der Freunde her und hin,
Die in mein' Weg getrieben.
Wie kommt's, daß ich so einsam bin?
Ist keiner treu geblieben?
O weh, o weh, bald sinkt die Nacht,
Ich bin so fern vom Ziele! —
Hab wieder heute dein gedacht,
Mein lieber Jugendgespiele.

Ich sah dich nicht, so lang ist's her ...
Wohl viele Jahr' sind gangen,
Seit wir als Knaben kreuz und quer
Durch Heck' und Gräben sprangen ...
Ich hab mit Brüdern aller Art
An einem Tisch gesessen;
Im schnellen Drang der Wanderfahrt
Hatt' dein ich fast vergessen.

Mir bangt, was wohl mit dir geschehn..
Ich sah so viele sterben,
So viele stumm beiseite gehn
Am Wegrand zu verderben.
Mir bangt, was dir das Schicksal schuf,
Mir bangt um deine Pfade.
Ich ruf dir hinüber den Halligenruf:
Lebst du noch, Kamerade?



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Richter und Dichter.

Biographische Mitteilungen von

Ernst Wichert.

(Abdruck verboten.)

Es ist nicht meine Absicht, hier meine juristische oder meine schriftstellerische Laufbahn zu schildern. Nur soweit beide Thätigkeiten in meiner Person nahe nebeneinander liefen und sich ergänzten, möchte ich die Erinnerung festzuhalten suchen.

Am 24. September 1853 bestand ich das Auskultatorexamen. Ich bin sodann bis 1. April 1896 als praktischer Jurist im Amte thätig gewesen, zweiundvierzig und ein halbes Jahr, die letzten neunzehn Jahre als Rat eines Oberlandesgerichts.

Ich habe in dieser Zeit mehr als dreißig Theaterstücke, mehr als zehn Romane, die meisten drei-, einen sogar fünfbändig, mehr als ein halbes Hundert Novellen, eine nicht geringe Zahl von dramaturgischen und anderen Artikeln, Gedichten ꝛc. verfaßt, eine schriftstellerische Thätigkeit, die schon an sich für ausreichend erachtet werden könnte, einen nicht unfleißigen Arbeiter voll beschäftigt zu haben. Man nimmt aber auch mit gutem Grund an, daß der preußische Richter, auch wo er nicht überbürdet ist, doch genug zu thun hat, seinen Tag für ernst verbracht zu halten, wenn die amtlichen Geschäfte erledigt sind. Deshalb ist, wie man sich denken kann, sehr oft die Frage an mich gestellt worden, wie es mir denn möglich sei, beide Thätigkeiten miteinander zu verbinden. Die Beantwortung darf ein allgemeineres Interesse beanspruchen.

Ob ich als Schriftsteller Gediegeneres und Reiferes geleistet hätte, wenn ich nur Schriftsteller gewesen wäre, wird dahingestellt bleiben müssen. Ein solches Urteil könnte sich nur durch den Nachweis begründen lassen, daß meine Fähigkeiten zu größeren Erwartungen berechtigten und andererseits in meinen dichterischen Erzeugnissen die Flüchtigkeit bemerkbar werde, mit der sie wegen Zeitmangels hätten concipiert und niedergeschrieben werden müssen. Ich darf jedenfalls versichern, daß mir, so wenig mich auch sonst die öffentliche Kritik geschont hat, der Vorwurf leichtsinniger Schreibweise nicht erinnerlich ist. Wer auch nur die Masse an Vorarbeit kennen würde, welche meine historischen Romane und Dramen erforderlich gemacht haben, könnte mir schwerlich das, an sich ja noch wenig bedeutende Lob treuer Pflichterfüllung auch in meinem schriftstellerischen Beruf versagen. Die meisten meiner dramatischen Arbeiten sind fünf- und mehrmal umgearbeitet und neu geschrieben worden, ehe ich sie herausgegeben habe, und auch meinen Novellen hat eine sorgfältige Feile nicht gefehlt. Dabei bin ich, auch im ersten Entwurf, nie ein Schnellschreiber gewesen; es war immer meine Gewohnheit, einen Satz nicht eher niederzuschreiben, bis ich ihn in Gedanken vollständig formuliert hatte, was Zeit kostet, wie jeder Sachkundige zugeben wird.

Dann bin ich also wohl als Jurist nicht voll angespannt, sondern stets „geschont“ worden! Dieser Meinung begegnete ich natürlich oft. Aber sie ist grundfalsch. In meiner Vorbereitungszeit habe ich wie jeder andere dafür sorgen müssen, die Examina bestehen zu können (damals wußte man von meinen schriftstellerischen Neigungen auch noch nichts), und in der richterlichen Thätigkeit gibt es fest abgegrenzte Dezernate, die von einem Arbeiter auf den anderen übergehen, und eine bestimmte Zahl von Sitzungen, deren Wahrnehmung unerläßlich ist. Soweit die einzelnen Sachen von den Präsidenten zugeschrieben werden, wäre ja die Absicht einer Bevorzugung denkbar; aber es läßt sich dem ersten Eingang fast nie ansehen, welche Summe von Bemühungen erforderlich sein wird, den Fall zu erledigen, und in einem Kollegium würde auch die ungleiche Verteilung der Lasten gar nicht gewagt werden können. Ich glaube nicht, daß meine *Kollegen* mich jemals für begünstigt gehalten haben. Nur Leistungen, die besonders remuneriert wurden, bin ich stets von mir abzuwehren bemüht gewesen. Was mir zu thun oblag, habe ich mit allem Fleiß verrichtet. Ich meine behaupten zu können, daß ich nie auf dem Restenzettel gestanden habe. Aus der eignen Mitteilung meines letzten sehr verehrten Chefs weiß ich, daß er, um jedes leicht erklärliche Mißtrauen zu beseitigen, meine Akten durchgesehen, sich dabei aber überzeugt hat, daß ich wie jeder andere meinen Strang gezogen und mir das Leben nicht bequem gemacht habe.



Ludwig XVII. Gemälde von Jean-Honoré Fragonard.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Elf., Paris und New York.)

Wie erklärt sich also dieses Vollmaß der Doppelarbeit? Zunächst wohl aus der körperlichen Gesundheit, die mir mit geringen Unterbrechungen erlaubt hat, meine Zeit bis auf die letzte Minute auszunutzen, täglich vom Morgen bis meist über Mitternacht hinaus thätig zu sein. Wenn man in der günstigen Lage ist, dauernd im Durchschnitt zwölf statt sechs Stunden arbeiten zu können, so läßt sich in einer Reihe von Jahren schon etwas fördern. Was Ermüdung sei, habe ich kaum gekannt: nur in ganz seltenen Fällen haben sich die Nerven merkbar gemacht, so daß ich mit Recht versichern konnte, ich besäße wahrscheinlich gar keine. Auch habe ich das übliche Erholungsbedürfnis eigentlich nie gekannt; erst in den letzten Jahren bin ich dem Rat des Arztes gefolgt und täglich eine Stunde spazieren gegangen. Dazu suchte ich mir dann immer je nach der Jahreszeit diejenige Abendstunde aus, die zu anderen Dingen am schlechtesten nutzbar war. Erholung ist mir stets der Wechsel der Arbeit gewesen, in diesem Sinne oft auch die langweiligste Aktenarbeit nach starker produktiver Anspannung oder nach jener das Lesen eines nicht ganz leichten Buches. Irgend eine Freistunde hat sich fast an jedem Tage gefunden, ich habe aber auch selbst nach langen Gerichtssitzungen nur ein wenig Schlaf gebraucht, um gleich wieder leistungsfähig zu sein. Das „nulla dies sine linea" hat sich auch mir bewährt.

Dabei habe ich entweder von Anfang an die Fähigkeit besessen oder sie mir in langer Übung angewöhnt, geistig zwei Dinge nebeneinander in der Weise betreiben zu können, daß keins das andere störte. Ich hatte gleichsam zwei gesonderte Arbeitsräume zu meiner Verfügung, konnte aus dem einen in den anderen gehen und die Thür so fest schließen, daß gänzlich aus meinem Gedächtnis entschwunden war, was ich soeben noch in jenem getrieben hatte. Ich war also immer ganz bei der Sache und konnte auch beliebig abbrechen, um mich später wieder ohne besondere Mühe auf den verlassenen Punkt zurückzufinden. Die produktive Stimmung ging nicht verloren, wenn sie auch längere Zeit ausgeschaltet werden mußte, und andererseits war eine juristische Arbeit für mich gänzlich abgethan in dem Augenblick, in dem ich die Feder aus der Hand legte. Es ist mir dabei zu statten gekommen, daß ich mich rasch zu entscheiden vermochte.

Nun hat aber auch die richterliche Thätigkeit das Besondere, daß sie, abgesehen von den Sitzungen zwei- oder dreimal wöchentlich, nicht an eine vorbestimmte Zeit gebunden ist. Sie kennt keinen Bureaudienst. Ich konnte mir daher die Aktenarbeit legen, wie ich wollte, und ich legte sie mir so, daß sie mir nach Möglichkeit die nicht durch Sitzungen beschlagnahmten Vormittage frei ließ. Dies war freilich nur dadurch zu erreichen, daß ich abends so lange Dekrete, Voten und Erkenntnisse schmiedete, bis ich amtlich völlig aufgeräumt hatte, so daß ich dann am anderen Tage nichts zu thun fand und gar keine Pflicht versäumen konnte. Sehr oft habe ich zu diesem lockenden Ziel noch lange gearbeitet, wenn ich aus der Gesellschaft nach Hause kam. Nie aber bin ich „morgens aufs Bureau mit Akten, abends auf den Helikon" gegangen; meinen schriftstellerischen Arbeiten habe ich immer die frischeste Zeit des Tages gewidmet, wenn sie nicht überhaupt ruhen mußten.

Mich vom gesellschaftlichen Leben ganz fern zu halten, lag weder in meiner Neigung, noch wäre es ausführbar gewesen: Freunde und Kollegen wollten besucht und aufgenommen sein, bei öffentlichen Festlichkeiten durfte ich nicht fehlen, und später forderten die Töchter ihr Recht, auf Bälle geführt zu werden. Das Theater wurde häufig besucht, ein gutes Konzert nicht versäumt, und Schriftsteller-, Sänger- und Künstlervereine durften nicht vernachlässigt werden. Aber ich schränkte mich freilich ein, soviel ich konnte. Und was mir besonders half: ich habe nie dem Kneipenleben einen Gefallen abgewinnen können (Bier trinke ich überhaupt nicht), auch nicht Karten gespielt, damit aber viel Zeit erspart, so daß ich stets auch noch etwas davon für die Familie übrig hatte.

Dennoch hätte mir's kaum gelingen können, mein Talent fruchtbar zu machen, wenn meine häuslichen Verhältnisse nicht die glücklichsten gewesen wären. Ich heiratete im Juli 1860, nach heutigen Begriffen und vielleicht auch nach damaligen, recht waghalsig. Denn mein Gehalt als Kreis- und Stadtrichter, auf das ich allein angewiesen war, überstieg in den ersten sieben Jahren, in denen uns drei Kinder geboren wurden, nicht sechshundert Thaler. Aber obgleich wir uns in dieser Zeit mit drei kleinen Stübchen begnügen mußten, steht es doch in meiner Erinnerung fest, daß es immer still um mich war, wenn ich schriftstellerisch arbeitete (während der Aktenarbeit stand meine Thür immer offen). Das habe ich meiner Frau zu verdanken, die mich auch vor allen drückenden Sorgen zu bewahren verstand. Wir wußten uns nach der Decke zu strecken, bei gutem Humor konnten wir uns einbilden, noch immer mehr zu haben, als wir brauchten. Später wuchs das Gehalt und traten die Honorare und Tantiemen hinzu, wir konnten uns besser einrichten, uns jährlich eine Sommerfrische und eine Reise erlauben; aber wir steigerten unsere Bedürfnisse immer nur in bescheidenen Grenzen und bürdeten uns nichts auf, was uns künftig hätte lästig werden können. So befand ich mich dauernd in einem Zustande von Ruhe und Behaglichkeit, die noch durch die zärtliche und pietätvolle Rücksichtnahme der Kinder verstärkt wurde, und konnte innerlich ungestört mit dem beschäftigt bleiben, was meine Phantasie gestaltete. Ich war nicht einmal genötigt, ängstlich darauf zu denken, daß meine Produktion auch einträglich würde: ich habe stets nur ausgeschrieben, was mir selbst des Ausschreibens wert schien, und dann erst gefragt, wie es sich nutzbar machen ließe. Deshalb hat es mich auch nie sonderlich beunruhigt, wenn sich etwas als verfehlt ergab oder der Erfolg ausblieb; ich hatte Zeit zu warten, ob etwas Neues besser gelingen möchte. Regte sich einmal das bittere Gefühl der Enttäuschung, so sorgten die Meinigen liebreich dafür, daß es nicht von langer Dauer war. Dabei herrschte stets in der Beurteilung meiner schriftstellerischen Erzeugnisse volle Aufrichtigkeit;

sehr oft hat der Eindruck der ersten Vorlesung im Familienkreise auf die Nacharbeit großen Einfluß geübt. Zugleich wurde meiner Gewohnheit, über Werdendes nicht zu sprechen, allezeit freundlich Rechnung getragen.

Wenn mich hiernach die Juristerei nicht hinderte, meine dichterische Neigung zu bethätigen, so kann ich ihr freilich auch nicht nachsagen, daß sie dieselbe direkt fördernd beeinflußt hat. Die Annahme, daß interessante Rechtsfälle reichlich Stoffe zu Romanen und Novellen hergeben müßten, ist irrtümlich, wenigstens habe ich die Erfahrung gemacht, daß in den allerseltensten Fällen von daher auch nur ein Anstoß gegeben wird. Nicht zu leugnen aber wird sein, daß der Einblick in die verstecktesten Beziehungen des geschäftlichen Lebens und der inquisitorische Verkehr mit Leuten der verschiedensten Alter, Stände und Berufsarten bei prozessualen Verhandlungen und Zeugenvernehmungen viel Lebenserfahrung und Menschenkenntnis eindringt, die dann nutzbar werden können, und daß die fortwährende Nötigung, klar zu sehen, das Zufällige auszuscheiden und jeden Satz möglichst scharf zu formulieren, auch die Denk- und Schreibweise des Schriftstellers ergreifen mag, was dann freilich ihr ebenso gut Nachteil wie Vorteil bringen kann. —

Ich war bereits siebenundzwanzig Jahre alt geworden, als ich, Anfang März 1858, in Königsberg die erste Aufführung eines von mir verfaßten Schauspiels („Unser General York") erlebte. Wenige Wochen darauf reiste ich nach Berlin zum Staatsexamen ab, das ich dann im Mai glücklich bestand. Die schriftlichen Arbeiten folgten damals. Im August erhielt ich mein Assessorpatent. Während der Vorbereitungszeit habe ich außer jenem Stück nichts Druckfertiges herausgebracht. Es wäre mir nicht hinderlich gewesen, daß ich bei meinem Onkel, dem Rechtsanwalt Marenski, arbeitete, um mir den Lebensunterhalt zu erwerben, aber ich kam über die Sammlung von Stoffen und Materialien, die Vorbereitung durch historische Studien und die Übung in der dramatischen Gestaltung nicht hinaus. Vieles hat davon später feste Form erhalten. Als junger Assessor vollendete ich ein Schauspiel „Licht und Schatten", zu welchem die zufällige Begegnung mit einem irrsinnigen Theologen auf der Reise nach Berlin (er bildete sich ein, die Kanzel nicht besteigen zu können, weil ihm der Teufelsglaube fehle), den Anlaß gegeben hatte. Das Manuskript einer halbfertigen Tragödie „Der Withing von Samland" nahm ich im Herbst 1859 nach der Seestadt Memel mit, wohin ich zur Vertretung eines vom Amte suspendierten Richters auf unbestimmte Zeit geschickt war. Ich fand bei dem Bagatellamt, mit dessen Verwaltung ich betraut wurde, große Unordnung und ein ungeheuerliches Maß von Resten vor, arbeitete mich aber durch (anfänglich meist vierzehn Stunden täglich) und fand dann Zeit, meine Tragödie zu vollenden, die im Frühjahr an die von Deckersche Verlagsbuchhandlung in Berlin abgehen konnte, welche auch mein erstes Schauspiel verlegt hatte.

Es ist fraglich, ob ich Memel und sodann den drei Meilen von dieser Stadt entfernten litauischen Marktflecken Prökuls, in welchem ich im nächsten Sommer das Kommissarium fortsetzte und meine erste richterliche Anstellung erhielt, je kennen gelernt hätte, wenn nicht der Jurist dorthin geführt worden wäre. Schwerlich hätte ich jedenfalls sonst dort im hohen Norden an der russischen Grenze einen fast vierjährigen Aufenthalt genommen, Land und Leute zu studieren Gelegenheit gehabt. Es ist hier der Ort, näher darzulegen, welchen schriftstellerischen Nutzen ich aus diesem amtlichen Verhältnis zog, und in welcher Weise ich mir den Zufall dienstbar zu machen suchte.

Schon die Herbstreise zu Dampfschiff über das Kurische Haff entlang den sich endlos hinziehenden grauen und schneeweißen Sandbergen der Nehrung, in meilenweiten Entfernungen durch schmucklose Fischerdörfer kümmerlich belebt, an einer Stelle nur, bei Schwarzort, eine Viertelstunde lang mit dunklem Kiefernwald bedeckt, bot mir sehr eigenartige Bilder. Eine ganz neue Erscheinung war mir aber auch gegen Ende der Fahrt die lange Reihe von Schneidemühlen am jenseitigen Ufer hinter den sogenannten Holzgärten der Memeler Kaufleute, in welchen die aus dem Innern Rußlands abgelassenen, den Niemen hinabgeführten gewaltigen Holzflöße im Wasser lagerten, und die Reihe mächtiger Dreimaster, in welchen Balken und Planken durch eine Luke nicht weit über dem Wasserspiegel eingeschoben wurden. Bei weiterer Annäherung erfreute das Auge der Wald der bewimpelten Masten im Hafen, das von Schiffen belebte Seetief und in der Ferne der Leuchtturm mit der hellglänzenden Glaskuppel auf der äußersten, weiter durch eine riesige Steinmole verlängerten Landspitze. Auch bei engerer Umschau bot die freundliche Stadt, die kürzlich aus einem großen Brande teilweise neu erstanden war, aber sich den früheren Charakter noch in einigen Straßen mit einzeln stehenden, durch Vortreppen ausgezeichneten Mansardenhäusern und in den Vorarten mit ihren kleinen, durch einen betakelten und bewimpelten Mast im Vorgarten angezeigten Häuschen erhalten hatte, viel Anziehendes. Ich habe eine umständliche Schilderung in einem längeren Feuilleton der damaligen Staatszeitung versucht.

Der Richter, den ich zu vertreten hatte, war ein sehr unglücklicher Mensch. Im Amte tüchtig und von durchaus ehrenwerter Gesinnung, zeichnete er sich abstoßend nicht nur durch seine große Häßlichkeit, sondern auch durch allerhand schwer erträgliche Sonderlingsmanieren aus. Er hatte sich in eine junge Dame verliebt, wagte aber nicht, sich ihr zu eröffnen, und bat seinen Freund, den Staatsanwalt, sich bei ihr für ihn zu verwenden. Der Freund hielt dann aber für sich selbst um ihre Hand an und heiratete sie auch. Darin sah der Kreisrichter einen schweren Vertrauensbruch und verfolgte nun den Verhaßten außeramtlich und amtlich in so leidenschaftlich boshafter Weise, daß ein Disciplinarverfahren unvermeidlich wurde. Er überlebte seine Absetzung nicht lange. Ich habe diesen Stoff später in meinem Roman „Ein häßlicher Mensch" ausgenutzt.

Der einzige von den Kollegen, der ihn, wie

mir schien, gerecht beurteilte, war ein schon älterer Rat, zu dem ich mich seiner Originalität wegen hingezogen fühlte. Er war Junggeselle, sehr gerade aus, derb in seiner ganzen Ausdrucksweise und oft grob, voll Gift und Galle über allerhand Schlechtigkeit der Welt und namentlich der Geschäftswelt um sich her, in die er einen tiefen Einblick gethan zu haben behauptete, von kaustischem Humor, gefürchtet und doch selbst von denen in der Gesellschaft, die er schlecht behandelte, seiner Respektabilität wegen freundschaftlich umworben. Es schien ihm ein recht satanisches Vergnügen zu bereiten, von jedem, der da eine Rolle spielte, irgend eine „Spitzbubengeschichte" zum besten geben zu können, und am grausamsten malträtierte er einen aus Rußland übergelaufenen Juden, der sich durch Wucher ein Vermögen erworben hatte und, weil er als Geldmann unentbehrlich schien und die Stadt ihn zu beerben hoffte, trotz mancher verächtlichen Handlung gelitten und sogar umschmeichelt wurde. Gegen ihn nahm er kein Blatt vor den Mund und hielt sich für berufen, seine Geißel zu werden. Er empfahl mir seinen billigen und guten Mittagstisch, bei dem wir uns dann monatelang täglich trafen, um gewöhnlich nach dem Essen bei jedem Wetter auch noch einen gemeinsamen Spaziergang nach einem Kaffeehause vor der Stadt zu unternehmen, wobei er meine Weltkenntnis nicht wenig bereicherte. Ich habe viele Jahre später ihn und das Opfer seiner galligsten Laune in der Novelle „Ein Wohlthäter" wahrheitsgetreu geschildert.

Auch sonst fehlte es nicht an Anregungen besonderer Art; die Nähe der russischen Grenze machte sich überall fühlbar. Ich hatte Umgang in einigen Kaufmannshäusern, auch bei dem russischen Konsul, einem sehr lebenslustigen, mit einer übergroßen Familie gesegneten Herrn. Hier und aus den Gesprächen an einem von Honoratioren besuchten Stammtisch gewann ich Einblicke in die eigenartigen Handelsbeziehungen zu dem halbbarbarischen Nachbarlande. So mancher von den Kaufleuten und Spediteuren hatte drüben ein Abenteuer mit Edelleuten, Juden, Polizei- und Zollbeamten erlebt, das in der Erzählung recht fremdartig klang. An der ganzen preußisch-russischen Grenze entlang blühte damals der Schmuggel mit Spirituosen und allerhand Manufakturen; ein starker Teil der Grenzbevölkerung — hier Litauer, dort Szameiten im Dienste von Juden und Christen — vermittelte ihn, und blutige Kämpfe mit den russischen Grenzwachen waren an der Tagesordnung, gaben dann auch den Gerichten Veranlassung zu meist unfruchtbaren Untersuchungen. Es herrschten über diese Dinge allgemein Anschauungen, die sich nur aus dem gerechten Verdruß über die strenge Grenzsperre erklären ließen. Ganz von selbst gestalteten sich daraus interessante Romankapitel!

Mit den Litauern kam ich nun als Bagatellrichter in die nächste Beziehung. Sie saßen hier in dem nördlichsten Zipfel der Monarchie noch dicht geschlossen, wenn schon es einzelnen Deutschen gelungen war, sich unter ihnen anzukaufen und die wirtschaftlich Schwächsten aus ihren Stammsitzen zu verdrängen. In weit über der Hälfte aller Prozesse waren Litauer als Parteien oder Zeugen beteiligt. Ich verhandelte mit ihnen durch den Dolmetscher, einen jungen Aktuar, den Sohn eines Gerichtssekretärs in Prökuls, der sein Leben unter ihnen zugebracht hatte und als Kenner der litauischen Sprache und Sitten galt. Mein Aktuar wußte von ihnen viel zu erzählen, er hatte selbst als junger Mensch Schmuggelritte mitgemacht und viel unter ihnen verkehrt. Ich ließ mir von ihm, wenn die Zeit es irgend erlaubte, ihre Erklärungen und Antworten möglichst wörtlich übertragen, um besseres Verständnis für ihre Sinnesweise zu erlangen. Bald trat ich dann auch mit seinem Vater in amtliche Beziehungen, und der Gewinn daraus wurde für mich ein noch größerer. Der Sekretär war ein etwas wunderlicher alter Herr, der sich unter dem Druck seiner nicht völlig klaren amtlichen und gesellschaftlichen Stellung nicht ganz wohl fühlte. Da der eine Richter überbürdet war, hatten ihm allerhand richterliche Geschäfte übertragen werden müssen, namentlich die fast selbständige Bearbeitung der Hypothekensachen. Zudem wußte er sich als litauischer Dolmetscher unentbehrlich und von großem Einfluß: wie er eine Sache vor den Richter brachte, so war sie. Er hielt sich also gern für etwas mehr als einen Subalternbeamten. Zudem an dem kleinen Ort, an dem die wenigen studierten Leute, der Richter, der Pfarrer, der Präceptor (Rektor der Schule), der Arzt, der Apotheker mit den nicht sonderlich gebildeten größeren Besitzern da und in der Umgegend zu verkehren genötigt waren, alt und grau geworden, glaubte er auch für sich eine Stellung neben ihnen beanspruchen zu dürfen, die doch nur mit mancherlei Vorbehalten zugestanden wurde. Nun kam ich als zweiter Richter nach Prökuls und nahm ihm alle die Arbeiten ab, die sein Stolz gewesen waren. Das verschnupfte ihn anfangs ein wenig gegen mich. Sehr bald aber überzeugte er sich, daß ich ihm durchaus wohlwollte und gar nicht unbequem war, worauf er sein Benehmen änderte und mir sogar ein wärmeres Interesse entgegenbrachte. Er unterstützte mich nun nicht nur amtlich aufs beste, sondern informierte mich auch gründlich über alles, was mir in betreff der Litauer zu wissen wünschenswert erschien. Namentlich boten mir die häufigen Lokaltermine im Gerichtsbezirk, in denen er als Protokollführer und Dolmetscher fungierte, reichliche Gelegenheit, ihn für meinen Zweck auszukundschaften. Er kannte die ganze Bauernschaft bis in die fernsten Grenzdörfer hinein und wußte von vielen Familien und Personen sehr charakteristische Geschichten zu erzählen, die mir unvergessen blieben. So erhielt ich über die wirtschaftlichen Verhältnisse und Einrichtungen der Litauer, über ihre Gebräuche, über ihre religiösen und sittlichen Anschauungen dankenswerte Aufklärung. Ich lernte aber auch aus eigner Anschauung ihre Höfe und Wohnungen kennen und ersah aus ihren Streitigkeiten unter sich und mit ihren deutschen Nachbarn, sowie aus zahlreichen Untersuchungen, in welche Notlage sie sich durch ihr zähes Festhalten an nationalen Gewohnheiten brachten. Auch hier waren Grenzexzesse beim Schmuggel nichts Seltenes. Wir vernahmen dann öfters in den russischen Kordon-

häusern Zeugen. Viel Merkwürdiges wurde mir auch durch meinen Freund, den Apotheker, zugetragen, der ein sehr intelligenter Mann war, litauisch sprach und über das Völkchen gut Bescheid wußte.

Ich erzähle dies alles, um mich gleichsam darüber auszuweisen, wie ich zu meinen „litauischen Geschichten" gekommen bin, denen man nachgerühmt hat, daß sie den Eindruck einer wahrhaftigen Schilderung des Selbsterlebten machen. Ich rechne zu ihnen auch den Roman „Aus anständiger Familie", der in Memel und Prökuls spielt, und die Erzählung „Für tot erklärt", deren Lokal in einem Dorfe am Mingefluß und in Nidden auf der Kurischen Nehrung zu denken ist. Es gehören sonst noch dahin die Novellen „Ansas und Grita" (von Paul Heyse in den deutschen Novellenschatz aufgenommen), „Ewe", „Der Schaktarp", „Endrik Kraupatis", „Mutter und Tochter", „Nur ein Jude", „Das Grundstück", „Die Schwestern". Es sind das Dorfgeschichten, die ich nicht hätte schreiben können, wenn ich nicht durch mein Amt genötigt worden wäre, selbst jahrelang als ein Dörfler zu leben, und wenn ich nicht als Richter Veranlassung gehabt hätte, dieses langsam aussterbende Volk kennen zu lernen, in dem so viel echte Rasse ist, die es zu dichterischer Behandlung geeignet werden läßt. Es soll nicht unbemerkt bleiben, daß alle diese Erzählungen, zu denen der Stoff damals gesammelt war, erst längere Zeit darauf nach und nach aufgeschrieben sind, als die Eindrücke sich abgeklärt und die Erlebnisse sich so weit verflüchtigt hatten, daß sie der freien Erfindung und künstlerischen Ausgestaltung genügend Raum ließen.

Im Herbst 1863 wurde ich als Stadtrichter nach Königsberg versetzt, übernahm zuerst eine der beiden Bagatellkommissionen, in denen auch die Injuriensachen verhandelt wurden, und trat später, besonders auf Zureden meines Freundes und Kollegen Ludwig Passarge (durch seine Reisebeschreibungen und Ibsenübersetzungen ausgezeichnet) zur sogenannten zweiten Abteilung über, welche die Grundbuch-, Vormundschafts- und Erbschaftssachen zu bearbeiten sowie die freiwillige Gerichtsbarkeit zu verwalten hatte. Ich gewann hier für mich mehr freie Zeit und hatte eine ruhigere Beschäftigung. Sie war überreich an Einblicken in die Verkehrsverhältnisse, die sich auf das unbewegliche Vermögen bezogen, in die Familienstreitigkeiten und Erbteilungen und in die Bemühungen zum Wohl der Pflegebefohlenen aller Stände. Ich hatte das Gefühl, als treuer Ratgeber und unparteiischer Vermittler sehr viel Nützliches thun zu können. Übrigens hinderte mich das Amt nicht, die Theaterkritik für die Königsberger Hartungsche Zeitung zu übernehmen und mehrere Jahre lang fortzuführen; es wurde von mir nicht einmal Anonymität verlangt. Den nächsten Anlaß dazu gab übrigens ein Gastspiel von Friedrich Haase. Eines Zerwürfnisses mit dem Theaterdirektor Arthur Waltersdorff wegen hatten die Königsberger Blätter seit längerer Zeit keine Besprechungen über das Theater gebracht, die Hartungsche Zeitung, gerade die gelesenste, ihren Groll noch jetzt bewahrt. Das war dem verehrten Gast natürlich sehr unangenehm; er besuchte mich und überredete mich, einen Ausgleich herbeizuführen. Ich formulierte eine Erklärung, der beide hadernde Teile nach einigem Her und Hin zustimmten und zuletzt auch Frau Kommissionsrat Waltersdorff, die sehr ungern nachgab, nicht widersprach. Es fehlte nun nur noch ein Theaterreferent, dem man auf beiden Seiten Vertrauen schenken könnte. Ja, wenn ich —! Es schien mir unklug abzulehnen, zumal mir vollste Unabhängigkeit zugesichert wurde. Daß ich mich nach drei Jahren zurückzog, hatte nicht etwa seinen Grund in einer amtlichen Einwirkung, sondern lediglich darin, daß der Redakteur wechselte und Waltersdorff, dessen Theater sich arg verschlechtert hatte, durch ihn den Kritiker zu einer milderen Beurteilung des Gebotenen zu beeinflussen bemüht war.

Auch zum Beisitzer in den Schwurgerichten war ich öfters ernannt und blieb so in einer gewissen Beziehung zur Strafpflege. Da passierte dann einmal dem Theaterdichter eine sonderbare Geschichte. Ich hatte ein Schauspiel „Mit Wind und Wasser" geschrieben, in welchem ein alter, sein Privileg störrisch verteidigender Wassermüller die Hauptfigur war, für die sich der Schauspieler Karl Grunert interessierte. Er gab die Rolle in Berlin und sollte sie dann auch in Königsberg wiederholen. An dem betreffenden Tage im März 1866 hatte ich gerade im Schwurgericht mitzusitzen. Der Präsident tröstete mich, die Sitzung werde nicht lange in den Nachmittag hinein dauern, und zog zur Bekräftigung seines guten Glaubens Billets für sich und seine Frau aus der Tasche. Bald aber stellte sich's heraus, daß eine von auswärts vorgeladene Zeugin nicht erschienen war. Der Verteidiger stellte pflichtgemäß den Antrag, den Versuch polizeilicher Gestellung zu machen. Obgleich der Präsident dagegen war, da er ein günstiges Resultat für ganz unwahrscheinlich hielt, und einer von den beisitzenden Richtern ihm beistimmte, wurde es für mich zur Notwendigkeit, für den Versuch zu stimmen, da die Unmöglichkeit des Gelingens keineswegs feststand und anderenfalls die Untersuchungshaft der angeklagten Person ohne weiteres um Monate verlängert wurde. Meine Stimme gab den Ausschlag. Der Versuch gelang, und es erfolgte — Freisprechung. Nun hatte aber die Sitzung wegen der langen Pause doch bis acht Uhr gedauert. Ich eilte ins Theater, wo eben der dritte, sehr wirksame Akt zu Ende ging. Mit Grunert wurde ich stürmisch gerufen und verneigte mich an seiner Hand wiederholt vor dem Publikum. Da war ich einmal wirklich unmittelbar vom Richtertisch vor die Lampen getreten, übrigens sehr beruhigt, auch im Schwurgerichtssaal meine Pflicht gethan zu haben.

Ursprünglich in meiner richterlichen Eigenschaft kam ich 1869 mit dem hochgeschätzten Oberpräsidenten der Provinz Preußen, Herrn von Horn, in nähere Berührung, da der Kanzler von Goßler mich ihm zum Vertreter des erkrankten Justiziars im Konsistorium und Provinzialschulkollegium in Vorschlag brachte. Ich hatte Gelegenheit, ihm öfters Vortrag zu halten, und lernte dabei den sehr klugen, ungemein kenntnisreichen, leicht ungeduldigen und deshalb etwas unbequemen, aber

stets höchst wohlwollenden und auf die Förderung seiner Mitarbeiter bedachten hohen Beamten kennen. Ich erhielt dann auch mit meiner Frau Zutritt in seinem gastlichen Hause und durfte mich demselben bald befreundet nennen. Frau Doris von Horn war eine der temperamentvollsten und liebenswürdigsten Damen, die mir auf meinem Lebenswege begegnet sind. Zwanzig Jahre jünger, als ihr Mann, stand sie damals noch in der vollen Blüte ihrer ungewöhnlichen Schönheit, obgleich sie schon erwachsene Kinder hatte. Groß und stattlich, wie geschaffen zur Repräsentation, bezauberte doch ihr Liebreiz jeden, der auch nur wenige Worte mit ihr zu sprechen Gelegenheit fand. Eine angeborene Vornehmheit ermöglichte es ihrem heiteren Naturell, sich gehen zu lassen, ohne die Gefahr zu großer Vertraulichkeit herbeizuführen. Sie war eine Feindin jedes lästigen Ceremoniells, oft sehr geradeaus im Freundeskreise, wenn sie sich leidenschaftlich gegen eine gesellschaftliche Verschrobenheit ereiferte, voll überraschend guter Einfälle, über die dann auch ihr ernster Mann lachen mußte. Das eheliche Verhältnis war das glücklichste. Ihren Kindern bewies sie sich als die gütigste Mutter und beste Freundin. Immer lebhaft anregend und thätig unterstützend, wenn es sich um Veranstaltungen zu gemeinnützigen und patriotischen Zwecken handelte, behielt sie noch Zeit, sich auch als tüchtige Wirtin zu bewähren. Ich habe ihr zum Dank für ihre erfolgreichen Bemühungen um die Feier des hundertsten Geburtstages der Königin Luise und um den Königin-Luise-Verein mein Dramolet „Die gnädige Frau von Paretz“ in herzlicher Verehrung zugeeignet. Auch sonst nahm sie an meinen schriftstellerischen Arbeiten warmen Anteil, nicht ohne gelegentlich auch die freimütigste Kritik zu üben. Anfang der achtziger Jahre gestaltete sich die Stellung des Oberpräsidenten sehr schwierig. Es wurde von ihm verlangt, daß er die Wahlen beeinflusse, die freisinnige Opposition zum Schweigen bringe, sich den neuen handelspolitischen Maximen anpasse, die freilich gerade der Grenzprovinz Preußen wieder große Opfer zumuteten. Da er zu ehrlich war, etwas gegen seine Überzeugung zu thun — in allem ein preußischer Beamter vom alten Schlage — erhielt er den Abschied und siedelte tief gekränkt nach Berlin über. Meine freundschaftlichen Beziehungen zu ihm und seiner trefflichen Frau dauerten bis zu dem rasch aufeinander folgenden Lebensende beider fort.

Bei der Gründung der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten in Leipzig (1871) und bei der weiteren Ausbildung ihres Statuts konnte ich mit meinen juristischen Kenntnissen gute Dienste leisten. Mein Briefwechsel mit dem sehr verdienten ersten Syndikus, dem kürzlich verstorbenen Rechtsanwalt A. Gerhard, kann darüber näheren Aufschluß geben. Wir trugen beide nicht die Schuld, daß das groß geplante und anfänglich auch zu schönen Hoffnungen berechtigende Unternehmen nicht den erwünschten und, wie mir noch heute scheint, wünschenswerten Erfolg gehabt hat. Die Ursachen zu erörtern, ist hier nicht die Stelle. —

Es war wohl in erster Reihe das sehr lebhafte Interesse für den Schriftsteller, was meinen hohen Gönner, den Chef der Justiz in der Provinz Ostpreußen, Kanzler von Goßler, einen echt human denkenden Mann, veranlaßte, wiederholt in mich zu dringen, mich in Berlin vorzustellen, um ans Kammergericht berufen zu werden. Meine Anciennetät berechtigte mich zu solchem Wunsche keineswegs; er meinte aber, ich solle nur seinem alten Freunde, dem Kammergerichtspräsidenten von Strampf, einen Gruß überbringen, dann werde sich das Weitere schon finden. Ich glaubte nun meinem Glück nicht im Wege stehen zu dürfen und fuhr wirklich 1873 nach Berlin. Wie ich den mir persönlich unbekannten Herrn im Botenzimmer traf und von ihm genötigt wurde, gleich im Winterüberzieher und die Gummischuhe auf den Füßen mein schwieriges Gesuch vorzubringen, habe ich bereits an anderer Stelle erzählt. Damals geschah's, daß mir, als ich auf die ärgerliche Frage, warum ich denn gerade nach Berlin wolle, zu bemerken wagte, ich sei Schriftsteller und hätte z. B. das damals im Schauspielhause viel gegebene Lustspiel „Ein Schritt vom Wege“ geschrieben, die wundersame Antwort zuteil wurde: „Ach! Zum Lustspielschreiben haben wir hier keine Zeit.“ Wir! Und keine Zeit! Ich verbeugte mich und ging.

Herr von Goßler zog aber seine Hand nicht von mir ab. Er bewirkte, daß ich zum 1. September 1877 als Hilfsrichter an das Ostpreußische Tribunal, wie damals das Oberlandesgericht in Königsberg hieß, berufen wurde. Schon einen Monat darauf erfolgte meine Ernennung zum Rat. Damals wurde mir freundschaftlich hinterbracht, daß der frühere mit den Personalien betraute, mir sehr wohlwollende Ministerialrat in seiner Liste meinen Namen dreimal angekreuzt, aber darauf jedesmal, wenn ein litterarischer Erfolg von sich reden machte, wieder ein Kreuz mit dem Bemerken abgestrichen hätte: „Anderweitig zu sehr beschäftigt.“ Der Minister Leonhard stieß sich daran nicht. Er hatte sogar die Liebenswürdigkeit, mir die Ernennung eigenhändig brieflich mitzuteilen, was mir eine große Freude war.

Bei der Reorganisation der Gerichte 1879 blieb ich als Oberlandesgerichtsrat in Königsberg. Ich genoß fortdauernd das volle Vertrauen meines Präsidenten, des Kanzlers von Goßler, dem bureaukratische Engherzigkeit ganz fern lag und der sein warmes Interesse für die Kunst durch den langjährigen Vorsitz im Kunstverein bethätigt hat. Er erhob nie Schwierigkeiten, wenn ich ihn um einen Urlaub zu bitten hatte, und dispensierte mich sogar bereitwilligst im Sommer, wenn meine Familie sich an der See aufhielt und ich durch amtliche Arbeiten nicht gehindert wurde, wöchentlich ein paar Tage bei ihr zu verleben, von jeder vorherigen Anzeige meiner Abreise bei ihm, so daß ich mich durchaus frei fühlen durfte, was ich als eine große Wohlthat empfand. Ich war ihm immer neben dem als pflichttreu erkannten Richter der geachtete und von ihm selbst geschätzte Schriftsteller, der ihm durch die Zueignung des Romans „Heinrich von Plauen“ eine aufrichtige Freude bereitet hatte. Am liebenswürdigsten bewies sich diese seine freundliche Gesinnung gegen mich, als ich im

März 1883 mein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als dramatischer Autor im Königsberger Theater feierte. Bald darauf schenkte er mir sein Bild mit einer Zuschrift, deren Einleitung eine für mich sehr schmeichelhafte Anerkennung meiner Thätigkeit als Jurist und Schriftsteller aussprach. Ich übergehe sie. Der Schluß aber ist so charakteristisch für die Denkweise des verehrten Mannes und für das Verhältnis, in welches er sich zu mir stellte, daß ich mir nicht versagen kann, ihn — ich möchte sagen: zu seiner Ehre — hierher zu setzen. Er schrieb: „Da mir die Dichtkunst nicht verliehen, so muß ich mich begnügen, für dieses unvergängliche Gedächtnis das anliegende bildliche Zeugnis hinzuzufügen und die Bitte auszusprechen, dasselbe nicht als ein von Amts, sondern von Herzens wegen und mit dem wohlbewußten Gefühle inniger Hochschätzung, treuer Anhänglichkeit und herzlichster Ergebenheit abgegebenes freundlichst annehmen zu wollen." Er unterzeichnete sich als „praeses jubilans". Ich denke, es spricht aus diesen Zeilen, bei solcher Gelegenheit ohne jede äußere Nötigung niedergeschrieben, so viel Hochherzigkeit, daß man gern meiner Versicherung glauben wird, ich habe den Druck meiner Beamtenstellung nicht fühlen dürfen.

Auch seinem Nachfolger (seit 1885), dem Herrn Kanzler von Holleben, bin ich für das gleiche Vertrauen und die gleiche Rücksichtnahme auf die besonderen Bedürfnisse des Schriftstellers sehr dankbar. Als ich meinen Roman „Der Große Kurfürst in Preußen" schrieb und für dessen dritte Abteilung, welche die Schicksale des in Memel hingerichteten Obersten Christian Ludwig von Kalkstein behandeln sollte, der Einsicht in die auf seinen Prozeß bezüglichen Akten dringend bedurfte, war er es, der mir seine Vermittelung bei dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin anbot und mir namentlich dadurch, daß er selbst Bürgschaft leistete, deren Benutzung in Königsberg ermöglichte. So habe ich, auf urkundliches Material gestützt, das Leben und Treiben dieses letzten altpreußischen Edelmannes, der den Widerstand gegen den souveränen Hohenzollernfürsten mit dem Kopf büßte, zum erstenmal wahrheitsgetreu im Roman schildern können.

Und dann bin ich schließlich doch am 1. Januar 1888 ans Berliner Kammergericht gekommen und — habe da sogar auch zum Lustspielschreiben Zeit gehabt. Mein Senatspräsident, der dorthin berufen war, fragte mich beim Abschiedessen vertraulich: „Wollen Sie denn nun ans Kammergericht oder nicht?" Er versprach mir, sobald eine Vakanz eintreten würde, seine Vermittelung und hielt Wort. Präsident dieses Gerichts war nun Herr von Oehlschläger (jetzt Reichsgerichtspräsident), ein lieber Studiengenosse von mir, der mich bereitwillig unterstützte. So that ich, nicht ohne schwere Bedenken, in schon vorgeschrittenen Jahren die erforderlichen Schritte, eine höchst befriedigende Lebensstellung gegen die unsicheren Vorteile des großstädtischen Aufenthalts in ganz fremden amtlichen und außeramtlichen Verhältnissen zu vertauschen. Der Kanzler, selbst lange beim Kammergericht thätig gewesen, hatte mir nicht vorenthalten, daß die besonderen Umstände dort bei dem fortwährenden Anwachsen der Stadt eine große Arbeitslast bedingten, die Sitzungen lang und sehr anstrengend seien. „Bilder werden sie da schwerlich malen können," sagte er scherzend. Es bezog sich das auf meine Gewohnheit, in den Sitzungen mit Tinte und Feder landschaftliche Skizzen zu entwerfen, die von den Kollegen gesammelt wurden, eine Beschäftigung, die nicht nur nicht meine Aufmerksamkeit von den Verhandlungen abzog, sondern sie eher noch besser zusammenhielt. Er täuschte sich doch. Ich setzte auch hier, als ich im dritten Senat erst festen Boden gefaßt hatte, diese dilettantische Kunstübung mit ungeschwächter Neigung fort und fand die hiesigen Herrn Kollegen ebenso bereit, sich der allmählich nach Hunderten zählenden Blättchen anzunehmen und sie in Mappen aufzubewahren. Mein litterarischer Vorfahr im Kammergericht, Theodor Amadeus Hoffmann, zeichnete bekanntlich in den Sitzungen gern Karikaturen; meine Liebhaberei war harmloser. Darin aber hatte der Herr Kanzler nur zu sehr recht gehabt: das Amt forderte hier in Berlin eine noch schärfere Anspannung der Kräfte, die Sitzungen dauerten regelmäßig länger, die Sachen waren oft schwieriger, häufige Vertretungen nahmen die freien Tage fort, und die weiten Entfernungen kürzten die Arbeitszeit, so daß nun manche Woche verging, in der die Akten nicht vom Schreibtisch verschwinden wollten. Aber das Jahr hatte ja noch immer zweiundfünfzig, und die gelinden fehlten auch nicht.

Was mich nach Berlin gezogen hatte, war der Wunsch, in ein Centrum der litterarischen Bewegungen zu gelangen, bessere Fühlung mit den treibenden Kräften zu gewinnen, mehr persönlich in den Kampf der Geister einzugreifen, der gerade hier wild entbrannt war. Erfüllte er sich? Das erste Jahr brachte mir eine Niederlage, da mein Lustspiel „Die talentvolle Tochter" vom Sylvesterpublikum des Berliner Theaters abgelehnt wurde. Aber an derselben Stelle errang später mein Schauspiel „Aus eignem Recht" einen nicht gewöhnlichen Erfolg und wurde auch das Trauerspiel „Marienburg" mit Beifall aufgenommen, während sich zugleich das Lustspiel „Post festum" längere Zeit auf dem Repertoire des königlichen Schauspielhauses erhielt. Auch das Schauspiel „Im Dienst der Pflicht" ist hier entstanden. Ob sich nun in diesen Stücken, in den gleichfalls hier verfaßten Romanen „Der jüngste Bruder" und „Herr von Müller", in den letzten, erst hier aufgeschriebenen litauischen Geschichten, sowie in anderen Novellen ein Hauch der Großstadtluft bemerkbar macht, muß ich anderen zu beurteilen überlassen. Mich zu einem „Modernen" umzugestalten, habe ich freilich weder Neigung noch Talent gehabt. Ich glaube aber durch viele meiner Arbeiten bewiesen zu haben, daß gerade eine gesunde Realistik von mir geübt ist, lange bevor sie als eine Forderung neuerer Schreibweise hingestellt wurde.

Gleich im Jahre 1888 wurde ich zum ersten Vorsitzenden des Vereins „Berliner Presse" gewählt. Ich verdankte diese Wahl wesentlich dem Umstande, daß ich — Kammergerichtsrat war. Nicht daß man meinem Amt und Titel an sich irgend welche Bedeutung beilegte, aber man mochte

es für nützlich halten, an die Spitze eines Vereins von Schriftstellern und Journalisten, die allen Parteirichtungen angehörten und in ihren gesellschaftlichen Beziehungen weit auseinander gingen, einen Schriftsteller zu setzen, der durch sein amtliches Verhältnis als ein Unicum betrachtet werden konnte, außerhalb des Parteigetriebes stand, juristische Kenntnisse und Fertigkeiten mitbrachte und zugleich im Verein selbst als neutrale Person zu wirken vermochte. Ich bin dann noch zweimal und nach Ablauf des vierten Jahres, für das statutenmäßig meine Wiederwahl unzulässig war, wieder dreimal an die Spitze des Vereins berufen worden. Ich glaube daraus schließen zu können, daß meine Bemühungen, den Kollegen von der Feder bei der Förderung ihres trefflichen Werkes, der reichsstädtischen Presse einen festen Zusammenhalt zu geben und mit vereinten Kräften die Sorgen der Witwen, Waisen und Bedrängten zu erleichtern, nicht fruchtlos gewesen und sehr freundlich anerkannt sind. Mir persönlich hat die Beschäftigung mit diesen Vereinsangelegenheiten, soviel Zeit sie auch mitunter in Anspruch nahmen, stets viel Freude bereitet. Viel mehr der praktische Jurist, als der Schriftsteller, kam bei diesem Wirken in Frage, obgleich es nicht gleichgültig oder vielmehr die Vorbedingung war, daß ihm zugleich diese Eigenschaft nicht fehlte.

Bei der Feier meines sechzigsten Geburtstages, die mir der Verein in freundlichster Weise veranstaltete, fehlte der Präsident des Kammergerichts, Herr Drenkmann, nicht und legte in seiner warmherzigen Rede für seinen Rat Zeugnis dahin ab, daß der Schriftsteller dem Juristen nicht geschadet hätte. Auch er ist mir stets ein nachsichtiger und einsichtiger Vorgesetzter gewesen, dessen wahrhaft freundschaftliche Gesinnung ich zu schätzen weiß.

Sie ist mir auch erhalten geblieben, nachdem ich im März 1896 von meinem gesetzlichen Rechte Gebrauch gemacht hatte, mit fünfundsechzig Jahren meinen Abschied zu nehmen. Dazu war nicht der Nachweis der Invalidität erforderlich, was mir den Verzicht moralisch sehr erleichterte. Ich bin nun nicht mehr Richter, nur noch Schriftsteller, und habe zum Lustspielschreiben viel Zeit. Gehörte dazu nur nicht noch manches andere! Aber — es müssen ja nicht durchaus Lustspiele sein. —



Durch dich.

Da liegt das weiße Blatt, das zu dir tragen
Mein heißes Lieben soll — und all mein Sehnen;
Ich suche nach den Worten, dir's zu sagen,
Und finde keine, — finde nichts als Thränen.
Was du aus mir gemacht, — o könnt' ich's sagen!
Die Zeit der Worte ist für mich entschwunden,
Seitdem ich deines Herzens heißes Schlagen
Als Wiederhall in meiner Brust empfunden.
Du hast geformt mein Denken und mein Leben
Mit deinem Wort, mit deines Kusses Schweigen;
Der sanften Allmacht hab' ich mich ergeben,
Ach, nur zu gern! Nun bin ich ganz dein eigen.
So wurden wach mit Zittern und mit Zagen
Der „Liebe, die nichts fürchtet“ stille Geister, —
Nun kann ich nichts, als lieben nur und fragen:
„Bist du zufrieden, mein geliebter Meister?“

Hedwig Gräfin Rittberg.



Die Gans.

Eine zoologisch-kulturgeschichtliche Betrachtung

von

Professor Dr. William Marshall in Leipzig.

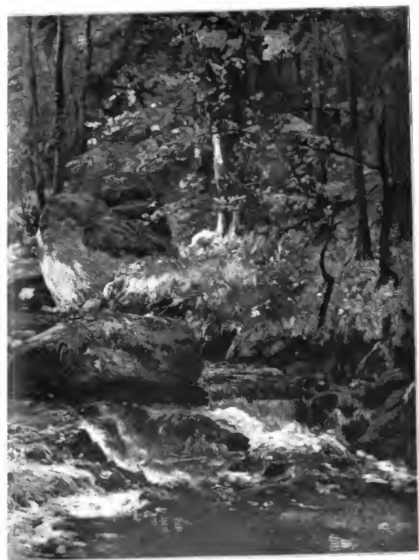
Was wäre das echte, deutsche Bauerndorf ohne einen Gemeindeanger und eine Gänseherde darauf? Ein fröhliches, allgemeines Gakgak und Giekgak schallt uns von weitem entgegen, wir sehen von ferne die weißen und grauen Gestalten behaglich auf und ab gehen, bald einmal hier ein Blättlein, dort ein Gräslein abrupfend, bald einmal Umschau haltend, die Brust lüftend und mit den Flügeln schlagend. Andere ruhen beschaulich auf dem grünen Rasen oder lassen sich sonst auf der unvermeidlichen, gelben Lehmpfütze daneben vom Winde treiben, allüberall liegen Federn umher und andere grünweiße Spuren der geselligen Gegenwart der biederen Gansvögel. Seitab sitzt unter einem Fliederbusch der Gänsejunge mit mangelhaftem Hemd und noch mangelhafteren Unaussprechlichen bekleidet, braun gebrannt sind seine nackten Arme und Waden, und vom braungebrannten Gesicht sticht das gelbweiße, strähnige Haar seltsam, urgermanisch ab. Seine Aufmerksamkeit ist nicht zum zehnten Teil bei seinen Pflegebefohlenen, er hat mehr und seiner Meinung nach Besseres zu thun: mit dem Stiel seines Taschenmessers klopft er ein Stück Weidengerte, damit die Schale sich löse, und er aus der abgestreiften Rinde sich eine Pfeife verfertige. Viel anders wie heute mag das Bild nicht gewesen sein, das sich vor tausend Jahren dem Wanderer zeigte, der auf ein thüringisches oder niedersächsisches Dorf zuschritt, oder dem fahrenden Schüler, der sechshundert Jahre später im Vorbeigehen begehrliche Blicke auf die appetitlichen Vögel warf und vielleicht das alte (schon 1540 gedruckte) Liedlein dabei vor sich hin summte:

„Der Müller auf der Obermühl',
Der hat der fetten Gänse viel;
Die Gans hat einen Kragen,
Den wollen wir mit uns tragen.
Der beste Vogel, den ich weiß,
Das ist die fette Gans."

Die Gans ist fürwahr von allem Hausgeflügel der deutscheste Vogel, wie sie wahrscheinlich auch der älteste Hausvogel der Deutschen ist. Sie ist ein Bild beweglicher Gemütlichkeit und ein Familienvogel wie kein zweiter. Freilich ist sie dabei weniger als die Hühner an Hof und Garten gebunden, aber es hat etwas Zünftiges an sich, wie sie da mit Hunderten ihrer Kameradinnen vereinigt ist auf dem Anger und die Stimmen durcheinander schallen, crescendo und decrescendo, wie in lebhafter Gemeindeversammlung. So aber liebte es der Deutsche seit alters.



Im Ilsethal. Nach der Ol



Studie von Adolph Schweitzer.

Die Gans ist ein gemütlich-bürgerlicher Vogel, nicht exklusiv aristokratisch wie etwa der Hahn, sie ist dabei ein altheimisches Tier und nicht gleich diesem ein ursprünglicher, oft des Zauberwesens und der Teufelsgemeinschaft verdächtiger Fremdling, und jemandem die „weiße Gans aufs Dach schicken“ wollen, könnte unmöglich eine gefährliche Drohung sein, wohl aber, wenn des „roten Hahns“ gedacht wird.

Wie oft habe ich den Gänsen zugeschaut auf ihrer grünen Trift, und wie gern thue ich es noch! Es ist, wenn nicht der Trieb zu einem allgemeinen, meist durch dunkle Ursachen veranlaßten und von großem Flügelgeklatsch begleiteten Gak-gak-Konzerte sich einstellte, ein friedliches Bild, das eine weidende Gänseherde darbietet. Zierlich rupfen die sauberen Vögel, den Kopf gesenkt und etwas schief haltend, die Pflänzchen mit den Seitenrändern des orangeroten Schnabels, wenden den Blick der blaugrauen Augen verständig himmelwärts, wenn eine Krähe oder auch nur ein Spatz über sie hinfliegt oder gar, wenn es donnert, leise murmelnd und knurrend plaudern sie vor sich hin und machen ab und zu Halt, um auf auf einem Bein stehend zu ruhen und sich mit allerhand Kopfwendungen die umgebende Welt von allen Seiten zu betrachten.

Das Geschnatter der Gänse ist mir eine liebe, trauliche Musik, es ist kein wüstes Durcheinander von Tönen, es liegt vielmehr ein gewisser Rhythmus darin, und man meint, ein jedes Individuum aus dem Chore herauszuhören, die Gänseriche heller und höher, die Gänse dumpfer und tiefer, bald im Wechselgesang, bald unisono.

Wenn der Abend kommt, treibt, wenigstens bei uns in Thüringen, der Gänsejunge seine Herde fast nur mit lauten Rufen „Hussalala hoho!“ zusammen, alles läuft mit ausgestreckten Hälsen eiligst auf einen Haufen, und nun geht es heim. Wie die ablaufenden Gewässer eines übervollen Teiches sich in immer kleinere Rinnsale zerteilen, so zerteilt sich der Strom der heimkehrenden Gänse durch die Hauptstraßen in den Nebenstraßen, Gassen und Gäßchen des großen Dorfs bis in die einzelnen Gehöfte. Gravitätisch schreiten die Tiere truppweise im bekannten Gänsemarsch dahin, und ist die Herde groß, so fliegen wohl einige unternehmungslustigere voran, aber nicht über die Dächer und Dorfgärten hinweg, sondern immer die Gassen entlang, die Wege, die sie von klein auf kennen. Der Flug der Gänse ist leicht und gewandt, aber nicht schön, wie bei keinem Vogel mit langem Halse, wenn er nicht, wie die Reiher, die Gewohnheit hat, seinen Kopf hinterwärts gebogen auf den Rücken zu legen.

Ganfert und Gans unterscheiden sich wenig, der erstere soll etwas größer sein und einen längeren, dickeren Hals und höhere Beine als diese haben, aber das sind zweifelhafte Unterschiede, die man nur dann richtig beurteilen kann, wenn man unzweifelhafte Exemplare von beiden Geschlechtern und zwar von gleichem oder fast gleichem Alter nebeneinander sehen und miteinander vergleichen kann. Gänse, die öfters gelegt haben, bekommen einen sogenannten Gänsebauch, eine oft sehr tief herabhängende Hautfalte zwischen den Füßen.

Im geistigen Wesen und im Temperament treten die Verschiedenheiten deutlicher hervor: ein Ganfert ist ein tapferer, streitbarer Geselle, der mit gestrecktem, zu Boden geneigtem Halse, aber dabei gehobenem Kopfe und mit offenem Schnabel zischend auf seine wirklichen oder vermeintlichen Widersacher losgeht, auch auf den Menschen, besonders auf Kinder. Oft genug bricht er ohne alle Ursache einen Zank vom Zanne und kann, wenn er alt geworden ist, ein bösartiges und stellenweise gefährliches Tier sein.

Die Mutterliebe macht auch die Gans, wie unzählige andere weibliche Tiere, zur Heldin; fauchend und mit den Flügeln schlagend nimmt sie jeden Hund, der sich ihrer Nachkommenschaft nähert, wütend an und treibt den verdutzten fast regelmäßig in die Flucht, wenn er nicht sehr kräftig und sehr unerschrocken ist.

Der Haupt- und Leibfeind der Gans ist seit alters her der Fuchs, der zu ihnen in einem ähnlichen Verhältnis steht, wie der Wolf zu den Schafen, und man weiß ja, was es heißt, wenn der Fuchs den Gänsen predigen will.

Die Geschichte der Züchtung der Hausgans verliert sich wie der meisten Haustiere in graue Vorzeit, und so wenig es bekannt ist, wann der Vogel unter die Botmäßigkeit des Menschen geriet, so wenig wissen wir, wo es geschah. Man hat wohl gesagt: in Babylonien. Ich will gern zu-

geben, daß alle Beweise, die man dafür in das Feld geführt hat, richtig sind, aber es ist nicht bewiesen, daß es sich bei diesen Beweisen um die Graugans (Anser cinereus) handelt, die ganz ohne Zweifel die wilde Stammform unserer Hausgans ist. Und das dürfte schwer zu beweisen sein. Wohl aber ist zu bedenken, daß die Graugans in ihrem Brutbezirk zwischen den Gestaden des Atlantischen Oceans im Westen und des Stillen im Osten und zwischen dem 45. Grad n. Br. im Süden und dem 60.—70. Grad im Norden beschränkt ist und war. Daher ist es schwer, einzusehen, wie die alten Babylonier gerade zur Züchtung dieses Vogels sollten gekommen sein, da doch auch alle anderen echten Gänsearten, wie z. B. die canadische, die chinesische, die Nilgans u. a. m. sich leicht zähmen lassen. Die Nilgans, die jetzt noch in Syrien Brutvogel ist, wurde im alten Ägypten als wirkliches Haustier gehalten, und es ist wahrscheinlicher, daß sie den Babyloniern, wenn sie überhaupt eine Gänseart gezähmt gehalten haben, bekannt war, als unsere wilde Graugans. Im Alten Testament wird an keiner Stelle der Hausgans gedacht, die doch bei den heutigen Juden einen der beliebtesten Braten abgibt und in vielen kulinarischen Dingen das verbotene Schwein ersetzen muß. Das Schweigen über den Vogel wäre auffallend, wenn er wirklich in Babylonien ein häufiges Haustier gewesen wäre, da die Beziehungen zwischen den alten Juden und den Babyloniern doch zahlreich und innig genug waren.

Den alten Griechen waren die Hausgänse wohlbekannte Tiere, schon in der Odyssee ist von ihnen die Rede, und zwar von weißen, also von Nachkömmlingen längere Zeit schon gezüchteter Vorfahren. Denn die Wildgans ist grau, und neben unseren weißen Hausgänsen gibt es genug in verschiedenem Umfange grau gescheckte, ja sie haben in manchen Gegenden die Oberhand gewonnen. Es kommen auch ganz graue vor, Rückschläge, die von der wilden Form kaum oder gar nicht zu unterscheiden sind. Zur Zeit des Pausanias (im II. Jahrhundert v. Chr.) scheint die Gans ein häufiges und wohlfeiles Haustier in Griechenland gewesen zu sein, denn den armen Leuten, die den Preis der Perlhühner, der eigentlichen Opfervögel der Isis, einer jener Gottheiten, deren Kult erst spät nach Griechenland und in die griechischen Kolonien eingeführt war, nicht erschwingen konnten, mußten die Gänse Ersatz bieten.

Welch ein volkstümlicher Vogel die Gans seit der Errettung des Kapitols in Rom geworden war, ist ja übergenügend bekannt. Die Frage liegt nahe, was hatten denn eigentlich Gänse auf der heiligen Burg der Römer zu suchen? Nun, sie waren die geweihten Vögel der Juno regina, die zusammen mit Jupiter und Minerva die Götterdreiheit des Kapitols bildete. Daß sie aber in einem solchen Verhältnis zur Juno standen, hatte seinen Grund darin, daß sie als keusche häusliche und fruchtbare Vögel in gewissem Sinne das Ideal der Weiblichkeit vertraten. Auch als Weissagungsvögel und Wetterprophetinnen waren sie der Juno heilig. Sehr allgemein wurden sie als Hauswärterinnen — pervigiles — im alten Rom gehalten, wohl aber erst zufolge ihrer bewiesenen Wachsamkeit bei der Errettung des Kapitols.

Zur Erinnerung an diese Großthat wurde jährlich an dem Tage, der der Nacht, in der sie geschehen sein sollte, vorherging — oder folgte, ich weiß nicht, was von beidem richtig ist? — eine Gans in einer prachtvollen Sänfte mit großem Pomp um den Tempel herum getragen, ein Hund aber an das Kreuz geschlagen zur rächenden Sühne dafür, daß die Hunde den nahenden Feind nicht gewittert hatten.

Ob übrigens die Kapitolgeschichte eine Sage ist oder nicht — so viel ist gewiß, die Gänse sind in der That sehr wachsame Tiere, die alles Ungewohnte in ihrer Umgebung mit Schnattern begrüßen. „Die Gans," heißt es in der ‚Gänse-Logia', einer wunderlichen Scherzschrift über die Gans aus dem XVII. Jahrh. und offenbar nach einer niederdeutschen Quelle, „warnt den Einbrecher mit Gah! Gah! (Geh! Geh!) oder mit Kak! Kak! (Galgen) und zugleich weckt sie ihren Herrn und Meister." Im Mittelalter sagte man, eine Gans ließe sich nicht, wie häufig der Hund, durch leckere Bissen bestechen und in ihrer Wachsamkeit einschläfern, — sie nähme zwar gern die Gabe, schnattere und schreie aber doch während des Fressens. Das Gänsegeschnatter nannten die Römer tonmalend „gratiare", danken, gratiat improbus anser.

Im übrigen scheinen sie aber nur ein

bedingtes Zutrauen zu ihrer Zuverlässigkeit gehabt zu haben, wenigstens sagten sie von jemandem, der offenbar wissentlich falsche Angaben machte, „der schwört auch bei der Gans", und das Beiwort improbus (unredlich) im obigen Spruch ist auch gerade kein Lob. Zur Gänsezucht hatte man in Rom besondere, als Anserarien und Chenoboseien bezeichnete Gebäude, bezog aber auch viele Gänse von auswärts aus Gallien und Germanien. Plinius erzählt, man habe sie in großen Scharen aus dem Lande der Morimer, an der heutigen holländischen Küste in der Gegend der Scheldemündung gelegen, über die Alpen nach Rom getrieben. Jetzt werden Gänse in Holland nur sehr wenig gegessen, und die im Lande gezogenen sind auch nicht besonders wohlschmeckend, thranig und trocken. Bemerkenswert ist eine Notiz, die Julius Cäsar in seinem Gallischen Krieg gibt, daß nämlich die alten Briten die Gänse nicht der Schnabel-, sondern nur der Augenweide wegen gehalten hätten. Das alles sind Thatsachen, die mich veranlassen, in der Gans ein Haustier zu sehen, dessen Züchtung Kelten und Germanen sich selbst verdankten.

Der langen Zeit, seit der die Gans als Haustier gehalten wird, gegenüber erscheint es im Vergleich mit dem Verhalten anderer Haustiere auffallend, wie wenig sie in ihrer Körperbeschaffenheit von der wilden Stammform abweicht, und wie schwach die Rasseentwickelung bei ihr geblieben ist. Sie kann bedeutend größer und schwerer werden, Mastgänse, die freilich nicht als Rasse anzusehen sind, bis 15 kg und mehr, während die Wildgans höchstens 5 kg Gewicht erreicht. Die Hausgans ist im Durchschnitt überhaupt etwas ansehnlicher, langhalsiger und hochbeiniger, hat einen flacheren Rumpf und kürzeren Schwanz. Ein weiteres Resultat der Züchtung, das sich bei allen Haustieren in verschiedenem Umfange einzustellen pflegt, ist die weiße und gescheckte Farbe. Es gibt gelegentlich Individuen mit struppigen und andere mit gekräuselten Federn unter ihnen und ferner solche, die eine Tolle oder Federkrone auf dem Kopfe tragen, aber sie alle sind noch keine Rassen, da diese Eigentümlichkeiten zufällige sind, die nicht rein vererben.

Man unterscheidet bei der Hausgans wesentlich zwei Kulturformen: die fast immer rein weiße Emdener, früher Seegans genannte, mit aufrechterer Haltung, und die graue, weniger hoch aufgerichtete Toulouser, während die Zahl der Rassen des Haushuhns wohl gegen fünfzig beträgt und die der Haustaube in die Hunderte geht.

Die Zucht der Hühner und Tauben ist meistens Sportsache und geschieht hauptsächlich des Ergötzens an ihrer Gestalt und Farbe wegen, die der Gans aber aus praktischen Gründen. Hätte man in England den von Cäsar erwähnten, von den alten Briten in der Gänsezucht eingenommenen Standpunkt durch zwei Jahrtausende hindurch bis auf die Jetztzeit bewahrt, so würde es sehr wahrscheinlich sein, daß es, wenigstens in Großbritannien, nicht gerade weniger und dabei wohlausgeprägte Rassen der Hausgans gäbe.

Die Wildgans ist ein Vogel, der mehr als irgend ein anderer zur Züchtung herausforderte: alt eingefangene werden leicht zahm, brüten in der Gefangenschaft, und ihre Nachkommen sind in der zweiten Generation schon völlig zu Hausgänsen geworden. Und das Verhältnis der Hausgans zu den Menschen, wenigstens zu einem einzelnen Individuum unter ihnen, gestaltete sich oft merkwürdig innig. Schon im Altertum behauptete man die Zuneigung der Gans zum Menschen, und Plinius sagt, kein Tier entdecke ihn am Geruche so leicht wie dieser Vogel, was Unsinn ist, denn das Geruchsvermögen der Vögel ist überhaupt ein nur geringes. Vom Philosophen Lykades erzählte man, eine Gans habe sich an ihn angeschlossen und ihn Tag und Nacht auf Schritt und Tritt begleitet. Als sie starb, vergaß Lykades seine Philosophie für ein Weilchen und beweinte seine treue Freundin.

Es ist eine wunderliche Sache und eine noch unbeantwortete Frage, weshalb man die Gans für „dumm" ansieht und zwar, wenigstens in Deutschland, schon seit Jahrhunderten. Ein uraltes Sprüchlein sagt von einem Einfältigen, der gereist ist, und mindestens ebenso einfältig, wie er fortzog, heimkehrt:

„Es flog ein Gänschen wohl über den Rhein,
Und als ein Gikgak kam's wieder heim."

Es ist durchaus unrecht, die Gans dumm zu nennen, ebenso wie es unrecht ist, eine Taube als den Inbegriff aller Sanftmut darzustellen: das „sanfte" Täubchen ist eine futterneidische, verbuhlte Kreatur, und die

„dumme“ Gans ist einer der gescheitesten Vögel und unter den Hausvögeln sicher bei weitem der allergescheiteste.

Die Gans ist ein militärischer Vogel! Hat sie nicht den „Gänsemarsch“ aus ihrem eigensten Ich ohne alle Dressur angenommen, und fliegen die Wildgänse nicht, einen alten kommandierenden Ganserт voran, in der altmilitärischen Phalanx, in Gestalt eines Winkelhakens, den der Thüringer Bauer, prosaisch genug, als „Pflugschleife“ bezeichnet?

Es sind eine ganze Reihe von Fällen, z. B. aus der Festung Ulm und anderswoher, bekannt, daß Gänse sich aus freien Stücken an einzelne Soldaten oder ganze Truppenteile angeschlossen, jahrelang mit jenen auf Posten zogen und mit diesen zum Exerzieren ausrückten. Wer einmal dressierte Gänse gesehen hat, wird die Vögel ganz gewiß nicht länger für dumm halten und gefunden haben, daß sie merkwürdig gut geeignete Objekte für den militärischen Drill sind.

Einsichtigere Leute nahmen schon vor Zeiten die geistigen Fähigkeiten der Gans in Schutz. So heißt es in einem alten deutschen Gedicht, „Die Verteidigung der Gans,“ in schönen Knüttelversen:

Ich bin ein' Gans, schaut mich recht an,
Mein Tugend weiß nicht jedermann.

Und zum Schluß:

Man hält gar manchen außen schlecht,
Und sieht ihn ganz vor albern an,
Weißt nicht, was er inwendig kann.

Ein Julius Cäsar Scaliger (geb. 1484, gest. 1558), einer der gelehrtesten Männer seiner gelehrten Zeit, hielt es nicht für unter seiner Würde, eine Lobrede auf die arme, verkannte Gans zu halten.

Die Gelehrten hatten aber auch über 1000 Jahre lang, etwa von der Mitte des VIII. bis in die des XIX. Jahrhunderts hinein die innigsten Beziehungen zur Gans, und es sind nicht minder rein kulinarische Gründe, die ihnen den Vogel sympathisch machten, sondern weit höhere, ideelle — die Schreibfeder nämlich.

Wir wissen, wie bei so vielen anderen wichtigen Dingen, nicht, wo und wann die Benutzung der Schwungfeder der Gans als Schreibinstrument aufgekommen ist, wahrscheinlich geschah es durch gotische oder andere germanische Mönche. Das Altertum ritzte mit harten, aus Metall, Achat, Elfenbein rc. hergestellten Griffeln seine Schriftzeichen auf mit Wachs überzogene Tafeln, wenn es sie nicht gar mit stärkeren Gerätschaften in Stein eingrub, oder trug sie farbig mit Pinseln oder zugespitzten Stücken von Schilfrohr auf Papyrusblätter auf.

Im XVI. und XVII. Jahrhundert entwickelte sich eine eigne, die Schreibfeder betreffende Litteratur in Deutschland, die neben vielem Wust doch auch manches Geistreiche und Witzige enthält. Ein gewisser Michael Fendius, ein gelehrtes Original des XVI. Jahrhunderts, verfaßte nicht weniger als 326 lateinische Distichen, besser und schlechter, wie es gerade kam, zum Lobe der Gänsefeder. Der pfalzgräfliche Leibarzt Michael Majer, ein nicht weniger schnurriger Herr, schrieb wie Scaliger eine Lobrede auf die Gans, in der er hervorhebt, ihr Geschlecht sei wahrscheinlich eins der besten und edelsten, lebe es doch auf und in dreierlei Elementen: der Erde, dem Wasser und der Luft. Wie nützlich sei der Vogel dem Menschen durch sein Fleisch und Fett, durch seine Dunen und nicht am wenigsten durch seine Flügelfeder, durch die der Kaiser den Königen und Fürsten geböte.

Aus der großen Anzahl von Reimgedichten, Rätseln rc., die die Schreibfeder betreffen, mögen zur Erheiterung des Lesers hier einige der bessern folgen.

Ein seiner Zeit (Ausgang des XVI. Jahrhunderts) berühmter Dichter, Johann Stigelius, singt:

O Feder, du regierst auff Erd
Der Könige Scepter und Schwert,
Du meldest an zu jeder Zeit,
Ob Fried im Land sei oder Streit ...
Ohn deine Hülfse, Rath, Beistand
Ist kein gelehrter Mann im Land.

Bei einem anderen herzlich prosaischen Poeten jener Tage, Olorinus, dessen lateinischen Gedichte der wunderliche Taubmann verdeutscht hat, heißt es:

Die Feder thut regieren
Die gantze, weite Welt,
Thut manchen Menschen zieren,
Verdient ihm Gut und Geld.

In der erwähnten „Gänse-Logia“ findet sich folgendes, nicht üble Rätsel:

Ich bin ein kurzes Rohr, belochet in der Mitten,
Von dem, der mich gebraucht, geritzet und geschnitten;
Ich trinke schwarzen Saft, der auf dem weißen Feld
Gelehrte Furchen zieht, zu dienen aller Welt.

„Die Gans," sagt Büttner, „lebt auch noch nach ihrem Tode durch ihre Federn fort," und Zeilerus bemerkt, gewiß nicht ohne Witz, die Gänsefeder sei der sechste Sinn, dessen man sich im Umgang mit Abwesenden, wie der fünf anderen Sinne im Umgange mit Gegenwärtigen bediene.

„Wie manches arme Schülerlein," heißt es weiter in der ‚Gänse-Logia', „hat die Schreibfeder aus dem Gänseflügel aus dem Staube gehoben und in den Ehrenstuhl gesetzt, mit Reichtum und Ehren geziert." „In summa," so schließt die Betrachtung, „sie mag wohl imperatrix penna (Kaiserin Feder) heißen." Auch wird ihr mit Bezug auf Rechnungen ein gutes Gedächtnis zugeschrieben, „was einer vergessen hat, dessen erinnert sie einen."

Die Federn aus dem rechten Flügel hatten vor denen aus dem linken den Vorzug, weil sie nach links konvex und nach rechts konkav waren, also besser in der Hand lagen. Die frische Feder wurde „gezogen", d. h. rasch und wiederholt durch glühende Asche oder heißen Sand bewegt, in späteren Zeiten auch mit geeigneten Chemikalien (Säuren) behandelt, um sie zu entfetten, um ihr die nötige Elasticität zu verleihen. Als die besten sah man die holländischen an und aus Deutschland die „Hamburger Seekiele", die von den, wie erwähnt, im nordwestlichen Deutschland gezüchteten „Seegänsen" herkamen. Die Leute, die sich mit der Zubereitung der Schreibfeder beschäftigten, hießen in Norddeutschland „Posenschrapper".

Wenig Dinge sind in den letzten fünfzig Jahren so gründlich aus dem Kulturleben der Völker verdrängt worden, wie die Gänseschreibfeder, und etwa noch der Briefsiegellack und die Phosphorzündhölzchen! Noch in den Jahren 1828 bis 1834 wurden aus Nordamerika, wo die Zucht der aus Europa eingeführten Hausgans bald einen großen Umfang annahm, jährlich im Durchschnitt $21^1/_2$ Millionen Stück Schreibfedern in die Alte Welt eingeführt.

Während die Anwendung der Flügelfedern der Gänse zum Schreiben den Römern unbekannt blieb, lernten sie schon im I. Jahrhundert unserer Zeitrechnung den der Dunen zum Füllen der Polster kennen und schätzen. Es ist bemerkenswert, daß sie den Gebrauch von einem germanischen Stamme, eben auch von dem jener Moriner übernahmen. Auch hierin ist vielleicht ein Beweis zu sehen, daß die Germanen und Kelten die Gans seit uralter Zeit als Haustier hielten und daher alle ihre nutzbringenden Seiten reichlich ausprobiert hatten. Plinius gebraucht übrigens an einer anderen Stelle nicht das lateinische Wort anser für die Gans, sondern das deutsche ganza.

Die Dunen der Wildgänse sollen besser sein als die der Hausgänse, und unter diesen zieht man die der grauen denen der weißen vor, für die allerschlechtesten gelten die der fetten, gemästeten. Auch der Gebrauch der Dunen ist in Deutschland und besonders in den Städten seit früher sehr zurückgegangen. Mit Recht, denn es ist keineswegs gesund, Federbetten unter sich und auf sich zu haben. Vor hundert Jahren berechnet der alte Naturforscher Bechstein, ein ausgezeichneter Mann, daß man für ein Bett vierzig bis fünfzig Pfund Dunen gebrauche, so viel, wie zweihundert Gänse liefern können, mithin kämen in einer Stadt von zweihunderttausend (erwachsenen) Menschen die Dunen von etwa vierzig Millionen Stück Gänsen zur Verwendung.

Allgemein war und ist man vielleicht noch der Ansicht, daß die lebenden Gänsen ausgerupften Dunen besser seien als die von toten gewonnenen. Der lebenden Gans nimmt man das Dunengefieder vom Bauch, vom Hals, von der Ober- und Unterseite der Flügel und von den oberen Teilen der Beine. In manchen Gegenden geschieht das zweimal des Jahres, nämlich im Juli und September, anderwärts dreimal, nämlich am Abend von St. Jakobi (25. Juli), von St. Bartholomäus (24. August) und von St. Michaeli (29. September). Man sah und sieht auch vielerorts darauf, daß das Rupfen mit zunehmenden Monde geschieht, nach jenem alten Aberglauben, nach dem man auch bei zunehmendem Monde säen und pflanzen soll.

Dem Deutschen, vom Edelmann bis zum Bauer und vom Prälaten bis zum Reiterjungen, war vordem das Federbett der Inbegriff des Behagens. Gelungen ist die scherzhafte Ausrede, mit der die Landsknechte ihre zahlreichen Gänsediebstähle zu begründen und zu entschuldigen suchen: sie hätten, sagen sie, nun einmal einen unüberwindlichen Groll auf die Martinsvögel, die doch nur Tiere seien, aber immer in Federn schliefen, während sie als Menschen

und obenein als fromme Landsknechte nur zu oft gezwungen wären, mit Heu und Stroh, ja mit dem nackten Erdboden zum Lager vorlieb zu nehmen. —

In meiner Knabenzeit bedienten sich die Hausfrauen auch der Gänsegurgeln in wunderlicher Art, und vielleicht thun sie es noch hin und wieder. Sie trockneten nämlich das untere Stück der Luftröhre und thaten Erbsen hinein. So kam eine Klapper zu stande, die nun als Kern zu einem Strickknäuel benutzt wurde, indem man das Garn auf sie wickelte. Ich habe nie den Grund erfahren können, weshalb man das eigentlich that. Fragte ich danach, so hieß es einfach: das macht man so, das heißt, man hatte die ursprüngliche Bedeutung der Sitte vergessen, hing aber mit konservativem Sinne am Alten, unverständlich Gewordenen, wie ja das oft genug geschieht. Möglicherweise steckt Zauberkram in dem Gebrauch, es kann aber auch sein, daß er einen praktischen Grund hat. Wenn in der früher länger ausgenützten Abenddämmerung die Hausfrau in der Mitte der arbeitenden Töchter und Mägde saß, konnte sie nicht sehen, ob diese fleißig bei der Arbeit seien oder nicht, aber das Geklapper der Erbsen verriet ihr, ob Knäuel und Hände in Bewegung seien.

Der Gabelknochen der Gans, das sind ihre verwachsenen Schlüsselbeine, dient vielfach zum Vielliebchen. Die beiden bei dem Scherze Beteiligten fassen jedes ein Ende des Knochens und suchen ihn zu zerbrechen. Wer die größere Hälfte dabei erwischt, hat gewonnen. Wir machten uns aus demselben Knochen mit Hilfe eines Endchens Bindfaden oder noch besser eines Stückes Darmsaite und eines kleinen Holzteils Springerchen. Auch das war eine uralte Anwendung, und ein solcher Springer hieß im XVI. Jahrhundert ein „Schnapp-auf“.

Bei der Benutzung eines anderen Knochens der Gans, des Brustbeins, macht sich wieder die Ansicht von der Befähigung dieses Vogels zu weissagen geltend. Aus der Beschaffenheit des Brustbeins der ersten Gans, die man im Spätherbst verspeiste, glaubte man auf die Witterung des kommenden Winters schließen zu können. Man hing den Knochen an einem Faden an die Decke: blieb sein Längskiel braun, so stand ein gelinder, wurde er weiß, ein strenger, schneereicher Winter bevor. Es kam dabei, wie es scheint, nicht in Betracht, ob er bei einer Familie braun blieb und bei der des Nachbars weiß wurde.

Vielfach galt nicht die erste Gans, die an einem beliebigen Tag gegessen wurde, in dieser Beziehung als Orakelvogel, sondern die am Martinstage verspeiste, und das scheint ein uralter und in Deutschland weit verbreiteter Aberglauben gewesen zu sein. In der Mitte des XV. Jahrhunderts war er in Bayern allgemein, und noch früher richteten sich die Ritter des Deutschen Ordens in Ostpreußen in ihren Plänen für etwaige Winterfeldzüge nach diesem vorbedeutenden Zeichen.

Das führt uns auf die Gans als Nahrungsmittel im allgemeinen und auf ihre Bedeutung als Martinsvogel im besonderen.

Es wurde bereits erwähnt, daß die alten Römer ihre Tischgänse in eigens dazu eingerichteten Gebäuden zogen und mästeten. Das Fleisch der Gans aß die vornehme Welt Roms nicht, es galt für plebejisch, auch in Frankreich hielt man im vorigen Jahrhundert Gänsebraten nur für eine „gute, bürgerliche“ Kost. Anders war es mit der Leber. In Rom legte man sie vor der Zubereitung in Milch und Honig, und um ansehnliche zu erzielen, mästete man die Gänse mit Feigen. So erwähnt Horaz der mit Fett und Feigen heran gemästeten Leber der weißen Gans (pinguibus et ficis pastum jecur anseris albi), und diese Mast war noch zu Geßners Zeiten (Mitte des XVI. Jahrhunderts) üblich, da man aber über frische Feigen diesseits der Alpen kaum verfügte, so nahm man getrocknete dazu und weichte sie in Wasser ein.

Als ein besonderer Leckerbissen wurden von den Römern die Füße oder Latschen (palmas) der Gans angesehen, man röstete sie und servierte sie mit einem Ragout aus Hahnenkämmen. Plinius hielt es für der Mühe wert, den Namen des Erfinders dieses Gerichtes der Nachwelt zu bewahren, es war Messalinus Cotta, der Sohn des Messala.

Columella und Palladius, zwei vornehme Römer, der erstere im I., der letztere im IV. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, geben den weißen Gänsen als Speisevögel den Vorzug. Auch sagte man, sie seien besser im Brüten als die grauen und gescheckten, diese aber sollen fruchtbarer und widerstandsfähiger sein. Nun, das letztere läßt sich hören.

Es ist unglaublich, wie man die armen Gänse beim Mästen seit je gequält hat und noch quält. Es ist ein erbärmlicher Anblick, beim Nudeln einer Gans zuzusehen: fingerlange und daumendicke Walzen aus Weizenmehl werden den armen Tieren alle drei Stunden in größeren Mengen (acht bis zehn!) eingestopft, sie mögen wollen oder nicht, sie schütteln mit den Köpfen in ihren engen dunklen Ställen, in denen sie sich nicht regen können, es hilft alles nichts, es muß hinunter. Ein prächtiges Beispiel dafür, wie unter Umständen „Wohlthat Plage" wird.

Geradezu scheußlich aber ist eine andere Mästungsart. Man wickelt die unglückliche Gans vollständig in Leinwand ein, so daß nur ihre natürlichen Öffnungen frei bleiben; von diesen verstopft man auch noch die Ohren mit Wachs und verbindet die Augen, so daß sie weder zu sehen noch zu hören vermag. Darauf wird sie an einem finsteren, stillen Ort an einem breiten, um den Leib gelegten Gurt aufgehängt, so daß ihre Füße den Boden nicht berühren können und nun geht das Stopfen oder Nudeln, in Thüringen nennt man es auch Fräksen, los, und zum Getränk bekommt das Tier Salzwasser. Da ist es denn kein Wunder, wenn der arme Vogel nach vierzehn Tagen so fett wird, daß seine Leber fast zwei Kilogramm wiegt. Um recht große Lebern zu erzielen, setzt man den Nudeln, auch Wulgner genannt, Pfeffer und Salz im Übermaß zu.

In Frankreich war das Nudeln der Gänse nicht üblich, aber man stach den unglücklichen Geschöpfen die Augen aus und fütterte sie bloß in den ersten Tagen; bald lernten sie Futter und Getränke selbständig finden.

Über die Art und Weise, wie man in Straßburg die Gänse träniert, um große Lebern von ihnen zu erhalten, laufen allerlei Sagen um. Man sollte zu Fußböden ihrer engen Gefängnisse heiße Eisenplatten benutzen, ihrem Futter mit successiver Steigerung Alkohol zusetzen u. s. w. In älteren Werken werden besonders die Juden für die beim Gänsemästen angewendeten Quälereien und Grausamkeiten verantwortlich gemacht. Auch sagte man, die blassen und aufgedunsenen Gesichter der Juden, ihre Neigung zu Erkrankungen der Verdauungsorgane u. s. w. seien Folgen ihrer sehr ausgesprochenen Vorliebe für Gänsefleisch und Gänseschmalz. Zu Geßners Zeiten (um 1550) bereiteten die Juden bereits Spickgänse und ein sehr wunderliches Gericht, die „Gänsemilch", das aus Gänsefett mit Milch, Rosinen und Zucker gekocht wurde.

Schon im Mittelalter, mindestens beim Beginn der Neuzeit, war es üblich, die Bratgänse mit Aepfeln und Kastanien zu füllen, und ein gewisser Poppius sagt in seinem Kräuterbuch, man habe seit alters die Gänse mit Beifuß gebraten, weil letzterer „gleichsam ein correctorium der Gänse sei". Denn Gänsefleisch galt als ungesunde Speise und war „böser Däuung", wenn es auch in der ‚Gänse-Logia' heißt: „Die Ganß ist an ihr selber eine gute Substanz von Gott geschaffen zur Speise denen Menschen."

Den höchsten Triumph als Bratvogel feiert aber die Gans in Deutschland und im nördlichen Frankreich am Tag des heiligen Martin (10. November), oder eigentlich richtiger am Abend vorher, bei den praevigiliis in honorem domini Martini, bei der Vorfeier zu Ehren des Heiligen. Bestimmtes über den Ursprung dieser Sitte wissen wir nicht, jedenfalls ist aber so viel sicher, daß um diese Zeit die Gänse am besten sind. Man hat wohl und schon vor 200 Jahren versucht, den Brauch auf die alten Römer zurückzuführen, die zur Feier des Jahrestages der Errettung des Kapitols Gänsebraten gegessen hätten, was ein etwas wunderlicher Ausdruck dankbaren Erinnerns wäre.

Sehr allgemein und schon seit sehr alten Zeiten wird aber der Brauch, zu Martini Gänsebraten zu essen, auf den heiligen Martin von Tours selbst zurückgeführt, zwischen dem und der Gans, nach der ‚Gänse-Logia', eine hübsche Beziehung darin zu sehen ist, daß, wie der Heilige seinen Mantel mit dem Bettler teilte, der Vogel sein Federkleid dem Menschen überläßt. Die Sage erzählt, der heilige Martin habe aus übergroßer Bescheidenheit nicht Bischof werden wollen und habe sich während der Wahl in einen Stall hinter Fässern verborgen. In dem Stalle seien aber Gänse gewesen, die sich über den Eindringling, wie es ihnen mit allem Fremden geht, beunruhigt und nach ihrer Art ihrer Unruhe durch heftiges Geschnatter Ausdruck gegeben hätten. Das hätte Leute herbeigelockt, man habe den Heiligen gefunden und aus seinem Versteck hervor-

gezogen. Schon die ersten christlichen Skandinavier hatten in ihren Stabkalendern die Gans als Rune des Martinstages.

Bei den Martinsschmäusen, wo, wie sich die ‚Gänse-Logia' ausdrückt, „das wohlriechende Kräutlein Wendt-Unmuth und Wohlgemuth gepflanzet wird", ging es meist mehr als lebhaft und lustig zu, und die Franzosen sagen für „sich lustig machen" (oder nach sächsischem Sprachgebrauch „Leben schön machen") faire le St. Martin. Daß bei der Gelegenheit tüchtig pokuliert wurde, läßt sich denken.

Es ist begreiflich, daß die Protestanten gerade diesen Feiertag mit ihren Gebräuchen festhielten, denn sein Vorabend fällt auf den 10. November, an dem Luther, der ja auch in der Taufe den Vornamen Martin erhielt, geboren wurde.

Es mag eine uralte Sitte der Germanen und Kelten gewesen sein, um die Zeit der winterlichen Sonnenwende herum Gänse zu opfern und zu speisen, und diese Sitte wurde dann später mit dem christlichen Heiligen in Verbindung gebracht, wie es ähnlich mit vielen heidnischen Gebräuchen geschehen ist. Nicht immer ist es der Martinstag, an dem man gewohnheitsmäßig Gänsebraten ißt, der Engländer hatte seine Festgans z. B. am Michaelistage.

Unser Volk hat eine ganze Reihe niedere Pflanzen der Gans zugeeignet, von denen das liebe Gänseblümchen (Bellis perennis) die bekannteste ist, das Gänsekraut (Potentilla auserina) aber die Zueignung am meisten verdient, denn die Gänse fressen die Blätter dieses an Bächen und auf feuchten Weidestellen häufigen Gewächses mit besonderer Vorliebe.

Selbstverständlich konnten Sage, Märchen und Sprichwort der Deutschen einen so volkstümlichen Vogel, wie die Gans, nicht vergessen. Im Märchen gilt sie oft, sehr im Gegensatze zu der sonst üblichen Anschauung, für klug, beobachtend und vielwissend, und es lohnt sich wohl, ihre Sprache verstehen zu lernen. Um aber hierzu zu gelangen, muß man einer weißen Schlange (wenn man nämlich eine zur Verfügung hat!) den abgehackten Kopf spalten, eine Erbse in ihn stecken und beide in die Erde legen. Wer das aus der Erbse hervorgehende Keimblätterpaar ißt, versteht die Sprache der Gans. Eine sehr einfache Sache, — wenn eben nur nicht die fatale weiße Schlange wäre!

Das Wasser nennt das Volk „Gänsewein" und mit den nackten Füßen der Gänse beschäftigt es sich viel, so im Wiegenliede:

> Eiapopeia, was raschelt im Stroh?
> Sind die kleinen Gänschen,
> Die haben keine Schoh ꝛc.

und es tröstet sich mit dem Gedanken, daß die Gänse überall barfuß laufen. Von ihrer Königin Raynachildis, der Gattin des Theodorich, sagten die Goten, sie habe „Gänsefüße", d. h. nicht etwa breitlatschige, sondern silberweiße Füße, nur in der Farbe der Gans, nicht in der Gestalt ihrer Füße liegt der Vergleichungspunkt, wie bei Schwanenhals, Korallenlippen ꝛc.

Es ist die Gans gewiß der volkstümlichste Vogel der Deutschen, wenn auch um andere Vogelgestalten ein reicherer Kranz von Sage und Poesie sich geschlungen haben mag. Sie aber ist der Vogel der Küche, und was ist, bei allem Idealismus, im Grunde genommen dem Menschen seit Kindesbeinen näher als Essen und Trinken, besonders, wenn möglich, als gut und festlich Essen und Trinken? Das Leben ist eben doch auch eine Messer- und Gabelfrage!



Aus unserer Studienmappe:



Aquarellstudie von B. Wennerberg.



Das Königliche Nationaltheater (von Langhans) 1802—1817.

Iffland in Berlin.

Von

Ludwig Geiger.

Mit dreizehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Am 15. Dezember 1796 erhielt A. W. Iffland die königliche Bestätigung als Direktor des Nationaltheaters in Berlin, nachdem er am 14. November in etwas tumultuarischer Weise seine Ernennung gemeldet bekommen hatte. Er war damals noch nicht vierzig Jahre alt, geboren am 19. April 1759, aber schon auf der Höhe seines Ruhms. Als Schauspieler und Dichter hatte er große Triumphe gefeiert. Jene hat ihm die Nachwelt bestätigt, diese bestritten. Denn als Dramatiker war er ein zwar fleißiger, unendlich fruchtbarer, aber prosaischer Darsteller der platten Alltäglichkeit. In seinen Stücken ist die Handlung meist unmotiviert, der Plan verworren, der Schluß gewagt, die Charaktere sind häufig übertrieben. Dazu kommt die Unmanier, die moralische Besserung unmotiviert von außen her erfolgen zu lassen, nicht aus den Situationen und Charakteren heraus zu entwickeln, sodann der falsche Kontrast von Kultur und Natur, das Herabdrücken jener und das Hinaufschrauben dieser, ferner Schwäche der Beobachtung und eine seichte Aufklärungsmanier zur Lösung der großen weltbewegenden Konflikte. Aber als Schauspieler war er einer der größten jener Zeit. Freilich die Vernunft, die ihn auch in seinen Dichtungen mehr leitete als die Phantasie, war in seinen schauspielerischen Darbietungen vorherrschend: er war ein „denkender Künstler", der alles sorgfältig vorbereitete und studierte und sich weder von dem Affekt bestimmen, noch von einer großen Leidenschaft fortreißen ließ. Er suchte gegenüber der vielfältig üblichen Geziertheit und Konvention der Natürlichkeit zum Siege zu verhelfen. Dabei war er imstande, wie ein moderner Darsteller gesagt hat, seine eigne Individualität zu vergessen und sich in fremde Rollen hineinzuarbeiten. Außer der Natürlichkeit seines Spiels wurde er besonders berühmt durch

die Deutlichkeit seiner Aussprache. Vor allem ausgezeichnet war er im Konversations- und bürgerlichen Sittenstück, gleich beliebt in ernsten wie in komischen Rollen, nur bedauerten seine Verehrer, daß er sich häufig Rollen wählte, die ihrem Inhalt nach seiner Kunst unwert waren und auch durch seine vollendete Darstellung nur einen Augenblickswert erhalten konnten. Doch wagte er sich auch an größere Rollen, stellte z. B. Franz Moor dar und Lear, genügte aber — obgleich ein Schauspieler, der nicht eben schmeichelte, F. L. Schmidt, über eine solche Berliner Learvorstellung schrieb: „Der Eindruck war so stark wie niemals einer zuvor“ — eigentlich nur als Octavio Piccolomini allen kritischen Anforderungen. Mit Iffland begann eine neue Epoche des Schauspielwesens. Er übte eine große Wirkung, wo er erschien. Das bekannte Goethe mit den Worten: „Die Weisheit, womit dieser vortreffliche Künstler seine Rollen voneinander sondert, aus einer jeden ein Ganzes zu machen weiß und sich sowohl ins Edle als ins Gemeine und immer kunstmäßig und schön zu maskieren versteht, war zu eminent, als daß sie nicht hätte fruchtbar werden sollen.“



A. W. Iffland.

Gerade in Weimar, für dessen Theater jenes Goethesche Wort in erster Linie galt, hatte Iffland schon vorher die größten Ehren erlangt und erhielt nun eine übergroße Verherrlichung. Das neue Theater unter Goethes Leitung war 1791 mit seinem Schauspiel „Die Jäger“ eröffnet worden. Ifflands Tod wurde durch verherrlichende Worte Goethes und ein von diesem verfaßtes Nachspiel zu seinen „Hagestolzen“ betrauert. Besonders aber wurde Ifflands erstes Weimarer Gastspiel 28. März



Iffland als Franz Moor: „Warum mußte sie mir diese Bürde von Häßlichkeit auflegen?“

bis 25. April 1796 für ihn der größte Triumph. Von Goethe, der ihn seit 1779 kannte, und von Schiller, der einen Teil seiner Mannheimer Kampfjahre freundschaftlich mit ihm verbracht hatte, wurde er geehrt und bewundert. Damals wurde er auch Gegenstand einer ausführlichen Studie (einem Buch von über 400 Seiten) K. A. Böttigers: „Entwickelung des Ifflandischen Spiels in 14 Darstellungen auf dem Weimarischen Hoftheater im Aprilmonat 1796.“ Man ist jetzt gewohnt, seitdem L. Tieck im „Gestiefelten Kater“ das Signal dazu gab, sich über Böttigers Schrift nur lustig zu machen, und gewiß bietet sie durch ihre Langatmigkeit und Geziertheit gar manche Angriffspunkte dar, immerhin bleibt sie beachtungswert genug, teils durch ihre ernste, gründliche Darlegung überhaupt, teils durch die einem modernen Schauspieler zu teil gewordene gediegene Beachtung. Sie hat Ifflands Ruhm sehr erhöht und ihm auch in den Kreisen, in die sein Name sonst nicht so leicht gedrungen wäre, Eingang und Ruhm verschafft. Iffland dankte dem Verfasser für sein Buch in folgendem bisher ungedruckten Briefe.

Berlin, 11. Dezember 1796.

„Ihr klassisches Werk, mein teurer Freund, ging vor mir her und öffnete Thüren, Herzen und Augen. Ob das alles so sehr das Glück meiner Seele sein wird, als Ihr Werk mir Freude macht, wer weiß es? Ich genieße mein Glück wie Christen aus Speners Schule das Abendmahl mit Zittern! Empfunden habe ich die Hand des Freundes, dessen Herz mein Bild fest vor der Seele hielt und dann niederschrieb! Dank Ihnen, teurer geliebter Freund! Nie ist unsere vergängliche Kunst so der Vergessenheit entrissen. Das leichte Bild von losen, dünnen Nebeln zusammengesetzt ist so fest gegriffen, und der Hauch ist verkörpert der Nachwelt aufbewahrt. Dank, Dank Ihnen. Sonst schreibe ich Ihnen nichts, als daß ich Sie liebe und daß ich Weimar nicht vergessen kann! daß ich das Bild der schönen Stunden dort festhalte, wie Sie mein Kunstbild! Es ist ein schöner Traum aus den schönsten Zeiten, die vorüber sind! Nicht für immer, glaube und hoffe ich! . . . Gott mit Ihnen und die warmen Wünsche eines ehrlichen Herzens! Ich bin oft sehr traurig! Ich bin von so



Iffland als Franz Moor: „Richtet denn jemand über den Sternen?“ — „Nein!“



Iffland in „Der Geizige“ von Molière: „Was meinst du zu Herrn Anselmo? Ein reicher Indienfahrer —“

vielem losgerissen, was dicht an meinem Herzen lag und tiefe Wurzel eingeschlagen hatte. Friede und Freude meinem Freunde.“

Nach diesem so erfreulichen wie ehrenvollen Andenken brachte sich Weimar bald in widrige Erinnerung. Der leicht empfindliche Schauspieler nämlich schrieb zwei Jahre später, nachdem er in der Zwischenzeit ein an Ehren reiches, zweites Weimarer Gastspiel absolviert hatte, folgenden Brief an Böttiger. Zum Verständnis dieses Briefes ist nur daran zu erinnern, daß die Jagemann, die spätere Frau von Heygendorf, zu den gefeiertsten, auch in Berlin warm begrüßten Schauspielerinnen Weimars gehörte, der Böttiger stets, nicht bloß, da sie sich mit Goethe in bewußten Gegensatz stellte, eine freundliche Aufmerksamkeit widmete.

27. Oktober 1798.

„In Eile. Eben sagt mir ein Ehrenmann im Vertrauen, er habe von einem, der sich verschnappt habe, erfahren, in Weimar komme ein Kupferstich heraus, der mich und die Jagemann in einer Kutsche, Schauspieler umher und Sie auf dem Bock sitzend vorstelle. Der Mann habe gesagt, er habe einen Dukaten Prenumeration schon nach Weimar gesendet. Suchen Sie doch das zu erfahren, zu zernichten, da wir unter dieser Bosheit alle zu verlieren haben. Sollte es nicht in Weimar sein, was man mir doch sagt, so werfen Sie Ihr Auge neben Weimar umher.“

Die traurige Stimmung, die in dem ersten der hier mitgeteilten Briefe vielleicht infolge der noch nicht gefesteten Verhältnisse, der noch nicht bestätigten Ernennung sich kundgibt, blieb nicht dauernd bestehen. Ifflands Thätigkeit und Stimmung in Berlin wurde vielmehr und blieb eine freudige. Sie zeigte sich zunächst im Verhältnis zu dem Könige. Friedrich Wilhelm II., der gegenüber vielen Schwächen das Verdienst hatte, deutsches Wesen zu begünstigen, starb kaum ein Jahr nach Ifflands Berufung. Aber Friedrich Wilhelm III., der große Theaterliebhaber, bewährte sich Iffland gegenüber als ein stets bereiter Gönner. Dies persönliche Verhältnis blieb ein dauerndes. „Eine starke innige Empfindung der Dankbarkeit und Liebe bindet mich an den sehr gütigen König, der mich aufgenommen hat,“ schrieb Iffland einmal. Doch war dies persönliche Verhältnis, das in einer Ordensverleihung an Iffland — er war der erste Schauspieler, dem eine solche Auszeichnung zu teil wurde — seinen bezeichnenden Ausdruck fand, nicht das einzige Moment, das



Iffland als König Lear: „Bist du meine Tochter?“

ihn an Berlin fesselte. Iffland, der Hannoveraner, der seine Hauptentwickelungszeit in Süddeutschland zugebracht hatte, wurde ein guter Preuße. Auswärtige Berufungen nach seiner alten Wirkungsstätte Mannheim, nach dem theaterfrohen Hamburg, das durch seine große Theatertradition reizte, und nach Wien, wohin die ganz ausnahmsweise glänzenden, wiederholt angetragenen Bedingungen einen weniger Starken sicherlich gelockt hätten, schlug er aus, weil er weder den Monarchen, der ihn in schwerer Zeit zu fesseln gewußt, noch das Land, das er zu lieben gelernt hatte, verlassen wollte. Gerade in der schweren Zeit von 1806 an erprobte sich Iffland als ein überaus geschickter Theaterleiter und als ein wahrer Patriot. Er führte das Theaterschifflein sicher und unbeschädigt durch die Wogen der französischen Okkupation, während gar mancher an den Klippen zerschellt wäre. Denn es war nichts Kleines, in jenen bedenklichen Jahren fest zu stehen. Von zwei Seiten machte sich die materielle Not fühlbar: der König war fern, die königlichen Kassen leer, daher waren die Schauspieler genötigt, bei verringertem oder gar ausbleibendem Gehalt ihre Pflicht zu thun; sodann war das Publikum durch Einquartierung und Abgaben so belästigt, daß es das Geld für den Theaterbesuch schwer erübrigte. Aber es war auch durch des Vaterlandes Not in seiner Stimmung so herabgedrückt, daß es für die Lebenserheiterung, die das Theater bieten wollte, wenig Sinn hatte und noch weniger gewillt war, dem Schauspielervölkchen das diesem nötige Lebensbrot, Beifall und persönliches Interesse, zu schenken. Viel schlimmer noch waren die Anforderungen der Franzosen, die unbedingt erfüllt werden mußten, wollte man nicht schwere Strafen gewärtigen; man mußte das Repertoire von Grund aus ändern, statt ernster, sentimentaler oder gar klassischer Stücke im wesentlichen leichte Kost, Operetten, Lustspiele nach französischem Ge-



Johann Friedrich Ferdinand Fleck.

schmack oder geradezu nach französischen Mustern bevorzugen. Man mußte den Übermut der Soldaten und Offiziere, dem man freilich im eignen Lande schon zu begegnen gehabt hatte, ertragen, man mußte endlich jeden Anlaß vermeiden, der durch patriotische Stücke oder auch durch einzelne Stellen in solchen Schauspielen gegeben werden konnte, die an und für sich ganz harmlos waren und nur durch Betonung oder durch eine weit hergeholte Deutung als Anspielung auf die augenblicklichen politischen Zustände aufgefaßt werden konnten. Einzelne damals erlassene Verbote muten heute ganz seltsam an: z. B. das der „Jungfrau von Orleans“, worin die Franzosen eine Aufforderung zum Freiheitskampfe witterten, oder gar des „Don Carlos“ im Hinblick auf die französischen Verhältnisse mit Spanien. Bei anderen Stücken, z. B. Kotzebues: „Not ohne Sorge und Sorge ohne Not“ können wir wenigstens aus der gedruckten Fassung die Bedenken kaum erkennen, welche die französische Behörde zur Untersagung der Aufführung und zur Verfolgung des schon an sich anrüchigen Verfassers veranlaßten. Aber gerade dabei zeigte sich Ifflands hohes Ansehen am glänzendsten. Obgleich es sich nämlich bei dieser Gelegenheit herausstellte, daß das Berliner Theater gar nicht unter Censur stand, so wurde von der Einführung einer solchen mit Rücksicht auf Iffland Abstand genommen.



Madame Fleck als Thekla in dem Trauerspiel „Wallensteins Tod“: „Mein erst Empfinden war des Himmels Glück.“

Allen politischen, während der Zeit der Okkupation auftauchenden Schwierigkeiten begegnete Iffland mit Geschick, ohne seiner Gesinnung etwas zu vergeben. Zu feilen Huldigungen für die Sieger erniedrigte er sich nie. Ein auch von ihm unterzeichnetes, dem Kommandanten Bignon 1808 überreichtes Dokument, in dem das Bekenntnis abgelegt wird, das deutsche Theater sei dem französischen gegenüber kaum aus den Kinderschuhen getreten, ist doch eigentlich nur als eine nichtsbedeutende Höflichkeit anzusehen. Dagegen bewährte sich Iffland wiederholt als ein dem Königshause und dem Vaterlande treu ergebener Patriot. Zweimal, teils im eignen, teils im Namen des Theaters sandte er dem damals in Memel befindlichen Königspaar den Wunsch nach baldiger Heimkehr in die Residenz. Infolge seines Mutes geriet er bei zwei anderen Gelegenheiten in persönliche Gefahr. Nachdem er am 10. März 1808, dem Geburtstag der Königin Luise, durch einen sinnigen Blumenschmuck, den er selbst trug und den er allen Schauspielern anzulegen befohlen hatte, der abwesenden Königin eine Huldigung dargebracht hatte, wurde er von der französischen Behörde verhaftet, kam aber mit einem zweitägigen Arrest davon, und nachdem er in Preßburg die Anhänglichkeit des ungarischen Volkes an sein Fürstenhaus gerühmt hatte, erhielt er bei seiner Rückkehr nach Berlin deswegen eine in den schärfsten Ausdrücken abgefaßte Verwarnung.

Besonders eigenartig trat der Patriotismus hervor in dem 1806 gedichteten anonym erschienenen und an manchen Orten, freilich nicht in Berlin, aufgeführten Stücke „Wohin“. Das Stück ist als Drama schwach mit seinen unendlichen Reden, seinen abgeblaßten komischen Figuren und seinen konventionellen Typen, der bei Iffland gewöhnlichen raschen, unmotivierten Umwandlung einzelner Charaktere und dem bis zur Verkehrtheit gesteigerten Starrsinn anderer. Aber als zeitgeschichtliche Studie ist das Stück sehr wichtig. Die Art, wie darin Thomas Germanns, ein allerdings gar zu gebildeter



Friederike Bethmann.

Fuhrmann, und sein Sohn, der schon durch seinen Doppelnamen Hermann Germanus seine Tendenz verrät, deutsche Gesinnung mutig predigen, der erstere durch Reden auf der Straße und gegenüber dem Minister, der letztere in seinen Amtsarbeiten und durch seinen „Aufruf an die Deutschen", wie beide geradeaus auf das Ziel eines Zusammenschlusses der Deutschen, einer offenen Wendung gegen die drohende Fremdherrschaft losgehen, ist Zeuge mutvoller Gesinnung und klarer politischer Erkenntnis. Gegenüber den Feigen und Halben, die das Deutsche als aus der Mode gegangen erklären, und dem Zukunftspatriotismus, der z. B. in den Worten des Ministers gipfelt: „Die Zeit wird kommen, wenn die letzte Verzweiflung uns zur Einheit und zur Einigkeit treiben wird. Dann lernen wir unsere Kraft kennen, achten und verwenden, dann wird der Genius des Vaterlandes vor uns hochschweben, und rächende Donner werden die Bahn deuten, die wir wandeln", steht die deutsche Familie, die lieber nach Lappland auswandert, als sich den Forderungen der Rückschrittler beugt. Als ihren Grundsatz spricht ihr Hauptvertreter aus: „Wir treten hinaus aus der Weichlichkeit und dem Zweifelmut, wir thun unseren Willen kund und verlassen das Vaterland, das seinen Nacken beugt dem fremden Joche. Wir bauen unseren Herd im fremden Lande, wir umgeben ihn in alter, reiner Sitte, wir gründen ein neues Geschlecht, das baue und erwerbe, leide und hebe, teile mit, nehme auf und trage alles, was Menschenstärke ausdauern kann, nur Knechtschaft trage es nie." Das war zwar keine Art, das Vaterland zu retten, wohl aber das Geschlecht rein zu erhalten, das zu Vaterlandsrettern erzogen werden sollte.

Durch innere Reform sprach später das kleine Drama „Einung", Berlin 1811, aus, das in engem Kreise an dem Beispiel einer Geheimratfamilie die Wiedergeburt und Selbsterziehung, die Fichte in hohen Worten verkündet hatte, in echt Ifflandischer Manier den Knoten zerhauend, statt ihn zu lösen, an einem nachahmenswerten Beispiele des guten patriotischen Willens auf die Bühne brachte. Mahlmanns Wort: „Du standest ein Mann in Sturm und Gefahr und dein Herz ward redlich befunden" paßte wirklich auf Iffland. Diese patriotische Gesinnung, die er in den Zeiten der Not bewiesen hatte, bekundete er auch in den Tagen der Befreiung; von ihm ging der Gedanke aus, nach dem glorreich errungenen Siege der Deutschen über die Franzosen Goethe zu einem patriotischen Festspiele aufzufordern, das freilich erst nach Ifflands Tod zur Ausführung kam („Des Epimenides Erwachen").

Diese Beziehungen des Berliner Theaters



Friederike Bethmann als „Lady Macbeth": „Du bist nicht ohne Ehrgeiz, du möchtest groß sein; aber nicht durch schlimme Mittel."

zu Goethe und den klassischen Schriftstellern überhaupt gepflegt zu haben, ist eines der bedeutsamsten Verdienste von Ifflands Direktionsführung. Natürlich herrschte auch im Berliner Repertoire zu Ifflands Zeit das Mittelgut vor: die Stücke Ifflands und Kotzebues, die selbst in Weimar das Repertoire beherrschten, wurden sehr häufig gegeben, obwohl Iffland seine eigne Produktion nicht übermäßig hervordrängte; gar viele Eintagsfliegen wagten sich ans Licht und verschwanden nicht immer so schnell, wie man für den guten Geschmack wünschte, zahlreiche Übersetzungen und Bearbeitungen nach dem Französischen und Englischen, weniger nach dem Italienischen, wurden, weil sie gefielen und das Haus füllten, oft hervorgeholt. Daneben wurde jedoch den Klassikern das Wort gegönnt. Besonders trat Schiller durch Ifflands Vermittelung in den Kreis der auf der Berliner Bühne heimischen Autoren und zwar der echte Schiller, nicht der von Plümicke verarbeitete, obwohl auch die „Jungfrau von Orleans“ sich durch Woltmann Veränderungen gefallen lassen mußte. Von „Wallenstein“ bis „Tell“ wurden alle größeren Stücke in Berlin, manche dort zum erstenmal, aufgeführt; es kam vor, daß Schiller die einzelnen fertigen Bogen nach Berlin sandte und sich den Rat des theaterkundigen Direktors darüber erbat. Auch Goethes dramatischer Produktion wandte Iffland freundliche Aufmerksamkeit zu, konnte aber das Berliner Publikum dafür weniger als für Schiller gewinnen. Die damals erschienenen Bearbeitungen Voltairescher Stücke und „Die natürliche Tochter“ wurden ohne Erfolg gegeben, auch ältere Stücke wie „Iphigenie“, „Clavigo“ und „Tasso“ wieder vorgenommen; Iffland dachte einmal an eine Darstellung des „Faust“ und an den von Goethe herrührenden zweiten Teil der „Zauberflöte“, die der Dichter unter der Bedingung, daß jede dritte Vorstellung dem Autor zugute kommen sollte, der Berliner Bühne zu überlassen gewillt war. Auch die verfehlte Bearbeitung von Shakespeares „Romeo und Julia“ wurde in Berlin gegeben, sonst aber konnte Shakespeare trotz einzelner großer Wirkungen, „Lear“ (vergl. oben) — „Julius Cäsar“ wurde neu aufgenommen — sich nicht der Wirkungen rühmen, die Schiller erreichte. Auch mit Weimarer Dichtern, die keine Dramatiker waren, wünschte Iffland als Direktor einen Verkehr zu unterhalten. Am 28. Mai 1800 suchte er durch Böttiger zu veranlassen, „daß Vater Wieland zur Eröffnung des Kunsttempels uns ein Vorspiel geben wollte, wie es sein Genius gebieten wird“, nachdem er schon vorher am 18. März 1800 an Wieland geschrieben hatte, er habe den Wunsch, „daß dieser Genius uns das Gemälde schenken möge, das den großen Vorhang zieren soll.“



Iffland als Shylock: Ich will den Schein, ich will nicht reden hören.“

Dagegen war Iffland der neuen romantischen Richtung nicht zugethan. Kleist wies er ab, vielleicht unter Goethes Einfluß, und wenn er Schlegels „Ion“ aufführte — natürlich wirkungslos, wie es bei diesem jammervollen antikisierenden Produkt vorauszusehen war — so gestattete er einer Satire gegen die Romantiker, Becks „Chamäleon“, gern den Zugang zur Berliner Bühne. Von Dichtern, die der romantischen Schule nahe standen, kam nur Zacharias Werner häufiger zum Wort und namentlich sein „Luther oder die Weihe der Kraft“ — die Hauptperson eine von Ifflands Meisterrollen — machte einen gewaltigen, wenn auch nicht unbestrittenen Eindruck.

Iffland schuf ein mustergültiges Ensemble. Allerdings war dieses besonders in den Konversationsstücken und Lustspielen oder den in Prosa geschriebenen bürgerlichen Trauerspielen bemerkbar. Für die Jambentragödie und das Versspiel überhaupt reichten die Kräfte nicht aus; die von dem Direktor ausgehende Manier, die Verse möglichst als Prosa zu behandeln, verdarb hier den rechten Effekt. Unter den Künstlern glänzten vor allem Fleck, der freilich schon 1801 starb, mit dem Iffland trotz mancher einzelner Mißhelligkeiten im ganzen ein schönes Verhältnis zu erwirken wußte, sodann Flecks Gattin, Unzelmann und seine als Friederike Bethmann in Berlin und auswärts viel gefeierte Frau, Beschort, Mattausch mit ihren als Schauspielerin und Sängerin thätigen Gattinnen und manche andere wie Gern, Fräulein Maas, die den Höhepunkt ihres Könnens freilich erst später erreichten.

Ifflands Wirksamkeit als Direktor war eine sehr schwierige. Er bekämpfte mit Glück das Rollenmonopol, namentlich der älteren und beliebten Schauspieler, die Überbürdung der einen und das Nichtaufkommen der anderen, vorzüglich der jüngeren und frischen Kräfte, trat dem übermäßigen Benefizwesen entgegen und wußte die Kostüm- und Dekorationspracht auf das richtige Maß zu beschränken. Er verminderte die Freibillets, unternahm einen nicht immer erfolgreichen Kampf gegen die Sittenlosigkeit der Schauspieler und weigerte sich selbst hohen Gönnern gegenüber mit aller Entschiedenheit, schöne Mädchen, deren Ruf mehr als zweifelhaft war, seiner Truppe einzuverleiben. Jungen Leuten riet er mit Ernst und Entschiedenheit von der Wendung zur Bühne ab, z. B. mit den Worten: „Es geht Ihnen wie den meisten jungen Leuten. Übelgeordnete Lektüre hat Feuer in Ihr Blut geworfen, Ihnen das Geschäftsleben trocken gemacht. Nun glauben Sie die Kunst zu lieben, und es ist nur ein Ihren verwöhnten Empfindungen, Ihrer kranken Phantasie verhaßtes Berufsleben, dem Sie, es koste, was es wolle, sich entziehen wollen.“ In seiner hohen Auffassung des Schauspielerberufs war er überhaupt bemüht, die Würde des Standes, dem er angehörte, zu heben, Eifersüchteleien zu bannen und übermäßige Ansprüche zurückzuweisen.



Beschort.

Das war vielleicht seine größte Kunst, mit dem leicht erregbaren Schauspielervölkchen auszukommen. Ein Satz, den er einmal einer Schauspielerin gegenüber brauchte, bezeichnet sein ganzes Programm. Er lautet so: „Künstler haben heißes Blut in den Adern und nicht laues Wasser; aber die Vernunft behauptet ihre Rechte, wenn das Blut wieder im ruhigen Kreislaufe ist, und wer an die Vernunft sich wendet, indem er alle anderen Berufungen verschmäht, beweist die wahre Achtung, welche rechtliche Leute sich untereinander schuldig sind.“

Aber gerade solche zahlreich erhaltene, menschliche schöne Briefe beweisen Ifflands für einen Schauspielleiter viel zu große Güte und seine Ungeschäftsmäßigkeit; denn welcher Direktor darf sich Zeit nehmen und kann es mit seiner Würde vereinbaren, mit Künstlern, die, mochten sie auch noch so bedeutend in ihrem Fache sein, doch schließlich seine Untergebenen waren, schriftlich zu parlamentieren! Liest man seine besonders von L. Schneider veröffentlichten Briefe an Schauspieler, die ellenlangen Auseinandersetzungen mit den Behörden, das genaue Eingehen in die größten Kleinigkeiten, das Spielen mit allgemeinen Sätzen gerade wie in seinen Komödien, so erkennt man eine förmliche Schreibwut, die den verdienstvollen Mann nicht losließ und, wie man wohl sagen darf, ihre Wirkung verfehlte. Er war ein gar zu großer Freund des Schreibwerks. Wenn er auch

einmal den Satz aussprach: „Alle strengen Gesetze in Kunstsachen töten den Kunstgeist, ich kenne nur drei sehr wesentliche: 1. die pünktlichen Proben, 2. das Dasein zur rechten Zeit beim Anfang der Vorstellung, 3. Vermeidung des unachtsamen Nachhansegehens in ganzen Theaterkleidern sowohl, als in Fußbekleidungen, die dem Theater gehören", so bewies er selbst am besten, daß er unendlich mehr Vorschriften für nötig hielt. Denn ein von ihm verfaßtes Buch, „Gesetze und Anordnungen für das Königliche Nationaltheater zu Berlin", 1802, hat nicht weniger als 80 Seiten mit einer ganzen Unzahl Paragraphen und Verordnungen.

Trotz solcher Gesetze wurde infolge der großen Gutmütigkeit des Direktors eine stramme Disciplin nicht erreicht. Seine zahlreichen Gastspielreisen, wegen derer er sich gelegentlich verteidigte, den wider ihn erhobenen Vorwurf der Hab- und Gewinnsucht zurückwies und als Hauptgrund der Reisen die Notwendigkeit anführte, sich von der dramatischen Produktion und den an anderen Orten sich hervorwagenden schauspielerischen Talenten zu überzeugen, hinderten ihn an einer energischen Direktionsführung: daher mußte er oft untergeordneten Beamten einen Teil der Geschäfte überlassen. Auch seine mit den Jahren zunehmende Kränklichkeit wurde sehr störend. Besondere Mängel wurden ferner durch seine Natur erzeugt: seine Vorliebe für Possen und Rührstücke wirkte schädlich auf das Repertoire ein; sein geringes Verständnis für die Dekorationsmalerei und seine völlige Unkenntnis der Musik nötigten ihn, diese beiden wichtigen Zweige anderen zu überlassen, und führten zu mannigfachen Mißgriffen. Ein Hauptübelstand war der, daß er außer der Vereinigung der technischen und artistischen Leitung in seiner Person auch noch als Schauspieler thätig war, durch solche Häufung der Geschäfte Unmögliches sich aufbürdete und durch das Sichgleichstellen mit den übrigen Schauspielern den richtigen Abstand zwischen Vorgesetztem und Untergeordneten selbst verletzte.



Iffland als Martin Luther in dem Ritterschauspiel „Die Weihe der Kraft."

Trotz vieler Mängel im einzelnen war seine Thätigkeit jedoch eine fruchtbare und weithin wirkende: sein Name ist dauernd mit der Geschichte der Schauspielkunst überhaupt, besonders aber mit der des Berliner Theaters verknüpft.

Iffland genoß große Ehren. Seinen unermüdlichen, seit 1796 begonnenen Anstrengungen war es zu danken, daß ein neues prächtiges Schauspielhaus gebaut wurde, dessen Einweihung Anfang 1802 stattfand. (Es ging 1817 durch einen Brand zu Grunde.) Er wurde 1811 zum Generaldirektor der Schauspiele und der Oper ernannt und wie schon erwähnt mit einem Orden ausgezeichnet. Gegen Ende seines Lebens hatte er die schweren Folgen seiner rastlosen, überaus anstrengenden Wirksamkeit zu tragen. Die dichterische und schauspielerische Thätigkeit in Berlin bei der großen Last der Direktionsgeschäfte hätte allein genügt, einen Menschen frühzeitig altern zu machen. Dazu kamen die zahllosen seelisch verstimmenden Aufregungen des dreifachen Berufs und die bei den mangelhaften Verkehrsmitteln jener Zeit unendlich schlimmen Mühseligkeiten, die durch die häufigen und ausgedehnten Gastspielreisen veranlaßt wurden, wohl auch mancherlei von übelwollenden Zeitgenossen übertriebene Exzesse, welche die Gesundheit des Künstlers untergruben. Seine letzten Lebensjahre waren schweren Plagen unter-

worfen. Noch 1812 konnte er an Goethe schreiben: „Ich darf sagen, daß ich die Kunst mit jugendlicher Liebe umfasse und daß die Stürme der Zeit diese Kindlichkeit mir nicht haben rauben können"; schon 1813 war er ein schwer kranker Mann. Am 5. Dezember spielte er seine letzte große Rolle: Luther in Werners Schauspiel, am 23. Januar 1814 erschien er bei einer feierlichen Veranlassung zum letztenmal auf dem Theater, am 22. September 1814 starb er. Wie er im Leben eine von wenigen Schauspielern erreichte Stellung eingenommen, so erlangte er auch nach seinem Tode Ehren, nach denen die meisten seiner Kollegen erfolglos trachten. In Berlin, später auch in mehreren anderen Theatern, z. B. in Weimar, am 10. Mai 1815 wurde er, nachdem am Abend seines Todestages eine würdige Feier veranstaltet worden war, bei der ersten Wiederkehr jenes Tages durch eine bedeutsame Gedächtnisfeier ausgezeichnet. In Berlin wie an anderen Orten wurden nach dem Vorschlage von Friederike Bethmann Vorstellungen gegeben, deren Ertrag einem Denkmale Ifflands zugute kommen sollte. Das Denkmal, eine Marmorbüste (sitzende Figur von Friedrich Tieck), fand seinen Platz in der Vorhalle des Konzertsaales des Berliner Schauspielhauses. Bei der Grundsteinlegung des neuen Theaters wurde eine eiserne Medaille mit dem Brustbild Ifflands in den Grundstein gesenkt.

Wenn du mein Weib wärst . . .



Wenn du mein Weib wärst — o du schönste Braut,
Ich ginge hin die ganze Welt zu Ende,
Bis ich der Erde schönste Stätte fände,
Daß da die Liebe uns die Heimat baut.

Es blüht ein Land empor in meinen Träumen,
Mit stillen Gärten, ganz voll Sonnenschein.
Ein stilles Haus steht unter blühenden Bäumen.
So eine Heimat such' ich uns zum Träumen,
Daß wir des Lebens Tage dort versäumen,
Du einzig mein und ich für immer dein.

Rings, wo wir gehn, ist märchenhaftes Schweigen,
So sonntagsstill — die Bäume rauschen kaum,
Und nur die Blüten fallen aus den Zweigen,
Die sich uns küssend auf die Stirne neigen,
Und in dem tiefen, wunderbaren Schweigen
Träumt unsre Liebe ihren schönsten Traum.

Und kommt der Abend mit dem Purpurschimmer,
Und werden uns vom Gehn die Füße müd',
Dann ruhn wir aus im dämmertrauten Zimmer,
Wo durch die Fenster schön wie Gold noch immer
Der Abend sendet seine letzten Schimmer
Und an den Wänden und Gardinen glüht.

Und steh' ich stumm, weil ich nicht Worte finde
Für all das Glück, das mich so süß durchbebt,
Dann träumst du wohl von einem blonden Kinde,
In dessen Zügen deine Seele lebt.
Und wie du träumst von seiner Augen Klarheit,
Gibst du dich mir in seligem Vertrau'n —
— Du meine Liebste, sei mein Weib in Wahrheit,
Und laß die Liebe uns die Heimat bau'n.

Karl Vanselow.





Die Lichter auf dem Flusse.

Von

Friedrich Meister.

(Abdruck verboten.)

Es war alles durch den Steuermann gekommen. Der hatte den Tamp einer Leine unachtsamerweise über das Heck hinabhängen lassen, die Schraube hatte den Tamp erfaßt und ihn, obgleich auf solche Arbeit gar nicht dressiert, rund um sich aufgewunden, bis von der ganzen Leine nur noch ein paar Faden übrig blieben. Dann stoppte sie, und das Unheil wurde erst entdeckt, nachdem der Schiffer in seiner gerechten Empörung dem Maschinisten alle die Liebenswürdigkeiten zugebrüllt hatte, deren nicht nur er selber, sondern auch seine drei Matrosen und der Kajütsjunge im Augenblick habhaft werden konnten.

Der Schiffer besorgte dies durch das Sprachrohr, das einzige Verbindungsmittel zwischen dem Ruder und dem Maschinenraum, und dem indignierten Maschinisten blieb zunächst nichts andres übrig, als ruhig zuzuhören.

Der Dampfer, er führte den Namen „Wex", hatte vor einer halben Stunde den Petroleumhafen in Hamburg verlassen und befand sich gegenwärtig zwischen Altona und Nienstedten; weiter sollte er auch vorläufig nicht kommen. Der Schiffer steuerte das lahmgelegte Fahrzeug dem Ufer zu und ließ es hier langseit eines alten, großen Schoners festmachen, der an der Werft lag.

Jetzt fand er auch Muße, dem eigentlichen Sünder seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und so wurde dem unglücklichen Steuermann, der vorhin bei der Auswahl der Bezeichnungen für den Maschinisten am erfinderischsten gewesen war, die Wahrheit des Sprichwortes, daß ausgesandte Flüche immer wieder heimkommen, recht klar und deutlich.

„Ick gah an Land," sagte Kryppen Jansel zum Schluß. „Vör de nächste Ebbtid kommen wi hier doch nich wedder los. Bi leg Water gahst du dal und snidst de Lin' von de Schruw los. Hörst? 'ne ganze nige Lin'! Junge, Junge! Ick muß mi doch bannig öwer di wunnern, Hannes!"

„Ick nich," warf der Maschinist ein, der einen nachtragenden Charakter hatte.

„Wie meinen Sie das?" fuhr der Steuermann auf.

„Ruhig, Hannes!" wehrte der Schiffer streng. „Wi wüllt hier keinen Strid an Bord. Ok keen Schimpwörd. De Lüd könnt ok an Land gahn. Ok de Jnschenör, aber Tamp mut he hollen. Klock fief gahn wi wedder los. Du paßt up dat Schipp, Hannes."

Er blickte noch einmal über das Heck hinab, schüttelte trübsinnig den Kopf und kletterte über den Schoner hinweg an Land. Die Matrosen kamen achteraus, betrachteten die Schraube, schüttelten ebenfalls den Kopf und verließen das Schiff. Zuletzt erschien der Kajütsjunge; auch er besah sich die Schraube und schickte sich eben an, den Kopf zu schütteln, als er dem Blick des Steuermanns begegnete; da unterließ er diesen Teil der Ceremonie, in der schnell gewonnenen Überzeugung, daß das ungesund sein könnte.

Der Steuermann Hannes Maak war jetzt allein an Bord. Er zündete seine Holzpfeife an und begann in verdrossener Stimmung zu rauchen.

Kapitän Brekwolt, der Führer des Schoners „Adler", der von dem Unfall bereits gehört hatte, richtete von drüben her einige neugierig teilnahmsvolle Fragen an ihn,

die er jedoch nur kurz und mürrisch beantwortete.

Als er nach einigem Auf- und Abschreiten zufällig wieder hinüber sah, war der alte Keppen Brekwolt verschwunden; an dessen Stelle aber gewahrte er eine junge Dame in hellem Kattunkleid und breitrandigem Strohhut, die in einem Korbstuhl saß und las. Sie war so hübsch, daß der Steuermann sogleich all seinen Kummer vergaß; er rückte sorgfältig die Mütze gerade und setzte seinen Spaziergang in möglichst adretter Haltung fort.

Die junge Dame schien ihn jedoch gar nicht zu bemerken; sie war ganz in ihr Buch vertieft und nur gelegentlich blickte sie einmal auf, um mit entzückenden, kirschroten Lippen einem Starmatz zuzuzwitschern, der in einem Drahtkräfig am Großmast hing.

„Das ist ein hübscher Vogel," nahm der Steuermann endlich das Wort, indem er sich an die Reeling lehnte und den Star mit großer Bewunderung betrachtete.

„Ja," sagte das Mädchen, die dunkelblauen Augen zu seinen braunen erhebend und dabei zugleich seine ganze Persönlichkeit taxierend.

„Singt er auch?" forschte er, ein außerordentliches Interesse zur Schau tragend.

„Manchmal, wenn wir allein sind," war die Antwort.

„Man sollte meinen, daß die Seeluft solchen Landvögeln schadete," setzte er die Unterhaltung fort und errötete dabei. „Kommen Sie oft hierher, Fräulein? Ich entsinne mich nicht, Ihren Schoner früher schon gesehen zu haben."

„Nein," versetzte sie, „nicht oft."

„Feines Fahrzeug, der ‚Adler'," redete er weiter und überflog dabei den alten Schoner mit kritischem Blick. „Ich kann wohl sagen, daß ich ein Segelschiff einem Dampfer vorziehe."

„Das glaube ich Ihnen gern," sagte das Mädchen.

„Wieso?" fragte er zärtlich, angenehm berührt durch das mit diesen Worten bekundete Interesse.

„Keine Schrauben," versetzte sie ruhig; damit erhob sie sich und verschwand in der Kajüte.

Der Steuermann biß sich auf die Unterlippe. Ihm wurde melancholisch zu Mute, denn er fühlte, daß eine große Leidenschaft sich seines Herzens bemächtigt hatte, eine Leidenschaft, die aller Wahrscheinlichkeit nach schon nach wenigen Stunden eine hoffnungslose werden mußte.

Der Maschinist kam an Bord, sah nach seinem Feuer, und da der Dampfer jetzt bei niedrigster Ebbe beinahe wasserfrei auf dem Schlick saß, so stieg er, gutmütig wie er war, mit Hannes Maat hinunter und half demselben die Schraube von der Leine befreien, ehe er sich wieder an Land begab.

Dann war unser Steuermann wieder allein und schwermütig starrte er hinüber nach dem leeren Deck des „Adler".

Es wurde zwei Uhr nachmittags, ehe sich daselbst außer dem Starmatz noch anderes Leben zeigte. Nunmehr aber erschien das Mädchen wieder an Deck, in Begleitung einer beleibten Dame in mittlerem Alter, die so jovial und gemütlich dreinschaute, daß der Steuermann sogleich wieder anfing.

„Schönes Wetter," sagte er munter, indem er den Damen gegenüber Aufstellung nahm.

„Sehr schönes Wetter," nickte die Mutter freundlich und setzte sich in den Korbstuhl; darauf legte sie ihre Handarbeit in den Schoß und war nun „klar" zu einer Unterhaltung von beliebiger Ausdehnung. „Ich will man hoffen, daß wir den Wind behalten, denn morgen ganzen in der Frühe gehen wir in See. Sie dampfen schon diesen Nachmittag wieder ab, nich?"

„Ja, so um fünf Uhr," sagte der Steuermann.

„Ich möcht wohl mal 'n büsken auf ein Dampfer fahren," schwatzte die Mama weiter und verbreitete sich nun mit großer Redseligkeit über die Segelschiffahrt, insonderheit aber über ihren alten Schoner.

„Wir sind zusammen fünf, die wir da unten in die klein Kajüt wohnen," sagte sie, „mit mein Mann und die beiden Jungens. Manchmal mein' ich, es könnt' ja wohl gar nich mehr angehen, so skanderhaft dumpfig is es."

Der Steuermann seufzte. Er dachte, wie es unter Umständen noch schlimmere Dinge geben könne, als dumpfige Kajüten.

„Auch Hanna is rein so unzufrieden," fuhr die Mutter fort, die Tochter anblickend, die ruhig in ihrem Buche las. „Die mag ja kein Skipp un kein Seefahrer leiden.

Die wird ja wohl noch ganzen verdreht von das viele Bücherlesen."

„Laß mich nur, Mama," entgegnete Hanna. „Dir könnte es übrigens nicht schaden, wenn du auch einmal ein Buch vor die Nase nähmst."

„Du, so mußt nich mit mich reden, das kann ich nich haben," sagte die Mutter ernst und verweisend. „Die Mädgens in dein Büchers snacken gewiß nich so mit ihr Mama."

„Die haben auch andre Mamas," versetzte Hanna, gleichmütig ein Blatt umwendend. „So kleine enge Schiffe sind mir nun einmal zuwider, ebenso Seeleute, die immer so nach Teer duften. Ich bin noch keinem Seemann begegnet, der mir hätte gefallen können."

Der Steuermann schaute verlegen drein.

„Die Seeleute sind sehr verschieden, Fräulein," wagte er demütig einzuwenden.

„Ach, lassen Sie ihr, mit so ein kann man nich sprechen," sagte die Mutter mit einem Ausdruck stiller Ergebung auf ihrem vollen Antlitz. „Skade um jedes Wort, sag' ich ümmer. Vierundzwanzig Stunden können Sie mit ihr snacken, in eins weg, un 's nützt doch nix."

„O, ich möcht's schon versuchen," erwiderte der Steuermann, seinen Mut zusammenraffend.

„So? Möchten Sie das?" sagte das Mädchen und schaute ihm zum erstenmal erhobenen Hauptes frei in das Gesicht.

„Sie sind vielleicht noch nicht an Bord von größeren Schiffen gewesen," fuhr Hannes fort, während seine Augen durstig an ihren lieblichen Zügen hingen. „Es würde mir eine besondere Ehre und Freude sein, Ihnen unsere Kajüte zeigen zu dürfen. Möchten Sie wohl herüberkommen?"

„Nein, danke," antwortete sie kurz und schnippisch. Dann lächelte sie boshaft. „Von Mama erhielten Sie wahrscheinlich keine Absage; der macht es immer Spaß, wenn sie ihre Nase in anderer Leute Angelegenheiten stecken kann."

Frau Kapitän Brekwolt blickte ihr unehrerbietiges Töchterlein fest an; der Steuermann aber schlug sich ins Mittel.

„Mit größtem Vergnügen würde ich Ihnen alles zeigen, was Sie zu sehen wünschten, Madam," beeilte er sich zu versichern.

Erst zögerte die Mutter ein Weilchen, dann aber stand sie auf, erkletterte unter dem Beistand des galanten Hannes die Reeling des Dampfers, ließ sich an Deck herabheben und folgte ihrem Führer in die Kajüte.

„Sehr skön," sagte sie, sich mit beifälligem Kopfnicken in dem nichts weniger als eleganten Raume umschauend, „wirklich ganzen nüdlich un nett."

„Nicht wahr, ganz nett?" meinte auch der Steuermann, „wenigstens für solch einen Petroleumkahn, wie unser ‚Wer'."

Damit entnahm er einem kleinen Wandschrank eine Flasche Porter und schenkte zwei Gläser voll.

„Darf ich bitten, verehrte Frau?" lud er höflich ein.

„Was Sie man bloß einmal von mein Mädgen, die Hanna, gedacht haben mögen," sagte die Dame und that einen Zug aus dem Glase.

„Jugend," lächelte der weltmännische Steuermann; „Jugend, meine hochverehrte Frau. Das gibt sich noch alles."

Hannes Maak zählte selber erst vierundzwanzig und dreiviertel Jahre.

„Sie verliert aber dadurch," versetzte Hannas Mutter. „Doch da kann unsenein nix bei thun. Sonsten is sie ja ein ganz klein hübske Deern."

„Das kann auch nicht gut anders sein," sagte der Steuermann mit einem vielsagenden und bewundernden Blick auf das fette Antlitz seiner Besucherin.

„Ach, gehen Sie man weg!" entgegnete diese in bester Stimmung. „Wenn sie erst in die Jahre kommt, denn so wird sie auch so gräsig dick, als ich bün."

„Das wäre kein Fehler," antwortete der verschmitzte Frauenkenner.

„Ach, gehen Sie doch!" lächelte die Dame.

„Sie sehen sich beide so ähnlich, wie zwei Eier," behauptete Hannes mit großem Ernst. „Als ich Sie vorhin zuerst sah, da hielt ich Sie für Schwestern. Wahrhaftig!"

„Sie sünd nich der erste, der das gedacht hat," kicherte die dicke Kapitänsfrau, „lange nich."

„Ich bin zu gern in Damengesellschaft," nahm der Steuermann wieder das Wort, nachdem er aus alter Gewohnheit einen Blick hinaus über das Deck geworfen hatte. Er brannte darauf, eine Gegeneinladung zu erhalten. „Ich wollte, Sie wohnten hier und säßen immer auf dem Stuhl da. Es

ist ordentlich, als machten Sie die Kajüte hell und freundlich."

„Gehn Sie weg, Sie sünd ein großer Schmeichler, entgegnete die Dame, wohlgefällig zusehend, wie er ihr das Glas aufs neue mit der dunklen Flüssigkeit füllte.

Sie zeigte so wenig Verlangen, sich von hier zu entfernen, daß der Steuermann, unter dem Vorwande, ein Wort mit dem Maschinisten reden zu müssen, an Deck eilte, um sich noch einmal die Flügel zu versengen.

„Noch immer so fleißig beim Lesen?" begann er mit gedämpfter Stimme, als er der jungen Dame wieder gegenüber stand. „Wohl eine Liebesgeschichte?"

„Haben Sie meine Mutter da unten ganz allein gelassen?" kam die keineswegs freundliche Gegenfrage.

„Nur auf eine Minute," antwortete er etwas eingeschüchtert. „Ich wollte bloß sehen, ob unser Maschinist schon an Bord gekommen ist."

„Der ist noch nicht da," klang es entmutigend zurück.

Er zögerte noch einige Minuten; da das Mädchen jedoch ruhig weiterlas, stieg er wieder in die Kajüte hinunter. Hier kam das Geräusch tiefer, regelmäßiger Atemzüge in sein Ohr; er ging auf den Fußspitzen näher und gewahrte zu seiner Freude, daß seine Besucherin sanft und fest eingeschlafen war.

Er huschte an Deck zurück.

„Sie schläft," berichtete er, „und sie sitzt so friedlich da, daß ich sie vorläufig noch nicht aufwecken möchte."

„Das lassen Sie auch nur bleiben, wenn ich Ihnen raten darf," versetzte das Mädchen. „Mama ist immer sehr ungnädig, wenn sie im Schlaf gestört wird."

„Wie merkwürdig, daß wir einander auf diese Weise begegnen mußten," sagte der Steuermann nach einigem Stocken mit sentimentalem Augenaufschlag. „Das hat die Vorsehung so gefügt. Meinen Sie nicht auch, Fräulein?"

„Sagen Sie lieber Ihre Unachtsamkeit," erwiderte sie.

„Meinetwegen, dann ist mir's auch egal. Ich freue mich, daß ich die Leine über Bord schleppen ließ. Das beste Stück Arbeit, das ich mein Lebtag gethan. Denn sonst hätt' ich Sie niemals zu sehen gekriegt."

„Was Sie wohl davon haben!" antwortete sie ruhig und gemächlich. „Denn ich glaube nicht, daß Sie mich jemals wiedersehen werden."

„Das sagen Sie nicht, Fräulein," entgegnete er eifrig. „So oft wir hier ein- oder auslaufen, werde ich scharf nach dem ‚Adler' auslugen, der doch auch meistens auf Hamburg fährt. Da wär's doch kurios, wenn ich Sie ab und an nicht sehen sollte. Bis Kuxhaven ist's eine lange Strecke, da laufen wir sicherlich manchmal einander vorbei. Freilich, kann sein auch während der Nacht," fügte er düster hinzu.

„Dann werde ich aufsitzen und auf Sie warten," spottete Fräulein Brekwolt.

In dieser Weise ging die Unterhaltung, noch eine Weile fort, wobei die junge Dame, die gegen des Steuermanns offenes, männliches Antlitz und seine schlanke, stattliche Gestalt keineswegs unempfindlich war, ihre Aufmerksamkeit zu drei Vierteln ihrer Lektüre und zu einem Viertel ihrem Verehrer widmete.

Plötzlich wurden sie durch eine Reihenfolge brüllender Töne unterbrochen, die aus der Kajüte des Schoners heraufquollen.

„Das ist Papa," sagte Fräulein Brekwolt, indem sie sich mit einer Schnelligkeit erhob, die für die an Bord des „Adler" herrschende Disciplin ein gutes Zeugnis ablegte. „Ich soll ihm seine Weste flicken."

Damit warf sie ihr Buch auf den Stuhl und eilte davon. Der Steuermann verfolgte sie mit sehnenden Blicken, bis sie in der Kampanjelnk verschwunden war. Dann setzte er sich auf den Rand des Oberlichtfensters und wartete.

Die Besatzung des Dampfers kehrte, einer nach dem anderen, an Bord zurück; an Deck des Schoners aber zeigte sich keine Seele. Zuletzt kam der Schiffer; er lugte über die Seite seines Fahrzeugs hinunter und erteilte dann den Befehl zur Abfahrt.

„Wenn sie nur noch ein einziges Mal heraufkommen wollte," sagte der unglückliche Steuermann zu sich selber, „dann riskierte ich's und fragte sie, ob ich ihr schreiben dürfte."

Sein Wunsch ging jedoch nicht in Erfüllung. Langsam wendete sich der Bug des Dampfers von dem Schoner ab, die Schraube, die erst einige langsame Schläge gethan, begann sich schneller und brausender zu drehen, und der „Wex" glitt durch die Schar der Leichterfahrzeuge, Ewer und Boote

hinaus in das freie Wasser des großen Stromes.

„Volldampf voraus!" gröhlte der Schiffer durch das Sprachrohr.

Die Schraube schlug einen brausenden Wirbel unter dem Heck, der Steuermann aber blickte traurig auf das sich zwischen dem „Wex" und dem „Adler" immer weiter dehnende Wasser.

Auf einmal erhellten sich seine Züge, denn Fräulein Brekwolt war eilig an Deck gekommen und winkte mit der Hand. Obgleich er kaum wußte, ob er seinen Augen trauen sollte, winkte er sofort eifrig zurück. Des Mädchens Gebärden wurden heftiger, sie winkte mit beiden Armen und deutete dabei abwechselnd auf den Dampfer und dann wieder auf den Schoner.

„Junge, Junge," grinste der Schiffer, „de Deern hat sik ja woll bannig in di verleewt, Hannes. Kiek doch ens, se winkt, du schast torüggkommen."

Der Steuermann seufzte tief.

„Es scheint so," sagte er bescheiden.

Zu seinem Erstaunen aber gesellten sich jetzt auch die männlichen Insassen des Schoners zu dem Mädchen; sie alle winkten ihm aus Leibeskräften Lebewohl, schwenkten die Arme und schrieen allerlei unverständliches Zeug.

„Verdammi!" sagte der Schiffer erstaunt. „Dat schient ja binah, as hädden sik alle Mann in di verleewt! Süh da, Keppen Brekwolt het sogar sin oll Sprechtrompet fat kregen! Wat seggt he? Verstahst du em?"

„Nee," antwortete der Steuermann, „ick hör em blot bröllen."

„Junge, Junge, nu hüppen se ja just as de Apen in'n Menascherie!" lachte Keppen Jansel. „Kiek doch, Hannes, kiek doch!"

Steuermann Maak schaute sich fast die Augen aus, und als die Entfernung immer größer wurde, sprang er auf die Reeling und winkte umflorten Blickes die zärtlichsten Abschiedsgrüße dem Schoner zu. Wäre der Schiffer nicht in der Nähe gewesen, er hätte Kußfinger zurückgeworfen.

Glückstadt war passiert, die Seitenlaternen der hier draußen nur noch spärlich auftauchenden Fahrzeuge begannen bereits durch die Dämmerung zu leuchten, da erwachte er aus seligen Träumereien. Wahrscheinlich hätte er denselben noch viel länger nachgehangen, wenn er nicht plötzlich ein Angst- und Schreckensgeschrei vernommen hätte, das aus der Kajüte drang und die stille Abendluft weit hinaus erfüllte.

„Gott, du bewohr mi!" sagte der Schiffer erschrocken. „Wat is dat?"

Ehe der Steuermann noch antworten konnte, wurde die Kajütskappe zurückgeschoben und eine ältliche Frau erschien in größter Erregung und ganz aufgelöst an Deck.

„Sie abscheulicher Mensch!" kreischte sie, auf Hannes zustürzend. „Bringen Sie mir auf der Stelle zurück zu mein Mann, zu mein lieben Mann!"

„Wat schall dat bedüden, Hannes?" fragte der Schiffer, die buschigen Brauen runzelnd.

„Der — der — der Skensal hat mir in die Ka—Ka—Kajüt gelockt," schluchzte Frau Brekwolt, „un — un — mir eingeschläfert un — un — mir entführt! Mein Mann slägt mir tot, o — o — ich kenn ihm, er — er is ein ganzen Slimmen! Bringen Sie mir zurück!"

„Worum wollen Se wedder torügg, wenn Se man doch blot dotslahn warn?" wendete einer der herzugekommenen Matrosen sehr verständig ein.

„Wenn ich nich so dummerhaftig gewesen wär, denn so hätt ich fortsens wissen müssen, was er meint, als er sagt, ich macht ihn die Kajüt hell un freundlich un ich sollt man ewig auf den Stuhl da sitzen," weinte die gute Frau weiter, „un als er sagt, ich un mein Tochter sähen aus wie Swesters! O, der Krokodil, der!"

„Hest du dat seggt?" forschte der Schiffer grimmig.

„Nu ja, dat heww ick seggt," gestand der zerknirschte Steuermann, „aber wie konnt' ich ahnen, daß sie das so falsch verstehen würde!"

„Wovör snackst du son dämliche Lögen?" Hannes Maak senkte den Kopf.

„Un sone Olsch! Könnt din Moder sin!" sagte der Schiffer vorwurfsvoll. „Dat sin ja schöne Geschichten, die hier an Bord von min Damper passeern, un noch dato in Gegenwart von den lütten Kajütsjung!"

„Den Kajütsjung kann minswegen de Dübel holen!" stieß der zum äußersten gebrachte Steuermann hervor.

„Bringen Sie mir doch bloß zurück!"



Elchschaufler. Radierung von R. Friese, herausgegeben vom Verein für Original-Radierung zu Berlin.
Verlag von Paul Bette in Berlin.

flehte Frau Brekwolt. „Sie glauben nich, wie gräsig eifersüchtig mein Mann sein kann!“

„Er wird Sie nix nich zuleide thun, liebe Madam,“ redete der Schiffer ihr freundlich tröstend zu. „Auf einer Frau in Ihre Jahren is kein Mann mehr eifersüchtig, dat heet, wenn he nich ganz un gor unklog is. Bis Bremerhaven müssen Sie nu woll sacht mitkommen, umkehren kann ich nich wieder, ick heww all toveel Tid verlorn.“

„Sie müssen un müssen mir zurückbringen!“ rief Frau Brekwolt zornig.

„Fallt mi gor nich in, nich vör hunnert Mark,“ entgegnete der Schiffer fest. „Aber beruhigen Sie sich, liebe Madam; Sie bebefinden sich hier an Bord von düt Schipp so sicher, als säßen Sie mutterseelenallein auf einem Floß mitten im Ocean. Un was der Stüermann sein thut, der hat man bloß seine Uhlenspeegeleien mit Sie getrieben. Is dat nich so, Hannes?“

Der Steuermann entgegnete etwas; was er aber sagte, das blieb sowohl der Frau Brekwolt, wie auch dem Schiffer und den eifrig lauschenden Matrosen unverständlich. Sein bedauernswertes Opfer aber ergab sich endlich in das Unvermeidliche, stellte sich an die Heckreeling und schaute betrübt nach der Gegend, wo Altona und Hamburg längst verschwunden waren.

Der Steuermann, der während dieser Fahrt seine Wohnung vorn im Logis bei der Mannschaft nehmen mußte, da der Schiffer ihm die Kammer genommen und dieselbe der Gattin des Keppen Brekwolt angewiesen hatte, fand erst am nächsten Morgen wieder Gelegenheit, die unfreiwillige Reisegefährtin zu sehen. Die neugierigen Matrosen unbeachtet lassend, schritt er auf sie zu und begrüßte sie freundlich.

„Hannes!“ erhob der Schiffer warnend seine Stimme.

„Ja, ja!“ sagte Hannes kurz. „Ich muß ganz notwendig mit Ihnen reden, meine hochverehrte Frau,“ wendete er sich dann an die Dame und führte dieselbe so weit als möglich achteraus, gefolgt von den drei Matrosen, die eifrig das Messingwerk des Kompaßhäuschens zu putzen begannen und nur verdrossen gehorchten, als er ihnen befahl, diesen ungewohnten Fleiß für eine gelegenere Zeit aufzusparen.

Endlich war die Luft rein, und nun begann er, lang ausholend, der erstaunten Frau sein Herz auszuschütten.

„Ja, mein lieber Herr Maak,“ rief diese, als er endlich zu Ende war; „mein Tochter is ja ein klein nüdliche Deern, aber Sie kennen ihr doch man noch so wenig! Erst seit gestern, nich?“

„Ein einziger Blick genügte schon,“ erwiderte er. „Von Bremerhaven aus fahre ich mit Ihnen auf der Eisenbahn nach Hamburg, um Keppen Brekwolt zu sagen, wie leid es mir thut, daß es so kommen mußte.“

„Als Sie all die skönen Sachen zu mich redeten, da hätt ich mich eigentlich so was denken können,“ sagte die besänftigte Dame. „Na, denn versuchen Sie man dreist Ihr Glück. Sie kann ja höchstens nein sagen, wie sie es bei die andern gethan. Nu kann ja freilich jeder einsehen, daß Sie mir nich entführen wollten; aber sie werden Ihnen auslachen.“

„Macht nichts,“ versetzte der Steuermann. „Wenn ich Sie nur auf meiner Seite habe.“

Frau Brekwolt lachte vergnügt, der Steuermann aber, dem die Wiederherstellung der freundschaftlichen Beziehungen so über Erwarten geglückt war, ging fröhlich pfeifend und leichten Herzens an seine Arbeit.

Am Spätnachmittag legte der „Wer“ an seiner Boje in Bremerhaven an. Steuermann Maak erwirkte von Keppen Jansel leicht die Erlaubnis, die Frau Kapitän Brekwolt nach Hamburg geleiten zu dürfen, woselbst er auch noch an demselben Abend mit ihr anlangte.

Der „Adler“ lag noch immer an der Werft, und des Steuermanns Herz pochte stürmisch, als er die Ursache all der Verwirrung in der lauen Sommernacht ganz allein an Deck sitzen sah.

Das Mädchen fuhr bei dem Geräusch der nahenden Schritte in leichtem Schreck empor und kam der vorsichtig an Bord kletternden Mutter schnell entgegen. Sie küßte dieselbe in zärtlicher Freude und dann setzte sie sich mit ihr auf die Großluk nieder.

„Meine liebe, gute Mama!“ sagte sie, die Hände der braven Frau streichelnd. „Aber weshalb hast du denn nur den verrückten Menschen mitgebracht?“

„Er wollte ja durchaus mitkommen,“ versetzte die Mutter. „Da kommt Vater.“

Der Kapitän des „Adler“ tauchte aus der Kampanjeluk auf, schritt langsam auf die Gruppe zu und maß sie mit ernsten, strengen Blicken, unter deren Einfluß der Steuermann seine Erzählung abhaspelte, anfänglich sehr gedrückt, dann aber ruhiger werdend, als er wahrnahm, wie Keppen Brekwolts Mund sich zu immer breiterem Grinsen verzerrte.

„Sie sünd ja ein ganzen dollen Christ,“ sagte dieser, als Hannes Maak fertig war. „Sie zurren Ihre Schraube fest, dampfen mit meine Frau davon un bringen sie mich auf die Eiserbahn wieder, un dies allens in vierundzwanzig Stunden. Machen Sie so was öfter, Stüermann?“

„Ich brauche jemand, der mich richtig steuert,“ antwortete Hannes mit einem Seitenblick auf Hanna.

„Na, heut nacht können Sie man bei uns an Bord bleiben,“ sagte Keppen Brekwolt, den rechten Arm um die Schultern seiner Frau legend. „Aber stecken Sie mich nich etwa den Schoner in Brand! Der kriegt allens fertig, was, Alte?“

„Wollen's man mal mit ihn versuchen,“ versetzte die Gattin. „Aber nu komm, Vater, ich hab ein fixen Hunger.“

Das alte Paar begab sich in die Kajüte, das junge Paar blieb an Deck.

Hanna lehnte sich an die Reeling und schaute über den Fluß hinauf, auf dem hier und da helle Lichter glitzerten. Da sie seine Anwesenheit gänzlich vergessen zu haben schien, gesellte der Steuermann sich nach längerem Zögern zu ihr.

„Wollen Sie nicht auch hinuntergehen und etwas genießen?“ fragte sie.

„Ich bleibe lieber hier, wenn Sie erlauben,“ antwortete er. „Ich beobachte so gern den Wiederschein der Lichter auf dem Flusse; stundenlang könnte ich hier stehen.“

„Dann muß ich Sie allein lassen, denn ich bin hungrig,“ sagte sie.

Damit schlüpfte sie, ein unterdrücktes Lachen hören lassend, in die Kampanjeluk; der Steuermann aber blieb wie ein Narr an der Reeling stehen und schaute grimmig zu den Lichtern hinüber, die ihn so in den Sumpf gelockt hatten.

Von unten herauf stieg jetzt ein appetitlicher Duft, ertönte das Geklapper von Tischgeschirr, lebhaftes Geplauder und heiteres Gelächter. Er sagte sich, daß man sich über ihn lustig mache; sein Gemüt verfinsterte sich mehr und mehr, und er gelobte sich, morgen früh gleich mit dem ersten Zug wieder nach Bremerhaven zu reisen.

Eine leichte Berührung an seinem Arm störte ihn aus seiner Versunkenheit auf; er wendete schnell den Kopf und sah neben sich das schöne Mädchen stehen.

„Der Tisch ist gedeckt,“ sagte sie ganz ernst. „Und wenn Ihnen so viel daran liegt, die Lichter dort drüben zu betrachten, dann wollen wir beide nach dem Abendbrot wieder an Deck gehen. Ich sehe die Lichter auf dem Flusse auch gern.“



→ Dämmerstunde. ←

Draußen wallt der erste Schnee;
Ferne Stimmen hallen nach.
Eine stille schöne Fee
Zieht mich leis in ihr Gemach.

Düfte wehn aus fernem Land,
Goldne Schätze funkeln blank.
Eine zaubermächt'ge Hand
Wärmt mein Herz mit süßem Trank.

Eine leise Melodie
Klingt, aus heißgeliebter Zeit. —
Tiefe sel'ge Poesie
Breitet ihre Schleier weit.

Mich umschließt ein weicher Arm,
Meine Lippen küßt die Fee.
Sonnenhell ist's, still und warm. —
Draußen fällt der erste Schnee.

Frida Schanz.

Briefe Bismarcks aus den Jahren 1848 und 1849.

(Abdruck verboten.)

Es ist gerade jetzt, wo ein halbes Jahrhundert seit den revolutionären Bewegungen des Jahres 1848 vergangen ist, besonders interessant, aus den Briefen Bismarcks zu ersehen, wie jene Zeit auf ihn wirkte. Die Zuchtlosigkeit des Radikalismus und die Schwäche der Ordnungsparteien mußten den starken, furchtlosen und leidenschaftlichen Mann auf das äußerste anwidern und ihn ganz unfähig machen, auch den Gegnern einigermaßen gerecht zu werden. In den Briefen, die wir heute veröffentlichen, fällt er denn auch die schroffsten und ungerechtesten Urteile über Ehrenmänner, über die er gewiß im späteren Leben mit Recht ganz anders und viel günstiger geurteilt hat. Er ist ja immer stolz darauf gewesen, daß er zu denen gehörte, die vom Leben lernen. Als Beitrag zur Geschichte seiner inneren Entwickelung, wie zur Kenntnis jener Zeit sind diese an seinen Bruder gerichteten Briefe aber von hohem Wert.

Wir verdanken sie der in Vorbereitung begriffenen siebenten Auflage der von Horst Kohl herausgegebenen „Bismarckbriefe“ (Velhagen & Klasing), die außer ihnen noch viele andere bisher unbekannte Briefe Bismarcks bringen wird. Die Verlagshandlung hatte die Güte, uns die folgenden zur Verfügung zu stellen. Wir geben sie ihrem vollen Wortlaut nach, weil durch denselben auch die Umstände, unter denen sie geschrieben wurden, charakterisiert werden.

Lieber Bruder

. . . Die Wahlintriguen gehn hier ihren Gang, indem die Bevölkerung durch Magdeburger und andre Blätter nach Möglichkeit gegen Edelleute, Priester und Beamte bearbeitet und mißtrauisch gemacht wird, wozu die unglücklichen Rentenverhältnisse und die Hoffnung auf deren Unterdrückung ohne Entschädigung eine kräftige Handhabe bieten. Ich habe wenig oder garkeine Aussicht gewählt zu werden, Ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen oder ärgern soll; es ist mir Gewissensjache, mich mit allem Nachdruck um die Wahl zu bewerben. Glückt es nicht, so werde ich mich mit dem Bewußtsein, das Meinige gethan zu haben, in den großen Stuhl legen und die 2 bis 6 Monat Sitzungszeit sehr viel angenehmer verbringen, als wenn ich im Landtage wäre. Wenn die Wahlen vorbei sind, denke ich nach Reinfeld zu gehn, also auch bei Dir, wenn Du einheimisch bist, vorzusprechen . . . In unsrer Gegend ist alles ruhig. Der einzige Unruhstifter ist der Landrath mit seiner Leidenschaft, Schutz-Landsturm zu Fuß und zu Pferde zu organisiren. Allgemeine Entrüstung in Stadt und Land über die Verrätherei von Willisen und die Blindheit unsrer selbstmörderischen Regirung. Es werden sich hier nächstens Freischaaren gegen Polen bilden. Auf Wiedersehn. Grüße Kamele und Dr. [Fanninger].

Dein treuer

S. 19. 4. 48. B.

Reinfeld 22. 7. 48.

Lieber Bruder

In dieser scheußlichen Zeit muß man an alten Gewohnheiten festhalten, um sich mit ihr in Widerspruch zu setzen, und darum schreibe ich Dir einen feierlichen Gratulationsbrief zu Deinem Geburtstag. Möge Heil und Segen Dich auf allen Wegen u. s. w. Meine Schwiegermutter überlegt seit 2 Stunden quer durch das ganze Haus, ob sie einen Boten nach Kiekow schicken soll oder nicht, und da die Ortsveränderungen, mit denen diese Ueberlegung verbunden ist, nicht ohne einigen Lärm abgehn, so hinderten sie und die Fliegen mich am Wiedereinschlafen, so daß ich mich in dem nur in einer so abnormen Periode der Geschichte möglichen Fall befinde, Dir des Morgens um 5½ zu schreiben. Ich lebe hier sonst in ziemlicher Vergessenheit der Zeitereignisse ein pastoral-idyllisches Leben. Nur hin und wieder zeigt ein Funke, daß unter der Asche angenommner Ruhe die ganze Gluth der Begehrlichkeit nach 6 M. Land noch bei den Tagelöhnern lebendig ist: ein Herr v. Stojentin, cassirter Offizier, spielt den O'Connel(l), namentlich bei den Cassuben, indem er eine fortlaufende Steuer von den armen Tagelöhnern erhebt, die sich bisher schon gegen 800 Thlr. belaufen hat, und für die er in Berlin, angeblich für die Eigenthumsverleihung thätig, recht vergnüglich lebt. Der Bretschneider Regel von hier hat sich verlauten lassen, er wolle gar nicht wieder herkommen, weil er sich vor Unannehmlichkeiten fürchtet, wenn er den Leuten kein Eigenthum mitdringt; er ist in Berlin bereits wieder Bäckergesell, nachdem er hier früher einem Bäcker aus der Lehre gelaufen. In der Stolper Gegend haben sie, die Katenleute, eine große Versammlung gehabt, um einen neuen Abgeordneten nach Berlin zu schicken, da ihr jetziger, der Krüger Moldenhauer, sich „unter die Herrn begeben habe“. Wir fahren heut Mittag nach Redentin, bleiben dort bis Donnerstag, finden dann Kleist aus Kiekow hier vor und werden, wie ich denke, am 3ten August in kleinen Tagereisen unsre Rückfahrt antreten. Johanna befindet sich den Umständen nach wohl. Wie lange wird sich denn wohl Dein Brautstand noch prolongiren; steht schon etwas darüber fest? Meine herzlichsten Empfehlungen an die zukünftige Schwägerin; ich hoffe, daß sich auf unsrer Rückreise Gelegenheit findet, Johanna mit ihr bekannt zu machen, da ich gern bei Dir oder in Zimmerhausen einen Ruhetag halten möchte. Leb wohl und grüße alle Deine Schwiegerväter und -mütter. Gott gebe, daß Dein 39. Jahr uns eine bessre Zukunft bringt, als das 38ste hoffen läßt.

Dein treuer Bruder

B.

Schönhausen 2. 11. 48.

Lieber Bruder

Es hat mich seiner Zeit sehr beruhigt, aus Deinem letzten Brief zu ersehn, daß Du gesund warst. Der Schulz Berg hatte mir mit solcher

Sicherheit und Details von Deiner Krankheit erzählt, daß ich Dich schon in den heftigsten Cholerakrämpfen sah. Johanna hat sich auch wieder erholt, bis auf allerhand Zahn- und Augenschmerzen, meine Schwiegermutter ist dagegen noch etwas leidend seit ihrem Ruhranfall; ich weiß zwar nicht, wieviel ich dabei auf Rechnung der Klage und wieviel auf die der Wirklichkeit setzen muß. Ich gehe heut Abend nach Berlin als Deputirter der hiesigen Ritterschaft, die mir ganz landtagsmäßige Diäten zahlt, so oft ich hinreise, den Bülowschen Verein oder die Leute in Potsdam mit meiner Weisheit zu erleuchten. Dießmal denke ich, daß ich wieder etwas erleben werde. Die Flüchtlinge aus Wien, die sonstigen Leiter der Barrikadisten, häufen sich in Berlin, und die Wiener Frage wird von ihnen bei der Schauspielhausbande in einer Weise gedrängt, daß sie wohl nur noch auf die polnischen spadastino aus Wien warten, um die neue Ministerkrise zu einem letzten Versuch ihrerseits zu benutzen. Sie fürchten sonst doch, daß Clubs und Wühlereien unterdrückt werden, die Zustände sich consolidiren, nachdem die Wiener Affaire unsrer Castratenregirung Muth gemacht haben wird. Als Nachfolger der Minister nennt man General Stockhausen, Präs. Manteuffel, Ladenberg; Bonin bleibt vielleicht; ob der König sich zu Radowitz als Premier entschließen kann, ist noch unsicher . . . Wie schön, wenn ich ruhig und ziemlich schuldenfrei in Kniephof säße, möchte hier wohnen, wer wollte. Die Bellin weint wie außer sich, daß — der Adel abgeschafft sei. Wenn das auch durchgeht, was können sie da abschaffen? Da ist nichts mehr ab- oder zuzuthun. Mit der Jagd hat man viel Aerger; täglich 20 Jäger auf dem Felde, weil sie alle behaupten, das Gesetz gälte schon; doch reißen sie noch aus, wenn man ihnen zu Leibe geht. Herzliche Grüße an Malwine von mir und den Meinigen. Leb wohl.

Dein treuer Bruder
von Bismarck.

Potsdam 10. 11. [1848.

Lieber Bruder

Aus den Zeitungen wirst Du bereits ersehn haben, in welcher Art die lang vorbereitete, mühsam gegradene Mine in Berlin endlich gesprungen ist. Die Versammlung hat, um ihrem Permanenzbeschluß Nachdruck zu geben, über Nacht eine Besatzung von 15 Mitgliedern im Saal gelassen — heut wird man ihnen vermuthlich durch Vermittelung der Theaterintendantur das Lokal nehmen. Zur Unterstützung dieser Absicht rücken um 2 Uhr sämmtliche unter Wrangel stehende Truppen von allen Seiten ein, um 5 Uhr nimmt Wrangel sein Hauptquartier im Berliner Schloß, indem man von der Idee ausgeht, daß des Königs Straßenpflaster für des Königs Truppen frei ist und das Joch der unwürdigen Mitregirung des Herrn Rimpler mit festem Entschluß brechen wird; alles in streng gesetzlichen und vertragsmäßigen Schranken. Man wird dann die fliegenden Corps entwaffnen und die Bürgerwehr reorganisiren. Ob dieß alles ohne Conflict abläuft, ist sehr zweifelhaft; nach der bisherigen erschreckten Haltung der Demokraten aber möglich; ob wünschenswerth, darüber sind die Meinungen getheilt. Der bei Weitem größte Theil der Bürgerwehr hat bereits erklärt, daß er sich nicht gegen preußische Truppen schlagen werde; die Schützengilde dagegen und die fliegenden Corps haben sich zur Disposition des Rumpfparlaments gestellt. Viele Demokraten sind schon hier durchgereist, halb flüchtend, unter dem Vorwande, die Provinzen zu insurgiren: das wird höchstens in Thüringen und auf der andern Seite in Schlesien glücken. Rhein und Westfalen sind jetzt die festeste Stütze der Monarchie; wie lächerlich, und doch entschieden wahr, außer Trier und den Kölner Bummlern. Der König ist fest entschlossen, seine Zusagen unter allen Umständen zu halten, aber dem Gesetz nach allen Seiten hin, auch gegen die Versammlung, Gehorsam zu verschaffen. Das wäre schon vor Wochen geschehn, ohne das Ministerium von Verräthern, welches vor diesem war. Johanna ist noch immer kränklich und mein Kind schreit sehr. Die Versammlung scheint schon gestern Abend nicht mehr in beschlußfähiger Anzahl (201) gewesen zu sein; stündlich fallen welche ab, die nüchtern werden, und kommen hier an. Die andern trösten sich zum Theil mit der Hoffnung, der König werde alles zurücknehmen, sie können sich garnicht das Ende des Souveränetätstraumes denken. Wenn erst klar wird, daß in Brandenburg Diäten bezahlt werden und in Berlin nicht, so bleiben höchstens 130 réfractaires übrig, vielleicht auch nur die 54 selbstbewußten und wirklichen Linken; die andern bummeln so mit beiher. Sie haben Aufrufe in ihre Wahlkreise erlassen „Staatsstreich, Camarilla, Absolutismus, Ermahnung zu gesetzmäßiger, aber thatkräftiger Haltung &c." Einliegend der Protest der ausgetretenen Deputirten. Wollt Ihr dort etwas thun, so richtet eine Dankadresse an das Ministerium dafür, daß es die Freiheit der Berathungen zu sichern bemüht ist. Dergleichen geschieht bei uns auch und ist sehr wünschenswerth, um die Schwachen zu stärken; die auf Löschpapier und Druckerschwärze viel Werth legen. Leb wohl, ich habe zu thun, und schreib mir bald nach Schönh[ausen].

Dein treuer Bruder
B.

Den Protest laß doch so viel möglich verbreiten.

Potsdam. Sonnabend
[11. Nov. 1848.]

Lieber Bruder

Ich sitze hier theils als Abgeordneter unsrer Ritterschaft bei Bülow in Berlin, teils als Hof- und Kammerintrigant hier. Bis jetzt passirt weiter nicht viel, als ununterbrochne Entwaffnung in Berlin, durch welche man bisher, nachdem etwas über die Hälfte der Stadttheile abgesucht ist, zwischen 80 und 90 Prozent der in diesen Theilen ausgegebenen Gewehre zurückerhalten hat. Die gekränkte Eitelkeit der Berliner fängt an einer nüchternen Beurtheilung Platz zu machen, der passive Widerstand erweist sich mehr und mehr als Deckmantel der Schwäche, das Militär nebst Ruhe und Ordnung erweist sich als populär, und die Zahl der Grimmigen ist ziemlich bis auf

den eigentlichen Kern wirklicher Fanatiker, Schurken und Barrikadisten geschmolzen. Dagegen hat der Appellationssenat des Kammergerichts in Betracht der politischen Verhältnisse und des Belagerungszustandes mit 18 gegen 13 Stimmen [beschlossen], einen Stillstand der Rechtspflege eintreten zu lassen, ein Beispiel, welches Nachahmer finden wird. Ich glaube, man will sich für jetzt darauf beschränken, denen, die keinen Dienst thun, auch kein Gehalt zu zahlen, und aus den Ersparnissen Hülfsarbeiter zu besolden. Im Uebrigen ist hier in den höchsten und hohen Stellen Alles fest entschlossen, den betretenen Weg auf jede Gefahr hin zu Ende zu gehn, da man die Ueberzeugung hegt, daß jeder Gedanke an Umkehr den unvermeidlichen Untergang des Thrones und der gesetzlichen Ordnung herbeiführen würde. Die Sache steht auf der Degenspitze. Der Kaiser hat wiederholentlich 300000 Hülfstruppen anbieten lassen, was man indessen entschieden ablehnt. Denn da der König in der That nicht daran denkt, seine Versprechungen zurückzunehmen oder zu verkürzen, so glaubt er durch den gesunden Sinn und die Disciplin der großen Masse die Sache allein halten zu können. In der That ist unter allen Truppentheilen der Geist ohne Tadel, und die Landwehren der Havelberger, Ruppiner, Prenzlauer, Treuenbrietzer Battaillons strömen in doppelt so großer Menge als sie gefordert sind, freiwillig zusammen; sogar die Battaillons des 20. Regiments haben die loyalsten Addressen geschickt und den König gebeten, er möge ihnen nicht die Schande anthun, sie zu Hause zu lassen. In Altsachsen und am Harz ist dagegen die Stimmung weniger ungetheilt und in den Städten fast überall schlecht. Halberstädter Landwehroffiziere haben bereits einen revolutionären Aufruf an ihre Kameraden erlassen, sitzen aber auch schon auf dem Stern in Magdeburg. Ein Berliner Landwehroffizier, der in Uniform die Truppen hat aufwiegeln wollen, sollte heute früh erschossen werden, wenn sich nicht über Nacht die Sache durch Begnadigung günstiger für ihn gestellt hat.

Wegen Abgabe der Gerichte bin ich ganz mit Dir einverstanden, ich weiß nur nicht, in welcher Form der Antrag zu geschehen hat; wenn Du kannst, schicke mir schleunig ein Schema dazu. Reicht die Generalvollmacht nicht dazu aus, die Du von mir hast? Die Ersparniß wird übrigens nur Klug zu Gut kommen, da er die Jurisdictionslasten mit übernommen hat. Heut Abend erwartet man hier Unruhen, um die Truppen zu ermüden, und morgen eine Sturmpetition von 6000 hiesigen und Berliner Bummlern an den König. Kommt letztere zu Stande, so giebt es blaue Bohnen. Die Soldaten sind in furchtbarer Wuth gegen die Unruhstifter und mißhandeln die Demokraten, wo sie Anlaß finden, namentlich wenn sie unter dem Militär zu wühlen suchen . . .

Mit Johanna geht es ziemlich, meine Schwiegermutter ist noch immer unwohl, und das Kleine schreit sehr. 1000 Grüße an Deine Malwine. Leb wohl.

Dein treuer Bruder
von Bismarck.

Brandenburg hat heut noch gegen schlesische Deputationen geäußert, wenn auch nicht nur Schlesien, sondern 7 andere Provinzen in Aufruhr gesetzt würden, so werde man eine nach der andern wieder unterwerfen, und dann ruhig die Königlichen Verheißungen zur Ausführung bringen, man sei vollkommen darauf gefaßt, daß irgendwo die Republik erklärt werde und einige Wochen bestehen würde.

(Am untern Rande der beiden Innenseiten des Briefes:) Die Bauern kommen hier seit mehren Tagen haufenweis, um dem Könige ihre Dienste anzubieten!

Schönhausen 12. 11. 48.

Lieber Bruder, im Begriff wieder nach Berlin zu gehn, schreibe ich Dir einige eilige Zeilen. . . . Sieh doch ja, daß von dort schleunige Addressen mit Billigung der Verlegung*) an das Ministerium und an die Berliner Zeitungen gehn, recht viel einzelne Addressen, wenn auch jede nur wenig Unterschriften hat, womöglich von jeder Stadt, wenn auch nur mit 1 Unterschrift, letztre werden nicht mit abgedruckt; Klappern gehört zum Handwerk. — Hildebrands Schwager in Jachlin, Köpsell, ist gestorben, und seine Schwester nur allein auf dem Hofe. Er fragt, ob sein jüngster Bruder, der in Stettin Soldat ist, nun nicht, wenigstens zum Frühjahr, mit „Königs-Urlaub" nach Hause könnte, um ihr zu assistiren. Läßt sich dabei etwas thun?

Die Bevölkerung war bis gestern ungemein ruhig, alle Bummler und Freischaaren von den Straßen verschwunden, consignirt. Ich glaube kaum, daß ein irgend erheblicher Conflict stattfindet, sie verlassen sich auf successives Wühlen. Leb wohl, ich muß fahren; herzliche Grüße von meinen Damen und an Deine.

Dein treuer Bruder
v. B.

Potsdam 14. In Berlin ist heut Standrecht proclamirt. Die Truppen werden geneckt, und die Sache läßt sich gerade so an, wie in der Woche vor dem 18. März. Heut rückt Cavallerie ein, zur Zerstreuung der Aufläufe. Du hast doch die 340 Exemplare der Königl. Proclamation erhalten? Die für Alvensleben waren irgendwo unterschlagen; am Sonnabend waren sie schon abgegangen, am Montag hatte er noch nichts. Die Bauern aus dem Teltower, Zauch-Belziger, Havelländischen Kreise haben dem Könige ihre Hülfe mit Lebensmitteln und bewaffnetem Zuzug angeboten und erklärt, sie hielten treu wie ihre Väter an ihm und seinem Hause und glaubten all den Lügen der Demokraten nicht. Laß doch das schleunigst dort auf dem Lande bekannt werden, durch Kreisblatt oder sonstwie; auf die Schwankenden wirken Beispiele ihrer Genossen. Ich hoffe, dieser Brief kommt glücklich durch Berlin. Leb wohl.

Schönhausen 9. Dez. 48.

Theuerster fratello

Dein Schreiben vom 6. u. 7. habe ich heut, aber ohne irgend welche Spickgänse erhalten; die

*) Der Nationalversammlung nach Brandenburg.

Post ist jetzt so unglaublich unsicher. Dagegen bin ich sehr erfreut, daß es Euch den Umständen nach wohl geht: mir seit 8 Tagen desgl., und zwar seit 8 T(agen), weil ich seitdem in Ruhe hier wieder heimisch bin; sonst bin ich seit dem September wie ein Perpendikel zwischen hier, Berlin, Potsdam und Brandenburg hin und hergegangen, so daß ich die Genthiner Chaussee nicht mehr von Weitem sehn mag. Indessen schmeichle ich mir nicht ohne Nutzen, die Schwanzklemmer mitunter gepfeffert zu haben, und sehe mit Befriedigung auf mein Tagewerk zurück; nähere Details gelegentlich mündlich. Mit dem Wahlgesetz habe ich heftige, leider erfolglose Kämpfe gefochten; weder das für die zweite, noch weniger das für die erste Kammer ist haltbar. Aber es ist doch etwas Großes schon, wenn jemand, der unaufhaltsam in Schulden sank, dazu kommt, auch nur 1 Thaler zurückzulegen. Die Bildung des jetzigen Ministeriums, seine Erhaltung gegen innre Krankheiten und äußre Angriffe, namentlich die Frankfurter, das allmähliche Vordringen gegen das jetzt erreichte Ziel, waren Dinge, die sich scheinbar von selbst verstanden, aber bei dem furchtbar unterwühlten Terrain der höhern und höchsten Regionen, der jämmerlichen Feigheit und dem kleinlichen sich kreuzenden Ehrgeiz unsrer Bürokraten, doch Klippen, an denen man jeden Tag scheitern konnte. Der König allein hat nie den Muth und nie das Ziel aus den Augen verloren, seit ich ihn um Johanni zuerst wiedersah, obschon man jede Mine gegen ihn springen ließ und keine Lüge schonte, um ihn einzuschüchtern. Jedes einzelne Mitglied des Ministeriums Pfuhl*) halte ich zunächst nach dem Premier Auerswald, für den lügenhaftesten Schurken und Verräther zwischen Tilsit und Trier; ich sage das ohne die Absicht zu beleidigen, als ruhiger Beobachter. — Ich glaube auch dießmal nicht, daß ich gewählt werde; die unsinnige Bestimmung mit den 40 Jahren zur 1. K(ammer) glaubte ich wäre längst in Vergessenheit, und ich weiß noch nicht, wer sie heimtückisch aus dem Actenstaub hervorgezogen hat. Anfang nächster Woche werde ich wohl wieder nach Potsdam müssen, um einige Wühlereien zu betreiben, nicht mit der Camarilla, sondern mit andern Gliedern einer „im Finstern schleichenden Parthei". Wir sind hier wohl, nur schreit das kleine Wesen mehr als mir angenehm ist. Mit der Jagd ist es ziemlich aus, ich lasse als Kleinmodischer Bauer und Bellin als großmodischer Kossät die betreffenden Feldmarken noch nachdrücklich beschießen, und in der Heide wird alles niedergeschossen, nicht das Kind im Mutterleibe geschont. Ich kann schon garkeinen Wildbraten mehr sehn. Der Wechsel nebst Zubehör erfolgt anbei. Ueber Eure Demokraten hatte ich einen sehr gelungenen Artikel für die Gottseibeiuns-Zeitung**) geliefert, da mir aber Sigismond zuvorgekommen war, so unterblieb die Sache. Leb wohl. Die herzlichsten Grüße an Deine Malwine und Andre.

Dein treuer Bruder
von Bismarck.

*) Pfuel.
**) Die Kreuzzeitung.

Schönhausen 9. 1. 49.

Lieber Bruder

Ich habe mit meinem Glückwunsch zum neuen Jahr zurückgehalten, um Dir wie ein sparsamer Schreiber gleichzeitig den Empfang von Kniephöfer Pachtüberschüssen anzeigen zu können, auf die ich mit einigen Schmerzen harre; nachgrade aber muß ich doch schreiben, damit, wenn der Sendung etwa ein Unglück passirt sein sollte, du bei Zeiten Kenntniß davon hast. Oder ist Klug säumig geworden? Ich habe hier schlimme Tage mit Johanna gehabt. Sie bekam ein altes Halsübel wieder, so daß sie mehre Tage lang weder einen Ton hervorbringen, noch das Geringste schlucken konnte und heftige Schmerzen litt; endlich ließ es nach, aber sie bekam 3 Rückfälle. Jetzt geht es ziemlich, nur darf sie noch nicht an die Luft. Das kleine Wesen ist noch immer gleich schreilustig, gedeiht aber dabei äußerlich gut. Im Fest war der Schwiegervater, Gerhard Thadden und Bernhard Puttkamer hier, Johanna aber in einer kränklichen Zwischenperiode. Vor ihrer Krankheit bin ich in Wahlumtrieben in Berlin gewesen, seitdem habe ich hier gewühlt, aber nicht viel Aussicht auf Erfolg; die Rentenfrage ist hier noch immer entscheidend. Einige wohlgesinnte Träumer haben mich hier auf die Candidatenliste gebracht, aber ohne die mindeste Aussicht auf Erfolg; eher geht es vielleicht in Brandenburg (Westhavelland und Zauche) aber ich glaube auch nicht daran. Das Berliner Central-Comité hat mich dort in Vorschlag gebracht. In diesem sind übrigens die Elemente der gesinnungslosen Rechten von der vorigen Versammlung sehr stark vertreten, politische Avantüriers wie Meusebach, Voigts-Rhetz, Eulenburg u. a., die sich im Grunde in der Revolution so wohl fühlen wie der Fisch im Wasser, weil sie ihnen vielmehr Aussicht bietet als sie von ruhiger Entwicklung ihres Schicksals je erwarten konnten. Der alte Bülow hat auch stets seine persönlichen Intriguen unter dem Deckmantel des Junkervereins, den er schnöde mißbraucht. Er war vor 2 Monaten der eifrigste Gegner des jetzigen Ministeriums und schwärmte für eine Combination von Grabow-Unruh-Rodbertus 2c., wobei er den Finanzminister weislich verschwieg. Ich traue ihm nicht über den Weg, so alt er ist, und war sehr erfreut, als es mir gelang, ihm in Potsdam alle Thüren zu schließen; er bringt die ungewaschensten Pläne vor und spricht dabei stets im Namen der Ritterschaft aller Provinzen. Ich denke, wenn Johanna so bleibt wie sie ist, etwa zwischen dem 15. und 18. in Berlin zu sein, von dort eine Wahlreise ins Havelland zu machen. Morgen erwarte ich einen Pächter, mit dem ich noch um 100 Thlr. aus einander bin; er bietet 3300, ohne die Renten (500) und kauft das Inventarium, was auch etwa 400 Thlr. Zinsen vorstellt. Ich habe dann nicht so viel, als ich mir früher schmeichelte, aber ich weiß doch, was ich habe, und zum Leben ist es genug; Haus und Garten reservire ich mir; wenn er aber nicht die 100 noch zulegt, so wird nichts daraus. Wenn die Pfarrpacht aufhört, giebt er dann noch 100 mehr, und wenn der Altentheiler stirbt, noch 50. . . Etwa 200 denke

ich aus Holz und Torf nach einzunehmen jährlich . . . Von geträumter Schuldenabzahlung wird da nicht sehr viel werden. Indessen ich bin zufrieden und danke Gott, wenn alles in Ordnung ist, daß es so ist und nicht schlechter. Bei Dir hoffe ich geht alles wohl, und Carl Wilhelm, den ich sehr zu grüßen bitte, inspicirt fleißig die Külzer Wirthschaft. Herzliche Grüße an Malwine von mir und Johanna, sowie von letztrer an Dich. Hildebrand mahnt schon zur Post. Leb wohl.

Dein treuer Bruder
v. B.

Schönhausen 10. 2. 49.

Lieber Bruder. In der Aufregung der Wahlumtriebe schwebte es mir stets so vor, als hätte ich Dir zuletzt geschrieben, bis der Brief meiner lieben Schwägerin an Johanna das Gegentheil behauptete, und wie ich bei genauerem Nachdenken nicht bestreiten will, mit Recht. Du wirst aus den Zeitungen meine Wahl in Brandenburg ersehn haben; es war ein harter Kampf, da der Gegner Oberbürgermeister und ein sehr gewandter fähiger Mann ist, der einen großen Theil des platten Landes, mit Hülfe seines Schwiegersohnes Bequelin, gründlich unterwühlt hatte; ich habe mich oft innerlich selbst verhöhnt und amüsirt, wenn ich in den 8 Tagen, die ich vor der Wahl in Brandenburg zubrachte, die verschiedenen „Tiefenbacher“ über die wahre Politik des Tages aufzuklären und durch persönliche Liebenswürdigkeit zu gewinnen suchte. Den Ausschlag gab es m. E. noch, daß auf demokratischer Seite ein abtrünniger Priester austrat, dessen Reden ein ganz Theil Bauern durch den lästerlichen Ton von ihnen fortschreckte. Nach der Wahl war ein diner von 400 Personen, nun danket alle Gott, Heil dir im rc., Preußenlied, und am andern Tage hatte ich einen leichten Kopfschmerz und alle Muskeln der rechten Hand thaten weh von dem vielen Händedrücken. Am dritten Tage wurden meinen Freunden die Fenster eingeworfen, und einige mißhandelt, während ich schon ruhig bei Johanna saß. Ich hatte mich in den Vorversammlungen im Ganzen für Anerkennung der Verfassung, Vertheidigung gegen Anarchie, Gleichheit vor dem Gesetz (aber gegen Abschaffung des Adels), gleiche Vertheilung der Steuern nach dem Vermögen, soweit es erreichbar, Wahl nach Interessen und gegen Abschaffung geldwerther Rechte ohne Entschädigung, gegen Verminderung des stehenden Heeres, für strenge Preß- und Clubgesetze rc. rc. ausgesprochen, und danach werde ich mich in meinem Benehmen auf dem Landtage auch halten. Es gilt jetzt mehr die Angriffe der Anarchisten abzuwehren, als gleich die Mängel der Verfassung auszubessern; gelingt erstres, so folgt das andre bald. Die Wahlen hier im Kreise sind theils durch die Rentbauern, theils durch den Unsinn der Vermittlungsparthei, welche die Vorsitzungen immer mit den Demokraten gemeinschaftlich abhalten ließ, schlecht geworden, 2 ultrademokratische Assessoren und ein leidlich constitutioneller Bauinspector. In Brandenburg hielten sich die Partheien streng getrennt, wer nicht mit mir ist, ist wider mich, und wer das Partheiprogramm nicht auf Ehrenwort anerkannte, wurde ermittirt. 161 Wahlmänner von 290 waren in unsrer letzten Vorversammlung, und grade soviel Stimmen hatte ich auch, wobei aber 7 ungültige, weil bloß Bismarck darauf stand. — — —

Johanna dankt herzlich für Malwinens Brief und grüßt vielmals. Gesund sind wir alle so ziemlich. Ich werde wohl Johanna mit nach Berlin nehmen; man lebt in einer Häuslichkeit dort nicht viel theurer, als wenn ich alle Tage im Wirthshaus esse. Die Amme kommt natürlich auch mit; sie graulen sich hier sonst todt, da meine Schwiegermutter nach Hause will. Oscar nimmt Malle auch mit, die übrigens im Sommer wieder einem Urwähler das Leben schenken wird. Leb wohl, grüße meine Schwägerin sehr.

Dein treuer Bruder
v. B.

Berlin 18. 4. 49.

Mon frère

Ich habe lange nicht Muße gehabt, ein Wort von mir hören zu lassen: wir sind an gewöhnlichen Geschäftstagen schon von Morgens früh um 9 Uhr im Dienst in den Fachkommissionen, dann die Plenar-, gleich nach Tische die Abtheilungssitzungen von 5 bis 7, dann sofort Partheiversammlungen bis 10 oder 11. Dazwischen Einladungen, lästige Besuche zu geben und zu empfangen, Intriguen und Bearbeitungen von Sachen und Personen. Bei meinem natürlichen Hang zur Faulheit wirst Du daher mein Schweigen erklärlich finden. Die Sitzungen jeder Art sind um so ermüdender, als man jede Rede beim ersten Wort schon wie einen schlechten Roman bis zu Ende kennt und der Abstimmungen wegen doch bleiben muß. Unsre große rechte Parthei scheint mehr und mehr zerbröckeln zu wollen; die Menschen, die ohne Rücksicht auf die Sache nothwendig etwas in der Kammer haben müssen, was mehr rechts sitzt wie sie, Leute wie Naumann, Wenzel, Harkort, Hatzfeld und einige ehrgeizige . . . . . .*) wie Rahrscheider bilden Centren, die zwar behaupten, sie wollten in allen Fragen mit uns stimmen, aber doch, einmal sich selbst überlassen, unaufhaltsam der Linken zurutschen werden. Es ist eine verführerische Stellung für Streber ohne Gewissen, bei ungefährer Gleichheit der Partheien, die Zunge der Wage in der Hand zu halten. Die deutsche Frage präoccupirt jetzt alle Gemüther; sie wird durch dringliche Anträge wieder und wieder angebracht, für jetzt hauptsächlich, um das Ministerium zu stürzen. Dieses wird aber nicht gehn, auch nicht auflösen, sondern die Addressen als Papier verbrauchen, wie ich hoffe; unsere Auflösung wird nach diesem allerdings nicht in sehr weiter Ferne stehn können. Der Schwindel der Paulskirche hat auch die hiesigen ergriffen, bei Vincke ist das nicht wunderbar, daß aber selbst Leute wie Arnim-Boitz(enburg) und Schwerin jetzt dafür sind, die Frankfurter Verfassung nuda crude anzunehmen, nachdem die Leute dort jede Verständigung von sich gewiesen haben und uns ihre offizielle Anarchie par droit de souverain octrayiren wollen, das ist ein Zeichen

*) Hier ist ein sehr starker Ausdruck gebraucht.

des wahnsinnigen Contagiums, mit dem der Satan die Luft geschwängert hat. Arnim sitzt neben mir und schreibt Amendements in der deutschen Sache. Johanna und das Kind sind wohl: wenigstens muß man zufrieden sein, das Kind stört zwar jede Nachtruhe, da sie eben den ersten Zahn macht. Daß wir Wilhelmstr. 71 wohnen, weißt Du, etwas theuer, aber dafür kneipt man nicht so viel in den Gasthöfen, und ich lebe vielleicht im Ganzen wohlfeiler als früher im Junggesellen- oder Strohwitwerstande: 1 Thlr. über die Diäten werde ich jetzt doch brauchen, früher wohl 2. Die Abstimmung über Annahme der 2 gebliebenen § des Plakatengesetzes wird eben geschlossen, und sind sie mit 4 Stimmen Majorität definitiv angenommen, zum Kummer der Linken, trotz ihrer verdünnten Amendirung. Ich habe heut mit der Anzahlung des Pächters die letzten Wechsel ohne Unterpfand getilgt, so daß Du für mich nunmehr ex nexu*) bist. Leb wohl, ich muß schließen.

Dein tr. Br.
v. B.

*) Aus aller Verbindlichkeit.

Die Lampe.

Du stille Flamme — Licht so mild und klar,
Das auf die Seelenwellen Ruhe gießt
Und ernst vernünftig, ohne Strenge fließt
Auf nächste Wirklichkeit; bescheiden, wahr —

Kein Strahlendiadem umgibt dein Haupt
In täuschend bunt erregtem Farbentanz,
Dich schmückt allein des Dienens Liebeskranz,
Du gibst zurück, was Tagesblendung raubt.

Nicht fragst du nach Bewunderung der Welt.
Verschämt zur Arbeit ladest du mich ein,
Und Herzensheiterkeit verspricht dein Schein,
Der dich und mich und auch mein Werk erhellt.

Die Sonne wird als Königin geehrt,
Verwirrend ist ihr Wesen, ihre Pracht,
Es keimt schon Leben, wenn sie halb nur lacht,
Doch ihre Glut das reichste Leben zehrt.

Wer nur zu ihr blickt, der wird ruhmeskrank,
Daß ihm sein zartes Menschenglück verblaßt,
Daß er sein Haus als eng und niedrig haßt —
Er atmet freier, wenn die Hehre sank.

Auch jener findet Erdenpfade nicht,
Den auf zu Sternen hebt ein kühner Traum,
Dem sich in Zauberschleier Strauch und Baum
Verhüllen bei phantast'schem Mondenlicht.

Mein Lämpchen hat nur einen engen Kreis,
Doch leuchtet's heim aus Sturm, der draußen tost.
Ich werde besser hier und finde Trost. —
Die sanfte Freundin segnet meinen Fleiß. —

A. Meyer.



Herbst im Walde. Nach dem Gemälde von G. Ieder.



Gesamtansicht des schweizerischen Landesmuseums vom Park aus gesehen.
Nach einer Photographie von Gebr. Wehrli in Kilchberg bei Zürich.

Das schweizerische Landesmuseum in Zürich.

Von

J. C. Heer.

Mit zehn Abbildungen nach Photographien.

Als nach dem deutschfranzösischen Kriege das Interesse für die kulturgeschichtliche Vergangenheit des deutschen Volkes durch die nationale Einigung eine ungeahnte Stärkung erfuhr, als man in allen Gauen die Denkmäler deutschen Volkstums zu erforschen und zu sammeln begann, als man in Kunst und Kunstgewerbe, in Tracht und Schmuck der Vergangenheit wertvolle und erhaltungswürdige Besitztümer des Volkslebens erkannte, da übertrug sich die Bewegung zu Gunsten der Sammlung und Erhaltung der geschichtlichen Kulturzeugen auch auf die Schweiz. Anfang der achtziger Jahre tauchte, besonders eifrig von dem zürcherischen Kunsthistoriker Salomon Vögelin gepflegt und verbreitet, der Gedanke auf, eine ähnliche Sammelstelle kulturgeschichtlicher Denkmäler des Landes zu gründen, wie sie Deutschland im Germanischen Museum in Nürnberg besitzt.

Die Frucht dieser Bestrebungen ist das schweizerische Landesmuseum zu Zürich, das am 25. Juni dieses Jahres nach siebenjähriger Bau- und Einrichtungszeit mit einem großen schweizerischen Volkstrachtenfest und einem historischen Umzug der Zunftgesellschaften Zürichs feierlich eingeweiht wurde.

Das Landesmuseum, ein weitläufiger Bau im Stil einer mittelalterlichen Burganlage, erhebt sich in unmittelbarer Nähe des monumentalen Bahnhofes in der Platzpromenade, unter deren hundertjährigen Baumkronen dahin die Limmat ihre klaren Wasser wälzt. Die im schiefen Winkel stehenden Flügel des Gebäudes bilden gegen den Bahnhof hin einen Vorhof, in dessen Hintergrund sich der mächtige Thorturm erhebt, der mit seinem grün schillernden Glasziegeldach die Stadt überscheint und ein neues Wahrzeichen derselben bildet. Durchschreiten wir das Thor, so kommen wir in einen zweiten großen Hof, der sich gegen die schöne Parkanlage der Platzpromenade öffnet und durch einen Bogen ihrer gewaltigen alten Bäume stimmungsvoll abgeschlossen wird. Springbrunnen plaudern, und auf klaren Teichen wiegen sich die träumerischen Seerosen, so daß ein Rundgang um das Museum recht angenehm



Partie aus dem Hof mit der Waffenhalle.
Nach einer Photographie von Gebr. Wehrli in Kilchberg bei Zürich.

ist. Er zeigt uns den Reichtum des Gebäudes an Außenschmuck, seine zahlreichen steinernen Loggien und Galerien, seine Erker und bunten Wappen in Schluß- und Ecksteinen, eine reiche Gliederung und ein Gewirre von Dächern. Gewiß fragt man sich, wie der Schöpfer der Pläne, Architekt Gustav Gull in Zürich, dazu gekommen ist, den Bau, der zwei Millionen Franken gekostet hat, gerade so als ein Gemenge von zusammenhängenden Einzelgebäuden und nicht als monumentalen Palast zu gestalten. Das Rätsel löst sich uns bei einem Gang durch das Museum: durch die freie Bauart ist der Baumeister in geistvoller Weise dem innersten Zweck des Museums gerecht geworden, sämtliche kleinere und größere Ausstellungsräume, etwa vierzig an Zahl, sind jeder seinem besonderen Zweck überraschend gut und stimmungsvoll angepaßt, und es fügen sich namentlich die Folgen altertümlicher Zimmer, die aus allen Teilen der Schweiz in das Museum versetzt worden sind, auf das natürlichste in den modernen Bau.

Die Sammlungen des Museums sind so groß, daß die vierzig Räume, die sich in das Erdgeschoß und zwei Stockwerke verteilen, gleich vom Tag der Eröffnung an, den Eindruck eines vollständigen Inventarbestandes erwecken. Fast alle Altertümer des Museums sind echt, nur wenige Bestandteile besonders aus dem frühen Mittelalter sind als Charakteristika, die in einem kulturgeschichtlichen Museum nicht fehlen dürfen oder zur notwendigen Ergänzung unvollständiger Reliquien unerhältlichen Originalen treu nachgebildet. Der Grundstock der reichen Sammlungen des Landesmuseums besteht aus Besitztümern, welche ihm die Antiquarische Gesellschaft in Zürich und das kantonale Zeughaus ab-



Zimmer aus dem Haus „Zum Loch." Um 1306.
Nach einer Photographie von Gebr. Wehrli in Kilchberg bei Zürich.

getreten haben, dagegen wurden die wertvollen Sammlungen anderer Schweizer Städte dafür nicht in Anspruch genommen, sondern die antiquarischen Millionenwerte, die im Lauf der letzten zwölf Jahre zu den ehemals zürcherischen Altertümern gekommen sind, durch die großen Kredite erworben, die der Bund Jahr um Jahr für die Bereicherung des Landesmuseums aussetzt. Manches wurde im Land selber, wo es in kleineren und größeren Städten und auch in aristokratischen alten Häusern der Landschaft noch einen ansehnlichen Besitz von Altertümern gibt, aufgekauft, mehr noch aus Deutschland, Frankreich, England an schweizerischen Kulturzeugen zurückerworben, die zu einer Zeit um billigen Preis in diese Länder verschleppt worden sind, als in der Schweiz das Verständnis für ihre Bedeutung noch schlief. Viel Anerkennenswertes ist auch geschenkweise in den Besitz des Landesmuseums gelangt, und alles zusammen, was durch freiwillige Abtretung, leihweise Überlassung und Kauf sich darin bis zum Tag der Eröffnung gehäuft hat, ist nicht nur der Menge, sondern auch dem inneren Wert nach so bedeutend, daß das Museum sofort ehrenvoll neben dem gleichen Zweck dienende Anstalten anderer Länder tritt und auf einigen Gebieten des Kunstgewerbes Sammlungen von unvergleichlicher Schönheit aufzuweisen hat, so namentlich auf dem der alten Glasmalerei.

Die Sammlungen sind in der Folge angeordnet, daß der Besucher des Museums im großen und ganzen einen chronologischen Gang durch die Kulturgeschichte der Schweiz macht, und in den Zimmereinrichtungen sind immer auch Fenster, Öfen und Geräte der gleichen Stilperiode als Schmuck verwendet, so daß die Harmonie des Eindrucks überall gewahrt ist.



Partie aus der unteren Kapelle mit Blick in den Kreuzgang.
Nach einer Photographie von Gebr. Wehrli in Kilchberg bei Zürich.

Der Eingang zum Museum befindet sich in der linken Seite des Thorbogens. Indem wir das Erdgeschoß des Verwaltungsgebäudes durchschreiten, aus dessen Treppenhaus die Büsten Ferdinand Kellers, des berühmten schweizerischen Prähistorikers, und Salomon Vögelins, des leider zu früh verstorbenen Gründers des Landes-



Vorhalle zum Kreuzgang.
Nach einer Photographie von Gebr. Wehrli in Kilchberg bei Zürich.

museums, herniedergrüßen, gelangen wir in die Säle, wo die im Halbdunkel der Vergangenheit ruhende Vorgeschichte der Schweiz in den einst Aufsehen erregenden Höhlenfunden von Thayngen und Schweizersbild, in einer Menge von Pfahlbauzeugen aus den schweizerischen Seen, in Ausgrabungen aus helvetischen und allemannisch-burgundischen Gräbern und in Denkmälern aus den römischen Niederlassungen in Helvetien, ihre Bilder weist.

Sie sind Vorspiel und gleichen ähnlichen Sammlungen in anderen Ländern so sehr, daß das wesentlich Schweizerische nur darin liegt, daß ihre Gegenstände innerhalb der Grenzen des jetzigen Landes gefunden worden sind. Den festen Boden der Geschichte betreten wir mit der Ausstellung der Denkmäler romanischen Stiles, die in zwei Räumen teils im Original, teils in Nachahmung vom Erwachen des schweizerischen Kunstgewerbes erzählen. Die aus dem Bündnerland stammende Decke des einen Gemaches enthält die älteste bekannte Bibelillustration, die Fenster aus Freiburg schmücken das älteste Glasmosaik und die ältesten Glasgemälde der Schweiz, Werke des XIV. Jahrhunderts. Besonders merkwürdig ist eine Loggia, die uns eine alte Banindustrie vor Augen führt, die der sogenannten St. Urbanbacksteine, die im XIII. und XIV. Jahrhundert im luzernischen Kloster St. Urban und in der Stadt Zofingen hergestellt wurden und, mit wunderbar feiner Ornamentik verziert, zu Hausfassaden verwendet wurden. Sie zeigen Wappendarstellungen, Zeichnungen von Fabelwesen, sogar Genrebilder, z. B. den Knaben, der von einem Wolf im Mönchskleide, welcher begehrlich einem Lamme nachschaut, das Alphabet lernen muß. Das andere romanische Zimmer ist eine getreue Nachbildung einer zürcherischen Ritterstube vom Jahre 1306, die als Deckenschmuck etwa zweihundert an die Balken hingemalte Wappen besitzt und schlagend beweist, wie ärmlich damals selbst die reichsten Leute der Schweiz noch wohnten. Besonders interessant ist ein Figurenfries an der Rückwand, der das Gedicht „das Veilchen“ des Minnesängers Neithard illustriert.

So wenige romanische Denkmäler das

Museum aufzuweisen hat, so reich wird es mit dem Übergang in die Gotik, denn diese Stilperiode fällt in die glückliche Zeit, wo die Schweiz ihre großen Freiheitsschlachten geschlagen hatte, das vorher arme Land zu nationalem Wohlstand gelangte, die Freude am behaglichen Leben erwachte, die Lust an schöner Form und leuchtender Farbe alle Volkskreise ergriff und sich in Stadt und Land das Schilderbedürfnis regte.

Am Museumsbau selber ist romanischer Stil und Gotik durch die in den Hof vorspringende Kapelle, ein Kleinod des Gebäudes, zur Geltung gebracht. Die Krypta bildet ein romanisches Gewölbe, das dem Museum als Schatzkammer zur Aufbewahrung der wertvollsten kirchlichen und weltlichen Edelmetallreliquien dient, die oberirdischen Teile der Kapelle, die zwei übereinander gebaute Kirchlein enthält, sind nach gotischen Motiven gebaut, die man aus alten Kirchen von Zürich, Königsfelden und Schwyz geholt hat. Im weiteren wird die Gotik durch eine Folge alter echter Zimmer illustriert, so durch die gemütliche mit Wappenschildern gezierte Ratsstube des Städtchens Mellingen aus dem Jahre 1495, durch die vornehmen Stuben der zwei letzten Fürstäbtissinnen von Zürich, sowie durch eine Reihe zusammengestellter Räume mit geschnitzten Decken und eine malerische Apotheke aus dem Kloster Muri. Charakteristisch für diese Gemächer sind die farbigen flach geschnitzten Friese, die Tiere und Menschen in buntes Rankenwerk hineinstellen und von langen viel verschlungenen Spruchbändern durchzogen sind, deren Inschriften vom launigen Humor ihres Zeitalters zeugen. So lesen wir in der Wohnung der Äbtissin von Zimmern folgenden Spruch: „Bin der red und bin den oren, bekennt (erkennt) man den essel und den toren, item melen (wer) frouwen übel rett (redet), du weißt nit, was syn muoter tet; frouwen soll man loben, es sy wahr oder verlogen."

Den höchsten Schmuck geben den Zimmern weder die geschnitzten oder kassettierten Decken noch die kunstvollen Schränke und Truhen, die darein gestellt sind, sondern die jubelnde Farbenpracht der Glasgemälde



Untere Kapelle mit Altar aus Lavertezzo-Verzasca (1503).
Nach einer Photographie von Gebr. Wehrli in Kilchberg bei Zürich.

in den Fenstern, mit welchen die alte Schweiz den höchsten Luxus getrieben hat. Nicht nur die eidgenössischen Stände schenkten sich als Zeichen der Freundschaft für die Rathäuser ihre Wappenscheiben, sondern überall, wo Kirchen, Tavernen, Bürgerhäuser gebaut wurden, spendete man als freundschaftliche Beisteuer Glasgemälde. Selbst die bäuerliche Wohnung blieb nicht ohne ihren Schmuck, insbesondere war es Sitte, daß man beim Eingehen einer Ehe irgend einem benachbarten Gotteshause eine sogenannte Allianceescheibe mit dem Wappen der beiden Eheleute schenkte. Neben der heraldischen Zier stellten die schweizerischen Glasmaler besonders gern Scenen des damaligen Volkslebens dar: den Säemann auf dem Feld, den Handwerker in der Werkstatt, den Wandergesellen auf der Straße, die Schützen beim Mahl, die Krieger im Gefecht, die Priester im Konvent, die Herren im Rat. Wenigstens war es so in der besten Zeit, und wie sehr diese Scheiben wegen ihrer technischen Vollendung und ihres reichen kulturgeschichtlichen Inhalts geschätzt werden, beweist die Thatsache, daß heute das einzelne Stück auf dem internationalen Kunstmarkt mit 5000—10000 Mark und höher bezahlt wird. Das schweizerische Landesmuseum besitzt ihrer ein halbes Tausend, teils solche mit der harten Farbengebung der romanischen Periode, besonders viele aber, die aus der Blüte der herrlichen Kunst, die im Anfang des XVI. Jahrhunderts die höchste Vollendung erreichte und erst im XVIII. vollständig zerfiel. Sie sind in eine Reihe von Zimmern verteilt. Besonders wirkungsvoll stellt sich eine Folge in einem Kreuzgange dar, der nach zürcherischen Vorbildern erstellt, eine stimmungsvolle Umgebung für einige monumentale Grabmäler ist, unter denen dasjenige der Königin Agnes aus dem Kloster Töß den höchsten geschichtlichen Wert besitzt.

Ein anderer hoher Schmuck der alten Zimmereinrichtungen sind die Kachelöfen, deren älteste nur Reliefschmuck aufweisen, während die späteren ähnlich wie die Glasscheiben bunte Genrebilder und ihnen zu Füßen allerlei erbauliche Sprüche tragen.



Gotischer Saal aus der ehemaligen Frauenminster-Abtei in Zürich (1507).
Nach einer Photographie von Gebr. Wehrli in Kilchberg bei Zürich.



Seidenhofzimmer von Zürich (1620).
Nach einer Photographie von Gebr. Wehrli in Kilchberg bei Zürich.

In seinen Briefen aus der Schweiz schreibt schon Goethe: „Es ist was Schönes und Erbauliches um die Sinnbilder und Sittensprüche, die man hier auf den Öfen trifft.“ Glas- und Ofenbilder begleiten die Zimmereinrichtungen bis über die Renaissance hinaus, ja die schweizerische Hafnertechnik, deren berühmtester Sitz Winterthur war, erreichte ihre höchste Blüte erst im XVII. Jahrhundert, als sich auf manchen anderen Gebieten des Kunstgewerbes schon der Verfall des Geschmackes einstellte. Nicht alle die Prachtöfen, welche das Landesmuseum besitzt, haben in besonderen Zimmern Aufstellung finden können, verbunden mit einer Ausstellung von Kunstwerken der Schreinerei, besonders Buffets, füllen die Denkmäler der hoch entwickelten schweizerischen Keramik noch zwei besondere Räume.

Im Treppenhaus des Museums mischen sich Spätgotik und Frührenaissance, jene wird durch eine prachtvolle geschnitzte Holzdecke, die in Medaillons die Reliefbrustbilder Christi, Mariae und der Apostel enthält, diese durch zwei reich geschnitzte Thüren illustriert, die mit ihren Medaillons Männer- und Frauenbüsten in der Tracht des beginnenden XVI. Jahrhunderts umrahmen. Die einfachere Renaissance schildert uns ein Zimmer aus der Rosenburg zu Stans, die prangende ein Saal aus der Casa Pestalozzi in Chiavenna vom Jahr 1585, der insofern mit Recht in eine schweizerische Ausstellung eingefügt werden durfte, als Chiavenna bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts im Besitz Graubündens war. Die aus mannigfachem kostbaren Holzgetäfel zusammengesetzten Wände fesseln mit den zartesten Intarsien und werden von reich profilierten Pilastern und Gesimsen unterbrochen. Herrliche Thürportale von Arbon und ein Zimmer aus Zürich vom Anfang des XVII. Jahrhunderts zeigen die schweizerische Kunstschreinerei in der höchsten Entfaltung ihres Formenschatzes, und die geschmiedeten Eisengeländer der Treppe rühmen den Schönheitssinn des damaligen Metallhandwerks, das auch an der Ausstattung der Zimmer großen Anteil nimmt.

Der Barockstil ist illustriert durch die



Glasgemälde aus dem Cistercienserkloster von Franz Salentin.
Ende des XVI. Jahrhunderts.
Nach einer Photographie van Gebr. Wehrli in Kilchberg bei Zürich.

luftige Oberkirche der Museumskapelle, die mit den kirchlichen Altertümern des XVII. und XVIII. Jahrhunderts ausgeschmückt ist. Ein Raum, der dem Besucher so recht die Behaglichkeit vor Augen führt, die das XVII. Jahrhundert liebte, ist der Lochmannsaal aus Zürich, die Wohnung eines aus fremden Kriegsdiensten zurückgekehrten Obersten, der zu seinem Ergötzen Heinrich IV. von Frankreich mit seinem Hof und die Führer des dreißigjährigen Krieges an die Decke hat malen lassen. Ein besonders schöner Ofen, der mit seinen Malereien eine Schweizergeschichte in Bildern darstellt, schmückt dieses Prachtstück einer Zimmereinrichtung.

Im Rokokosaal ist eine reizende Sammlung von Zürcher Fayencen des XVIII. Jahrhunderts untergebracht, sie erweckt die Erinnerung an den liebenswürdigen Idyllendichter Salomon Geßner, der seine arkadischen Scenen nicht nur in die deutsche Litteratur, sondern mit anmutigen Bildchen auch in die damals blühende Zürcher Porzellanindustrie einführte.

Zwischen die Räume, die wir genannt haben, fügen sich zahlreiche andere, deren Beschreibung wir übergehen müssen; jeder hat seinen künstlerischen Vorzug, seinen Schmuck und seine Poesie. Ein besonderes Gemach ist der Ausstellung der zum Teil prachtvollen schweizerischen Volkstrachten gewidmet, von denen wir im Mai 1897 in den „Monatsheften“ eine Schilderung gegeben haben; ihre schönste Zierde sind eine größere Zahl der herrlichen Brautkronen, die einst durch das ganze Land verbreitet waren.

Aus dem Trachtensaal treten wir durch einen anderen, in dem uns die Militäruniformen aus den verschiedenen Zeiten des Landes in bunter Mannigfaltigkeit entgegenleuchten, zum Schluß unseres Rundganges in den erhabensten Raum des Museums, in die großartige Waffenhalle, die ein überaus eindrucksvolles Bild der ruhmreichen kriegerischen Vergangenheit der Schweiz gewährt. An den gewaltigen Bogen, die den dreiteiligen Raum domartig überwölben, funkeln die Wappenschilder der Heerführer der schweizerischen Freiheitsschlachten, in den

mächtigen Fenstern der mittleren Halle prangt in moderner Glasmalerei der Wappenschild der Eidgenossenschaft und glänzen die Standesscheiben ihrer zweiundzwanzig Kantone. Das warme Farbenlicht strahlt auf etwa vierzig altehrwürdige Fahnen, die im Knistern ihrer Seide den Schweizern beim Zug zur Schlacht Sieg verhießen oder die Heimkehrenden als eroberte Trophäen begleiteten, es leuchtet auf einen Wald alter Speere und Schlagwaffen, alter Brünnen und Helme und auf einen Artilleriepark, der uns die Geschichte des schweizerischen Geschützwesens von seinem Beginn bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts an merkwürdigen Originalen erzählt.

Es ist unmöglich, daß man in einem oder mehreren Gängen auch nur den vollen Überblick über die Fülle historischen und künstlerischen Materials gewinnt, das sich jetzt schon im schweizerischen Landesmuseum vereinigt; es wissenschaftlich auszubeuten, dazu wird der Stab von Gelehrten, der sich speciell mit dem Landesmuseum beschäftigt, Jahre brauchen, es knüpfen sich daran die schönsten Hoffnungen für eine tiefere Erkenntnis der Kulturgeschichte der Schweiz und eine volkstümliche Verbreitung derselben. Das Zustandekommen des prächtigen Museums darf auch in Deutschland erfreuen: in hundert und hundert Zügen weisen die Denkmäler den innigen Zusammenhang des Kulturlebens der beiden Länder nach, und der deutsche Besucher wird nicht wenig überrascht sein, wie das Museum so recht eigentlich ein monumentales Denkmal der Zugehörigkeit der Schweiz zur deutschen Volksgruppe ist, denn was aus den welschen Gegenden des Landes in seine Sammlungen gekommen ist, verschwindet gegen die gewaltige Menge dessen, was auf den ersten Blick deutsches Kulturgefühl verrät.



Der Allianzteppich. Gobelin mit Darstellung des Bündnisses zwischen Ludwig XIV. und den Eidgenossen in Paris (1663). In der Notre-Dame.
Nach einer Photographie von Gebr. Wehrli in Kilchberg bei Zürich.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Von dem Tage an, wo das Ruhegehalt in Kraft tritt, wo man dafür belohnt wird, daß man die Arbeit Jüngeren überläßt, beginnt für Viele eine wahre Schreckenszeit. Wer nicht von früh auf eine Liebhaberei betrieben hat, der er sich nun in der Muße des Alters mit doppeltem Eifer hingeben darf, wer weder an Ansichtspostkarten noch an Pferdebahnscheine, weder an altes Porzellan noch an historische Hufeisen „sein Herz gehängt“ hat, der krankt als Pensionär an der unmodernsten aller Krankheiten, am Zeitüberfluß. Wäre es möglich, Zeit zu verborgen, so ein alter Herr würde die glänzendsten Geschäfte machen; es brauchten sich nur ein Dutzend Schicksalsgenossen zusammenzuthun und eine Aktiengesellschaft zur Lieferung von unbenutzten Stunden — frei ins Haus — zu bilden, und jedem der Teilhaber wären neunzig Prozent Dividende gewiß, da ja das Material fix und fertig zur Abgabe bereit liegt. Vielleicht entdeckt jemand gelegentlich ein Verfahren, Zeit durch mechanischen Druck oder durch Behandlung mit Säuren zu einem brauchbaren Handelsobjekt umzuformen, in der Weise wie man Luft flüssig macht. Dann wäre der Borg und Verkauf von Zeit kein bloßer Traum mehr. Vorläufig aber sind wir noch nicht so weit. Und daher pflege ich, beim jetzigen Zustand unseres Wissens, jedem älteren Herrn, der sich bei mir beklagt, daß die Erde zu ihrem Drehwirbel um sich selbst vierundzwanzig Stunden gebrauche, statt mit der Hälfte auszukommen, die gerade zum Schlafen und Essen genügen würde, — pflege ich jedem unabänderlich den Rat zu geben: Schreiben Sie täglich sechs Stunden an Ihren Lebenserinnerungen. Immer wieder erhalte ich dann die Antwort: erstens kann ich nicht „schreiben“ und zweitens habe ich nichts Wichtiges zu berichten. Der erste Einwand ist schwerwiegender, als der zweite. Es gibt gar kein unwichtiges Menschenleben. Jeder erlebt anderes und erlebt die Dinge anders, in anderer Weise, als sein Nachbar. Auch das Unscheinbarste kann die Grundlage bieten zu psychologischen oder ethischen Ergebnissen bedeutsamster Art. Und wenn ein beliebiger Kleinbauer von seinem ganzen Sein und Treiben Kunde gäbe, so würde die Erzählung sicherlich mit mehr Ewigkeitsgehalt erfüllt sein, als alle Memoiren der Brantome und Richelieu, „obwohl“ die hauptsächlich von Prinzen, Diplomaten, Hofdamen und Kammerzofen handeln. Es gibt Lebensbeschreibungen, die im Grunde nur für den Historiker wertvoll, es gibt andere, die als „Quellen“ wenig brauchbar sind, die aber in den Leseschatz des Volkes übergehen, weil in ihnen das, was schließlich den Kern und Gipfel all unserer Anteilnahme bildet, das rein und ewig Menschliche, lebendig zum Ausdruck kommt. So scheiden sich von selbst die Autobiographien in historische und private, in kulturelle, die vorwiegend Schilderungen der Außenwelt, der Zeitgeschichte bieten, und individuelle, denen die innere Entwickelung der Einzelpersönlichkeit die Hauptsache ist. Diese Scheidung macht sich auch im Stil erkennbar; dort überwiegt das Historische und Pathetische, hier das Idyllische; als Musterbilder beider Gattungen können vielleicht die Memoiren Napoleons I. und die Lebenserinnerungen Jung Stillings gelten. Wie auf anderen Gebieten, so liegt auch auf diesem das Beste vielfach in der Mitte zwischen den Extremen, eine Mitte, die Goethes „Wahrheit und Dichtung“ innehält und ebenso die jüngste Autobiographie, von der ich hier reden will: Theodor Fontanes Aufzeichnungen, die unter dem Titel „Von Zwanzig bis Dreißig“ (Berlin, Fontane & Co.) erschienen sind.*) Ruhegehalt bezieht dieser Alte nicht; wenn er pensioniert sein wollte, so müßte er sich selbst in den Ruhestand versetzen. Aber ich glaube, er wird niemals Lust dazu verspüren, er wird niemals in die Verlegenheit kommen, zu viel Zeit zu haben, er wird schaffen bis zur letzten Minute seines Lebenstages. Schon deshalb hat er ein besonderes Recht, von sich selbst und seinen Geschicken zu berichten. Die Einwände, mit der meine greisen Freunde die autobiographische Arbeit von sich abzuwehren pflegen, treffen bei ihm nicht zu. Fontane gehört zu denjenigen, die zu erleben verstehen, das heißt, die, wie der Goldgräber aus dem Flußsand, überall aus der Wirre der Erlebnisse das Edelmetall

*) Diese Bücherschau war zwei Tage vor dem Tode des Dichters vollendet und in Druck gegeben worden.

herauszuwaschen wissen. Aber er hat auch die rechte Art, das Erlebte darzustellen, so zu erzählen, daß der Leser alle Entwickelung, alle Ereignisse wie etwas Selbsterschautes miterlebt. Der Dichter des Zietenliedes und der Effi Briest ist einer von denen, deren Entwickelung immer neu angesetzt hat, die auch im Alter nicht stille stehen, sondern im Denken und Schaffen den Vorwärtsgang der Zeit unermüdet mitmachen. Sein innerstes Wesen kommt in diesen Lebenserinnerungen ebenso deutlich wie in seinen Dichtungen zum Ausdruck; eine echt märkische Mischung von Nüchternheit und Phantasie, von Ironie und Begeisterungsfähigkeit, von Derbheit und Sinnigkeit; kluge Verständigkeit, die zuweilen ins Philiströse schlägt, gepaart mit Empfindungstiefe. Fontane ist keiner von den Größten, es fehlt ihm das, was man menschliche Verklärtheit, höchste Idealität nennen könnte, aber er ist doch ein Überragender; er ist mit den Jahren einer gewissen Beschränktheit mehr und mehr entwachsen, immer weiter und freier geworden, so daß er heute, wo er auf sein Leben zurückblickt, nicht teilnahmlos, aber vorurteilslos über allen Parteien, Richtungen und Strömungen steht. Aus diesem Höhengefühl, das allerdings nicht immer gleich stark sich geltend macht, aus dem Bewußtsein heraus, keinem verantwortlich zu sein, als sich selbst, schöpft er denn auch den Mut und die Kraft, unbedingt wahr zu sein, Menschen und Dinge so zu zeichnen, wie sie ohne Schminke, ohne Vergoldung erscheinen. Mit ruhiger Selbstgewißheit sagt er an einer Stelle, nachdem er einen alten Bekannten sehr scharf beleuchtet hat: „Ich habe so viel Grog in seinem Hause getrunken, daß es eigentlich schlecht ist, so viel Anzügliches hier von ihm zu sagen. Aber ich nehme es schließlich auf mich.“ Und er thut gut daran. Eine Charakteristik, die nicht der strengste Wahrheitssinn diktiert hat, wäre die Tinte nicht wert, mit der sie geschrieben. Daß eine Persönlichkeit, die so fest in sich selber steht, mit ihren Urteilen und Behauptungen nicht immer nur Beistimmung, sondern auch öfters Widerspruch hervorruft, das ist so gut wie selbstverständlich. Und es ist nicht der geringste Reiz des Buches, der durch diese Thatsache bedingt wird; jeder Leser wird mit dem Verfasser ein Hühnchen zu pflücken haben, aber wertvoller ist es, daß jeder mehr als einmal angeregt wird, über Dinge, die ihm bisher zweifellos erschienen, neu nachzudenken. Nur eins berührt an dem Buche, wenigstens im ersten Augenblick, unangenehm: Die Vorliebe Fontanes für gewisse Fremdworte, die man längst, seit den Tagen von anno dazumal gestorben glaubte. „Pardoniert“, „umcouren“, „viver“ Sachse, — klingt das nicht wie ein Nachhall aus der Zeit des seligen Gottsched? Aber man nimmt es schließlich hin, gehört es doch zu dem Persönlichkeitsstil des Erzählers. In diesem Punkte hat Fontane die Entwickelung verschlafen, mit Absicht vielleicht, aber doch verschlafen.

Das Buch gliedert sich in acht Abschnitte. In den beiden ersten erzählt Fontane von seinen Lehr-, Wander- und Gesellenjahren als Apotheker. Wie das aber Dichtern so zu ergehen pflegt, hat auch Fontane die Kräfte seines geistigen Wachstums weniger seiner Berufsarbeit entnommen, als vielmehr dem Welttreiben um sich her, insbesondere dem Verkehr mit strebsamen Altersgenossen. Daher tritt in der Schilderung die Apotheke ziemlich in den Hintergrund und das Vereinsleben, in das der Dichter frühzeitig geriet, in den Vordergrund. Von den Vereinen, die der Zwanzigjährige zunächst kennen lernte, ist wenig zu sagen; sie waren ganz von der Art, wie sie überall und zu allen Zeiten von jungen Leuten begründet werden, die das Bedürfnis haben, sich untereinander auszusprechen und vor allem sich gegenseitig ihre ersten Verse vorzulesen. Bedeutsam aber wurden sie für Fontane dadurch, daß er in ihnen die Bekanntschaft mit einer ganzen Reihe hochbegabter Jünglinge machte, die später auf das Kulturleben unseres Volkes einen bestimmenden Einfluß ausübten. Einer von ihnen war Julius Faucher, der künftige Apostel der Freihandelslehre und Begründer des Vereins für Kanal- und Flußschiffahrt. In seiner Jugend war Faucher unter den Tollen einer der Tollsten. Er gehörte zu dem Kreise der „Sieben Weisen“, die im Hippelschen Kapkeller tagten und nachteten; Genossen dieses Kreises waren u. a. Edgar und Bruno Bauer sowie Max Stirner, der Verfasser des „Einzigen und sein Eigentum“. Diese Sieben unternahmen, um Geld zu ihren Kneipereien aufzutreiben, wahre Raubzüge durch die Friedrichsstraße und unter den Linden; eines Abends wurde auch Fontane von ihnen überfallen. „Alle hatten die Rockkragen in die Höhe geklappt und die Mützen und Hüte tief 'runter gezogen; ein paar humpelten, einer schien buckelig oder wenigstens mit sehr hoher Schulter. Dieser trat an mich heran, streckte mit gemachter Ängstlichkeit seine hohle Hand gegen mich aus und sagte: „Herr Graf, bloß Zweigroschen.“ Es war Faucher. Ich hätte nun sagen können: „Faucher, seien Sie nicht verrückt.“ Aber das wäre Spielverderberei gewesen und hätte vielleicht auch zu sonderbaren Auseinandersetzungen geführt. Ich suchte also nach dem geforderten Geldstück, und weil ich ein solches leider nicht finden konnte, mußte ich mich mit einem Viergroschenstück loslösen, wofür ich unter devoten Bücklingen und heiterem Gejohle im Hintergrund belobt wurde.“ Später verheirateten sich einige Mitglieder des Kreises. Der erste, der es wagte, war der seitdem so berühmt gewordene Stirner. Seine Frau hatte etwas Geld, das, der Weisheit der sieben Weisen entsprechend, sofort in einem großen Gesamtunternehmen angelegt werden sollte. Man beschloß eine „Milchwirtschaft“ einzurichten und zwar nach demselben Princip, das viele Jahre nachher von dem praktisch klugen Bolle glorreich durchgeführt wurde. Die Sieben unternahmen Reisen auf die umliegenden Dörfer und schlossen mit zahllosen Pächtern und Bauerngutsbesitzern Kontrakte über Milchzufuhr ab. Von einem bestimmten Tage an hatte jeder so und so viel Quart zu liefern. Das Bureau und die Kellerräume, alles ganz großartig, befanden sich in der Bernburger Straße. Die Milch kam denn auch, aber die Käuser blieben aus, und nachdem schließlich mehrere Tage lang ein gewisser saurer Milchton die ganze Bernburgerstraßenluft durchzogen hatte, sah man sich genötigt, eines Nachts den ganzen Vorrat in die damals noch in Blüte stehenden Berliner Rinnen ablaufen zu

lassen. Das Vermögen der Frau Stirner war hin ... Im dritten Abschnitt des Buches berichtet Fontane von seiner Soldatenzeit. Ein vierzehntägiger Urlaub ist die bemerkenswerteste Episode dieses Dienstjahres; der Dichter benutzte ihn zu einem ersten Ausflug nach England und gewann dort Eindrücke, die auf sein Schaffen und Denken den stärksten Einfluß ausgeübt haben. Der vierte Abschnitt ist wiederum Vereinserinnerungen gewidmet; diesmal handelt es sich aber um eine Gesellschaft, die von größter Bedeutung für das geistige Leben des älteren Berlins war, um den „Tunnel über der Spree". Begründet wurde der Verein 1827 von Saphir; jahrelang gehörten ihm fast alle Talente an, die im litterarischen Leben der Spreestadt eine Rolle spielten. So Heinrich von Mühler, der spätere Kultusminister, Friedberg, der 1879 Justizminister wurde, Otto Gildemeister, der nachmalige Bürgermeister Bremens, Max Jähns, der Militärschriftsteller, Graf Strachwitz, Wilhelm von Merkel, Emanuel Geibel, Christian Scherenberg, Theodor Storm, B. von Lepel, Adolf Menzel, Heinrich Seidel, Felix Dahn, Paul Heyse, Richard Lucae, der Erbauer des Charlottenburger Polytechnikums, Louis Schneider, der Vorleser und Vertraute Friedrich Wilhelms IV., und viele andere. Till Eulenspiegel bildete den Schutzpatron des Tunnels. Im Sinne dieses „Heiligen" hieß der jedesmalige Vorsitzende nicht Vorsitzender oder Präsident, sondern das „Haupt", noch genauer das „angebetete Haupt". Sein Scepter war das Eulenscepter, ein etwas übermannshoher Stab, auf dessen oberem Ende eine vergoldete Eule thronte. „Dieses Scepter war eine Art Heiligtum, aber ihm an Ansehen gleich oder fast noch überlegen war ein anderes Stück aus dem Tunnel-Krontresor: der Stiefelknecht, der, ich weiß nicht wie motiviert, die unendliche Wehmut oder den Weltschmerz symbolisieren sollte." Die Statuten schrieben vor, daß jede politische Debatte untersagt sei und daß jedes Mitglied einen Necknamen, einen nom de guerre, führen müsse. So hieß Mühler Cocceji, Friedberg Canning, Geibel Bertrand de Born, Storm Tannhäuser, Heyse Hölty, Menzel Rubens, Schneider „Campe der Caraïbe" und Fontane selbst Lafontaine. Von dem Treiben im Verein entwirft „Lafontaine" eine sehr lebendige Schilderung, und er breitet dann vor dem Leser eine ganze Sammlung teils flüchtig umrissener, teils mit breiteren Strichen ausgeführter Porträts aus, Schilderungen der Hauptpersönlichkeiten des Klubs. Diese Porträtzeichnungen sind freilich alles andere als Charakteristiken im großen Stil. Das Anekdotische wiegt vor. Unwillkürlich fragt man sich, ob denn all diese Männer, von denen nur Lepel und Merkel Fontane herzlich näher gestanden, nie mit den „höchsten Menschheitsfragen" sich beschäftigt haben. Aber davon ist überhaupt in dem Buche kaum eine Andeutung zu finden, von eigentlicher Höhenstimmung so gut wie nichts zu merken; Fontane erinnert mehr an die Niederländer, als an die Raffael, Goethe und ihresgleichen. Was man aber mit dem Anekdotischen erreichen kann, das erreicht Fontane; er ist ein Meister in dieser Art von Kleinmalerei. So erzählt er von dem Baurat Lucae: Lucae war ein allgemeiner Gesellschaftsliebling und hatte Anspruch darauf wie wenige. Und doch bildete die Gesellschaft, dieser Schauplatz seiner Triumphe, zugleich den Schauplatz seiner Niederlagen. Er war der artigste Mensch von der Welt und verfiel trotzdem, ganz ohne Wissen und Schuld, beständig in Taktlosigkeiten; er war der friedliebendste Mensch und hatte jeden Tag kleine und mitunter auch große Streitigkeiten; er war der politisch vorsichtigste Mensch und stieß politisch immer an.. Einmal war er in eine große Ministerialgesellschaft geladen, und unter den Geladenen befand sich auch ein hannoverscher Graf, reich, klug, hochangesehen, der im Gegensatz zu so vielen anderen seiner Landes- und Standesgenossen allen Welfismus abgethan und sich zu Preußen bekehrt, ja sogar ein hohes Staatsamt übernommen hatte. Der Graf saß Lucae gegenüber, die Comtesse-Tochter neben ihm. Er plauderte lebhaft und unterhaltlich mit seiner liebenswürdigen Nachbarin, und als der Zufall es fügte, daß man auf Napoleon I. und den General Moreau zu sprechen kam, sagte Lucae: „Ja, dieser Moreau; die Kanonenkugel riß ihm beide Beine weg, und so schrecklich dies ist, so muß ich doch sagen, ich habe darin immer was von göttlicher Gerechtigkeit gefunden; ich hasse jeden Rigorismus, aber sein Land aufgeben und in den Dienst einer anderen Sache treten, dagegen lehnt sich mein Gefühl auf." Die Comtesse schwieg, der alte Graf lächelte; Lucae selbst kam erst um vieles später zum Bewußtsein dessen, was er da 'mal wieder angerichtet hatte .. Auch mit seinen Berolinismen stieß er beständig an, weil er entweder ihre Tragweite nicht richtig erwog oder aber in seiner Erregtheit vergaß, vor wem er überhaupt sprach. Eines Tages war er ins Palais des alten Kaisers Wilhelm geladen, um diesem einen Vortrag über irgend eine die Schloßfreiheit betreffende Bausache zu halten, und unterzog sich dieser Aufgabe mit der ihm eignen Lebendigkeit des Ausdrucks. „Ja, Majestät," sagte er, „wenn nur nicht das rote Schloß wäre." Der Kaiser, der diese Bezeichnung nie gehört haben mochte, war einen Augenblick wie „dekontenanziert" (echtes Fontane-Wort) und wiederholte fragend den ihm häßlich klingenden Ausdruck. „Ja, Majestät," antwortete Lucae, „das rote Schloß — das ist nämlich die volkstümliche Bezeichnung für den Bau da drüben. Übrigens baulich unbedeutend und außerdem Sitz einer Schneider-Akademie." Der alte Wilhelm kam aber, trotz dieses Anlaufs, die Sache ins Heitere zu spielen, nicht wieder in gute Stimmung. Nicht viel besser erging es dem armen Lucae mit der Kronprinzessin Friedrich. Auch im Gespräche mit dieser handelte sich's um eine Bausache. „Sehen Sie, lieber Geheimrat, da haben wir als destes das Bibliotheksgebäude — das einzige Stück Berliner Architektur, das mir gefällt." Lucae seinerseits mochte dem nicht zustimmen und erwiderte: „Die Berliner nennen es die — Kommode." „So, so," sagte die Kronprinzessin und nahm nicht wieder Veranlassung, seinen baulichen Beirat einzuziehen ... Aus der Vereinswelt weg in die Stille führt der fünfte Abschnitt des Buches; Fontane erzählt von seiner Verlobung mit einer Jugendgeliebten, Emilie

Kummer. Zur Hochzeit aber, von der das Schlußkapitel berichtet, kam es erst Jahre später. Der Dichter mußte zunächst noch viele Hindernisse überwinden, viel Sturm durchmachen, ehe er in den „Hafen" einlaufen konnte. Der folgenreichste Schritt für ihn war, daß er seine Apothekerrolle, deren er längst überdrüssig war, zu den Akten legte und in den „freien" Journalisten- und Schriftstellerstand übertrat. Erst dadurch wurde es ihm möglich, einen Hausstand zu begründen; das that er aber auch sofort und er ist in der glücklichen Lage, zu versichern, daß er in der Liebeswahl Glück gehabt hat, daß seine Frau genau die Eigenschaften hatte, die für ihn paßten. „Sie war vor allem eine Haushälterin von jener nicht genug zu preisenden Art, die Sparsamkeit mit Ordnungssinn und Helfefreudigkeit verbindet." Bevor es jedoch Fontane zum Ehemann brachte, hatte er die Märztage des Jahres 1848 mit erlebt; er gibt von ihnen ein farbiges Bild, das nichts eigentlich Neues bringt, aber manches in neuer Beleuchtung zeigt. Bezeichnend ist das Wort, daß es für jeden gut sei, „seinen Mitmenschen so ein bißchen Furcht einzuflößen. Wer glaubt, speciell hierlandes, sich ausschließlich mit Liebe durchschlagen zu können, der thäte mir leid." An einer anderen Stelle versichert Fontane, daß er in seinen alten Tagen immer demokratischer geworden sei; bekanntlich haben die meisten seiner Altersgenossen die gegenteilige Entwickelung durchgemacht. Das aber gibt ja gerade dem Buche seinen wesentlichen Reiz, daß sich in ihm eine Persönlichkeit offenbart, die, mag man ihre Anschauungen billigen oder bekämpfen, durchaus ihren eignen Weg geht. So ist denn auch sein Demokratismus ein specifisch Fontanesches Gewächs; er verträgt sich z. B. recht gut mit dem Bekenntnis des Dichters, eine „beinah schwärmerische Liebe für Friedrich Wilhelm III., diesen lange nicht genug gewürdigten und verehrten König" zu empfinden. Ähnliche Charakterzüge und kennzeichnende Äußerungen bietet das Buch noch anderweit in reicher Fülle, aber es genüge, darauf hinzudeuten. Wer noch nichts von Fontane kennt, der braucht nur diese Lebenserinnerungen zu lesen; er hat ihn da nicht ganz, aber doch in seinem wesentlichen Kern. Und sicherlich wird ihm die Lektüre Lust machen, nach dem Menschen auch den Dichter kennen zu lernen.

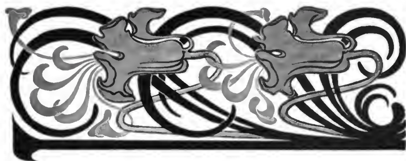
Es scheint auf den ersten Blick gewagt, von einer litterarischen Verwandtschaft zwischen Fontane und einer weiblichen Dichterin zu sprechen, ist doch der märkische Poet gleichsam der Typus eines im engsten Sinne männlichen Schriftstellers, so viele seiner Erzählungen auch Frauen als Trägerinnen der Handlung aufweisen mögen. Und doch ist die Verwandtschaft zwischen Fontane und Bernhardine Schulze-Smidt unverkennbar, wenn sie sich auch, wie natürlich, mehr in Einzelheiten, als in dem Gesamtbild erweist. Zum Teil selbst im Stil und in der Sprache, stärker noch in der Art der Charakteristik, am deutlichsten in der Gesinnung und in der Wahl der Stoffe. Es hat etwas für sich, wenn die Kritik dieser Dichterin gegenüber immer wieder hervorhebt: „Sie schreibt wie ein Mann," „mit fast männlicher Hand sind die Charaktere gezeichnet"; nur darf man andererseits nicht vergessen, daß im Empfindungsausdruck eine starke weibliche Sensitivität ebenso bestimmt zu Tage tritt. Aber der Stil gibt, wie gesagt, nur das unscheinbarere Element der Verwandtschaft her. Wie bei Fontane, wurzelt auch bei Frau Schulze-Smidt das Schaffen in einem lebendigen Nationalgefühl, ja in specifisch preußischer Gesinnung. Und auf beiden Seiten prägt sich diese Gesinnung vielfach in der Vorliebe für „patriotische" Stoffe aus. Die Gemeinsamkeit geht hier so weit, daß beide gelegentlich dieselbe Epoche behandelt haben, Fontane in seiner Erzählung „Vor dem Sturm", Frau Schulze-Smidt in ihrem Romane „Eiserne Zeit". Dieses Werk selbst — im „Daheim" erschienen — liegt mir in Buchform noch nicht vor, statt seiner aber eine Novellensammlung: „Franzosengeschichten" (Dresden, Carl Reißner), die im großen Ganzen von demselben Geist erfüllt ist, wie der Roman. Ein weiterer Vergleich zwischen dem Roman und den Novellen ist allerdings nicht möglich; der erstere ist dichterisch so groß angelegt, daß gegen ihn die Novellen denn doch nur als Erzeugnisse poetischer Nebenstunden erscheinen. Immerhin offenbart sich auch in ihnen die Eigenart und das große Talent der Erzählerin nach jeder Seite hin. Die Sprache, die Darstellung ist einfach bestrickend, das psychologische Bild bis in die feinsten Züge durchgeführt, die Empfindung kraftvoll oder innig zart, je nachdem. Nur mit der Erfindung nimmt es die Dichterin ziemlich leicht. In der ersten Geschichte handelt es sich um einen jungen Franzosen, der 1812 verwundet, verelendet aus Rußland heimkehrt und in einem preußisch-litauischen Hause Aufnahme findet. Die Tochter des Hauses verliebt sich in ihn, erregt aber damit den Abscheu des ganzen Dorfes. Sie kümmert sich um diese Stimmung nicht sonderlich, ihre Leidenschaft ist stärker als ihr Vaterlandsgefühl. Als jedoch der „Sturm" im Lande ausbricht, als die jungen Männer des Dorfes begeistert zur Fahne eilen, da wird auch Marlene von der allgemeinen Glut ergriffen. Sie überwindet sich, den Geliebten aufzugeben, ihm die Flucht — sogar in Begleitung ihrer Nebenbuhlerin — zu ermöglichen, und tritt dann selbst, als Mann verkleidet, ins Heer. Gleich in einem der ersten Gefechte stirbt sie den Heldentod. Sehr wirkungsvoll ist die Stimmung der großen Zeit wiedergegeben; man fühlt das Brausen jener Tage lebendig erregt mit, jenes Brausen, das noch heute nachhallt in den Versen Max Schenkendorffs:

„Die Feuer sind erglommen
Auf Bergen nah und fern;
Ha! Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen, Sturm des Herrn!"

Die zweite Geschichte, die 1870 spielt, verarbeitet einen ganz ähnlichen Stoff, aber die Durchführung ist durchaus verschieden, nicht heroisch, sondern mehr in Adagioweise. Der Gefangene stirbt und im Angesicht des Todes bricht der nationale Haß zusammen. Die dritte Erzählung, in der Paris den Schauplatz abgibt, hat gleichwohl auf den Titel Franzosengeschichte nur ganz äußerlichen Anspruch; sie könnte sich ebenso gut

in Potsdam oder Moskau, wie in Paris abspielen. Renate Weerth hat sich vor Jahren mit einem Arzte verlobt, der um ein Beträchtliches jünger ist als sie. Eines Tages lernt der Arzt ein junges Mädchen kennen, an das er sofort sein Herz verliert. Trotzdem hält er als Ehrenmann an dem Verlöbnis fest. Lange sträubt sich Renate, die das Geheimnis des Verlobten durchschaut, gegen die Vorstellung, daß das Verhältnis zwischen ihr und dem Manne unhaltbar geworden ist. Endlich aber, als sie merkt, wie sich der Geliebte in innerem Kampfe verzehrt, als sie selbst sich nicht mehr verhehlen kann, wie verblüht sie ist, rafft sie sich zur Entsagung auf und gibt den Geliebten frei. Wie man sieht, sind das alles Probleme, die hundertmal in der Litteratur behandelt worden sind. Aber das kommt erst zum Bewußtsein, wenn man den Geschichten kritisch nachsinnt; während man sie liest, empfindet man es kaum, so sehr versteht es die Erzählerin, durch den Reiz der Darstellung, durch fesselnde Redenzüge das Alte wie neu erscheinen zu lassen.

In dem gleichen Maße, wie Fontane und Frau Schulze-Smidt national erscheinen, hat Rudolf Lindau Anspruch auf den Namen eines internationalen Erzählers. Seine Romane sind so recht Schöpfungen unserer Zeit, im „Zeichen des Verkehrs“ geboren; ihr Schauplatz ist die ganze Welt, von Englands Kreidestrand bis zu Chinas sumpfigen Lößniederungen. Selbst ihr Stil trägt, wenigstens zum Teil, ein kosmopolitisches Gepräge. Im ästhetischen Sinne aber sind viele dieser Schöpfungen, unter ihnen die jüngste, der Roman „Fanar und Mayfair“ (Berlin, Fontane & Co.), alles andere als modern. Von den Hauptstücken, auf die das jüngere Erzählergeschlecht Wert legt, psychologische Analyse, eigenartige Problemstellung, scharfrealistischer Dialog und anderes mehr, finden sich bei Rudolf Lindau nur Ansätze und Spuren. Am ehesten spielt noch das „Milieu“ bei ihm eine ähnliche Rolle, wie bei den Modernen. Im großen Ganzen aber gemahnt die schriftstellerische Art Lindaus mehr an Bulwer, als an irgend einen Zeitgenossen. Überall sind seine Werke reich an lebensvollen Schilderungen, und die Charakteristik ist stets von fesselndem Gepräge, aber den eigentlichen Reiz macht doch die Handlung in ihren bunten Verwickelungen und Verschlingungen aus. Lindau ist vor allem Erfinder, in dem Sinne, wie es die älteren Novellisten waren, denen es in erster und letzter Reihe darauf ankam, ein Gewebe romantischer Abenteuer zu flechten und Spannung zu erwecken. Diese Absicht erreicht Lindau um so sicherer, als er ein ausgezeichneter Erzähler ist, der zwar hier und da den Faden etwas lang spinnt, aber den Leser, sobald er ihn einmal eingesponnen, nicht leicht wieder aus seinem Banne läßt. Hinzukommt, daß die Sprache der Erzählungen so leicht und anmutig dahinfließt wie in einem Märchen, an dem Jahrhunderte gefeilt und geglättet haben. Immerhin werden die meisten Leser, die den neuesten Roman „zu sich nehmen“, nach der Lektüre zunächst die Empfindung haben: Ja, was soll denn eigentlich das Ganze? So sehr sind wir bereits daran gewöhnt, im Romane und in der Novelle irgend ein Problem gelöst zu sehen. Die Sache liegt jedoch in diesem Falle so, daß die Lindausche Erzählung eben gar nichts soll, nichts beweisen und nichts bedeuten; sie soll nur das eine, unterhalten, in leichtem Spiele die Schicksale einiger mehr oder weniger interessanter Menschen vor Augen gaukeln. Wenn nebenbei der Leser in eine halb traumhafte Stimmung versetzt wird und fremdartige ethnologische Bilder seine Aufmerksamkeit gefangen nehmen, so bleibt dies doch immer ein Nebenbei ... Fanar ist der Stadtteil Konstantinopels, in dem die griechische Aristokratie, die nach der Eroberung der Stadt vom Säbel der Türken verschont blieb, ihren Wohnsitz hatte und zum Teil noch hat; ihre Mitglieder erhielten von diesem Aufenthalte den Namen Fanarioten. Mayfair ist ein Stadtteil im Londoner Westend. Zwischen diesen entlegenen, voneinander in jedem Punkte verschiedenen Erdenwinkeln spielen die Ereignisse der Erzählung hin und her. Sie bilden ein solches Durcheinander von Fäden, daß es unmöglich ist, auf dem Raume, der mir zur Verfügung steht, ein getreues Verkleinerungsbild davon zu geben. Nur das eine kann ich verraten, daß den Kern der Handlung ein paar Liebesgeschichten bilden; sollte mir die anmutige Leserin etwas so Merkwürdiges nicht glauben, so mag sie sich selbst überzeugen. Von London zieht — damit ich wenigstens diese Liebesabenteuer andeute — Kapitän Harry Midford nach Stambul und gewinnt sich dort die liebliche Prinzessin Hypatia Nikusi zur Frau; von Stambul zieht Panayotti Nikusi nach London und erobert sich die Schönste der Schönen, Maud Elmhurst. Während der Engländer aber sich ein sehr gemütliches Eheneſt bereitet, sintemalen Hypatia nur zart und liedevoll, sonst gar nichts ist, bettet sich der Grieche sehr hart. Seine Frau hat einmal in ihrem siebzehnten Lebensjahre von einem Vetter einen Kuß erhalten, ohne daß der Bösewicht einen Heiratsantrag folgen ließ. Seitdem verzehrt sich die Ärmste in Menschenverachtung und Gram derart, daß sie auch durch den Bund mit Panayotti nicht erlöst wird, sondern in Schwindsucht dahinwelkt, bis sie stirbt. In der Nacht ihres Todes aber ermordet ihr Gatte heimlich den Vetter, der seine Eifersucht erregt hat. So rächt es sich, wenn man küßt, ohne ehebereit zu sein. Wie man schon aus diesen Andeutungen merkt, geht durch das Ganze ein sehr empfindsamer Zug. Die Gestalten aber, besonders der Kapitän, der ein englischer Gentleman ist, wie er „im Buche“ steht, sowie der finstere Grieche Panayotti, zum Teil auch die Frauen, sie alle nehmen sich aus wie aus einem Romane Bulwers herausgeschnitten. Es ist die Romantik der Byronzeit, in der Lindau schwelgt, die Romantik der Korsar- und Laranaturen. Was der Leser jedoch als bleibenden Gewinn davonträgt, das ist die Einsicht in das eigenartige Dasein und Empfinden der Fanariotenaristokratie, eines Menschenschlages, der zu den aussterbenden Lebewesen gehört.



—⫸ Zu unsern Bildern. ⫷—

(Abdruck verboten.)

Gabriel Max hat in den letzten Jahren eine große Anzahl von Frauenköpfen geschaffen, in denen er eine bestimmte geistige Stimmung zum Ausdruck bringt. Einer, den wir in diesem Heft zwischen S. 272 und 273 wiedergeben, heißt „Zuversicht", und voll unerschütterlicher Zuversicht blickt in der That die schöne Frau, die es darstellt, aufwärts zu jenem Himmel, den unsere Sinne nicht wahrnehmen können und aus dem uns doch die größte sittliche Kraft zu teil wird. Gabriel Max (geb. 1840) gehört unstreitig zu den bahnbrechenden Meistern der Zeit. Nicht zuletzt dadurch, daß er mit jeder Schablone brach und nicht immer wieder alten Wein in neue Schläuche füllte, daß er uns bewußt ein neues Gebiet erschloß, dem Rätselhaften, Geheimnisvollen Eingang in die Kunst öffnete. Dieses Streben ließ ja freilich auch manches Absonderliche entstehen, aber doch noch viel mehr Schönes und Ergreifendes. Ein Abglanz eines ewig suchenden, dem Unerforschlichen nachdringenden Geistes liegt auf den meisten seiner Bilder, die eben deshalb einen so großen Reiz auf alle ideal veranlagten Beschauer üben.

Das Ilsethal, von dem die Ölstudie von Adolf Schweitzer (zwischen S. 320 und 321) einen Ausschnitt gibt, wird vielen unserer Leser bekannt sein. Gehört es doch zu den schönsten Thälern des viel besuchten Harzes. Die Studie gibt den intimen Reiz der kühlen Waldespracht, durch die der Ilsebach plaudernd und rauschend dahinzieht, vortrefflich wieder.

Richard Friese (geb. 1854) hat sich unter den deutschen Tiermalern der neueren Zeit schnell eine hervorragende Stellung erworben und ist heute der ersten einer. Er begann damit, die großen Katzenarten der Tropenwelt, die Löwen und Tiger, zu malen. Er verstand es wundervoll, das Majestätische, das im Wesen des Löwen liegt und ihm von jeher zum Ehrennamen des Königs der Tiere verholfen hat, zu erfassen und für den Beschauer wiederzugeben. Jeder Zoll an seinen Löwen war vollbewußte Kraft und die aus diesem Kraftbewußtsein hervorgehende Ruhe. Während der Löwe, das Raubtier der freien Steppe, für unser Empfinden das Urbild kühner Kraft ist, erscheint uns der Tiger, der im Dickicht der Dschungeln seiner Beute nachstellt, als das Symbol der Tücke und Grausamkeit. Aber auch als solches wirkt das schöngefärbte Raubtier in der Gelenkigkeit seiner gewaltigen Glieder und der Geschmeidigkeit seiner Bewegungen schön, und man versteht es, daß ein Malerauge es gern immer wieder betrachtet und eines Malers Hand es immer wieder darstellt.

Neuerdings hat Richard Friese eine besondere Vorliebe für eines der Urtiere unserer Heimat, für den Elch, gewonnen. Beim ersten Blick auf diesen riesigen Hirsch gewahren wir, daß er in die Kulturwälder unserer Tage nicht mehr hineingehört und daß alle Versuche, ihn in ihnen zu erhalten, scheitern müssen. Der Elch paßt nur in den Urwald und muß mit ihm aussterben. Wo aber noch von Menschen gemiedener Sumpfwald weite Strecken bedeckt, da bildet der zottige Riesenleib des Elchhirsches die passendste Staffage für die rauhe und wilde Landschaft.

Der Friesesche Elch (zwischen S. 344 und 345) ist einer Radierung des Meisters nachgebildet, die vom Verein für Originalradierungen herausgegeben wurde. Unseren kunstsinnigen Lesern seien die Publikationen dieses Vereins warm empfohlen. Zu näherer Auskunft dürfte der Kunstverlag von Paul Bette (Berlin SW., Charlottenstraße 96) gern bereit sein.

Außer dem farbigen Titelbild „Huzulin" (die Huzulen sind ein ruthenischer, im östlichen Galizien und in der Bukowina wohnender Volksstamm), einer prächtigen Ölstudie von Julius Zuber, München, bringt das Heft diesmal noch einen zweiten farbigen Kunstdruck, eine liebenswürdige Kinderstudie von R. Wennerberg, (zwischen S. 328 und S. 329). Außerdem enthält unser Heft eine Waldlandschaft von G. Oeder (zwischen

S. 352 und S. 353) im charakteristischen Herbstgewande, wie denn der Künstler überhaupt gern Herbstmotive wählt; manchem Leser dürfte sein „Novembertag“ aus der Berliner Nationalgalerie bekannt sein. Herbstliche Stimmung ruht auch auf dem Bilde „Im Sonnenschein“ von Max Thedy, das wir (zwischen S. 288 und S. 289) einschalten. Es ist das eines von den Bildern, deren stillem Zauber man erst bei längerem Anschauen gerecht werden kann; dazu gehört auch, daß man das Auge langsam von dem Vordergrunde über die weite Fläche bis zur verschwimmenden Ferne hebt. — Zwischen S. 312 und S. 313 endlich fügten wir ein schönes Bildnis des unglücklichen kleinen Königs Ludwig XVII. ein, dessen Person und dessen Leiden jetzt durch die Aufführung der Sardouschen Geschichtsklitterung „Pamela“ wieder mehr in den Vordergrund des Interesses gerückt erscheinen; unsere älteren Leser werden sich des Aufsatzes über Ludwig XVII. im VIII. Jahrgang erinnern. Übrigens wurde auch der Maler des Bildnisses von der Revolution zu Grunde gerichtet. Jean-Honoré Fragonard, der einer der beliebtesten Modemaler seiner Zeit war, kam in ihrem Sturm um all sein Hab und Gut und starb 1806 im Elend. —

Einige der kleineren Studien im vorliegenden Hefte erinnern uns wehmütig an alte, liebe und vielbewährte Mitarbeiter. So gab uns noch kurz vor seinem im Sommer des Jahres erfolgten Tode der unermüdlich fleißige Albert Richter zwei flotte Zeichnungen „Mexikanische Kavallerie zur Zeit Kaiser Maximilians“, die wir auf S. 284 und 285 wiedergeben, scharfumrissene Skizzen voller Leben, so recht geeignet, die immer frische Art des hochtalentierten Künstlers zu kennzeichnen. Übrigens findet augenblicklich in Dresden, im Kunstsalon Ernst Arnold, eine Ausstellung von Werken Albert Richters statt, auf die wir die Aufmerksamkeit gern hinlenken wollen; sie enthält nicht weniger als fünfzehn Gemälde und über zweihundert Aquarelle, Gouachebilder und Zeichnungen. Der andere treue Mitarbeiter, aus dessen Nachlaß wir (auf S. 293) eine Studie bringen, ist Anton Lewy. Wir verdankten ihm eine lange Reihe ausgezeichneter Illustrationen architektonischen Genres, für das seine Eigenart ihn ganz besonders befähigte. Wer die älteren Jahrgänge dieser Zeitschrift durchblättert, wird fast in jedem derselben mindestens einen Aufsatz finden, den Anton Lewy illustriert hat: sei es daß er in unserem Auftrag das malerische Dresden mit seinen stolzen Barockbauten aufnahm, in den böhmischen Bädern Umschau hielt, die Rebenberge am Rhein zeichnete, Wiens Prachtbauten oder — als sein letztes Werk — das neue Hamburger Rathaus. — Auf S. 269 schalteten wir in den Text einen prächtigen „Keiler“ nach einer Ölstudie von J. Ch. Deiker ein; auf S. 276 eine kräftige Zeichnung von Friedrich Peter Hiddemann, den nun auch schon der kühle Rasen deckt, dessen Andenken aber in seinen Werken (wer kennt nicht die preußischen Werber zur Zeit Friedrichs des Großen in der Nationalgalerie zu Berlin!) unter uns fortlebt. Endlich geben wir auf S. 281 noch eine Ölstudie von Peter Janßen, dem berühmten Düsseldorfer Historienmaler, wieder.

H. v. S.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

